
3 1761 07991803 3
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY





# Kulturgeschichte

des

# Mittelalters.

Von

Georg Grupp.

II. Band.

Zweite, vollständig neue Bearbeitung.

Mit 48 Illustrationen.



Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1908.

# Inhaltsverzeichnis.

## Verzeichnis der Abbildungen.

Fig. 1*, 24* aus Kuhn, Kunstgeschichte. — 2*, 43* aus Hefner-Alteneck, Trachten I, 51, 53. — 3* aus Jähns, Atlas zur Kriegsgeschichte. — 4*, 23* aus Paleographical Society Facsimiles II. Nr. 228, 229.— 5*, 6* aus Stephani, Wohnbau II, 239, 418. — 7*, 10*, 32* aus Bastard Peintures et ornam. des manuscripts IV, 108, 112, VI, 189. — 12* aus Gazette Archéologique XII, T. 6. — 14*, 16*, 48* aus Kraus, Kunstgeschichte II, 393, 46, 37. — 15*, 22* aus Shaws Dresses V u. I. — 18*, 33*, 38*, 41* aus Essenwein, Bilderatlas XVII u. XXVI. — 19* aus Prutz, Staatengeschichte I, 151. — 20*, 21* aus Natur und Offenbarung 1890, 261, 333. — 25*, 28*, 40* aus Social England by Traill 249, 301, 315. — 29*, 39* aus Janitschek, Gesch. d. deutschen Malerei 68, 95. — 30*, 46* aus Schlumberger, L'épopée Byzantine III, 125, II, 149. — 35*, 36* aus Westwood, Anglosaxon Manuscripts (38, 48). — 37* aus Journal of British archeological Association VI, 240. — 42*, 44* aus Kunst für Alle 1903, 249.

# XXXI. Karl der Große.

Es kommt selten vor in der Geschichte, daß ein Mann einer Zeit das Gepräge seines Geistes so aufdrückt wie Karl der Große. Er steht um die Wende des achten Jahrhunderts so im Vordergrund, daß er alles übrige in Schatten stellt, er ist der Begründer einer neuen Kultur, einer neuen Gesellschaftsordnung, einer neuen Bildung und neuer Ideale; erhob sich doch schon wenige Jahre nach seinem Tode eine mächtige Stimme und erklärte, eine neue Welt sei mit ihm aufgegangen.[1]

Von Karl ging die Idee des mittelalterlichen Kaisertums und Rittertums aus, und die Nachwelt pries ihn ebenso als ersten Ritter wie als ersten christlichen Kaiser; auch die Ordnung der Kirche[2] zeigt überall die Spuren seiner Hand. Er hat die großartige Idee einer allgemeinen Volkserziehung durch einen würdigen und gebildeten Klerus und einer höheren Bildung durch Kunst und Wissenschaft der germanischen Welt, d. h. halb Europa zum Bewußtsein gebracht und den fruchtbaren Samen ausgestreut, dessen Früchte freilich erst spätere Nachfolger pflücken durften. Der Boden war doch noch zu wenig bereitet, als daß schon er eine Saat hätte schauen dürfen; Karl hatte seine Zeit überholt.

Alle Zustände zeigen etwas Unfertiges; es war noch immer ein Chaos, was vor der karlingischen Zeit liegt, eine gärende,

[1] Industrio pietatis studio egit, ut novus quodammodo videretur mundus magnis luminaribus venustatus et variis vernantibus floribus adornatus (s. Nachtrag). Ein Dichter singt: Aurea Roma iterum renovata renascitur orbi (M. G. Dümmler p. l. I, 385).

[2] Kirchenstaat, Papstwahl, deutsche Bistümer.

verworrene Welt. Wirr und ordnungslos waren die Völker durcheinander geraten, die Völkermischung hatte noch keine festen Ergebnisse geliefert, und der junge Most in den alten Schläuchen hatte sich noch nicht abgeklärt; Sitte, Kunst und Wissenschaft trägt überall die Spuren des Verworrenen und Unfertigen; nur tastende Versuche, das Leben in neuer Art zu fassen und zu regeln, begegnen uns da und dort. Überall hatten sich unabhängige Gewalten gebildet, in Frankreich so gut wie in Italien und Deutschland. Nicht bloß Deutschland, sondern auch Italien und Frankreich zerfielen in unabhängige Herzogtümer, und Aquitanien, die Bretagne und die Provence hatten eine selbständige Stellung. Die Zersplitterung war der geeignete Boden für Gewalttaten, für Rechtlosigkeit und für Verwirrung aller Art. Die inneren Keime der Unordnung brachten auch äußere Angriffe, Angriffe von Arabern und bald auch von den Normannen zur vollen Entfaltung.

Wohl schwebte über diesem Chaos, dem wogenden Gemenge von allerlei Art Gedanken und Bräuchen, in strahlender Reinheit die christliche Idee des Gottesreiches, wohl lockten wie Friedensinseln und Oasen in der Wüste die Kirchen und Klöster das heilsbedürftige Herz. Die Kirche zeigt sich als eine dem Staat weit überlegene Kulturmacht, obwohl der christliche Gedanke noch lange nicht volle Realität gewonnen hatte. Das geistliche und geistige Leben blühte nur vereinzelt an wenigen Orten und in einzelnen Menschen, der christliche Gedanke schwebte zu hoch über der Erde, und der Mann mußte erst noch kommen, der ihn in der Welt verwirklichte. Dazu hatte die Vorsehung Karl erwählt. Karl wurde für die germanische Kultur des Mittelalters das gleiche, was Lykurg, Solon, Servius Tullius für die alten Völker. Er führte die Zustände aus dem Chaos heraus und gab der Gesellschaft eine bestimmte Richtung. Hier zeigt sich die schöpferische Macht der Persönlichkeit. Freilich war Karl keine schöpferische Natur in dem Sinne, daß er neue Ideen und Gedanken entdeckt hätte. Seine Ideen stammten größtenteils aus dem hl. Augustinus, der das Ideal eines Gottesstaates gezeichnet hatte. Selbst die praktische Verwirklichung des Gottesstaates hat Karl nicht zuerst unternommen; schon vor ihm hatten große Bischöfe wie Basilius und Kaiser wie Justinian einen Gottesstaat oder Kirchenstaat einzuführen versucht, nur mit dem Unterschied, daß er hier in eine geistliche, dort in eine weltliche

Spitze auslief. Aber immerhin war es ein großes Verdienst, daß Karl in einer halb barbarischen Welt eine so erhabene Aufgabe zu lösen suchte und die verworrenen Verhältnisse einer höheren Ordnung unterwarf. Er stellte seinen Arm und sein Schwert in den Dienst eines erhabenen Zieles, in den Dienst des Friedens und der Einheit.

Trotz allem Idealismus überwog in Karl das praktisch Verständige, das Nüchterne. Er war kein genialer Schwärmer wie Otto III., sondern ein unermüdlicher Arbeiter, ein sorglicher Hausvater im mächtigsten Reiche, und dies war mehr wert. Schon seine äußere Erscheinung zeigte nichts von jener erhabenen weisheitsvollen Majestät, jener patriarchalischen Milde, die ihm die geschichtliche Phantasie vieler Maler, so auch Dürer, geliehen hat. Wir wissen, er kleidete sich gerne wie ein Bauer in Hose und kurzes Wams, und auch wenn er die halb byzantinische Staatstracht trägt, den wallenden Mantel, die edelsteingeschmückten Schuhe, das Schwertgehäng, den Goldreif, läßt sich das energische und verständige Gesicht nicht verbergen: der Rundkopf mit kurzem Nacken und gedrungenen Zügen offenbart in Nase, Mund und Kinn den entschlossenen furchtlosen, unter Umständen auch gewalttätigen Charakter des Mannes. Die scharf abgeschnittene Nase hat einen schneidigen Rücken, kurz sitzt die Oberlippe auf der Unterlippe und ist von einem kräftigen Schnurrbart bedeckt, das Kinn ist voll und entschieden.[1]

Karl war Landwirt und Krieger. Entsprossen aus dem Geschlechte der Pippiniden, der Hausmeier der merowingischen Könige, wußte er den Wert guter Domänenverwaltung als Quelle der Finanzkraft des Reiches wohl zu würdigen, und ebenso trieb ihn Natur und Überlegung zur Pflege des Heeres hin. Die Finanz- und Militärkraft aber sind die wesentliche materielle Grundlage eines Staates; auf sie gestützt konnte er sein Reich nach allen Richtungen ausbreiten, nach dem Norden, Osten und Süden. Aber die Macht war nicht sein letzter Zweck, er stellte sie vielmehr ganz in den Dienst einer höheren Idee. In erster Linie war er doch Christ und erst in zweiter Linie Herrscher und Eroberer. Seine Kriege galten der Ausbreitung des Glaubens, des Gottesreiches. Wenn er

---

[1] So im Lateranmosaik s. S. 8.

es vermocht hätte, würde er alle umliegende Völker seinem Reiche und seiner Kultur eingefügt haben.

Daß man den Menschen die Kultur nicht aufdringen dürfe, dachte damals niemand. Sind doch heute noch die Menschen nur zu leicht geneigt, ihre Mitmenschen ihren angeblichen Irrtümern und Fehlern mit Gewalt zu entreißen. Einer gewissen Unduldsamkeit entledigt sich die Menschheit nie, und nie wird die Klage und der Spott über Aberglauben und Irrtum verstummen. Ob sich den Versuchen, auf die Nebenmenschen bessernd und bekehrend einzuwirken, mehr oder weniger Gewalt beimischt, verschlägt an sich wenig. Jedenfalls war im Mittelalter fast alles überzeugt von der Erlaubtheit des Zwanges: angefangen von den ersten christlichen Kaisern bis in die Zeit des Humanismus teilen weltliche und geistliche Herrscher diese Überzeugung und verraten keine Spur eines Zweifels. Daher kann die Gewaltpolitik Karls nicht gegen ihn, gegen seinen ehrlichen, christlichen Glauben ins Feld geführt werden. Er war ein Kind seiner Zeit, und aus dem Zeitbewußtsein her hat er seine Eroberungen als eine Notwendigkeit empfunden.

Mit allen Grenzvölkern hatte er es zu tun, mit Normannen und Friesen, mit den Bayern, Sachsen und Avaren, mit den Langobarden und Mohammedanern; nur beschränkte er sich auf das Festland und bekümmerte sich nicht um das Meer trotz drohender Gefahren. Nachdem er die Langobarden unterworfen hatte, führte er langwierige Kämpfe mit den Sachsen, von 772 bis 804. Kaum verging ein Jahr, in dem er nicht gegen sie auszog.

Die Sachsen kämpften leidenschaftlich für ihre Unabhängigkeit und ihren Glauben; sie hingen zäher an ihrer Religion als andere Germanen. Ihre Religion war noch lebendig, durch Wanderungen, durch Loslösung vom heimischen Boden nicht gelockert; Religion und Heimat hingen enge zusammen. Die Kraft und Unermüdlichkeit, mit der sie trotz der ungünstigsten Aussichten ihre Sache verteidigten, nötigt ebenso zur Bewunderung wie die Umsicht, mit der Karl den Kampf erfolgreich führte, worin die Römer einst gescheitert waren; das gelang ihm nur durch kluge Ausnützung aller Umstände, die sich inzwischen zu seinen Gunsten wesentlich verändert hatten. Schon zur Zeit der Römer waren die Sachsen nicht ganz einig, und viele hielten zu den Römern. Inzwischen hatte die soziale Ungleichheit und Zerklüftung noch zugenommen, nicht am wenigsten infolge

weiterer Annäherung an die Kultur. Viele Sachsen erkannten die Überlegenheit der fränkischen, durch das Christentum geförderten Bildung und waren zu ihrer Aufnahme geneigt. Auf ihre Neigung konnte Karl rechnen, er fand viel leichter einen Anschluß als die volksfremden Römer und konnte mit viel geringeren Heeren sich vorwagen.

Seinen Ausgangspunkt bildete die Eresburg an der oberen Diemel, die nach allen Seiten günstige Verbindungen ermöglichte.[1] Die Römer hatten Aliso an der oberen Lippe gewählt, weil ihnen der Fluß den notwendigen Zugang für die Lebensmittelversorgung gewährte. Karl mußte auf die Schiffe verzichten, er schuf einen Etappenweg mitten durch das Land und sicherte ihn durch Burgen. Aus dieser Zeit stammen viele der Knüppeldämme, Moorbrücken, die man früher den Römern zuschrieb, ferner limesartige Landwehren, so der von Knickenhagen nach Grevenstein sich erstreckende Graben mit dahinterliegenden Kastellen, endlich Burgen oder Kastelle von unregelmäßiger Anlage, die sich von den römischen Kastellen nur wenig unterscheiden. Eine Reihe von festen Anlagen zieht sich dem Hellweg entlang Paderborn zu. Hellweg bedeutet so viel wie Hallweg; dieser Landstrich erhielt seinen Namen daher, daß von einem Platz zum anderen Signale gegeben werden konnten.

Trotzdem sich ein Kastell an das andere anschloß und große Scharen fränkischer Krieger darüber verteilt waren, gelang es den Sachsen immer wieder, dem über sie geworfenen Netze zu entschlüpfen. Karl sah sich daher genötigt, Gewaltmaßregeln zu ergreifen, die sonst seinem Charakter widerstrebten, große Blutbäder zur Abschreckung anzurichten und große Mengen des Volkes wegzuführen. Im Jahre 783 vernichtete er den sächsischen Adel zu Verden.[2] Diese Tat trug Karl den Vorwurf roher Gewalttätigkeit und Herrschsucht ein, allein mit Unrecht. Unter dem Drucke der Umstände konnte er kaum anders handeln, wollte er nicht die Früchte jahrelanger Kämpfe wieder verlieren. Hatte er doch auch so noch nicht Ruhe.

---

[1] Delbrück, Kriegskunst 3, 70.

[2] Die bekannte Erzählung vom Verdener Blutbad verwirft Vippen Ztsch. f. Gesch. I, 75, Ulmann stimmt ihm bei ebenda II, 157; dagegen erklären sich die Mitt. des J. f. öst. Gesch. 11, 506. Den Glaubenszwang verwarf noch nach Karl dem Großen in einem gewissen Sinne der Papst Nikolaus I. (ad Bulg. 41, Mansi 15, 415).

Der Haupturheber der Aufstände, Widukind, war 783 entkommen; erst zwei Jahre später gab er seinen Widerstand auf und ließ sich taufen. Aber immer wieder folgten neue Empörungen, Karl führte immer größere Massen sächsischen Volkes weg, einmal heißt es, den dritten Mann, dann 8000, dann 10000, und siedelte sie als Zinsleute, Kolonen geistlicher und weltlicher Großen an. Die sächsischen Ansiedler rodeten viel Wald und Heide, wie die Orte in Hessen, Thüringen, Schwaben und Bayern schließen lassen, die auf sie zurückgehen, so die Orte, die mit Sachsen, Sasen anfangen, Sachsbach, Sachsenberg, -dorf, -hausen, -heim, -ried, -kamm, -stein, oder die auf sachsen endigen.[1] Auf diese Verpflanzung gehen vielleicht auch die deutschen Ortsnamen in den Ardennen zurück: Ham, Gaut (Wald), Eslan (Schlamm), Gaumont, Wittimont (Wittenberg), Warmifontaine (Warmbrunn), Stoumont (Stolberg), Gorselaer (Goslar). Umgekehrt wanderten Franken nach Sachsen, darauf weisen die Ortsnamen mit dem vollauslautenden „hausen" gegenüber dem kurz abgestoßenen sächsischen sen, sin. Altsächsisch heißt Hausen Husum (die Umendung ist der Ortsdativ). Statt Haus, Zimmer sagten die Sachsen Lar, Büttel, Leben, statt Dorf Wik.[2] Nachdem die Sachsen einmal unterworfen waren, wuchsen sie rasch in die neuen Verhältnisse hinein und schufen eine eigene Kultur, deren erster Zeuge der Heliand ist.

In Süddeutschland standen die Bayern etwas abseits. Der Herzog Tassilo, nahe verwandt mit den Langobardenkönigen, nahm eine selbständige Stellung ein, regierte mit Klugheit ein gewaltiges Gebiet, das vom Fichtelgebirge bis zur Eisack, vom Lech bis zur Enns reichte, verteidigte es gegen die andrängenden Slaven und erwarb neue Gebiete. Aber König Karl forderte seine Unterwerfung, und da er die Treue gegen das Reich nicht bewährte, entsetzte er ihn seiner Gewalt und verurteilte ihn zum lebenslänglichen Gefängnisse, d. h. schickte ihn ins Kloster, wohin er auch den König Desiderius verurteilt hatte. Die Unterwerfung Bayerns zog den Kampf gegen die Avaren, die östlichen Nachbarn, nach sich, die slavische und romanisierte Einwohner beherrschten. Karl besiegte sie, unterstützt

[1] Hierher gehört vielleicht Hamlar bei Donauwörth und Lohr.

[2] Sehr häufig erinnern die Namen an Flüsse und Wälder (lohe, horst, brück, beck, furt, strut). Die fränkische Endung sel (von Sala), hinweisend auf Herrenhöfe, kommt in Sachsen selten vor, häufiger weiter im Westen, z. B. Ersel, Viersel, Ciesel, Dinzel, Sterksel, Rassel, Kneysel, Steensel.

von den Slaven, wiederholt und gründete eine avarische Mark, ein Ostland oder Hunnenland, und besiedelte sie mit Deutschen, besonders Bayern. Mit der Besiedelung des Grenzlandes verband sich seine Christianisierung; die Kirchen von Salzburg, Passau und Regensburg, die Klöster Niederalteich und Kremsmünster wurden zugleich Ausgangspunkte der Mission, der Besiedelung; sie erhielten große Grundbesitze und viele Slaven als Sklaven zugewiesen.

Die Hauptmasse der Slaven saß nördlich und südlich von den Avaren, aber viele waren in heutige Gebiete Ober- und Unterfrankens vorgedrungen, wie die vielen Ortsnamen auf iz (Trausnitz, Scheßlitz), auf „winden" (Windsheim, Labertswinden) und slavische Runddörfer beweisen. Auf ihren Wanderungen im buchonischen Wald stießen einmal die Freunde des hl. Bonifatius auf badende Slaven und hielten sie beinahe für Teufel. Karl der Große und seine Nachfolger drängten die Slaven zurück und schufen den sorbischen Limes und die thüringische Mark, im Süden die fränkische Mark. Gegen die Nordgermanen (Dänen) entstand die nordelbische oder Nordmark; daran reihen sich die bretonische und im Süden die spanische Mark. Grenzfestungen bestanden nach einem Handelsgesetz Karls an den Orten Bardowiek, Scheessel, Magdeburg, Erfurt, Hallstadt, Forchheim, Bamberg, Pfreimt, Regensburg, Lorch.

Im Unterschied von den bloßen Grenzgebieten bedeuteten die Marken Eroberungsländer, deren Einwohner nur widerwillig sich dem Reiche einfügten.[1] Sie mußten schwerere Zinse leisten als die Bewohner anderer Länder. Besonders auffallend tritt uns diese Tatsache entgegen in der spanischen Mark, deren Begründung viel Blutvergießen kostete.[2]

Nachdem die Araber in der Schlacht von Poitiers 731 von den Franken geschlagen worden waren, hatte ihr Name den Ruf der Unbesieglichkeit und jenen Schrecken verloren, der lange mit ihm verknüpft war. Sie mußten nicht nur ihre aquitanischen Besitzungen jenseits der Pyrenäen aufgeben, sondern auch diesseits immer mehr zurückweichen. Die Franken kämpften siegreich, allen voran Herzog

[1] Lipp, Das fränkische Grenzsystem 58.

[2] Die Grafen bedrückten die Bewohner so stark, daß Karl sich ihrer annahm. Nach ihm sicherte Ludwig den Ansiedlern ihren Besitz als Eigengut. Sie sollten wie die anderen Freien nur zur Heerfolge und zur Quartierleistung verpflichtet sein, nicht aber zu einem Zins an die Grafen.

Wilhelm von Aquitanien, der berühmte Sagenheld und Kirchenheilige, mußten aber auch die Tücke der Basken erfahren, der der tapfere Roland zum Opfer fiel. Auf der anderen Seite konnte Karl in seinen Unternehmungen gegen die spanischen Omajjaden auf den Beifall der syrischen Abbasiden, ihrer Todfeinde, rechnen; er trat sogar in Beziehung mit ihnen, zugleich auch um den Christen im Heiligen Lande einen Schutz zu gewähren. Der Kalif Harun al Raschid und Karl tauschten Geschenke; jener schickte einen Elefanten, den ersten, den der Norden seit den Zeiten Hannibals wieder sah, der den Kaiser von 802 bis 810 begleitete, und eine kunstvolle Wasseruhr. An Stelle des oströmischen Kaisers zum Beschützer der Christen im Heiligen Lande erklärt, erhielt Karl 799 die Schlüssel des heiligen Grabes, eine Schenkung, die allerdings mehr einen idealen als realen Wert darstellte. Mehr Gewicht hatte der Schlüssel des Petrusgrabes und die Fahne Roms, die 796 Papst Leo III. dem König übergeben hatte, um seinen Schutz zu erlangen. In diese Zeit fällt ein Mosaikbild im Lateran: der hl. Petrus reicht dem rechts knienden Papst das Pallium, dem links knienden König die grüne Fahne der Stadt Rom. Auf einem späteren Bilde erhält der Kaiser aus der Hand Christi die rote Reichsfahne; letzere ist gezeichnet mit Kreuzen und Kreisen, d. h. mit jenen uralten keltischen Symbolzeichen des Sonnenrades und den Swastikas, die auf gallorömischen Altären erscheinen.[1] Es ist die spätere Oriflamme.[2]

In eine noch nähere Beziehung zu Rom gelangte Karl durch die berühmte Kaiserkrönung unmittelbar vor dem Jahr 801. Als Karl im Dezember 800 sich in Rom aufhielt, einen Streit zwischen dem Papste und den römischen Parteiungen zu schlichten, wohnte er am Weihnachtsfeste dem Gottesdienste in der Peterskirche an und verrichtete nach der Messe sein Gebet am Grabe Petri. Da setzte ihm der Papst die Krone auf das Haupt, und das Volk rief ihm zu: „Karl dem Augustus, dem von Gott gekrönten, großen und friedenschaffenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg." Karl war überrascht, die Krönung kam ihm nicht ganz gelegen und zwar aus verschiedenen Gründen, bei denen nur ein Zweifel darüber herrscht, welcher im Vordergrund stand. Fürchtete er eine Abhängigkeit von

[1] Kultur der alten Kelten und Germanen 58, 170.

[2] Der Name Monjoie erklärt sich vielleicht aus dem mons gaudii, auf dem der Vatikan stand.

Rom oder eine Verstimmung mit Ostrom? Trotz der wachsenden Entfremdung galt immer noch der oströmische Kaiser als Träger des Imperiums.[1] Der griechische Kaiser hatte jeweils nach Rom wie nach anderen Städten sein geheiligtes Bild geschickt und das Volk ihm huldigen lassen. Selbst der Papst hatte die Zeit nach den Regierungsjahren der Kaiser berechnet und die Münzen mit dem Bilde des Kaisers versehen lassen. Karl hatte selbst die byzantinische Oberherrschaft über Venetien, Dalmatien und Unteritalien anerkannt, obwohl die Griechen mehr und mehr an Boden in Süditalien verloren.[2] Sie konnten das Land gegen die Sarazenen nur ungenügend schützen. Viel mehr leisteten die Päpste. Byzanz erkannte ihnen sogar Herzogsrang zu und betrachtete sie als Verwalter des ducatus Romanus. Ein Papst hatte allerdings Karls Vater den Königstitel verliehen. Aber hatte er oder das römische Volk oder der römische Senat noch das Recht, den Kaisertitel zu verleihen? Das war die Frage, mit der sich Karl beschäftigte und die nun Leo durch die geschehene Tat löste. Damals war der Kaiserthron gewissermaßen erledigt, da eine Frau, die Kaiserin Irene, das Reich regierte. Daran hat auch Karl gedacht und die Übernahme des Kaisertums und eine Heirat mit Irene geplant. Die Vermittlung hätte er wohl gerne entbehrt; denn so ergeben er dem Heiligen Stuhle war, fürchtete er sich vor einer Abhängigkeit.[3] Der Papst gewann durch den Einfluß, den er damit über das Kaisertum erlangte, fast so viel als der Kaiser selbst. Das zeigte sich bald in seinem Machtzuwachs. Statt nach dem Orient schaute das Abendland vielmehr nach Rom. Die Palästinapilger nahmen immer mehr ihren Weg über Rom statt über Byzanz: mochte dies zunächst ihre Ursache darin haben, daß die arabischen Herren Westasiens Pilger, die auf italienischen Schiffen direkt ankamen, mit weniger Mißtrauen betrachteten als solche, die aus dem griechischen Reiche

[1] Fustel de Coulanges, La transformation de la royauté pendant l'époque Carolingienne 1892 S. 292.

[2] F. Marion Crawford, The rulers of the South II, 68.

[3] Die Kaiserkrone hielt Karl für ein Besitztum seines Hauses, wie die Königskrone. Als er 813 in Aachen seinen Sohn Ludwig zum Nachfolger bestimmte, hieß er ihn die Krone vom Altar nehmen und sich aufsetzen. Erst die Teilungen des Reiches und die Schwäche der einzelnen Könige nötigten sie, bei der geistlichen Macht wieder Anlehnung zu suchen.

zuwanderten, so hatte dieser Umstand wie so oft ganz andere Folgen, als von ihm ursprünglich zu erwarten waren. Mehr und mehr verschwanden aus dem abendländischen Kirchenwesen die vielen Anklänge an die griechische Sitte, die sich in der Merowingerzeit noch finden. Dafür drang römische Sitte, römische Liturgie und römische Rechtsanschauung durch.

So gewannen die Päpste an Macht und Ansehen. Aber auch das Kaisertum verlieh seinen Trägern eine Fülle neuer Anregungen. Die Idee des Imperiums enthielt den Gedanken der Einheit und Zusammengehörigkeit aller christlichen Völker. Als Kaiser ließ sich Karl aufs neue huldigen und einen Treueid schwören, der umfassende Pflichten auferlegte, er verschärfte die Wehrpflicht, schuf das Amt der Königsboten und dehnte auch auf das kirchliche Gebiet seinen Einfluß aus. Dem Volke prägte sich denn auch die Gestalt des Kaisers tief ein. In der Volkssage erscheint er als ein Greis von 100 Jahren, ebenso weise und fromm als kräftig und hoheitsvoll. Vor seinen blitzenden Augen erzitterte jeder Schuldige, aber er war mild und edel gegen alle Wohlgesinnte. Er stand immer im Verkehr mit einer himmlischen Welt, als ein heiliger Mann, vor dem das Volk die Knie beugte.[1] Wie die Gestalt des Kaisers hatte die von ihm ausgehende Idee des theokratischen Universalstaates das ganze Mittelalter beherrscht. Denn eine Idee, die einmal im Mittelalter Wurzel gefaßt hat, überdauerte viele Jahrhunderte. Das Mittelalter ist eine durchaus konservative Zeit, weit entfernt von einer Neuerungssucht und dem unaufhörlichen Wechsel der Gedanken, der die neueren Völker plagt und in stete Unruhe versetzt.

[1] Gaston Paris, Histoire poetique de Charlemagne; Gautier, Les épopées francaises 3, 118.

# XXXII. Karlingische Staatsordnung.

## 1. Der Gottesstaat und die Reichseinheit.

Die Kirchenväter hatten nicht im Staate das Gottesreich gesucht, sondern in der Kirche. Nun bemühte sich Karl, den Staat zu verchristlichen, zu verkirchlichen und mit dem Rechte, der Macht des Gottesreiches auszurüsten. Nach Augustinus kann der Staat sein Daseinsrecht nicht aus sich, sondern nur durch den höheren Zweck der Gerechtigkeit und des Friedens rechtfertigen; die wahre Gerechtigkeit beruht aber in der Unterordnung unter Gottes Willen und der wahre Friede auf dem Gottesfrieden. Ganz genau so dachte auch Karl der Große.[1] Seine Herrschaft betrachtete er als einen Auftrag Gottes, als eine Art geistlichen Amtes und nannte sich zuerst König von Gottes Gnaden; er wollte also nicht von des Volkes Gnaden König sein. Der Gottesdienst erschien ihm als erster Beruf, und dazu rechnete er die Ausbreitung des Gottesreiches nicht bloß durch seinen Schutz, sondern auch durch die Überwachung der Sitten, gewissermaßen durch die Seelsorge. Daher befaßte er sich mit geistlichen Angelegenheiten ebenso wie mit weltlichen, seine Reichstage glichen Synoden und seine Kapitularien den Kanonen der Konzilien.[2] Die Bischöfe stellte er den Grafen nahezu gleich, ließ durch sie die Beamten überwachen und wies ihnen Aufgaben zu, die notwendig in das weltliche Gebiet eingriffen. Umgekehrt mußten die Grafen und andere Beamte den Bischöfen Unterstützung gewähren, wenn sie die Gemeinden visitierten, Kleriker maßregelten und Kirchenabgaben,

---

[1] Ketterer, Karl d. G. und die Kirche 126.

[2] Quia et principalis potestas diversis occasionibus intervenientibus secus quàm auctoritas divina se habeat, in causas ecclesiasticas prosilierit et sacerdotes ... in saecularibus negotiis ... se occupaverint; Conc. Paris. a. 829 c. 26; Mansi 14, 603.

den Zehnten, erhoben. Beide Gewalten sollten zusammenwirken, wenn es sich um Kriege und Kriegsfronen handelte, bei der Herstellung von Brücken und Wegen. Dieses gegenseitige Verhältnis, das besonders auffallend in Italien vorkommt, geht allerdings schon auf die römische Kaiserzeit zurück, aber Karl hat es doch wesentlich gefördert.[1] Die Völker wollte er nicht nur beherrschen, sondern auch bessern und belehren. Wenn es die Umstände erlaubt hätten, würde er alle außerchristlichen Völker seinem Reiche eingefügt haben. Denn im Wesen des Imperiums lag die Richtung auf die Weltmonarchie.

Vom römischen, rein weltlichen Kaisertum unterschied sich das neue christliche Kaisertum, ebenso wie vom germanischen Königtum, durch seinen viel tieferen religiösen Charakter und damit durch eine innerliche Kraft, die es viel lebenskräftiger gestaltete als das römische Kaisertum. Dem Volke kam dies zum Bewußtsein durch die kirchliche Krönung und Salbung, die auf jüdischen Priestergebräuchen beruht.[2] Die Bedeutung dieser Zeremonien ging hinaus über die eines bloßen Symbols und näherte sich der eines Gnadenmittels, sie galt im Orient sogar als ein echtes Sakrament. Die Kirche vermittelte die Gnade, und ihr schwur der Neugekrönte Hilfe und Treue.[3] Aber im Orient blieb Weltliches und Geistliches viel mehr geschieden als im Westen. Damit gingen viele gegenseitige Anregungen verloren. Wohl war die Kirche vor der Verweltlichung geschützt, aber dafür ließ sich die Gesellschaft viel weniger von geistlichen Ideen durchdringen als im Abendlande. Aus der abendländischen Vermischung von Geistlichem und Weltlichem entfalteten sich mit der Zeit viel fruchtbarere Keime als aus der gegenseitigen Absperrung. Das Christentum verschmolz aufs innigste mit dem germanischen Geiste. Beides, Christentum und Germanentum, widerstand einer Zentralisierung, wie sie im Osten bestand. Auch Karl der Große hatte eine kräftigere Einheit durchzuführen gesucht; er hatte bei seiner Vermischung von Geistlichem und Weltlichem überhaupt einen anderen Erfolg im Auge, als er schließlich eintrat. Seine Ideen verraten einen starken cäsaropapistischen Anflug. Er regierte in die Kirche hinein, ernannte Bischöfe wie weltliche Beamte, verfügte über das Kirchengut wie über das Staatsgut.

---

[1] Hegel, Städteverfassung von Italien 2, 21.
[2] Brunner, Rechtsgesch. 2, 20.
[3] Phillips, Kirchenrecht 1850 III, 61.

Immerhin hielt er sich weit entfernt von einer orientalischen Despotie. Nicht ohne Absicht ließ er die Untaten aller Despoten in seiner Pfalzkapelle zu Ingelheim abbilden.[1] Immer und immer wieder zeichneten die Kirchenschriftsteller das Bild des gerechten und des ungerechten Herrschers und wiesen darauf hin, daß schon der Name rex den König auf die rechte, gerechte Regierung hinweise. Der König, sagten sie, ist an das Gesetz gebunden, er ist nicht die Quelle des Gesetzes wie im alten römischen Reiche, sondern er bedarf der Zustimmung des Volkes oder wenigstens seiner Führer. Aus einem Kapitulare erfahren wir in der Tat, daß die Sendboten das Volk über die Kapitel befragten und seine Meinung hörten.[2] Gerade unter Karls Regierung sind viele Volksrechte aufgezeichnet worden, obwohl sie ein Hindernis bildeten für seine Pläne einer völligen Reichseinheit. Die Volksrechte blieben immer in Kraft für die Fragen des Mein und Dein, für Buße und Sühne. Allerdings suchte Karl auch hier dem fränkischen Recht das Übergewicht zu verschaffen;[3] er tat dem Stammes- und Sippenrecht Abbruch, er löste den Sippenzusammenhang,[4] hob die Gesamtvormundschaft auf, bekämpfte die Selbsthilfe und Blutrache und suchte zur Annahme der Wergelder zu zwingen.[5] Alle Stämme sollten sich dem Heer- und Gerichtsbann der Grafen unterwerfen und die Fragen der öffentlichen Sicherheit, des Verkehrs, den Schutz der Schwachen dem König überlassen, der über die Friedensbrecher den Königsbann verhängte. Die Verfolgung der Verbrecher, die Inquisition ließ sich der König viel mehr angelegen sein, als es das germanische Recht verlangte. Allerdings scheiterten seine Bemühungen am Widerstand der lokalen Gewalten, am fortdauernden Rechte der Freien auf Selbsthilfe und auf den damit verbundenen Zwang und Bann.

[1] Nigellus in Ludov. 4. 249.

[2] Ut populus interrogetur de capitulis quae in lege noviter addita sunt; et postquam omnes consenserint, subscriptiones et manufirmationes suas in ipsis capitulis faciant; M. G. Cap. 1. 116; Carlyle, Medieval political theory in the West I. 236.

[3] Unberührt blieb das langobardische und selbstverständlich das römische Recht. Sohm, Fränkisches Recht und römisches Recht, Zeitschrift f. Rechtsgeschichte 1880, 140 ff.

[4] Die Erbfolge wurde auf den fünften bis siebten Grad, der Anteil der Sippen an der Fehde und am Wergeld auf den dritten und vierten Grad beschränkt.

[5] M. G. Cap. 1, 97 (802).

Dagegen trat die Masse des Volkes immer mehr in den Hintergrund und überließ die Abwehr sowohl innerer als äußerer Feinde dem König; es zog sich vom Heer- und Gerichtsdienst möglichst zurück und kam nicht mehr zum März- und Maifeld; nur ein kleiner Teil erschien zur Heerschau.

Der Begriff des Volkes hatte sich überhaupt geändert, und nur die Freien fielen darunter, aber auch diese kamen nicht mehr in voller Zahl zusammen, sondern nur die geistlichen und weltlichen Großen, die Bischöfe, Äbte und Grafen, die scabini, die Schöffen des Reiches. Bei den meisten Gesetzen heißt es, daß sie mit der Zustimmung der Großen erlassen seien. An Stelle des März- und Maifeldes traten die großen Hoftage oder Reichstage,[1] die nach späteren Darstellungen zu Ostern und Pfingsten stattfanden. Dazu luden die Könige die Vertreter des Volkes ein; auch nach Kirchengesetzen sollten die Synoden jährlich zweimal stattfinden, und vielleicht übte dieses Gesetz auf die zweimalige Berufung des Reichstages einen Einfluß. Engere Ausschüsse, denen der König nur anwohnte, wenn sie es wünschten, der Reichsrat oder Hofrat, berieten die Angelegenheiten, die ebenso die Kirche wie den Staat berührten.[2] Nach der Zustimmung des Reichstages wurden die gefaßten Beschlüsse als Kapitularien vervielfältigt und an die Reichsbeamten verschickt, fanden aber oft eine sehr nachlässige Aufnahme und Anwendung, da eine genügende Kontrolle fehlte.

Wohl ließ Karl die Grafen durch Sendboten, Königsboten, innerhalb einer Provinz durch zwei Sendboten, einen geistlichen und weltlichen, überwachen. Aber sie gewannen nur schwer einen richtigen Einblick in die Grafschaftsverhältnisse. Sendboten und Grafen gehörten der gleichen Gesellschaftsklasse an, und das niedere Volk wurde nicht gehört. Aus diesem Grunde ging die Visitation und Inquisition der Sendboten ein, erhielt sich aber in veränderter Gestalt im Institut der Sendgerichte. Im unmittelbaren Dienste des Königs haben dann die Präfekten, Prokuratoren, die den römischen Legaten und den späteren Pfalzgrafen gleichen, die königlichen Fronhöfe und Pfalzen zu Stützpunkten der Zentralgewalt gemacht, die Curtes befestigt, neue Herbergen, Castra oder Castella gegründet,

---

[1] Cours plenières.

[2] Hincmar de ordine sacri palatii 35.

das Königsgut und die Regalien festgestellt und vielleicht auch Gaue abgegrenzt.[1]

Die Könige dehnten ihren Bann, ihre Regalansprüche aus nicht nur auf alles unbebaute Land, sondern allmählich auch auf alle herrenlose Güter und Leute, auf Funde, Fremde und Fahrende und gewährten dafür ihren Königsschutz.[2] Bei der Feststellung der Rechte des Königs auf Forsten, Zollabgaben griffen die Könige zu dem Inquisitionsbeweis: die Richter hielten sich an die Schöffen oder Rachimburgen, und wenn diese zu ungunsten des Königs entschieden, muß es ihnen nicht gut ergangen sein; denn wir hören, daß sich die Bauern vor der Inquisition fürchteten.[3] Ihre Scheu hängt enge zusammen mit dem Bestreben der Bauern, sich nicht nur den Gerichtssteuern,[4] den Beden, Stufen und Osterstufen, sondern auch den Vieh-, Weide- und Rottabgaben[5] vom Königsland zu entziehen. Ohne Zweifel lag dabei nicht alle Schuld auf seiten der Bauern, wie es die Könige in ihren Erlassen darzustellen belieben. Zu allen Zeiten haben sich die Steuerbeamten Willkürlichkeiten erlaubt; zur karlingischen Zeit müßten die Beamten keine Menschen gewesen sein, wenn sie es anders gemacht hätten. Die Könige selbst beklagten sich über die Grafen, wie wir hören werden. Daher konnten sie die allgemeine Steuerpflicht nicht aufrecht erhalten; sie ging ebenso in die Brüche wie die allgemeine Kriegs- und Tingpflicht. Denn einem Staatszwang, wie ihn die alte Welt kannte, widerstrebte Volk und Kirche. Dem Widerwillen der Germanen kam die kirchliche Anschauung entgegen, die darin etwas Heidnisches erblickte. So mußten die Kaiser und Könige sich viel mehr an den freien Willen wenden, als zur Gewalt greifen. Sie rechneten auf die freiwillige Unterordnung, auf die freiwillige Zusammenschließung. Daher bildeten Verbände und Stufenglieder den Staat

[1] Bei Dortmund liegt neben dem Königskamp, Königshof ein Stegereps-hof, Stegreifhof, von wo vielleicht der Herzog (Heerpfleger) ausging, um die Gaugrenzen zu begehen; Rübel 294.

[2] Die genauere Ausbildung des Bergwerks-, des Judenregals, Strandrechts u. s. f. gehört allerdings einer späteren Zeit an; die Regalien fielen dann meistens Landesherrschaften zu.

[3] Sie weigerten sich inquisitioni stare und de placito evaserunt; Heusler, Verfassungsgeschichte 58.

[4] Placitum.

[5] Dema, pascuarium.

des Mittelalters und entstand eine associativ-hierarchische Ordnung; den Grund dazu legte Karl der Große. Zunächst freilich wirkten noch ganz andere Einrichtungen nach. Karl suchte noch so viel wie möglich zu zentralisieren; war doch die Einheit die höchste Idee des Gottesstaates, wie ihn Augustinus gefaßt hatte. Wenn es ihm möglich gewesen wäre, hätte er den Verkehr und den Zusammenhalt des römischen Reiches wiederhergestellt; so aber mußte er sich begnügen, zahlreiche Boten auszusenden, die Grafen und Herzoge unter der Hand zu halten und den Rechtsverwirrungen zu steuern.

## 2. Hof- und Reichsämter.

Den Mittelpunkt der Regierung bildete die Kanzlei, an deren Spitze früher der Referendar, jetzt der Kanzler oder Notar, der Erzkanzler oder Erznotar, gewöhnlich ein Geistlicher, stand, und die mit ihr verbundene Kapelle.[1] Dem Kaplan oblagen die geistlichen Angelegenheiten, aber sein Geschäftskreis dehnte sich bald weiter aus. Der Kanzler nahm den Bericht der Sendboten und Grafen entgegen, er erließ Anweisungen, Verordnungen, besorgte die Finanzen, führte das Inventar und verzeichnete die Einnahmen und Ausgaben. So lag die Regierung in den Händen richtiger Beamten, keiner bloßen Vasallen, obwohl die Entwicklung immer mehr darauf hindrängte. Einen mächtigen Einfluß errangen die adligen Hofbeamten, die Hausdiener, der Seneschall (früher Hausmeier, später Truchseß), der Schenk, Stallgraf oder Marschall und Kämmerer, der den Schatz verwaltete, der Obertürwart, der Quartiermeister,[2] Jäger- und Falkenmeister.[3] Alle überragte der Pfalzgraf. Die Hofämter waren meist mehrfach besetzt.

Außerdem lebten verschiedene Räte, Grafen und Vasallen am Hofe, die kein bestimmtes Amt besorgten. Der Kaplan und der Kanzler begleiteten immer den Kaiser. Erchembald hatte immer die doppelte

[1] Die Kapelle wurde so genannt von der cappa (Chormantel) des heil. Martin von Tours, einer Reliquie, die auf ihren Wanderzügen von dem fränkischen Könige mitgeführt wurde; sie diente auch als Archiv. Von cappa kommt auch der Name Kapet.

[2] Mansionarius.

[3] Dem Marschall unterstanden später Schmiede und Wagner, dem Schenk Bierbrauer und Küfer, dem Truchseß Köche und Bäcker, dem Kämmerer Maurer, Zimmerleute und Maler.



Feierliche Audienz Karls des Kahlen 950: ein Klosterkonvent überreicht die Vivianusbibel. Karl d. K. sitzt auf einem mit Teppichen ausgeschlagenen und Lilienformen geschmückten Thronsessel, hält in der Linken das Zepter. Zwei weltliche Große mit Diademen stehen als Räte neben ihm. An sie schließen sich zwei Leibwächter mit eigenartigen Helmen und Brustpanzer an. Den Kreis schließen Geistliche mit ihren glockenförmigen Mänteln (Kaseln), Manipel (Handtücher) in der Rechten haltend. Über dem untersten Gewand (tunica alba = Albe) liegt die Stola und darüber ein Chorhemd.

Wachstafel bei sich und schrieb auf, was der Kaiser befahl zu notieren. Erchembald, der Geschichtschreiber Eginhard und Osulf waren kleine Leute; sie könnten, spottet ein Dichter, wohl des Tisches Beine sein und einen Dreifuß bilden. Dagegen war Wibod ein ungeschlachter Riese, er schüttelte unzufrieden das dicke Haupt, wenn zu der Tafel Verse verlesen wurden. Auch die Männer der Tat mußten sich wenigstens den Anschein geben, als ob sie für die Wissenschaft, die Karl aus Kräften förderte, ein Interesse besäßen. Alles, vom Kellermeister bis zum Kanzler, der Seneschall Audulf, der Schenke Eppin und der Tafelmeister Lentulus mußte in einen gelehrten Ton miteinstimmen.[1]

Im Volksbewußtsein dagegen überragten die Helden, die Männer kräftiger Hand, weit die Helden des Geistes. Nach der späteren Sage umgaben zwölf Helden, Palatine, den Kaiser, die im Charakter sich auffällig unterschieden. Da war Roland, ein zweiter Achill, voll Kraft, Edelmut und Stolz. Zur Seite stand ihm sein Freund Oliver, ein zweiter Patroklus, dessen Schwester Alda Roland liebte. Gleich dem rasenden Aiax wütete Ogier fürchterlich und kämpfte wohl gegen den eigenen Herrn. Dagegen ragte durch Weisheit hervor der Herzog Naimes, ein zweiter Nestor. Mit Priesterwürde verband großen Heldenmut der Erzbischof Turpin. Auch ein Thersites fehlte nicht in der Reihe.

Endlich schloß sich ein großer Troß von Soldaten, Knechten, Lieferanten (Juden), Boten dem Hofe an. Die Scharmänner, scararii, ersetzten einigermaßen, was heute Post und Eisenbahn besorgt. Je mehr der König umherzog, eine desto größere Bedeutung erlangten seine adeligen Hofdiener.

Zwischen den einzelnen Reichsteilen bestand ein reger Verkehr, den die Quartierpflicht der Untertanen erleichterte. Diese Pflicht führte zu einer schweren Belastung des Volkes, gegen die sich schon frühe laute Klagen erhoben. Nach einer Bestimmung von 850 sollten die, welche vom oder zum Hof reisten, selbst für Mann und Roß sorgen, wenn sie bei keinen Freunden einkehren konnten. Wenn ein Verdacht gegen sie vorlag, etwas mit Gewalt genommen zu haben, mußten sie einen Eideshelfer stellen, der sie reinigte, oder das verdächtige Gut zurückerstatten.[2] Gegen übertriebene harte Forderungen

[1] Der Schenk heißt anderwärts Eberhard; M. G. Poetae 1, 488.

[2] M. G. Cap. 2, 87.

konnte sich der Bauer sicherstellen, wenn er sich in den Schutz eines Großen begab. Weil der Schutzherr Rache üben konnte und dadurch schwere Kämpfe entstanden, verbot ein Gesetz 876 die Einlage bei kleineren Leuten überhaupt.[1] Um Ungleichheiten in der Quartierpflicht zu verhindern, wurde, wie es scheint, von nicht betroffenen Bauern Viehabgaben erhoben, die später als Bestandteile der Regalrechte auftreten.[2] Für die Verteilung der Quartierlast wurden endlich die Pfarrer beansprucht.[3] Freilich erreichten diese Bestimmungen ihren Zweck nur unvollkommen. Die einzelnen Reichsteile, die Territorien, gewannen selbständige Bedeutung und ihre Fürsten, Grafen und Herzoge maßten sich das Königsrecht an.

Zur karlingischen Zeit übten in den einzelnen Gauen, in den Großgauen und Hundertschaften noch in widerruflicher Weise im Auftrag des Königs die Grafen, die Vikare, Vizecomites, Centenare, Schultheißen den Heer- und Gerichtsbann. Die Großen zwangen die Freien zum Heer- und Gerichtsdienst, zu Fronen aller Art, unterstützt von einem großen Gefolge von Dienern. Sie ahmten im kleinen all die Einrichtungen nach, mit denen die Könige sich umgaben. Noch mehr war das bei den Herzogen der Fall. Ein Herzogshof, im geringeren Maße ein Grafen- und Bischofssitz, ja schließlich auch die Abtswohnung war ein Abbild der Königspfalz.[4] So hatten auch im römischen Reiche die Palatien der Statthalter dem Kaiserhof geglichen. Aber während die Kaiser dafür gesorgt hatten, daß die Statthalter in ihren Provinzen nicht festwurzelten,

[1] L. c. 103.

[2] Multonagium, avenagium, furfuragium, brennagium.

[3] Cap. 884 c. 12, 13.

[4] Wie eine Pfalz eingerichtet war, veranschaulicht die Tierfabel: Dem Wolf dient der Igel zugleich als Kaplan, Kämmerer, Küchenmeister und die Otter als Schenk und Truchseß. In einer anderen Fabel ist der Fuchs Reisemarschall, der Esel Lastträger und Türhüter, die Gemse Wächter und der Hahn Stundensager. Oder der Fuchs waltet als Pfalzgraf über die Hofordnung. Die Bären müssen das Holz herbeischleppen, die Ottern und Biber das Wasser. Der Tiger hat die Bäckerei zu besorgen, der Elefant die Küche. Der Hirsch wird zum Mundschenk ernannt, der Leopard zum Truchseß, der Eber zum Türhüter. Luchse und Gemsen sollen die Leibwache bilden, die Meerkatzen das Bett bereiten, die Affen für das Licht sorgen. Dem Igel wird aufgetragen, Äpfel und Mandeln zu bringen; da er aber aus Adelsstolz sich dessen weigert, wird er in die Küche verwiesen, wo er den Bratspieß zu drehen hat und das Spülwasser zu trinken bekommt.

sich dort nicht verheirateten und Grundbesitz erwarben, sahen umgekehrt die Könige, genötigt durch die naturalwirtschaftliche Art der Entlohnung von Diensten, darauf, daß die Grafen in ihren Gauen Grundbesitz besaßen oder erwarben.[1] Dadurch verschuldeten sie selbst eine Einbuße ihrer Macht. Die Grafen und ihre Vertreter besaßen Pfalzen und Kastelle wie die Könige. Die Pfalzen und Kastelle, die Burgen dienten zugleich der militärischen Sicherung des Landes und beherbergten Dienstmänner, Hagustalden und Scharmänner.[2]

### 3. Das Gericht.

Wie in der Reichsregierung treten auch in der Gauverwaltung die Beamten stärker als früher hervor und die Beteiligung sämtlicher Freien zurück. Zu den gebotenen und ungebotenen Tingen erschienen selten mehr alle Freien, und es wuchs aus der schon früher bestehenden Sitte, einen Ausschuß von Rachimburgern,[3] die Schöffen, zu wählen, eine regelmäßige Einrichtung heraus. Die von den Grafen ernannten Beisitzer, meist Adelige, bildeten jetzt ein beständiges Kollegium; die Schöffengerichte verdrängten so das alte Volksgericht,[4] um später selbst dem Amtsgericht Platz zu machen. Gegenüber den Schöffen spielte der Vorsitzende bald eine wichtige, bald eine unwichtige Rolle. Da, wo das römische Recht nachwirkte, treten die Einzelrichter, der Vikar, Vizecomes, Präfekt, Baiulus, Judex stärker hervor als in germanischen Gebieten.[5] Der Richter erließ die Ladung, prüfte nach der Anordnung Karls des Großen die Zeugen und richtete Fragen an die Parteien, während im germanischen Prozesse die Parteien den Streit selbst führten.

Auf römischem Boden fanden die Gerichtssitzungen unter bedeckten, auf der Seite offenen Räumen, in Gerichtslauben statt.[6]

---

[1] Schon seit Chlotahar II. M. G. Cap. 1. 22.

[2] M. G. ss. I, 119, 351.

[3] Nordisch Lagmänner.

[4] So war der Tynwaldhof auf der Insel Man eine Logretta.

[5] E. Mayer, Deutsche und französische Verfassungsgeschichte 1, 348 f.

[6] M. G. Cap. 1, 149, 284. Zwar wird der Begriff mallus, malubergus noch gebraucht, aber er bezeichnet keine öffentliche Malstätte mehr (Fustel, Problèmes 1885, S. 383). In Deutschland wurden erst in den späteren Städten Rathäuser, Gildehäuser zu Gerichtssälen verwendet, dabei aber Türen und Fenster offen gelassen.

Die Teilnehmer durften nicht mehr mit Lanze und Schild, wohl aber mit einem Schwerte erscheinen. Römische und germanische Unart vermischte sich. Gewöhnlich verbrachten die Richter und Schöffen die Nacht vor ihrer Tätigkeit bei Trinkgelagen. Da kamen sie dann oft mit schwerem Kopfe zu später Stunde um 11 Uhr in den Gerichtssaal und gingen um 3 Uhr wieder davon. Ein guter Richter beginnt den Tag mit Gebet in der Kirche, meint Theodulf, und arbeitet von früh bis spät in die Nacht. Nachdem er die Schöffen um sich gesammelt, behandelt er zuerst die Angelegenheiten derer, die weit hergekommen, dann die Sachen der Armen und endlich derer, die schon im Gerichtssaal sich befanden, damit ihr Kommen und Gehen nicht störe. Auf den Einlaß der Parteien hatten die Türhüter großen Einfluß; sie ließen sich bestechen, um so mehr als auch die Richter Geschenke keineswegs zurückwiesen. Reiche und Arme brachten Geschenke, die Armen Leinwand oder Wollstoffe, Schuhe, Wachsrollen, die Reichen Pferde, Waffen, kostbare Becher, Edelsteine, orientalische Gewebe. War ein Richter auch standhaft und unzugänglich, so wandten sich die Parteien an seine Frau oder an seine Dienerinnen, und die Frau seufzte und schmeichelte, bis sie ihn umstimmte. Theodulf wünscht nicht einmal, daß die Richter durch und durch hart und strenge seien. Es hätte Aufsehen erregt, da auch die Könige sich Geschenke geben ließen.[1] Unterlag eine Partei und mußte sie Strafgelder zahlen, so fiel ohnehin ein Drittel dem Richter zu. Geschenke und Meineide, sagt Agobard, fällen die richterliche Entscheidung. Die Parteien kämpften mit unehrlichen Waffen.

Einen sehr großen Einfluß räumte das germanische Recht den Parteien ein, der Prozeß glich einem Fehdegang. Eine Partei suchte die andere zu überwinden. In strengen Formeln beschwor der Kläger seine Klage (Stabsage) und leistete einen Voreid, daß er nicht aus Mutwillen Klage erhebe. Der Beklagte mußte die Beschuldigung entweder bejahen oder verneinen in feierlichen Worten. Nach dem Grundsatz: „ein Mann ein Wort“ durfte er seine Rede nicht mehr verbessern. Die Worte wirkten wie Zauberformeln. Da jede Abweichung den Ausgang gefährdete, nahmen die meisten Vorsprecher mit, die für sie Rede standen. Verschieden von den

[1] Versus contra iudices 930; M. G. (Dümmler) Poetae latini I, 517; Rev. hist. 1887 t. 35, p. 1.

Vorsprechern sind die Anwälte, Vögte, die die abwesenden Parteien vertraten. Zuerst wurde meist die Rechtsfrage entschieden, ein Urteil abgegeben und erst dann die Tatsache untersucht.[1] Wenn es nötig schien, mußten die Parteien Beweise beibringen; eine Partei, meist die beklagte, mußte, wenn ihr der Richter den Beweis zuschob, der anderen den Beweis geloben, die Wadia, Wette leisten. Nur wenn der Kläger stärkere Beweismittel hatte, wurde er zuerst zugelassen.

Beweismittel waren Eide und Gottesurteile. Der Beklagte leistete den Reinigungseid, der auch in den kanonischen Prozeß Aufnahme fand, er bedurfte aber der Eideshilfe. Die volle Eideshilfe erforderte 24 Helfer, freie Männer, weniger ein halber und Viertelseid. Wissende schworen den Zeugeneid. Bei der Eidablegung ruhten die Hände des Hauptmannes auf Reliquien oder auf dem Kreuze, auf den Evangelien oder auf dem Altare,[2] und die übrigen Eideshelfer verbanden sich mit ihm durch Handberührung und schworen den Eid mit gesamtem Munde. Nach dem Schwur durften die Schwörenden ihre Haltung nicht verändern, um der Strafe des Meineides zu entgehen, die, wie man dachte, auf dem Fuße folgen mußte. Wie das Konzil von Valence 855 hervorhebt, durften beide Teile ihre Aussagen beschwören und da waren Meineide unausweichlich.[3] Freilich auch die Kirche mußte sich der Sitte fügen und ließ den Reinigungseid zu. So verteidigte sich Leo III. dem Kaiser Karl selbst gegenüber mit zwölf Priestern als Eideshelfern. Obwohl die Kirche durchsetzen wollte, daß ein Priestereid allein genüge ohne Eideshilfe, mußte sie doch auch die letztere zulassen.

Daß der Eid trotz seiner Bedeutung als Gottesurteil nicht zur vollen Wahrheit führe, wußten die Richter wohl und griffen daher nach anderen Gottesurteilen als Ergänzung oder Ersatz. Der Eid, das Zeugnis, die Urkunde, sogar die Urteile konnten angefochten, gescholten werden und dann mußte ein Gottesurteil, der Zweikampf, entscheiden, den die Bayern bezeichnend Wehadink, Weihting nennen.[4]

[1] So z. B. in dem Prozeß der Teutberge 858. Die Bischöfe sprachen hier die Ehescheidung aus, ohne daß der Tatbestand festgestellt war; Schrörs, Hinkmar von Reims 180.

[2] Den Schwur auf das Schwert verwarf Nikolaus, ad Bulg. c. 67.

[3] Franconiae cives hoc iuris habent, quod si aliquem occidunt nisi iis ipso facto deprehendantur, purgare se possunt iuramento, si asserere volunt per illud se esse innocentes; Iur. Provinc. Aleman. c. 106, 7. (ed. Scherz. p. 68).

[4] Die Synode von Dingolfing und Neuching führen ihn ohne Mißbilligung an.

Der Zweikampf kam sehr häufig zur Anwendung: von jeder Anklage konnte sich einer durch den Zweikampf reinigen, er konnte jede Behauptung und jeden Eid damit beweisen; selbst wenn der Gegner schon die Hand ausstreckte zum Eidschwur, so konnte er vortreten und den Zweikampf begehren. Auch die Zeugen mußten sich auf den Zweikampf gefaßt machen.[1] Wen der Zweikampf als meineidig erwies, der verlor die rechte Hand.[2] Das sei alte Sitte der Franken, sagt Nigellus, das ihre Ehre, daß, wenn einer einen anderen einer untreuen Tat bezichtige, sich beide im Kampfe messen müssen. Nach den Worten eines arabischen Reisenden aus dem zehnten Jahrhundert kämpften die Streitenden so lange, bis einer kampfunfähig abgeführt oder getötet wurde.[3] Unterlag der Angeklagte, so war ihm ohnehin meist der Tod sicher. Frauen, Geistliche und Kranke konnten sich im Zweikampfe vertreten lassen. Und dies geschah so häufig, daß ein eigener Stand von Klopffechtern, wozu sich unfreie Ritter hergaben, Beschäftigung genug fand.[4] Bei den Bayern konnten auch Frauen kämpfen. Nach Agobard mußten Greise und Schwächlinge kämpfen um der geringfügigsten Dinge willen, um eines Mühlesels. Die Gegner fochten mit dem Schwert oder mit Schild und Kampfstock,[5] zu Fuß oder zu Pferd. Vergebens eiferte die Kirche gegen den Zweikampf. Das Gesetz Gundobalds, das den Zweikampf erlaubte, nennt Agobard kein Gesetz, sondern ein Gemetzel: vere hoc non est lex, sed nex. Wie wir von Hinkmar erfahren, beriefen sich sogar Frauenmörder und Entführer auf das Gesetz Gundobalds.[6] In der Tat, wenn das Recht des Stärkeren gilt, hatten diejenigen, die sich ihrer Frauen entledigten und andere raubten, vollständig recht.

Da der Zweikampf einer ganz heidnischen Vorstellung von der

---

[1] Später sogar der Richter. M. G. Cap. 1. 283.

[2] Campioni qui victus fuerit. propter periurium quod ante pugnam commissit, dextera manus amputetur. Leg. Lang. Lud. 15; M. G. ll. 4, 58.

[3] Jakob, G., Ein arabischer Berichterstatter, 1890 S. 15. Beispiele von Zweikämpfen s. Richer. 3, 76; Thietm. 3, 7.

[4] Ut nemo furem camphium de mancipiis aut de qualibet causa recipere praesumat, sicut saepius dominus imperator commendavit, L. Langobard. Car. Mag. 74; M. G. ll. 4, 501, vgl. 582 f.

[5] Baculus, fustis, d. i. wohl die alte Volkswaffe, francisca. bipennis; Brunner, Rechtsgeschichte II, 416.

[6] De coercendo raptu viduarum 12 (M. 125, 1026).

göttlichen Bedeutung der Körperkraft und der Erlaubtheit tödlicher Feindschaft entsprang, mußte die Kirche von Anfang an ihm am meisten widerstreben. Das Konzil von Valence 855 verlangt, daß Zweikämpfer, die einander getötet, wie Selbstmörder behandelt werden. Etwas später sprach sich Papst Nikolaus I. gegen den Zweikampf aus, durch den König Lothar den Streit mit seiner Frau Teutberge ausfechten lassen wollte, und Stephan V. erklärte, nicht Gottesurteil, sondern Zeugenverhör und Geständnis seien die Rechtsmittel, die Wahrheit zu erforschen. Da aber die Germanen nun einmal das Gottesurteil nicht missen mochten, begünstigte die Kirche lieber andere Formen, die sich nahe mit der den Unfreien vorbehaltenen Tortur berührten und hat damit eben auch die Tortur und den Eid in den Hintergrund gedrängt. Die Folter paßte auch sehr schlecht zu der Öffentlichkeit des germanischen Gerichtsverfahrens, das Kläger und Beklagte einander gegenüberstellt. Sie fristete daher nur auf ehemals römischem Boden einiges Leben, wo die Öffentlichkeit nicht bestand. Ganz ausdrücklich erklärte sich Nikolaus I. gegen die Folter, aber bereits begannen, wie wir sogleich sehen werden, gerade die deutschen Kirchenfürsten in dieser Hinsicht zu wanken. Im allgemeinen freilich bevorzugte alles die Gottesurteile, und viele erblickten den besten Ersatz für den Zweikampf in der Kreuzprobe. Die Gegner oder ihre Vertreter mußten hier mit ausgespannten Armen unter dem Gebet der Anwesenden an einem Kreuze stehen; wer zuerst die Arme sinken ließ, hatte seine Sache verloren. Das Kreuz ersetzte wohl einen früheren heidnischen Stab; daher hieß die Kreuzprobe bei den Bayern Stabsagen.[1] Eine Kreuzprobe entschied einen Streit zwischen dem Bischof von Paris und dem Abt von Sankt Dionys 775: während der heiligen Messe mußten sich die Kämpfer vor ein Kreuz stellen und die Arme ausstrecken, die Kämpfer des Bischofs ließen die Arme zuerst sinken und verloren die Sache. Während Karl der Große die Kreuzprobe begünstigte, verbot sie Ludwig I. als eine Entheiligung des Leidens Christi. Einseitige Gottesurteile waren die Feuerprobe, der Kesselfang, die Eisenprobe, die Wasserprobe, endlich auch der Probebissen,[2] das Bahrgericht. Die Kaltwasserprobe verbreitete sich erst im neunten

[1] Synode von Neuching c. 6.
[2] Ein Beispiel der Abendmahlsprobe s. Richer. 4, 30.

Jahrhundert stärker und zwar, wie mehrere Angaben berichten, unter direkter Begünstigung der Kirche.[1] Diese Gottesurteile, aus heidnischen Anschauungen entsprungen, namentlich das Losurteil, werden uns später unter den vielen Resten des Heidentums im Mittelalter beschäftigen. Schon damals zweifelten kluge Männer am Wert der Gottesurteile, aber ohne etwas auszurichten. Alles stand unter dem Banne eines dringenden Bedürfnisses, man wußte sich nicht zu helfen und hoffte doch, Gott müsse denen, die ihn dringend anflehen, die Wahrheit offenbaren.

Wo immer die Kirche es vermochte, entzog sie die Verbrecher der grausamen Rache und dem gefährlichen Gottesurteil, gewährte ihnen ihr Asyl und ihre mildere Buße und kaufte Gefangene und schon Verurteilte los.[2] Allerdings entband kirchliche Buße nicht von der weltlichen Rechtsverfolgung. In dieser Hinsicht dauerte die Sitte fort, die sich schon zur Zeit der ersten christlichen Kaiser gebildet hatte.[3] Bei der Verurteilung des Entführers Balduin ging der Bußauferlegung das weltliche Urteil voraus.[4] Als die der Blutschande angeklagte Königin Teutberge von einem Sendgericht zur Buße verurteilt worden war, nachdem sich unmittelbar zuvor ein Königsgericht damit befaßt hatte, erklärte Hinkmar, das weltliche Gericht hätte zuvor den Prozeß zu Ende führen sollen.

So entschieden Hinkmar für die Rechte der Kirche eintrat, hatte er in dem erwähnten Falle wohl seinen Grund, den Bischöfen zu mißtrauen. Denn sie hatten sich gegenüber dem König Lothar, dem jede Ursache willkommen war, sich von seiner Frau zu trennen, zu nachgiebig gezeigt. Als Lothar seine Frau bezichtigte, früher mit ihrem Bruder in sträflichem Verkehr gestanden zu haben, hatte sich diese vergebens nach Zeugen oder Eideshelfern umgesehen und mußte zum Gottesurteile des Kesselfanges ihre Zuflucht nehmen. Ihre Vertreter bestanden siegreich die Probe, aber sie blieb nach wie vor gefangen, und in der Gefangenschaft setzte ihr vermutlich der Kerkermeister so lange zu, bis sie die Untat eingestand und um die

[1] Lea, Superstition and force 218.

[2] Konzil von Vernon 12.

[3] Kulturgesch. der röm. Kaiserzeit 2, 262.

[4] Rex Carolus ... post mundanae legis iudicium canonicam .. depromi sententiam ab episcopis petiit; M. G. ss. 1, 456.

Erlaubnis bat, den Schleier zu nehmen.[1] Zunächst scheint sie allerdings in ihrer Beichte die Tat geleugnet zu haben (ihre Gegner griffen dann zur Ausflucht, beim Worte Bruder habe sie an einen anderen gedacht), aber in einer anderen schriftlich verbreiteten Beichte muß das Schuldbekenntnis gestanden haben, und auf Grund derselben sprachen die Bischöfe die Ehescheidung aus. Um der Ehescheidung die Zustimmung der Großen zu sichern, berief sie Lothar zu einem Königsgericht; noch bevor es aber einen Spruch fällte, traten die anwesenden Bischöfe zu einem Sendgericht zusammen, verhängten die Kirchenbuße und verwiesen sie in ein Kloster. Gerade gegen diese Handlungsweise erhob Hinkmar den schon erwähnten Einspruch, und die Verstoßene erhob Berufung nach Rom. Die weitere Entwicklung der Sache gehört nicht mehr hierher.

Im allgemeinen gewährte der Staat der Kirche ziemlich freien Spielraum in der Verfolgung und Bestrafung von Sünden; wohl dauerte, wie gesagt, der Grundsatz fort, daß die kirchliche Buße für schwere Vergehen, wie Raub, Mord, Brandstiftung erst der weltlichen nachfolgen müsse. Denn diese Verbrechen fielen unter den Königsbann, zogen die Friedlosigkeit, die Acht nach sich. Ihnen gegenüber erkannte der Staat zuerst seine Pflicht, einzuschreiten, aber er wurde seiner Aufgabe nur wenig gerecht. Im allgemeinen begnügte er sich mit der Zahlung des Königsbannes von 60 Schilling, und oft fielen auch diese weg, so daß nur die kirchliche Buße übrig blieb.[2] Karl der Große erklärte in einem für Sachsen bestimmten Gesetze die Verbrechen ausdrücklich für straflos, die dem Priester bekannt und gebüßt worden waren,[3] und Ludwig der Fromme erklärte in einem Kapitulare die Kirchenbuße für eine ausreichende Sühne bei Verwandtenmord und Ehebruch.[4] Die Könige selbst

---

[1] Als sich die Frau Lord Byrons von ihm trennen wollte, erhob sie eine ähnliche Anklage. Obwohl er sich unschuldig wußte, willigte Byron freiwillig in die Trennung und setzte sich keinem Prozesse aus.

[2] Morinus, De poenitentia l. 7, c. 6.

[3] Cap. de part. Saxonie c. 14; M. G. C. 1, 69.

[4] Quicumque propter cupiditatem rerum patrem aut matrem aut fratrem aut sororem vel nepotem vel alium propinquum suum interfecerit, hereditas interfecti ad alios suos legitimos heredes perveniat, interfectoris vero hereditas in fiscum redigatur; ipse vero ordinante episcopo publicae poenitentiae subdatur. Quicumque propria uxore derelicta vel sine culpa interfecta aliam duxerit uxorem, armis depositis publicam agat poenitentiam; et si contumax

verhängten an Stelle weltlicher Strafen Kirchenbußen. Ein vornehmer Franke Fromond hatte mit seinen drei Brüdern das väterliche Erbe geteilt; da erhob aber ein geistlicher Oheim Einsprache, und es entstand eine Familienfehde, bei der der Geistliche den Tod erlitt. Die Übeltäter erfaßte Reue, sie eilten zum Könige Lothar und ließen sich eine Buße auflegen, die darin bestand, daß sie vier Jahre lang mit Ketten beladen wallfahren mußten.[1] Im Jahre 857 ermahnt ein Sendschreiben die Pfarrer, alle Räuber, Ehebrecher und Mörder und andere Übeltäter zur Buße zu ziehen, sie von der Kirche auszuschließen, wenn sie nicht Buße tun, und dem Bischof vorzustellen.[2] Die Aufspürung von Verbrechen also, die ihn selbst nahe angingen, die aber immer mehr unter den Gesichtspunkt der Sünde rückten, schob der Staat der Kirche zu. Sonst schritt er nur auf eine erhobene Anklage hin ein; wo keine Klage war, fehlte auch der Richter. Immerhin unterstützte der Staat die geistliche Verfolgung der Verbrecher, die dem Staat wie der Kirche schadeten, namentlich Raub, Ehebruch, Zauberei, Götzendienst. Gerade um diese schweren Sünden aufzudecken, hatte die Kirche Visitationen oder Inquisitionen und die Sendgerichte angeordnet. Hierbei sollten die Grafen die Bischöfe unterstützen, und die Sendboten sollten ihrerseits die Grafen dazu antreiben. Auch bei der Verfolgung entsprungener Mönche und Nonnen mußten die weltlichen Beamten der Kirche beispringen, sie verhaften und der Kirchenbuße überantworten.[3] Die Kirche griff immer mehr zu weltlichen Strafmitteln. Bei der Untersuchung von Kirchenfeinden durfte nach einer Verordnung von Reisbach-Freising 799 sogar die Folter angewendet werden; nur sollte es nicht in der Art geschehen, daß die Angeklagten in Lebensgefahr gerieten, sie sollten vielmehr eingekerkert bleiben, bis sie Besserung gelobten. Das war ein verhängnisvoller Schritt! Der Anfang war gemacht zu jener unheilvollen Gleichstellung des Kirchenfeindes, Götzendieners mit dem Staatsfeinde, die den Inquisitionsprozeß zeitigte und der Kirche unendlichen Haß zuzog. In demselben Grade als die Macht der Kirche wuchs auch die Kirchenfeindschaft.

---

fuerit, comprehendatur a comite et ferro vinciatur et in custodia mittatur, donec res ad nostram notitiam deducatur; M. G. Cap. 2, 18.

[1] Gesta ss. Rotonensium 3, 8; Mab. Anal. 3, 56.

[2] M. G. Cap. II, 292.

[3] Konzil von Vernon 844.

Die Übermacht der Kirche lag noch in weiter Ferne, aber immerhin zeigten sich Ansätze schon in dieser Zeit. Die Kirche verfügte über ganz andere Machtmittel als der Staat, und der Staat hatte oft das Nachsehen. Der Bischof Theodulf von Orleans ließ einmal einen Kleriker einsperren, dieser aber entfloh in die Kirche des hl. Martinus von Tours. Theodulf erwirkte nun wohl vom Kaiser die Vollmacht, den Entflohenen zurückzuverlangen, und schickte Bewaffnete dahin mit dem Befehl, ihn mit Gewalt aus der Kirche zu entfernen. Ihnen stellte sich aber das Volk in den Weg, und die Bewaffneten hätten das Schlimmste erlitten, wenn nicht die Mönche des benachbarten Klosters, dessen Abt Alkuin war, sie geschützt hätten. Darüber ergrimmt, sandte Karl einen Grafen als Sendboten nach Tours, um das Volk für die Mißhandlung der Truppen zu strafen und den Geistlichen herauszufordern. Das eine gelang ihm, aber nicht das andere. Alkuin wußte den Geistlichen der Hand des Kaisers zu entziehen und sandte ihn zu seinem Freund Arno von Salzburg. Ja er wußte sogar des Kaisers Zorn zu besänftigen, und dieser scheint von weiteren Schritten abgesehen zu haben.

## 4. Der Sicherheitsdienst.

Trotzdem der Staat die grausamsten Strafen auf die Verbrechen setzte und das Talionsprinzip in voller Strenge zur Anwendung brachte, bestand doch die öffentliche Unsicherheit fort und hatte gegen frühere Zeiten wenig abgenommen. Solange Selbsthilfe erlaubt war, konnte es auch nicht anders sein. Die Selbsthilfe hatte aber einen festen Sitz im Rechtsleben bis zur Entstehung der Städte. Das Gerichtsverfahren selbst glich einem Fehdegang; das Verurteilen hieß rächen. Der Zusammenhang zwischen der Fehde und dem Gericht erhellt schon daraus, daß nur an Tagen, an denen kein Gericht stattfand, auch die Fehde verboten blieb.[1] Für seine unfreien Hintersassen und Diener stand der Herr ebenso beim Gericht wie in der Fehde ein, und es verschlug wenig, ob einer einen gerichtlichen oder außergerichtlichen Zweikampf ausfocht. Wer ein Recht auf Selbsthilfe, wer ein Fehderecht besaß, dem stand eine Zwangs- und Banngewalt zu Gebote, die selbst wieder den Grund zu einer eigenen Gerichtsbarkeit legt. Er betrachtete sich als Richter über sich selbst und

[1] M. G. Cap. 1, 175 (813 c. 2); dazu 1, 61.

seine Leute.[1] Die Folgen dieses Grundsatzes blieben nicht aus. Überall herrschte die Gewalttat vor und durchschwärmten Räuberscharen das Land. Jeder Hof mußte gut befestigt, mit einem Zeughaus versehen sein und nachts bewacht werden.[2] Die Knechte und Hörigen mußten Wachdienste leisten, besonders unmittelbar nach der Ernte, wo sich die Rachsucht in häufigen Brandlegungen äußerte. Eine Ergänzung bot die Hundertschaftsschar.

Seit alten Zeiten waren die Hundertschaften für vorgefallene Verbrechen haftbar. Der Geschädigte erhob das Zetergeschrei, und die Nachbarn mußten ihm bei der Spurfolge helfen. Gegen offenen Raub und Einbruch trat die alte Pflicht der Landwehr in Kraft; alles, auch Unfreie und Geistliche mußten gegen Landfriedensbrecher zu den Waffen greifen. Auf Grund dieser Pflicht hielten sich die Bauern für berechtigt, zur Selbsthilfe zu schreiten, und wandten dieses Recht auch gegen Große an. Daraus gingen jene Einungen und Verschwörungen hervor, die der Staat immer wieder verbieten mußte, da die Bauern selbst Recht und Unrecht nicht immer unterscheiden konnten. So pflegen auch die russischen Bauern heute noch von Zeit zu Zeit in der Verzweiflung sich zu erheben, die Scheunen der reichen Grundbesitzer zu plündern und anzuzünden. Um solche Taten zu verhindern, verboten die Könige Einungen, Gilden und entzogen den Unfreien das Recht des Waffentragens, suchten freilich auch die steigende Verknechtung des Volkes zu hindern. Da die Gesamtbürgschaft nicht zum Ziele führte, mußten die Könige ihre Vorkehrungen gegen äußere Feinde auch in den Dienst der inneren Sicherung des Landes stellen, sie beauftragten damit ihre Krieger und Präfekten. An allen gefährdeten Stellen saßen Vasallen, Kastellane, Burggrafen, namentlich an den Grenzen, am Hag. Das Hag glich noch einigermaßen dem alten römischen Limes, auf der anderen Seite aber den Ringwällen, die nach den Schilderungen des Mönchs von St. Gallen die Avaren an den Grenzen ihres Gebietes aufwarfen. Ein solcher Ringwall hatte eine solche Ausdehnung, daß er 20 Fußbreit sich erstreckte und er ebenso weit in

---

[1] Daher wenden sich die ältesten Freiheitsurkunden der Städte ebenso gegen die willkürlichen Verhaftungen als die Fehdefreiheit des Adels; Hegel, Städte und Gilden 2, 43.

[2] Debent mansi omni nocte vigilare, ipsasque vigilias cum clava invicem notificare. Calmet, Hist. de Lorraine c. I, pr. c. 282.

die Höhe ging. Zwischen mächtigen Holzstämmen lag eine große Menge von Lehm und Steinen, von Rasen bedeckt. Ähnliche Vorrichtungen dürfen wir auch für das Frankenreich voraussetzen, wenn sie auch nicht die gleiche Gestalt hatten. Mehr als die Landesgrenzen vernachlässigten die Könige die Meergrenzen.[1] Mit den geringen Resten einer Signalordnung von Leuchtturm zu Leuchtturm hatten die Karlinger wenig oder nichts zu schaffen; eine Sicherung der Küsten war nur zu erreichen durch selbständiges Eingreifen in die Meeresherrschaft, durch eigenes Betreiben der Schiffahrt. Daran dachten aber die Franken, ein geborenes Bauernvolk, nicht und noch weniger die Deutschen, die das Erbe Karls übernahmen. Daher fiel den Nordgermanen, im Süden den Arabern die Meeresherrschaft zu, bis den italienischen Städten ihre Überwindung gelang. Dagegen bestand im Innern ein regelmäßiger Schardienst. Die „Schar" vermittelte den Verkehr zwischen den Kastellen und Fronhöfen und fand hier ihre Verpflegung. Die Scharer ritten zu Pferd, fuhren zu Schiff und geleiteten den Ochsenwagen.[2] Ihre Ochsen und Pferde durften sie in den Wäldern weiden lassen. Daher kommt der Scharfriede, die scara in silva, dominatio in silva. Nahe standen ihnen die Förster. Sie besaßen geringere Rosse als die reichen Schwerbewaffneten, caballi, keine paraveredi, und hießen daher caballarii und versahen oft den Dienst eines Türhüters, Gerichtsdieners, Landjägers, Büttels, hatten die Landfahrer und Friedensbrecher, darunter auch vagierende Mönche, aufzugreifen und ins Gefängnis abzuliefern. Gefängnisse mußten in jeder Grafschaft bereitgestellt werden, namentlich zur Untersuchungshaft von Räubern und Mördern und als Strafhaft für säumige Schuldner.[3]

## 5. Der Heerdienst.

Wie für den Sicherheitsdienst entstanden für den Heerdienst eigene Berufe. Die Könige sahen mehr und mehr ein, daß Gelegenheitssoldaten viel weniger leisteten als Berufssoldaten. Daher verschwand

---

[1] Eginhardi annales 808, 810, 811; Cap. 850 (l. c. 2, 85); Le Moyen Age 1897 (10) 202.

[2] Scara equestris, pedestris, peditura, scara in navi. — Equitat quocunque praecipitur; Brev. ex. l. c. 1, 252.

[3] Ob Strafhaft Regel oder nur Ausnahme war, ist nicht klar. An erster Stelle stand sie jedenfalls nicht; Waitz II, 595; Geib, Strafrecht I, 162.

das altgermanische Volksheer. Grundsätzlich blieben alle Freien zum Heerdienst verpflichtet, unter Umständen sogar die Unfreien, bei Landesnot auch die Geistlichen. Wer bei Abwehrkriegen dem Aufgebot nicht folgte, den traf der Königsbann. Wer nicht selbst in den Kampf zog, mußte Wachdienst leisten, beim Brücken-, Weg- und Festungsbau mithelfen (trinoda necessitas).[1] Viele mußten den Fuhrdienst (angaria, scara) mittelst Ochsen oder Pferden übernehmen. Die übrigen mußten Proviant (carnaticum, herbaticum) oder die Heersteuer (hostilicium) leisten. Die volle Heersteuer von 60 Schillingen, die Strafe für herisliz mußten nur die Besitzer von 6 Pfunden beweglichen Vermögens bezahlen; auch Mittelbegüterte mußten die Hälfte, nur Ärmere ein Viertel oder Fünftel ihres Vermögens opfern.[2] Die Bannbuße von 60 Schillingen stellte den niedersten Satz der Buße dar und entsprach der salischen Grundbuße von 15 (18) Goldschillingen. Um zu verhindern, daß Reiche sich mit dieser Buße vom Heerdienst loskaufen, sollten sie im Wiederholungsfalle all ihren Besitz verlieren, d. h. die Strafe der Felonie, der Untreue erleiden. Diese Strafe traf immer ein nach Einführung des Lehenrechtes, nachdem die Dienstpflicht auf dem Lehen ruhte. Doch gewährten die Könige gewisse Ausnahmen für die unentbehrlichen Dienste und für die Burghut.[3]

Von der Zeit der Volkskriege her waren die Germanen an einen starken Troß und genügende Ausrüstung gewöhnt. Die Reichen mußten sich mit Lebensmitteln auf drei Monate versehen, das Kriegsgerät stellen, außer den Waffen Spaten, Schaufeln, Beile und Proviantwagen, darunter viele Bierfässer, so daß zu einem Zug von 100 Kriegern gut 30 Lastwagen kamen, begleitende Diener, Weiber, Kinder nicht einmal eingerechnet.[4] Bei jedem Heere über-

---

[1] Expeditio pontis arcisque reconstructio.

[2] Wer drei Pfund (60 Schilling) besaß, sollte 30 Schilling, wer zwei, sollte 10, wer eines, sollte 5 Schilling bezahlen; cap. 805 c. 19; 810 c. 12; 825 c. 1; 832 c. 21; ed. Pist. 864 c. 27; l. c. 1, 125, 153, 329, 427; 2, 321.

[3] Baldamus, Das Heerwesen unter den späteren Karlingern 36, 40.

[4] Unusquisque caballarius habeat scutum et lanceam et spatam et semispatum, arcum et pharetras cum sagittis; et in carris vestris utensilia diversi generis, id est cuniada et dolaturia, tarratros, assias, fosorios, palas ferreas et cetera utensilia que in hostem sunt necessaria. Utensilia vero ciborum in carris de illo placito in futurum ad tres menses, arma et vestimenta ad dimidium annum; M. G. Cap. I, 168, 171. Noch 1147 unterschied sich das französische

traf die Zahl der Knechte weit die der eigentlichen Krieger. Ein Teil der Wagen kehrte vor dem Ende des Feldzugs wieder nach Hause. Eines starken Restes bedurfte das Heer oft zur Heimholung der Kriegsbeute. Vielleicht erklärt es sich daraus, daß das Volk mit der Anschauung eines Kriegszuges wesentlich starkes Wagengerassel und Kettengeklirr verband — so zog das wütende Heer mit Peitschenknall und ohrenbetäubendem Lärm auf den alten Römerwegen, Rennwegen, Heidenwegen, Götzenwegen daher.

Die Lieferung der nötigen Last- und Schlachttiere lag auf den Mansen der vom unmittelbaren Dienst befreiten Hüfner. Auf eine Manse trafen z. B. die Lieferung von einem Ochsen oder 4 Hämmeln oder 4 Solidi — diese Dinge standen sich ungefähr im Wertegleich. Meist war die Leistung geringer, selten höher; sie richtete sich nach der Größe der Manse und dem Bedürfnis. Manchmal hatte eine Hufe die Wahl zwischen 4 Ochsen oder einem Wagen, oder eine Hufe rüstete ein Edelroß oder ein gemeines Roß und hieß daher mansus paraveredarius, caballarius, scararius. Ein Lastpferd hieß saumarius nach einem griechischen Worte; denn die alten Germanen hatten die Pferde nicht bepackt.

## 6. Die Berufskrieger.

Wenn die Kampfplätze weit auseinanderlagen, konnten nur Reiter gebraucht werden, zumal bei den schlechten Wegverhältnissen; ging es doch meist gegen Feinde, deren Stärke ausschließlich in der Reiterei bestand. Außerdem kam nur noch der Wasserverkehr inbetracht. Daher wandte Karl ihm auch eine gewisse Sorgfalt zu.[1] Die Reiterei erhielt eine solche Bedeutung, daß ein Chronist schreiben konnte, den Franken sei es ungewohnt, zu Fuß zu kämpfen, und Karl der Kahle das Pferd geradezu als Bedingung des Kriegsdienstes für die Freien bezeichnet. Karl der Kahle verdankte selbst einen Sieg über Ludwig den Deutschen dem Umstande, daß er über eine treffliche Reiterei verfügte; er rühmte sich einmal, er werde

Kreuzheer von dem deutschen durch die Sitte, den Proviant auf Wagen und Lasttieren mit sich zu führen (Gesta Ludov. VII bei Duchesne, Scriptores IV p. 398); Nitzsch, Ministerialität S. 37; Delbrück, Kriegskunst II, 455; III, 15.

[1] Vgl. Kap. XXXVIII, 6.

ein solches Heer zusammenbringen, daß seine Rosse das Wasser des Rheines aussaufen und er trockenen Fußes hinüberziehen könne.[1]

Auch der Reiter hieß einfach miles und diese lateinische Bezeichnung blieb an ihm haften, auch als schon lange die Volkssprache das Rittermäßige betonte (Ritter, chevalier). In den italienischen Städten unterschieden sich die Milites, die Berufskrieger, scharf von den Freien, den Cives, Arimannen, die früher Exercitales hießen, nun aber von dem Militärdienst befreit wurden. Zu den Milites gehörten die Antrustionen, Ministerialen, die obengenannten Scharmänner, die Hagustalden, Kaballarier, die oft aus unfreier Stellung hervorgingen und in und bei Kastellen in Kantubernien saßen.[2] Sie hielten für untergeordnete Dienste bald selbst Diener, Boten, Fuhrleute, Schiffer.[3] Der Ausdruck caballarius wurde sogar ein Ehrentitel der Ritter (chevalier).



Fränkischer Pfeilschütze mit Schuppenpanzer (thorax squamosa) und Helmkappe (herzförmiger Knopf). Stuttgarter Psalter des zehnten Jahrhunderts.

Auch die Ritter kämpften zunächst immer noch zu Fuß und stiegen vor dem Feinde von ihren Pferden, ordneten sich in mehreren Kolonnen oder Streithaufen, die hintereinander, vielleicht in einer Staffel standen. Eine Kolonne konnte 100 bis 1000 Mann umfassen, daher schwankten auch die Namen.[4] In älterer Zeit kämpften die Franken vorwiegend mit dem Speer und der Streitaxt, der Franziska, und noch immer hielten sich Einzelkämpfer an diese Waffen. So erzählt der Mönch von St. Gallen von einem Riesen,

---

[1] An. Fuld. 876, 891; Ed. Pist, 864 c. 26; Nith. 2, 8. Reiterkunststücke Eginh. v. Car. 22. Das Herabspringen vom Rosse wird 881 als Zeichen von Kühnheit genannt; ss. I, 394. Im oströmischen Reiche nötigten die Sarazenen zur Verstärkung der Reiterei. Lehen, Roßlehen und Ankerlehen mußten die nötige Kriegshilfe schaffen; nur ist ihre Entstehung nicht ganz klar (Gfrörrer, Byzantinische Geschichte III, 24).

[2] Ein Rückzug wird geschildert: per contubernia turmatim deserebatur (842). Annales Prud. M. G. ss. I, 438.

[3] Doch leistete noch nach Parc. 10, 1250 ein Ritter den Fährdienst.

[4] Legio, turma, acies, caterva, scara.

Eishere, daß er die kleinen Slaven mit einer Streitaxt gleich dem Grase der Fluren mähte und sie aufspießte wie Vögel. Nun sank aber die Streitaxt in Verachtung und wurde verächtlich nur noch Prügel oder Bakel, fustis, baculus genannt. Auch der Speer hatte nicht mehr die Bedeutung wie früher und gelangte erst später, zur Ritterzeit wieder zu Ehren. Die Entscheidung lag nun im Schwertkampf, nicht mehr im Speerkampf. Im Unterschied zu dem altgermanischen Sahs hatte das Schwert bereits eine entwickelte Parierstange und lief zweischneidig spitz oder stumpf zu.



Fränkischer Fußkämpfer des zehnten Jahrhunderts. Merkwürdig ist hier der konische Helm mit Nasenschutz — in der Regel kommen in dieser Zeit nur Helme von der S. 17 und 33 gezeichneten Art vor — ferner die dachziegelförmige Metalldeckung des Kollers, der von Riemen überzogen und mit Metallnägeln beschlagene spitzzulaufende Schild, das sich verjüngende Kurzschwert mit Parierstange, endlich die Lederbekleidung der Füße. Angebliche Schachfigur Karls d. Gr. (das Schachspiel ist jünger) aus dem Schatz von St. Denis, Medaillenkabinet zu Paris.

Als Schutzwaffe diente der Schild, den kein Krieger entbehrte, und zwar ein langer Schild. Die Reiter begnügten sich mehr und mehr mit einem kleinen Schilde; dafür schützten sie sich durch Panzerhemde. Die Brünne verbreitete sich um so mehr, je mehr an Stelle des alten Speerkampfes der Nahkampf mit dem Schwerte trat. Das Panzerhemd war ein Leinwand- oder Lederkoller, auf dem Metallschuppen dachziegelartig übereinanderfielen oder Lederstreifen sich gitterartig kreuzten und Rauten bildeten, in deren Mitte ein vernieteter Metallknopf saß. Der Ring- oder Kettenpanzer sowie das Maschengewebe kamen erst im elften Jahrhundert auf. Der Panzer ließ den Hals frei; erst später trat der Halsberg hinzu. Den Kopf schützten die Reichen mit einem Helm, und ein König deckte auch

Arme, Hüfte und Beine. So erscheint in der Erzählung des St. Gallener Mönches Karl der Große stark gepanzert, so daß er den Langobarden Schrecken einflößte. Wegen der Seltenheit des Materials und der Arbeit hatte eine Brünne einen hohen Wert. Die Könige erließen wiederholt Ausfuhrverbote.[1] Die volle Reiterrüstung kam etwa dem Wert von 45 Kühen gleich. Soviel konnten nur reiche Besitzer aufbringen. Wenn selbst Vasallen nur bei einem Besitz von 12 Hufen zur vollen Rüstung angehalten wurden,[2] wieviel weniger war von Freien zu erwarten? Von kleineren Besitzern wurde nur Schild, Lanze, Schwert oder Bogen verlangt.[3] Daher unterschieden sich scharf die loricati, die besseren Krieger, und die scutarii, clipeati, die gemeinen Krieger.

Wer den ordentlichen Kriegsdienst leisten wollte, mußte 4, wenigstens aber 3 Hufen oder 600 Solidi beweglichen Vermögens besitzen, die etwa drei Hufen entsprachen. Ähnlich begegnet uns bei den Angelsachsen die Bestimmung, daß von 5 Hiden ein Krieger ausziehen soll, und daher schwor ein Ceorl, ein Gemeinfreier, für 5 Hiden.[4] Die Besitzer kleinerer Hufen, bestimmte Karl, sollten zusammenstehen, so daß 3 + 1 oder 2 + 2 oder 1 + 1 + 1 + 1 Hufen je einen Mann stellen und ausrüsten.[5] Hier liegen also vier Hufen zugrunde, ein andermal waren es gar nur drei Mansen. Halbhufner, die nur 100 Schillinge besaßen, sollten zu sechs zusammenstehen und fünf den sechsten ausrüsten und ihm eine Beisteuer von 5 Solidi mitgeben.[6] Die ganze Anordnung lief schließlich auf eine Besteuerung hinaus, wurzelte aber in der altgermanischen Idee der Stellvertretung, die auch bei der Eideshilfe hervortrat. Wenn auf einem Hofe Vater und Sohn zusammenhausten, so durfte einer zur Verwaltung des Hofes zurückbleiben.

---

[1] Cap. 779, 803, 805, 811; ed Pist. 864 c. 25.

[2] Cap. missor. gen. M. G. cap. 1, 123.

[3] Cap. Aquisgr. c. 9. l. c. 1, 71.

[4] Si rex mittebat alicubi exercitum de quinque hidis tantum unus miles ibat; Domesdaybook 1, 56G.

[5] M. C. cap. 1, 136 (808). Ein solches Zusammenstehen kennt auch das byzantinische Recht, aber nur bei den Soldgütern, den Soldatenlehen, wenn mehrere Erben da waren; Zachariä S. 273.

[6] Cap. 807.

Frei waren Geistliche, nicht aber Bischöfe und Äbte; sie mußten eine ihrem Besitz entsprechende Zahl von Kriegern ins Feld stellen und zwar in eigener Person oder unter der Leitung eines Vogtes. Zur Ausrüstung ihrer Kontingente, zur Bewachung zogen sie die übrigen Kolonen auf Grund der Gesetze heran, die wir eben kennen gelernt haben.[1] Wenn die hohen Geistlichen nicht selbst auszogen, mußten sie ihre Leute den Vögten übergeben, die die Kirchenfahne führten und eine genügende Ausrüstung, ein Saumpferd, eine Mark Silbers, eine Ration Lebensmittel erhielten.[2] Jeder geistliche Grundherr verfügte über eine Anzahl von Dienstleuten, Ministerialen, die Benefizien von ihm genossen. Vielleicht hatten die Säkularisationen der Könige nur den Zweck, die Zahl dieser Dienstleute zwangsweise zu vermehren. Nach ihrem Beispiel mußten sich auch andere Grundherren richten. Schon in der letzten Römerzeit mußten die Grundherren, die Senatoren, eine ihrem Besitz entsprechende Zahl von Kriegern selbst ausheben, da die Beamten ihr Gebiet nicht betreten durften. Nach der Ausbildung des Berufskriegerstandes blieben diese Leute dem Waffendienst treu und standen als Buccellare, Ministerialen, Caballarier in einem besonders nahen Verhältnis zum Herrn. Im Norden hießen sie Hauskarle. Die Überreichung der Waffen hatte bei diesen einen ganz anderen Sinn als bei dem jungen Mann, der in den Kreis seiner Genossen trat. Die Wehrhaftmachung erhob den Unfreien zum Kriegerrang, zum Ritterrang, zum Miles, und zu noch höherer Stellung gelangten sie dadurch, daß sie eine Casa oder ein Benefizium erhielten — sie hießen dann milites casati.[3]

## 7. Vasallität und Benefizialität.

Trotz aller Einschränkungen und Erleichterungen verpflichtete das Gesetz so viele Männer zum Kriegsdienst, daß übergroße Heere entstanden wären, wenn die Könige alle Männer aufgeboten hätten.

[1] In dem polypticon Irminonis zahlte nur ein kleiner Teil ad hostem; waren das vielleicht ehemalige Freie, die sich in die Dienstbarkeit begeben hatten, um des Heerdienstes frei zu sein?

[2] Über diese Bannerträger gundfanonarii (gando Krieg) s. M. G. Cap. 2, 331; Ducange gloss. s. v. advocatus.

[3] Entsprechend den servi casati. Servi qui honorati beneficia et ministeria tenent et caballos, arma et scutum et lanceam, spatam et semispatam

In Wirklichkeit fielen aber auf eine Gemeinde von 500 Seelen keine zwei Mann und rückten kaum 10 Prozent der Freien aus. Meist beschränkten sich die Könige auf die Freien eines bestimmten Landes, das dem Feinde am nächsten lag; denn ein Heer betrug höchstens 6 bis 10000 Mann. Große Heere hätten sich kaum fortbringen können. So verwendeten sie z. B. die Langobarden nur jenseits der Alpen, verlangten von den Sachsen, daß sie den sechsten Mann stellten für Kriege in Spanien und Avarien, den dritten bei Kriegen in Böhmen, alle aber gegen die benachbarten Sorben ausrückten.[1]

Mehr und mehr konnten die Könige nur noch auf jene Freie rechnen, die sich durch einen besonderen Eid verpflichtet hatten, d. h. auf die Vasallen, die Senioren. Der allgemeine Treueid des Volkes war abgekommen. Nun suchten sie freilich den Kreis dieser Vasallen zu erweitern, um immer ein sicheres Gefolge zu besitzen. Sie verpflichteten sich neben ihren Ministerialen, Hagustalden und ihren Beamten Grafen, Herzögen, Präfekten auch Bischöfe und Äbte, Vögte, Centenare, Hunnen, endlich viele angesehene Freie, die Senioren durch einen Eid. Daher begünstigten sie die Kommendation; Karl der Kahle erlaubte jedem Freien, sich einem Senior zu ergeben, der ihn im Gericht, an Hoftagen und im Kriege vertrat.[2] Die Vasallen mußten versprechen, einen Teil ihrer Zeit dem König zu widmen. Alfred der Große verlangte, daß sie von drei Monaten wenigstens einen am Hofe zubringen; er bestimmte ein Sechstel seines Einkommens für die Dienstleute. Auf diesem Wege erhielt der alte Grundsatz, daß der Kriegsdienst eine unentgeltliche Ehrensache der Freien sei, eine Lücke, die sich immer mehr erweiterte. Die Entwicklung führte dahin, daß die Heere reine Vasallenheere wurden und vasallitisch soviel bedeutete wie kriegerisch. Die Vasallen des Königs führten ihre Vasallen, die sich Milites eines Miles nannten, ins Feld. Die Vasallen, die Ministerialen überflügelten die Freien, die sich der Waffen entwöhnten,

---

habere possunt; Capit. Pipp. 792; M. G. Cap. 1, 67. König Otto III. verschenkte einmal 300 Gepanzerte, Thietm. 4, 28. Vgl. Guilhiermoz L'origine de la noblesse 248.

[1] Nach einem Gesetz von 865 sollte, wenn das Aufgebot aus einem missaticum nicht genügte, das benachbarte missaticum herbeigerufen werden.

[2] Ut unusquisque liber homo in nostro regno seniorem, quem voluerit, in nobis et in nostris fidelibus accipiat (847); l. c. 2, 71.

so auch in England, wo die Thegen, die Gesith einen viel größeren Grundbesitz (in der Regel fünf Hufen) besaßen und demgemäß das doppelte Wergeld des Ceorl erlangten.

Das persönliche Verhältnis drückte sich bei dem Bestreben des Mittelalters, alles konkret, sinnlich darzustellen, mehr und mehr durch ein materielles Band, durch ein Benefizium aus. Allgemein vollzog sich die Verbindung von Vasallität und Benefizialität erst im elften Jahrhundert; doch fällt der Anfang schon in diese Zeit. Die königlichen Gefolgsleute erhielten mit der Zeit zur Belohnung ein Benefizium. Junge Krieger mußten warten, bis eine Hufe frei wurde, sie dienten lange ehelos als Hagustalden (Hagestolze), wenn sich nicht sonst eine Gelegenheit ergab. So bestimmte Karl der Kahle 868, daß von jeder Centene ein Haistalde nach Pistä komme, um aus Reichsbesitz Land zu erhalten.[1] Nun erwarteten auch die reicheren Vasallen, die Senioren, die den Ehrentitel Milites erhielten, eine Belohnung und von diesen wieder ihre Dienstleute, ihre Haistalden.[2] Auf diese Weise schloß sich der Ring, die Stufengliederung der Gesellschaft aber nur sehr locker und lose, gerade weil der Zusammenhang zuviel Gegenseitigkeit voraussetzte.

## 8. Immunität.

Der Besitz kleiner und großer Güter verschaffte ihren Inhabern öffentliche Rechte und stellte sie ziemlich unabhängig, zumal wenn sie im Dienst des Königs Benefizien erhielten. Wer im unmittelbaren Dienst des Königs stand, genoß den Königsschutz und die Immunität, und diese dehnte sich leicht auf das erhaltene Gut aus, wenn es Königsgut war. Das Königsgut war immer immun, geschützt gegen die Quartierpflicht und die Forderungen der Soldaten;[3] bei der großen Ausdehnung, die dieses Gut durch die fränkische Markregulierung erhielt, konnten Krieger und Geistliche

[1] Der Wortlaut M. G. ss. 1, 480, 481 de centum mansis — peditura ist unklar.

[2] Im späteren Mittelalter hießen die nachgeborenen Söhne der Hörigen haistaldi und praebendarii, weil sie solange um Taglohn arbeiteten, bis sie ein Gut (mansus absus) erhielten; daher hießen sie auch geradezu absi.

[3] Im regnum im engeren Sinne darf nicht fouragiert werden (Interpolation bei Benedikt Levita zu Dagoberts Kapitulare). In diesem Sinne immun war in England das ancient demesne, Königsland, oder gewesenes

lange damit für ihre Dienste entlohnt werden. Da ferner die Kirche ohnehin Immunität beanspruchte und die Könige die Immunität eigens mit großem Eifer dem Kirchengut verliehen, dehnten sich die immunen Gebiete immer weiter aus. In einem weiteren Sinne betrachteten sich endlich die Freien überhaupt für immun, da sie freiwillig, nicht gezwungen, Steuern und Heerdienste leisteten. Sie entzogen sich, wie Karl ausdrücklich sagt, dem Banne der Grafen.[1] So gab es eine gesetzliche, eine ungesetzliche, eine engere und weitere Immunität.

Kraft der Immunität übten die Grundherren über alle Unfreie unbedingt den Bann aus, über freie Hintersassen, Prekaristen und Schutzhörigen nur in Privatsachen und in niederen Gerichtsfällen. Bei den höheren Gerichtsfällen[2] hatten sich die Freien selbst, die Unfreien durch die Grundherren zu verantworten. Der Zusammenhang mit dem öffentlichen Gerichts- und Heerdienst blieb bestehen und sowenig als die freien, konnten die unfreien Hintersassen sich aller öffentlichen Lasten entschlagen; nur daß die Herrschaft sie vermittelte. Auch unfreie Kolonen mußten Kriegsdienste oder Kriegsfronen leisten.[3] Sie waren aber der unmittelbaren Gewalt der Beamten mehr entrückt und erfreuten sich oft großer Freiheit. Hören wir doch sogar, daß sie sich, wenn der Herr auf Kriegszügen sich befand, viele Eingriffe in das Herrenrecht erlaubten. Die Zinsen liefen schwach ein, die Fronen blieben aus. Ja, es kam vor, daß die Herren nach ihrer Rückkehr nicht einmal mehr alle ihre Güter vorfanden. Damit sie nun ihre Güter nicht Fremden zur Verwaltung übergeben mußten, gestattete ein Kapitular, von 808 ausdrücklich den Bischöfen und Äbten, zwei ihrer Hintersassen zu Hause zu lassen, die sich der Wirtschaft ihrer Herren annahmen. Aus

Königsland; nur blieb hier immer eine gewisse Abhängigkeit vom Königsgericht; an dieses konnten sich die Hörigen wenden. Vinogradoff, Villainage in England, Oxford 1892 S. 94. Der immune Freihof hieß soca (franca villa). Eine andere Form ist die francalmoigne (franca eleemosina) und die immune aprisio (Beunde) s. I, 201.

[1] M. G. Cap. 1, 165 (811).

[2] Raptus, incendium, depraedationes, membrorum amputationes, furta, latrocinia, alienarum rerum invasiones; Seeliger, Grundherrschaft im frühen Mittelalter 90.

[3] Maurer, Fronhöfe 1, 467.

diesen und anderen Gründen waren alle Gesetze, die die Karlinger erließen, um der Verknechtung zu steuern, wirkungslos.

Alles wirkte zusammen, den Freien das Leben zu erschweren, ihre Ting- und Heerpflicht, die Unsicherheit, die Gesamtbürgschaft. Auch die Grafen trieben Mißbrauch mit dem Heer- und Gerichtsbann, zogen die Freien zu Fronen und Beden heran, behandelten sie vor Gericht wie Unfreie, verweigerten ihnen den Eid, unterzogen sie den Ordalien und Leibesstrafen. An den Gerichtstagen pflegten seit alters freiwillige Beiträge für außerordentliche Leistungen, sogenannte Beden (precariae) erhoben zu werden. Nun verwandelten sich aber die freiwilligen Leistungen bald in regelmäßige und bildeten die Grundlage des späteren Besteuerungsrechts.[1] Aus den Landgerichten wurden Landtage, zu denen nur noch die Schöffen, die Reichen und Vornehmen, maiores et meliores terrae, erschienen, die das Recht der Selbstbelastung retteten. Wer nicht genügend Kraft besaß, sich auf sich selbst zu stellen, der wählte sich einen Patron, ergab sich einem Senior oder Vogt. „Die armen Leute," sagt Karl der Große, „klagen über Beraubung ihres Eigens, und zwar sowohl von seiten der Bischöfe und der Äbte, als von seiten der Grafen und ihrer Centenare. Wer nämlich sein Eigen einem Bischof, einem Abte oder einem Grafen nicht freiwillig geben will, über den suchen sie alle Anlässe, mit denen sie ihn zugrunde richten können; ihn bieten sie immer zum Heerzuge auf, bis er verarmt, sein Eigen freiwillig oder unfreiwillig ihnen übergibt; ist das geschehen, so lassen sie ihn ruhig zu Hause bleiben, ohne ihn weiter mit dem Heerbanne zu beunruhigen."[2] Da die Könige den Gang der Dinge nicht aufhalten konnten, suchten sie um so eifriger die Großen, die Senioren, und wenn diese versagten, die Bischöfe und ihre Vögte sich dienstbar zu machen. Namentlich sahen sie darauf, daß die Vögte den Treueid leisteten. So gelang es ihnen wenigstens, die Immunitätsgebiete sich unterzuordnen.

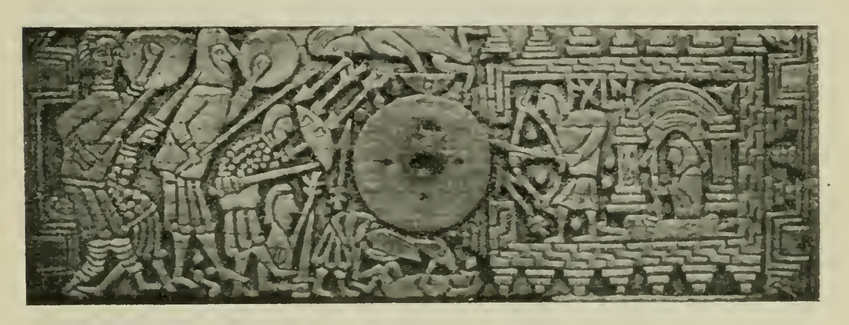
### 9. Befestigungen.

Zugleich mit der Immunität verliehen die Könige den begünstigten Grundherren, namentlich Bischöfen, das Recht, ihr Gebiet

[1] Nulla quies gentium sine armis, nulla arma sine stipendiis, nulla stipendia sine tributis.

[2] M. G. C. 1, 165.

zu befestigen. So heißt es in einer Urkunde von 892, der Bischof soll den Zins erheben, der dem König gebührt, und dafür Tore und Brücken anlegen, Gräben ziehen und die Stadt eine Meile im Umkreis befestigen. Viele Grundherren maßten sich aber dieses Recht einfach an. Daher gebot schon 864 Karl der Kahle: „Wer in letzter Zeit ohne unsere Genehmigung Schlösser, Befestigungen und Zäune erbaut hat, solle sie bis zum 1. August niederreißen, da die Nachbarn von da aus viel Bedrückung und Beraubung zu erdulden haben. Ist jemand widerspenstig, so sollen die Grafen die Befestigungen niederreißen, und sind die Grafen säumig, so sollen sie durch andere ersetzt werden." Trotz dieses Verbotes wiederholten mächtige



Angelsächsische Krieger erstürmen eine runde Befestigung; sie kämpfen mit Pfeilen und Schwertern und schützen sich mit starken Helmen und Panzern, aber kleinen Schilden.
Franks Kästchen; achtes Jahrhundert.

Herren die alten Versuche und oft mußten die Könige selbst ausziehen, ihre Befestigungen zu zerstören.[1] Bei Belagerungen kamen jene Mittel in Anwendung, die die Alten erfunden hatten, Stoßwerkzeuge, Widder,[2] Böcke und Wurfmaschinen, Schutzdächer, Verschanzungen, Belagerungstürme und Minen. In der Errichtung von Holzhäusern, hölzernen Türmen besaßen die Franken eine solche Fertigkeit, daß sie sogar das Erstaunen der Italiener hervorrief.[3]

Zunächst bedurften vor allem die Häuser und Schlösser, die Pfalzen einer guten Sicherung. Nicht weniger als 30 Türme liefen um die starke Mauer, die Bischof Nicetius von Trier im sechsten

[1] Vgl. über Château Thierry, Montreuil-sur-mer die Chronik Richers 2, 7, 12; Pfister, Le règne de Robert 162.

[2] Berbicellum.

[3] Mon. Sangall. 2, 17; Richer. 2, 10; 3, 106.

Jahrhundert in seiner Pfalz errichtete. Vom Scheitel des Hügels, schreibt der Dichter, erstreckten sich die Mauerarme abwärts bis dahin, wo die Mosel eine natürliche Grenze bildet. Der die Pfalz schützende Wehrturm war unten zu einer Kapelle, in einem höheren Geschosse zu einem Arsenal eingerichtet, und auf der Plattform lag eine Doppelballiste, die Tod verbreitete und abgeschossen wieder zurückschnellte.[1]

In ähnlicher Weise waren die königlichen Fronhöfe befestigt. Oft lagen in ihrer Nähe, besonders auf dem Platze alter Volksburgen, Befestigungsanlagen, Kastelle, die nach Art der römischen gebaut waren. So folgten sich im Neckartale Rottweil, Rottenburg (Altstadt), Altenburg (Tübingen), Nürtingen, Lauffen, Heilbronn.[2] Die alten Volksburgen unterscheiden sich von den römischen Kastellen durch ihre Unregelmäßigkeit, durch die Verwendung des steilen Abhanges zu einem Kantenwall ohne einen davorliegenden Graben; wohl aber zieht sich rückwärts ein Graben dahin; der Wall entbehrt der Mauer, und nur ein Tor gewährt den Zugang. Daran schließen sich die fränkischen Befestigungen an. Diese hatten vielfach innerhalb einer breiten Anlage einen kleineren mit Mauern befestigten Raum, ein befestigtes Prätorium, einen Bergfried, der dauernder Bewachung diente. Wo Steine fehlten, mußte mit Holz befestigter Lehm eine geklebte Mauer, wie die Bauern sagten, oder eine Mauer aus Holz und Lehm,[3] wie die alten Schriftsteller sich ausdrücken, genügen. Zwischen Wall und Graben lag oft eine breite Berme. Ein ähnliches Bild gewähren manche Fronhöfe der königlichen Höfe, curtes, die in zwei Teile, in Prätorien und Pomerien, zerfallen.[4] In den Vorräumen der Pomerien schlugen die Truppen ihre Baracken, mansiones auf, und daher erhielten diese und andere Lagerorte den Namen Herberge, Heerstall. Die Einteilung der Höfe in ein Prätorium und ein weites, wohl 7—8 Hektar großes Pomerium gleicht ganz der byzantinischen Lagerteilung, und aus dieser Zweiteilung erklärt sich der Umstand, daß manchmal Feinde, die schon in das Pomerium eingedrungen waren, an dem festen Prätorium

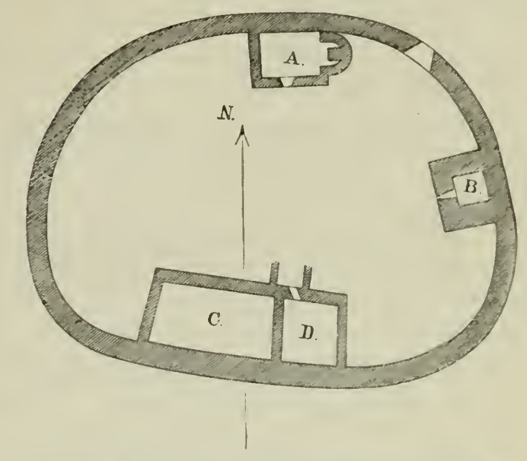
[1] M. G. aa. 4, 64.

[2] Über Altenburg s. Blätter des Schwäb. Albvereins 1903 S. 151.

[3] Ex terra et ligno. Schuchhardt, Neue Jahrbücher f. d. klassische Altertum 1900, 103.

[4] Schuchhardt, Zeitschr. f. Niedersachsen 1903 S. 13; Rübel 300.

scheiterten.[1] Wenn schon die Römer runde Kastelle kannten, so verbreiteten diese sich noch mehr bei den Franken, die wie alle Germanen runde Wälle den eckigen vorzogen. Den Mittelpunkt bildete ein fester Turm, ein Wart- und Wachtturm, auf den der Name Bergfried überging. Dieser Übergang verrät die Entwicklung: ursprünglich bedeutet das Wort einen eingefriedeten Platz auf einem Berge, d. h. einen Ringwall einer Volksburg, das Prätorium, aber später bezeichnet es nur noch den in der Mitte der Umwallung gelegenen Turm und eben in dieser Bedeutung ging es in die französische und italienische Sprache über.[2] Schon eine ansehnliche Ausdehnung hat der Wohnturm erreicht an der Frankenburg an der langen Wand bei Rinteln an der Weser, die die obige Abbildung vorführt.



Hünen- oder Frankenburg an der langen Wand bei Rinteln. Der rechts oben Eintretende erblickt zu seiner Linken den Turm B, vor sich sieht er den Palas C, daneben einen Keller D, zu dem ein Kellerhals hinabführt. Der Palas liegt oberhalb eines steilen Südabhanges. Rückwärts liegt die Kapelle A, deren Außenmauer opus spicatum zeigt. Ztschr. f. Ethnologie 1897, S. 369.

[1] So bei der Eroberung der Babilonie bei Lübbeke 775.

[2] Beffroi.

## XXXIII. Die karlingische Sitte.

Wo immer das Altertum seine Überlegenheit verriet, beugte sich Karl der Große willig vor ihm und knüpfte, so gut es ging, an die Reste des Altertums an, so namentlich im Staats- und Kriegswesen, in der Anlage von Festungen, Straßen und Brücken.

Noch herrschte der germanische Holzbau vor, da niemand an Raum und Holz zu sparen brauchte. Haus stand neben Haus, in größeren Anlagen lagen Stallung, Küche, Backhaus neben der Wohnung und selten erhob sich über einem unteren ein Oberstock. Die Leichtigkeit des Holzbaues ermöglichte ein rasches Aufschlagen von großen Versammlungshallen, wie von kleineren Lauben, Laubhütten, Borkenhäuschen;[1] die Errichtung solcher Hütten ging mit fabelhafter Geschwindigkeit vor sich, so daß nach dem Berichte des Mönches von St. Gallen sogar die Langobarden darüber erstaunten.[2] Daher begreifen wir, daß oft große Reichsversammlungen, Konzilien an Orten stattfanden, die nur aus einigen Höfen oder Häusern bestanden. Freilich drohte den Holzhäusern stete Feuergefahr; ganze Ortschaften fielen dem Feuer zum Opfer.

Daher befahl Karl der Große, das Herrenhaus auf den Fronhöfen nicht mehr lediglich aus Holz, sondern wenigstens nach außen aus Stein zu bauen; ebenso errichteten die Vornehmen auf ihren Höfen eine starke Halle, versahen sie mit einem festen Turme und umschlossen sie mit einer Steinmauer. Wer es vermochte, baute wenigstens die Herdstube massiv, auch wenn das übrige vom Hause aus Holz bestand. Diese Stube hieß nun von dem Herde oder Ofen (caminus), der sich darin befand, caminata, Kemenate,[3] ein

[1] Stephani, Wohnbau 2, 243.

[2] II, 17, M. G. ss. 2, 760.

[3] Solche caminatae finden sich regelmäßig auf Fronhöfen; Maurer, Fronhöfe I, 123.

Wort, das allmählich den Sinn von Frauengemach erhielt, da die Frauen die Küche besorgten. Eine ganz ähnliche Bedeutung erlangte das Wort pisale, Pfiesel, vielleicht ein durch Hypokausten in römischer Art geheizter Raum.[1] Auch die unterirdischen Frauengemache, die Tunge, genecia, konnten geheizt werden. Ganz allgemein verlangte Karl der Große, die Frauenhäuser sollten gut eingerichtet sein mit Öfen, Dächern und Türen und gute Zäune haben.[2] Massiv gebaut wurde ferner die Kammer, der Schatzraum, der oft zugleich Schlafkammer war, ebenso Kellergewölbe, Krypten.[3]

Auch wo keine massive Herdstuben und Kammern entstanden, sonderte sich meist in besseren Bauernhäusern die Herdflur vom Ofenraum, die Küche von der Stube. Diese Sonderung bedeutete ebenso wie der Aufbau eines zweiten Stockwerkes einen wesentlichen Fortschritt. Untergeschosse mußten in der Regel massiv sein. Bei feuchtem Boden mußten Pfahlgestelle, die oft eine ansehnliche Höhe erreichten, als Untergrund dienen.[4]

Gegen den Straßenschmutz schützten einigermaßen hohe Schwellen, wie sie uns noch heute in romanischen Ländern auffallen. Die Türen waren in der Regel niedrig. Bessere Häuser zierten erzbeschlagene Türen, an denen wohl mächtige Türringe mit glotzigen Tierköpfen herabhingen. Das Licht strömte durch Luken im Dach oder an der Seite herein. Der Rauch zog meist durch das Dachloch ab, das auch den Regen einließ. Rauch, Regen und Weibergezänk sind nach einem Sprichwort drei Hausübel.[5] Es war noch ein rauhes Geschlecht, das den Luftzug, Feuchtigkeit, Hitze und Kälte ertragen konnte und

[1] Ut genitia nostra bene sint ordinata, id est de casis, pislis, teguriis, id est screonis; et sepes bonas in circuitu habeant, et portas firmas, qualiter opera nostra bene peragere valeant. Capitul. de vill. 49.

[2] Französisch poêle.

[3] Die Wölbung heißt volutio, die gewölbte Decke camera, der Gewölberücken testudo, die hölzernen Hilfsbögen heißen subsidiarii arcus, fornices. Arcus sind die Grundbögen, die die Mauer über Säulen tragen. Zur Errichtung des Gewölbes diente ein Gerüst, machina, und ein Hilfsgerüst, contabulatio. Zuletzt wurde der Schlußstein (camerae umbilicus) eingesetzt.

[4] Habitacula a terra erant in sublime suspensa, ut sub eis non solum militum milites et eorum servitores, sed omne genus hominum ab iniuriis imbrium vel nivium, gelu vel caumatis possent defendi, nequaquam tamen ab oculis acutissimi Karoli valerent abscondi (Mon. Sangall. 1, 30, M. G. ss. II, 745).

[5] Sunt tria damna domus: imber, mala femina, fumus; Piper, Älteste Literatur 1, 278.

mußte und sogar Kopf- und Fußbedeckung entbehren konnte. Doch wirkte viel Holzausstattung, Gewebe und Rohrgeflechte der Unbehaglichkeit tüchtig entgegen. Gewebe schützten die Wände und Strohmatten bedeckten den Boden. Die Fensterluken verschloß, wer es vermochte, mit Gewebe, Holzplatten, Läden und Gitterwerk, unter Umständen sogar mit Horn und Glas[1] und brachte gegen den Regen über dem Dachloch ein Schirmdach, testudo, an, das auf vier Posten an den Enden der Öffnung ruhte;[2] besonders zahlreich sind diese Schildkröten in den Schulzimmern in St. Gallen angebracht.[3] Hier stehen auch Schornsteine oder Schüröfen[4] als freistehende Türme außerhalb des Hauses, durch Rohre[5] mit der Herdstelle oder mit Hypokausten verbunden. Das Dach war nach Plänen von St. Gallen entweder sattel- oder zeltförmig — beide Formen erinnern an die ursprünglichen Zelt- und Hausformen — oder flach nach römischer Art und die Bedeckung bestand aus Stroh,[6] Rohr und Flechtwerk, bei besseren Häusern aus Schindeln und Ziegeln. Ja sogar Metallplatten aus Zinn, Kupfer oder Blei, selbst Silberblei und Gold wurde verwendet. Den blinkenden Schein der Dächer Jerusalems konnte sich der Heliandbichter wohl vorstellen.

Zur Küche, Stube und Kammer gesellte sich auf Bauernhöfen der Stall, zumal seit der Verbreitung der Stallfütterung. In vielen Orten diente das Untergeschoß als Stall. Seitdem das Dreschen in bedeckten Räumen aufkam, bedurfte der Hof auch einer größeren Scheuer oder Tenne, worin nach Otfried die Knechte mit Flegel und Wurfschaufel arbeiteten.[7] Daß dieser Bau nicht allzu hoch hinaufreichte und vielfach erst im späteren Mittelalter entstand, zeigt sich in seiner gesonderten Behandlung. Er liegt mit dem

[1] Stephani 2, 261.

[2] Wie bei den Römern bedeutete testudo zunächst ein Schirmdach für Krieger. Angelsächsisch heißt testudo Bordbecke.

[3] Schlosser, Die abendländische Klosteranlage 1889 S. 26; Lauffer, Landschaftsbild Deutschlands im Zeitalter der Karlinger S. 9.

[4] Praefurnium, vgl. Piper, Burgenkunde S. 489.

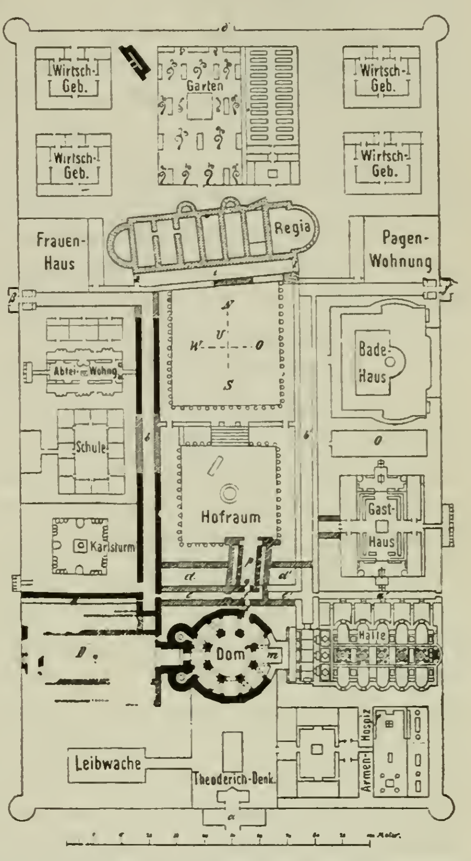
[5] Exitus, evaporatio fumi.

[6] An einer bei Aschersleben gefundenen Hausurne ist Strohdeckung deutlich erkennbar (Allg. Bauzeitung 1881 S. 76); eine Lederdecke setzt der unten S. 54 angeführte angelsächsische Vers voraus.

[7] I, 27 v. 63 ff.

Schuppen meist quer hinter dem Wohngebäude, das mit dem Giebel stets auf die Straße schaut — so in allen fränkischen Gebieten. Bei den Alamannen schließt er im Winkel und nur bei kleineren Anwesen in gleicher Linie an das Haus sich an. Auf reichen Höfen umsteht die Wohnung mit dem Stall, der Scheuer und dem Schuppen einen breiten viereckigen Hofraum und bildet ein stattliches Ganzes, das einen festungsartigen Eindruck hervorbringt.[1]

Diesen Höfen dienten als Vorbild die Pfalzen und großen Fronhöfe, die selbst in gewissem Sinne Festungen und Kastelle waren. Den Hauptraum beanspruchte der Saalbau, die Pfalz im engeren Sinne, der Palas, auch Malberg und Regia genannt, ein den alten Basiliken entsprechender länglicher Bau, den eine Absis oder ein Turm abschloß. Zu Aachen lief dieser Bau, die Regia, parallel dem Münster,




Die Pfalz in Aachen rekonstruiert. Die schwarzen Umrisse bezeichnen das karlingsche Mauerwerk, die schräg schraffierten Linien beziehen sich auf ältere Fundamente. O ist vielleicht die Wohnung der Hofbeamten, D der Vorhof des Münsters mit dem Pinienapfel, das Gebäude nördlich, wo irrtümlich Karlsturm steht, ist das Klaustrum der Kanoniker. $\alpha$ Südeingang, $\beta$ Westeingang, $\gamma$ Osteingang, $\delta$ Nordeingang, $cc'$ Portikus, $dd'$ Kleiderraum für die Geistlicheu.

[1] Diese Darstellung stützt sich auf eigene Beobachtungen; das Hofhaus ist nicht ausschließlich fränkisch, wie noch Ranck, Kulturgesch. d. d. Bauernhauses 65, meint.

jenem berühmten Rundbau mit vorgelagertem länglichen Atrium,[1] und in der Mitte zwischen beiden Räumen stießen zwei große Höfe aufeinander. Westlich an diese Höfe reihten sich die Wohnungen der Hofkleriker, an deren Spitze der Kanzler und Kaplan stand, die Palastschule, und auf der anderen östlichen Seite die Wohnung der Beamten, das Gast-, Bade- und Pagenhaus an, und in der Fortsetzung lagen Stallungen und Wirtschaftsgebäude, auf die der Kaiser großen Wert legte. Nördlich von der Regia erstreckte sich der Garten und entgegengesetzt südlich von dem Münster hatte die Leibwache ihr Quartier. Noch stärker als zu Aachen trat der Wirtschaftscharakter der Pfalzen an anderen Orten, zu Kirchheim im Elsaß, zu Bodman, zu Verberie hervor, wie die erhaltenen Reste beweisen.[2]

Kaiser Karl fühlte sich als Landwirt, freute sich am Feld-, Garten- und Weinbau und wollte die Nähe von Vieh aller Art nicht missen. Er kleidete sich selbst mit Vorliebe wie ein Bauer, zog ein derbes Wams über das leinene Hemd und schützte mit einem Otter- oder Marderpelze Schulter und Brust. An den Strumpfschuh schlossen sich nach alter Sitte Kurzhosen an.[3] Als einmal ein halbverendeter Bär dem Kaiser die Beinbinden und die Schuhe zerriß, zogen alle Jagdgenossen ihre Hosen herunter und boten sie dem Herrscher an. Da die großsprecherischen Griechen einem fränkischen Gesandten große Geschenke in Aussicht stellten, meinte Karl, es wäre besser gewesen, sie hätten ihm eine leinene Hose mit auf den Weg gegeben.[4] Die ausländische Tracht, mochte sie noch so schön sein, verschmähte er; nur auf Wunsch des Papstes Hadrian und seines Nachfolgers Leo zog er römische Tracht, lange Tunika, Chlamys und Schuhe an. An hohen Festen erschien er in golddurchwirktem Gewande, edelsteinbesetzten Schuhen und goldener Mantelspange mit einer Krone aus Gold und Edelsteinen.[5]

[1] In der Kaiserpfalz zu Goslar bildete der Saalbau einen rechten Winkel zum Dome; letzterer lief also senkrecht auf den Saalbau zu und ein bedeckter Gang vermittelte zwischen beiden Gebäuden.

[2] Stephani, Wohnbau 2, 102, 136, 214.

[3] Fasciolae crurales, tibialia, coxalia; Eginh. v. 23; M. Sang. 1, 34; vgl. I, 243; Kultur d. a. Kelten u. Germanen 197.

[4] Mon. Sang. 2, 5.

[5] Eginh. v. 23; vgl. Weiß, Kostümkunde d. M.-A. 1864, S. 504.

Karls eigene Hofleute und Großen verschmähten die einfache Tracht; ihre Kleidung bestand nach der Beschreibung eines St. Gallener Mönches aus Schuhen, die außen mit Gold geschmückt und mit drei Ellen langen Schnüren versehen waren, scharlachnen Fußbinden und leinenen Hosen von derselben Farbe, aber mit kunstreicher Arbeit verziert. Über die Binden erstreckten sich in Kreuzesform innen und außen, vorn und hinten lange Schnüre. Dann kam ein Hemd von Glanzleinwand[1] und darüber das Schwertgehänge. Um den Leib flatterte ein grauer oder blauer Mantel, viereckig und doppelt, so geformt, daß er, über die Schultern gelegt, vorn und hinten die Füße berührte, an den Seiten aber kaum die Knie bedeckte. Mit dem Mantel trieben viele großen Luxus; sie nahmen dazu Purpur und Seide, mit Gold und Silber gestickt. Der Luxus vieler seiner Diener ärgerte den großen Kaiser nicht wenig. Als daher einmal seine Hofleute in dieser Art festlich gekleidet waren, führte er sie an einem regnerischen Tage auf die Jagd. Er selbst trug nur seinen einfachen Schafpelz und erlitt keinen Schaden, seine Begleiter aber wurden nicht nur tief durchnäßt, sondern ihre feinen Gewande wurden auch arg beschmutzt und zerrissen. Um das Maß noch voll zu machen, lud er sie nach der Heimkehr ein, beisammen zu bleiben: „Keiner von uns ziehe seinen Pelz aus, bis wir zum Schlafen gehen, damit er auf unserem Leibe besser trocknen könne." Als sie tief in der Nacht in ihre Zimmer kamen und ihre Gewande auszogen, riß alles zusammen und allerorten erhob sich lautes Jammern, daß sie an einem Tage so viel Geld verloren hätten.

Eben weil sie eine größere Beweglichkeit gestatteten, liebte Karl die kurzen Mäntel, die Saga, und hatte sogar nichts dagegen, daß sie etwas Schmuck aufwiesen und nach keltischer Art gemustert waren. Aber seine Hofleute kürzten die Mäntel noch mehr, legten das Hauptgewicht auf die kostbare Ausstattung, bezahlten hohe Preise und trugen sich stutzerhaft. Da schalt Karl; mit einem tüchtigen Mantel, meinte er, könne man sich nachts zudecken, aber die kurzen Lappen taugten nichts. „Was helfen mir die bunten Lappen," sagte er, „im Bett kann ich mich mit ihnen nicht decken, zu Pferde können sie mich nicht schützen gegen Wind und Regenwetter und

[1] Clizana, M. Sang. 1, 34.

kommt mir ein Bedürfnis an, so verfrieren mir die Beine.“ Einen befreundeten angelsächsischen König forderte er auf, er möge den Befehl erlassen, daß die Mäntel wieder in jener Länge angefertigt würden, wie die Franken sie seit alter Zeit bezogen hätten.

Wie in der Kleidung blieb Karl in den Tischgewohnheiten altgermanischer Art treu und brach mit den üppigen Sitten seiner fränkischen Vorfahren. Sein Hauptmahl bestand aus 4—5 Gängen, in denen das Fleisch überwog: Ochsen-, Hammel- und Schweinefleisch, namentlich aber gebratenes Wildpret, das am Spieße aufgetragen wurde. Zur Würze dienten einheimische Mittel, solange der ausländische Pfeffer und andere Gewürze noch allzu hoch im Preise standen: Fenchel, Polei, Lavendel, Koriander, Minze. Um so mehr Mißbrauch trieben die Griechen mit den Gewürzen. Daher klagte nachmals Liutprand über die mit Knoblauch und Zwiebeln gefüllten, in einer Fischlake schwimmenden Braten, über die Öl- und Fischgerichte und über den Harzwein Konstantinopels. Noch viel schwerer ging es, sich in die künstliche Etikette der Griechen zu fügen. So bestand die Sitte, daß niemand an der königlichen Tafel ein Tier oder einen Teil desselben auf die andere Seite wenden durfte, sondern nur so, wie es ihm vorgelegt war, von oben ab essen mußte. Nun erhielt aber einmal ein Gesandter Karls des Großen einen Flußfisch mit gewürzter Brühe übergossen auf einer Schüssel vorgesetzt; und als der Gast, der jene Sitte nicht kannte, den Fisch auf die andere Seite legte, erhoben sich alle und sprachen zum Könige: „Herr, Ihr seid so beschimpft worden, wie Eure Vorfahren noch nie.“ Wegen dieses Verbrechens sollte der arme Mensch zu Tode geführt werden; der Kaiser gewährte ihm aber zuvor noch die Gnade, daß er eine Bitte stellen dürfe. Dieser bat nun den Kaiser, den Mann blenden zu lassen, der gesehen haben wollte, wie er den Fisch umwandte, was der Kaiser auch zusagte. Darüber erschrocken, entschuldigte sich einer um den andern, daß er diesen Vorfall nicht bemerkt habe.[1]

Den frühen Morgen pflegte Karl dem Gottesdienst zu widmen und nach Vollendung desselben das Frühmahl zu nehmen. Er ging in die Frühmette in einer Art Schlafrock, in „einem langen und schleppenden Gewande“, wie der Mönch von St. Gallen sagt, dessen

[1] Mon. Sangallensis 2, 6.

Gebrauch und Namen jetzt abgekommen sei.[1] Die Kleriker aber kamen schon angekleidet in die Vorhalle oder in den kleinen Hof und warteten hier oft lange, bis der Kaiser erschien. Manchmal überfiel sie dabei der Schlaf, und einer legte dem andern sein Haupt in den Schoß. Erst nach der Mette zog der Kaiser, in seine Kammer zurückgekehrt, kaiserliche Gewänder an. Wenn er von der Kirche zurückkehrte, erzählt Theodulf, drängte sich in den Vorhallen der Pfalz unzähliges Volk. Mit den hohen und niederen Vasallen mischte sich die Schar der Hilfe- und Rechtsuchenden. Der Morgenempfang, der im kleinen Maßstabe auch an den Fürsten- und Herrenhöfen stattfand, erinnert ganz an die römische Sitte, nach der den Senator zuerst die Klienten begrüßten, worauf jener sich beeilte, seinerseits dem Kaiser zu huldigen. Nur wenigen Edlen, bemerkt Theodulf, ist der Zugang gewährt. Drinnen steht Karl unter den Seinen, alle überragend. Karl und Ludwig, seine Söhne, nahen sich ihm, beide von stattlichem Wuchs, und nehmen ihm Mantel, Handschuh und Schwert ab, und dort naht der Chor der Jungfrauen. Karl wendet seinen Blick bald auf die Knaben, bald auf die Mädchen. Die Töchter bringen ihm Blumen, Rosen, Veilchen und Lilien, Rothaid reicht ihm Äpfel, Hiltrud Brot und Theodrad Wein. Sie sind verschieden und doch alle gleich herrlich, jene strahlt von Perlen, diese von Gold, die eine ziert eine Spange, die andere ein Armring und diese ein Halsband, die eine hat ein eisenfarbenes Kleid, die andere ein gelbes.[2]

In ihrer Mitte genoß Karl seinen Imbiß, dessen Bedeutung der Hofdichter abschwächt,[3] als hätte er nur Brot, Wein und Äpfel umfaßt. In Wirklichkeit war es das ausgiebige germanische Frühmahl, auf das hin sich Karl nach alter Sitte zur Ruhe niederlegte.[4] Im Sommer dauerte die Ruhe zwei bis drei Stunden. Noch während er Schuhe und Gewand niederlegte, ließ er die Freunde vor und hielt die Hofversammlung, versammelte den kleinen Rat um sich. Hier wurden alle wichtigen Angelegenheiten besprochen und Gericht gehalten. Der Kämmerer Megenfried, ein Mann mit kahlem

[1] L. c. 1, 31; vgl. I. Band 319.

[2] Ferruginea, lutea; M. G. p. l. 1, 486. 372.

[3] Compita.

[4] Nur so läßt sich der Widerspruch zwischen Theod. c. 25, 235 u. Eginh. v. 24 lösen.

Scheitel, begab sich zu denen, die des Kaisers Recht und Hilfe suchten, wies zurück, nahm an und ließ eintreten.[1] Wenn der Pfalzgraf von einem mächtigen Rechtsstreite sprach, befahl er sogleich die Parteien hereinzuführen und erteilte, als säße er auf dem Richterstuhle, das Urteil. Auch Bettler drängten sich herzu; es entstand ein solches Gewühl, daß ein stiller Gelehrter wie Walafried davor zurückschauderte. Der Schmutz der Bettler, die vom Kaiser Ludwig dem Frommen Almosen heischten, stieß ihn nicht weniger zurück als das Geschrei der hadernden Parteien, die Recht suchten.[2]

Waren die Geschäfte erledigt, die Audienz vorüber, so folgte das Abendmahl. Der gelehrte Hofstaat versammelte sich, und der Kaplan sprach das Tischgebet und segnete Speise und Trank. Hatte Karl gespeist, so setzten sich die Herren zu Tische, die Karl bedient hatten, die Hoftruchsessen, Schenke und Tafelmeister im Herzogsrange, und ihnen warteten Grafen und andere Würdenträger auf. Nach diesen speiste das Gefolge derselben; dann kamen die verschiedenen Hofbeamten an die Reihe, hierauf die Diener und endlich die Diener dieser Diener, so daß die letzten nicht vor Mitternacht zum Mahle kamen. Mit Rücksicht auf diese Sitte mußte Karl oft seine Mahlzeit etwas frühe ansetzen; deshalb tadelte ihn einmal ein Bischof, daß er in der Fastenzeit, wo das Frühmahl ausfiel, zu bald die Vesper singen lasse und die Hauptmahlzeit halte; da strafte ihn Karl damit, daß er ihn verurteilte, die ganze Fastenzeit erst nach allen Dienern zu essen. Der Mönch von St. Gallen, der dies erzählt, meint, der Bischof habe das nicht geahnt. Aber der Bischof hatte doch einen gewissen Grund zur Klage; denn das Bestreben ging offenbar dahin, die Non bei Halbfasten, die Vesper bei Ganzfasten möglichst in den Tag hinein zu verschieben. Zu gleicher Zeit tadelt Theodulf von Orleans, daß die Großen sich sogleich zum Essen stürzen, sobald es Non geläutet hatte, ohne das Ende des Gottesdienstes abzuwarten. Die Sext fiel daher später ganz weg, aber erst lange nach Karl dem Großen.[3] Während des Essens hörte

[1] Nach einer späteren Legende hing eine Glocke an seinem Palasttore, die jeder, der beim Kaiser Recht suchte, läuten durfte.

[2] Carm. 23.

[3] Er war nicht der Urheber dieser Ordnung, wie ein englischer Gelehrte meint; Bilfinger, Horen 112.

Karl gerne Musik, Gesang und ließ sich ernste Stoffe vorlesen. Geistliche, mahnte die Kirche, sollten immer fromme Bücher vorlesen lassen. Einem englischen Bischofe hielt Alkuin einmal vor: „Was hat Ingeld (ein Sagenheld) mit Christus zu tun? Eng ist das Haus, beide kann es nicht aufnehmen."[1] Daran mögen sich wohl kleinere Spiele angeschlossen haben, z. B. das Brettspiel, das schon die alten Deutschen geläufig spielten, das später in Verachtung gesunkene Würfelspiel, das uns schon im Kloster der hl. Radegundis begegnet und dem auch noch Otto der Große huldigte.[2] Als einmal Gesandte Kaiser Karls an den langobardischen Hof kamen, ließ der König schöne Pagen Spalier bilden, die allerlei schönes Spielzeug trugen; die einen hatten Falken, die anderen Spielbretter in der Hand.[3] Oft traten auch Mimen auf.

Bis tief in die Nacht dauerte die Geselligkeit, die die Deutschen mit reichlichem Tranke, mit Wein und Bier begossen. Doch zogen die Franken den Wein vor. Den Wein behandelten die Nordländer natürlicher, als es die Griechen und Römer gewohnt waren.[4] Daher entsetzte sich der Bischof Liutprand, als er in Konstantinopel einen mit Pech, Harz und Gips gemischten Wein vorgesetzt erhielt; er nennt ihn verächtlich ein Badewasser.[5] Dem großen Karl gefiel die Trunksucht der Deutschen wenig, namentlich auf Feldzügen, da sie die Ordnung störte. Wenn sie am Schlachtvorabend zu übermütig zechten, ging den Kriegern manche Schlacht verloren.[6] Karl tat, was er konnte, die Völlerei einzuschränken, verbot das gegenseitige Zutrinken, bestrafte trunkene Diener und Krieger hart und ging selbst mit gutem Beispiel voran und trank höchstens drei Becher Wein. Allein seine Strenge nützte wenig. Das ganze Mittelalter

[1] Ep. 81. Hinield liest Dümmler (124).

[2] Spätere Gedichte nennen dafür das vornehmere, aber erst viel später verbreitete Schachspiel.

[3] Chron. mon. Sal. 12 (M. G. ss. 3, 479).

[4] Über die Flasche sagt ein angelsächsisches Rätsellied:

Me terrent proprii. quos nobis confero. mores:
vinum, laetificans homines, non leta bibebam,
osque reducit de ventre quod suscipit ore;
claudendi oris vel reserandi est vis mihi numquam.

[5] Leg. 63; vgl. auch Aristophanes Ritter am Schluß.

[6] Daraus erklärt Wace die Niederlage der Angelsachsen bei Hastings 1066.

dauerte die schon jetzt erwähnte Sitte, dem Gast einen Schlaftrunk ans Bett nachzutragen.[1]

Nachts schlossen die Diener sorgsam Tür und Tor und bewachten sie, da unruhige Köpfe und Verschwörer gerne die Nacht zu ihren Untaten wählten. Zu Häupten der Schlafenden hing immer eine Waffe.[2] Eine ergötzliche Nachtszene schildert der Mönch von St. Gallen. Zu Regensburg verschwor sich der uneheliche Sohn Karls mit bayrischen und anderen Großen gegen sein Leben. Sie versammelten sich dazu in der Peterskirche und entdeckten am Schlusse ihrer Beratung einen Geistlichen versteckt hinter dem Altare. Diesen ergriffen sie und nötigten ihn, zu schwören, daß er ihr Unternehmen nicht verraten wolle. Um sein Leben zu retten, weigerte er sich nicht, zu schwören, was sie ihm vorsprachen. Aber als sie sich entfernt hatten, achtete er des gottlosen Eides nicht und eilte zur Pfalz. Hier drang er mit der größten Schwierigkeit durch Schlösser und Türen endlich zum Schlafgemach des Kaisers und an die Türe klopfend setzte er den wachsamen Karl in das größte Erstaunen, wer es doch wage, ihn zu dieser Zeit zu beunruhigen. Doch befahl er den Frauen, die zum Dienste der Königin und seiner Töchter ihn zu begleiten pflegten, daß sie hinausgingen, um zu sehen, wer vor der Türe sei, und was er verlange. Sie gingen hinaus, und da sie eine ganz geringe Person sahen, verschlossen sie die Tür und suchten mit unendlichem Gelächter, das Gesicht mit ihren Kleidern bedeckend, in den Ecken des Gemaches sich zu verbergen. Aber der kluge Kaiser, dem nichts auf der Erde zu

[1] Als Einhard einmal auf einem königlichen Hofgute einkehrte, gingen die Diener zum Keller, ihm Bier ins Schlafzimmer zu holen. Da floß aus dem Fasse Wein statt Bier, was sie allgemein für ein Wunder ansahen (Transl. ss. Marcellini et Petri 4, 44; Boll. Iuni I, 193).

[2] Nach einer späteren Sage hielten 120 Starke die Nachtwache und zwar in jeder der drei Abteilungen der Nacht je 40. Ähnlich wie das Bett Salomons im Hohen Liede war das Karls umstellt von 10 Kriegern zu seinen Häupten, 10 zu seinen Füßen, 10 zu seiner rechten und 10 zu seiner linken Seite. Eine solche Engelwacht erbeten sich die späteren Nachtsegen. Rechts von ihm lag ein Schwert und links befand sich eine brennende Fackel; Paris, Hist. poet. 371. — Über die Schwertscheide sagt ein angelsächsisches Rätsellied: Armigeri dura cordis compagine fingor, cuius et hirsuti extat circumstantia pepli. Das Folgende paßt mehr auf ein Hausdach: pangitur et secto cunctum de robore culmen pellibus exterius strictim, quae tegmina tute offensam diris defendunt imbribus aulam.

entgehen vermochte, fragte die Frauen, was sie hätten oder wer an der Türe klopfe? Und da ihm geantwortet wurde, es sei ein abgeschorener, dummer, verrückter Schelm, der nur Hemd und Hosen anhabe und unverzüglich den Kaiser zu sprechen verlange, da befahl er ihn hereinzuführen. Der nun fiel ihm gleich zu Füßen und eröffnete ihm alles nach der Ordnung.

Aus dieser Erzählung ersehen wir, was wir auch sonst wissen, daß die Zahl der Frauen am Hofe nicht gering war. Der Hof Karls erinnert in dieser Hinsicht an die merowingischen Höfe; nur daß die Gesittung und Bildung sich seither gehoben hatte. Karlmann und Karls Vater Pippin hatten sich an das strenge Ehegesetz der Kirche gehalten, Karl aber nahm nacheinander und nebeneinander verschiedene Frauen, obwohl er in seinen Grundsätzen viel strenger war als jene und im Sinne der Kirche die Wiederverheiratung Geschiedener verbot. Während noch fränkische Konzilien von 757 und 758 die Wiederverheiratung im Falle des Ehebruchs der Frau gestattet hatten, drang jetzt die strengere Ansicht durch. Die Aussprüche Christi über die absolute Unauflöslichkeit dessen, was Gott vereinigt, hatte schon lange die römische Kirche zu einer von der orientalischen abweichenden Auffassung geführt. Wohl schien Christus eine Eheauflösung im Falle des Ehebruches der Frau zu gewähren.[1] Allein die richtige Deutung dieser Stelle hat einen ganz anderen Sinn; sie gewährt die Erlaubnis zur Entlassung der Frau nur im Falle der Hurerei und zwar einer der Ehe vorausgehenden starken Unordnung, nicht des Ehebruches,[2] und erklärt eine Ehe im Keime für nichtig, die auf einer wesentlichen Täuschung über die Person der Frau beruht. In diesem Sinne gestattete die Kirche nur die Trennung jener Ehen, die schon in ihrer Wurzel nichtig waren, sei es, weil Gewalt, Täuschung oder physische Unfähigkeit vorlag. Der kanonischen Auffassung schloß sich Karl 789 vollständig an, und 796 entzog ein Konzil dem Manne unter allen Umständen die Erlaubnis zu einer zweiten Ehe bei Lebzeiten seiner schuldigen Frau. Letztere durfte auch nach dem Tode des Mannes nicht mehr heiraten.

So streng lautete die Theorie, aber in der Praxis sah es anders aus und gerade Karl gab kein gutes Beispiel. Zur Entschuldigung kann nur angeführt werden, daß die meisten Frauen

[1] Matth. 19, 9.

[2] Der Porneia, nicht Moicheia.

Karls durch Tugend und Weisheit hervorragten und einen guten Einfluß ausübten. Besonders gerühmt wird die schöne Schwäbin Hildegard, mit der er in zwölfjähriger Ehe lebte, und die wissensdurstige Liutgard. Ein arges Weib aber war die Fränkin Fastrade. Im hohen Alter verband er sich mit einer Sächsin Gerswinde. Diese Verbindungen erregten bei frommen Männern viel Anstoß. Sie wagten freilich nicht, ihm offen entgegenzutreten, erst eigentlich nach seinem Tode gestattete sich der Unwille eine freie Aussprache. Der Reichenauer Mönch Wettin wollte in einer Vision den Kaiser im Jenseits gesehen haben, wie er höchst empfindliche Strafen erlitt, die seiner Schwäche gegen das weibliche Geschlecht angemessen waren.

Seine eigenen Töchter liebte er so zärtlich, daß er sich nicht von ihnen trennen wollte. „Er sagte," berichtet Eginhard, „er könne ohne ihre Gesellschaft nicht leben, und behielt alle bis zu seinem Tode bei sich im Hause. Darob mußte er, sonst so glücklich, des Schicksals Tücke erfahren: er ging jedoch so über die Sache hinweg, als wäre nie der geringste Verdacht ob eines Fehltrittes gegen sie entstanden oder ein Gerücht darüber laut geworden." Aus der gleichen Zeit vernehmen wir noch keine Klagen über ihre Liebesabenteuer; Alkuin spricht etwas zurückhaltend nur von üblen Nachreden und warnt vor den „Tauben, die durch die Kammern der Pfalz schwirren". Erst einige Jahrzehnte später schreibt ein Geistlicher, seines Gönners Schwester Gundrade sei die einzige gewesen, die in diesem Pfuhle sich die Palme der Keuschheit verdient habe.[1] In einem offenkundigen Liebesverhältnis zu Karls Tochter Berta, das nicht ohne Folgen blieb, stand der Dichter Angilbert. Noch mehr weiß die Sage zu berichten; diese verbindet den Geschichtschreiber Eginhard mit Emma und erklärt die Geburt des berühmten Sagenhelden Roland aus Beziehungen zwischen einem Seneschall und einer Schwester Karls und ebenso läßt sie den großen Sarazenerheld Galianus einer unerlaubten Liebe entsprießen. Der Mönch von St. Gallen erzählt von zwei Bastarden, die aus dem Frauenhause zu Kolmar hervorgingen und die sich durch ihre Tapferkeit auszeichneten. Karl erwählte sie zu seinen Kammerdienern; sie gaben sich damit zufrieden, obwohl sie höhere Stellungen im Auge hatten. Eines Tages machten sie, als der Kaiser schlief, einen Ausfall ins feindliche Lager, richteten Verwirrung an und wuschen mit ihrem und der Feinde Blut die Makel

[1] Pasch. v. Adalh. Mab. a. 4a, 303.

ihrer Geburt ab. Durch ähnliche Taten bewährten Roland und Galianus nach der Sage in früher Jugend ihre Mannheit.

Was am Hofe Karls des Großen geschah, war keine Ausnahme; das Verderben erstreckte sich durch alle Stände hindurch. Viele Große und wohl auch Kleine lebten, bevor sie eine rechtmäßige Ehe schlossen, in einer Art Probeehe,[1] und nachdem sie auch kirchlich getraut waren, hielten sie sich nach altgermanischer Weise Nebenfrauen und verzehrten, wie Kirchenmänner klagen, mit ihnen Zehnten und Kirchenopfer.[2] Allerdings widerstanden diesem Tun rechtmäßig angetraute Gattinnen. Wenn aber eine der Nebenfrauen der leidenschaftliche Ehrgeiz plagte, daß sie selbst nach dem Range einer öffentlichen Gattin strebte, so entstanden blutige Verwicklungen. Da die Kirche sich sträubte, rechtmäßige Ehen zu lösen, so nahmen die Männer zur Gewalt ihre Zuflucht; sie verleideten ihren Frauen das Leben und scheuten sich nicht, sie entweder selbst umzubringen oder sie durch ihre Diener zur Schlachtbank führen und sie gleich Böcken und Lämmern abstechen zu lassen, wie Hinkmar schreibt. Um den Mord zu beschönigen, beschuldigten sie die Gattinnen früherer Sünden oder des Ehebruchs. Die Gattenmörder und Frauenräuber wagen es, bemerkt Hinkmar, sich noch zu berufen auf das Gewohnheitsrecht oder auf die lex Salica und Gundobada (die den Zweikampf erlaubte) oder auf das Beispiel Davids, aber schon das heidnische Rom habe vor den Kanones eine solche Selbsthilfe verboten.[3]

Bei den unteren Klassen sah es keineswegs besser aus. Ihre Lage erlaubte vielen Hörigen und Leibeigenen, ja auch höheren Hausdienern keine Ehe — man muß das immer im Auge behalten. An den Pfalzen und Fronhöfen mußte gut die Hälfte, mit Abzug der Witwen und Witwer gut ein Drittel, mindestens aber ein Viertel der Erwachsenen auf eine Familie verzichten und unter den Kindern war ein großer Teil unehelich.[4]

---

[1] Hincm. M. 125, 717; 126, 134.

[2] Vos cum uxoribus et ancillis vestris, et quod peius est, nonnulli cum scortis decimas et oblationes fidelium manducatis; Hincmar dial. de statu eccl. M. Bibl. Patr. (Par. 1654) 16, 614; canes et geniciarias pascunt, Synode von Meaux 845 c. 75.

[3] De coercendo raptu puellarum; De div. Loth. int. 4; M. 125, 658, 1026.

[4] Vgl. die Sittenschilderung translatio S. Marcellini 50 (Boll. Iun. 1, 195); Hincm. l. c..

Zu jedem Hofe gehörte ein Frauengemach, worin Freie und Unfreie, meistens aber Unfreie den weiblichen Arbeiten oblagen; besaßen doch selbst Klöster solche Räume.[1] Diese Frauengemache, genecia, ergastula, die an die alten Sklavenzwinger erinnern, boten von jeher Gelegenheit zu unerlaubten Beziehungen.[2] In solche unterirdische Zwinger verurteilte ein Volksgesetz freie Frauen, die Unfreie heirateten, und das Konzil von Toucy 860 Witwen, die ausschweifend in ihren Häusern lebten und sogar ihre Töchter preisgaben,[3] und ebendahin schickte die Kirche leichtfertige Nonnen, während es Kaiser Lothar I. im Langobardenrecht verbot, weil es die Unordnung noch steigerte. Vielleicht berichtigte eben unter dem Eindruck dieses Verbotes die Synode von Tribur 895 die früheren Bestimmungen.[4] Jedenfalls traten in der Folge manche Konzilien auf gegen die „Kunkelstuben" oder richtiger die Webstuben der Vorzeit. Von einer Tagesneuigkeit hatte man einst in Rom gesagt, sie sei in allen Badstuben verbreitet, jetzt hieß es, die Weiber aller Webstuben erzählen sie.[5]

Gegenüber diesen Unordnungen bedeutete das Auftreten eines Mannes wie Ludwig des Frommen nicht viel mehr als ein Schlag ins Wasser. Wer eine Dirne beherbergte, sollte sie auf seinen Schultern zum Markte tragen, wo sie gepeitscht wurde, die gleiche Strafe traf auch den, der sonst einen Verdächtigen beherbergte, er mußte ihn um die Pfalz herum zum Gefängnis oder zur Stäupung tragen.[6] Die Hofzucht sollte zum Muster dienen. Aber trotzdem vermehrte sich eher die Unordnung, als daß sie sich verringerte. Selbst Ludwig mußte sich in die schlechten Sitten der Zeit schicken

[1] Das Kloster Staffelsee beschäftigte 25 Mägde: est ibi genitium, in quo sunt feminae 25, in quo reperimus sarciles 5 cum fasciolis 4 et camsiles 5. M. G. Cap. 1, 252.

[2] Geneciaria und meretrix wurde identisch gebraucht, vgl. L. Alam. 82 (M. G. ll. 3, 74); Leg. Langob. Lotharii 88 (91); Regino de eccl. disc. II, 5, 37. Erant quoque ibi duo noti de genicio Columbrensi procreati; Mon. Sang. 2, 5; M. G. ss. II, 749.

[3] Ed. Roth 221. Ad finem vitae in ergastulis retrusae poenitentiam agant; Mansi 15, 559; vgl. Synode v. Worms 868 c. 20.

[4] M. G. ll. 4, 556; Cap. 2, 246, 228.

[5] Ut dicitur, feminae in textrinis revolvunt, Hincmar, de div. L. int. 3; M. 125, 646.

[6] Ad cippum, M. G. Cap. 1, 298.

und den Hofleuten die gewohnten Vergnügen, Spiele und Schaustellungen gewähren, die er an sich verabscheute. Er selbst war ein leidenschaftlicher Jäger und versäumte über der Jagd oft die Staatsgeschäfte.

Die Jagd gehörte zu den Hauptvergnügungen des Lebens neben dem Bad, dem Fischfang und Reisen. Auf die Jagd und den Fischfang hatte auch der gewöhnliche Mann ein Recht, doch begannen die Gesetze bereits starke Schranken aufzustellen: sie verbieten nicht nur das Fangen von Tieren auf fremdem Eigentum mittelst Netzen, Fußangeln, Fallen, das Stehlen angeschossener und gefangener Tiere, sondern dehnen ihren Schutz allgemein auf das Edelwild aus. So verbietet das alamannische Gesetz das Töten von Rot- und Schwarzwild: wer des anderen Bären, wer einen Elch, Eber oder eine Sau tötete, verfiel der Buße von 6 Schillingen, wer solche Tiere stahl, verwirkte 3 Schillinge. Besonders empfindlich sind die Strafen, die Hunde- und Habichtdiebe traf: wer keine 5 oder 6 Schillinge aufbrachte, der sollte den Habicht auf seine Brust setzen und 6 Unzen Fleisch verzehren lassen oder dem gestohlenen Hunde den Hintern küssen. Das bayrische Gesetz unterscheidet den Kranich-, Gänse- und Entenhabicht. Die Falkenjagd war fast allgemein verbreitet in Italien und Frankreich; oblagen ihr doch sogar Bischöfe und Äbte, wie wir aus späteren Klagen vernehmen. Wenn ein König einen Dienstmann ehren wollte, schickte er ihm statt goldener Ringe Sperber und Falken.[1]

Wie es scheint, ließ man die Tiere auch zum Spiel gegeneinander kämpfen. In einer späteren Volkssage träumte einmal Karl der Große von einem Kampf eines Habichtes mit einem Falken. Nach heftigem Streite schlossen die Vögel Frieden und schnäbelten sich. Ein weiser Meister deutete dies auf einem bevorstehenden Zweikampf, der mit dem Friedensschluß und der Freundschaft der beiden Feinde endige. Mit dem Falken wetteiferte der Jagdhund an wilder Kraft. Unter den Gegengeschenken, die der Kaiser dem Kalifen für seine Elefanten bot, befanden sich auch Jagdhunde, von denen die Gesandten rühmten, sie zerrissen jedes Tier. In der Tat bewährten sie sich bald gegen einen Löwen, vor dem alle Hirten geflohen waren. Von solchen Hunden berichtet der Mönch von

[1] So nach den chansons de geste Karl der Große.

St. Gallen, sie hätten durch ihre große Schnelligkeit Füchse und andere Tiere leicht eingefangen und ihrem Herrn lebend zugetragen, auch Wachteln und andere Vögel im schnellen Aufspringen erhascht. Auf diese Geschicklichkeit rechnete der Vasalle eines Bischofs, der sich für heilig hielt, als er eine List ersann, um sich bei ihm in Gunst zu setzen. Eines Tages ließ er nämlich seine Hunde auf einen Fuchs los, den er unbesorgt auf Mäuse lauern sah. Es gelang ihm, den Fuchs lebend in die Hand zu bekommen, er brachte ihn dem Bischofe und log diesen also an: „Herr, ich ritt durch jenes Feld und sah nicht weit von mir diesen Fuchs, da jagte ich mit verhängtem Zügel hinter ihm her, aber er entfloh so schnell, daß ich ihn kaum noch sehen konnte. Nun hob ich die Hand auf und beschwor ihn: Im Namen Rechos, meines Herrn, bleib stehen und rühr dich nicht vom Fleck. Und siehe, wie mit Ketten gefesselt blieb er an jener Stelle, bis ich ihn wie ein verlassenes Schaf aufnahm." Auf diese Weise setzte er sich bei dem Bischof so in Gunst, daß dieser ihm mehr Vertrauen schenkte als allen anderen Dienstleuten.

Die hohe Jagd glich einem förmlichen Kriegszuge und konnte daher nur von Großen unternommen werden. Das Nibelungenlied schildert Jagd und Krieg mit den nämlichen lebhaften Farben. Viele edle Männer starben an den vielen Unfällen der Jagd.[1] Die tiefen Wälder wimmelten noch von Raubtieren, Bären, Wölfen, auf die jederzeit die Jagd freistand. Daher entbehrte keine Jahreszeit dieses Vergnügens, weder der Winter noch der Frühling. Schon auf den Mai fiel die Wolfsjagd, auf den November die Eberjagd. Angilbert schildert eine Eberjagd am Hofe Karls also: Früh morgens, wenn die Sonne sich erhob, versammelte sich das Jagdvolk, lauter Lärm erscholl durch die Stadt, die Pferde wieherten und das prächtig geschmückte Roß Karls freute sich auf die Fahrt ins Waldgebirge. Nachdem er die Messe gehört, tritt Karl herrlich heraus und es folgen ihm die Knaben mit den Jagdspießen, später verläßt die hohe Königin ihr Gemach, sie trägt ein Purpurgewand, ein goldenes Diadem und eine Edelsteinkette um den Hals, ihr folgen die Jungfrauen.[2] Heller tönen die Jagdhörner und der Hunde Gebell durch die Morgenluft. Am Waldessaum werden die

[1] Richer. 2, 103; Thietm. 7, 10.

[2] Der gelehrte Angilbert unterläßt nicht, jeder Frau gebührend Lob zu singen; M. G. P. L. 1, 372; vgl. dazu Wattenbach, Geschichtsquellen I, 166.

Hunde freigelassen und eilends jagen sie nach Wild spürend in das Dickicht. Sie haben schon einen bräunlichen Eber gefunden, mit lautem Ruf und Hörnerschall sprengen die Reiter nach, der Eber entflieht vor der Hatz auf die nächste Höhe. Dort wird der Ermüdete gestellt, grimmig wehrt er sich vor den Hunden, aber schon ist Karl da und federt das Wild. Kaum hat es sein Leben ausgehaucht und schon braust der Jagdzug von der Halde herab. Dahin und dorthin eilen die Großen, das Wild zu erjagen. Wenn dann genug erbeutet, kehrt die Gesellschaft zum Lagerplatz zurück, wo Zelte aufgeschlagen sind und ein fröhliches Mahl sie erwartet. Ist die Nacht hereingesunken, legt man sich dann zur Ruhe in den Zelten und setzt am anderen Tage die Jagd fort; denn wie noch im späteren Mittelalter nimmt sie mehrere Tage in Anspruch.

## XXXIV. Die karlingische Bildung.

Karl der Große war eine praktische Natur, er war ein Landwirt und Krieger. Praktische Naturen pflegen für die Wissenschaft ein geringes Interesse zu hegen, und wenn sie ein solches Interesse besitzen, so pflegt es kein selbstloses zu sein; sie schätzen Wissenschaft und Kunst nur um der Zwecke willen, denen sie dienen können, als Mittel der Volksbildung, der Selbstverteidigung und des geistigen Genusses. Auch Karl entzog sich nicht ganz diesem Gedankenbann; die Wissenschaft sollte ihm tüchtige Gelehrte liefern, die Künste, den Gottesdienst verherrlichen, die Schulen sollten nicht nur Geistliche heranbilden, sondern auch dem Volke oder wenigstens dem vornehmsten Teil des Volkes, den Freien, dienen. Er wünschte das Volk nicht nur für religiöse Vorstellungen zu gewinnen, sondern in seinem Geistesleben innerlich zu heben; fühlte er sich doch gewissermaßen selbst als Seelsorger und glaubte verantwortlich zu sein für das Seelenheil seiner Untertanen.

Damit ging er weiter als viele geistliche Ratgeber. In kirchlichen Kreisen herrschte ein viel zu ausschließliches Interesse an einer geistlichen Erziehung; sie dachten kaum an die Laienbildung, geschweige an Volksbildung, wie es sich nach Karls Tode sogleich offenbarte. Er wollte, daß das Evangelium wie ein mächtiger Baum alles überschatte, wie ein Sauerteig alles durchdringe, und sah es nicht gerne, daß ihm die Kirche alle tüchtigen Männer entziehe. Statt der ausschließlichen Klosterschulen wünschte er Volksschulen, unter denen allerdings nicht die heutigen Volksschulen zu verstehen sind. In jedem Kloster oder Domstifte, verlangte eine Synode von 789, sollen Schulen sein, in welchen Knaben die Psalmen, die Schriftzeichen, den Gesang, das Berechnen der kirchlichen Festtage und die

Grammatik erlernen, und zwar nicht nur solche, die in den Kloster- oder Mönchstand eintreten wollten; denn sonst hätte die Verordnung etwas Überflüssiges angestrebt, da für diese schon längst und überall Schulen bestanden. Jedenfalls suchte Karl die schon vielfach bestehenden Pfarrschulen zu erweitern.[1] Bisher hatte der Pfarrer oder Diakon höchstens die Verpflichtung, die Kinder den Glauben, das Vaterunser, die Gebote zu lehren, und diese Pflicht lag ihnen nur dann ob, wenn die Taufpaten ihre Aufgabe versäumten.[2] Karls Gebot geht viel weiter, er verlangte, jeder solle seine Kinder zur Schule schicken und so lange besuchen lassen, bis sie im Glauben genügend unterrichtet seien. Unter dem unbestimmten Ausdruck „jeder" hat die Verordnung zunächst hauptsächlich die Freien im Auge, ohne die Unfreien auszuschließen. Denn in einer ähnlichen Verordnung, die der Karls wohl nachgebildet war, spricht König Alfred von England von Freien, die den Unterricht aufsuchen sollten.[3]

Wenn die große Masse das Vaterunser und den Glauben zu lesen verstand, mußte die Kirche und der Staat zufrieden sein. Ohnehin waren bei dem bildungsfeindlichen Sinne der Germanen Karls Bestimmungen noch verfrüht, und nur wo der Kaiser selbst Hand anlegen konnte, an den Hofschulen, vermochte er sein Ziel zu erreichen. Da half es dem vornehmen Frankenkinde nichts, wenn es auch mit Verachtung auf Schreibtafel und Grammatik herabsah. Karl kannte Mittel und Wege, die angeborene Bildungsverachtung den Germanen auszutreiben. Mit Genugtuung berichtet ein Schriftsteller, wie er einmal mit flammenden Worten sich an die adeligen Püppchen wandte: „Ich mache mir nichts aus eurem Adel und eurer Schönheit," rief er, „wenn ihr eure Trägheit nicht durch Fleiß wiedergutmacht, so werdet ihr nie etwas Gutes von mir erhalten." Den fleißigen Schülern niederer Herkunft aber versprach er Bistümer und Klöster. Den Eintritt Unfreier in den Stand der Geistlichkeit oder in die Klöster förderten die Könige mittelbar, indem sie den Eintritt Freier erschwerten. Denn sie sahen es nicht gerne, daß Freie sich ihrer Verpflichtung gegen den Staat entzogen. Es kam so weit, daß alle Kirchenstellen bis hinauf zu

[1] Synode von Mainz 813 c. 45.
[2] Honor. gemma animae 3, 115.
[3] Vorrede zur Pastoralregel Gregors.

den höchsten mit Unfreien besetzt waren, was nicht zur Erhöhung ihres Ansehens beitrug.[1] Daher mahnten Konzilien 789 und 817, auch Freie aufzunehmen,[2] ein Wunsch, der freilich mit der Zeit ins Extrem umschlug: viele Klöster, z. B. St. Gallen, Reichenau, Einsiedeln, begannen seit dem zehnten Jahrhundert nur noch Freie d. h. Adelige aufzunehmen, und diese Gewohnheit wirkte noch verderblicher als die Bevorzugung der Unfreien.

Mit jeder Lehrtätigkeit und jeder Schule verknüpfte sich seit der Römerzeit die Pflege des Lateinischen und zwar das ganze Mittelalter hindurch. Erst im sechzehnten Jahrhundert entstanden rein lateinlose Volksschulen. Überdem betrachtete im Anfang des Mittelalters die Kirche die Volkssprache noch mit Mißtrauen, nicht nur wegen ihres rohen ungebundenen Charakters, sondern weil sie mit dem Heidentum allzusehr verwachsen schien. Dagegen strebte die Kirche danach, auch beim Volke das Verständnis für das Lateinische zu erwecken. Karl selbst verlangte, daß die Gemeinde bei der Messe Gloria und Sanktus mit dem Priester singe, und unter seinen Augen erließ die Synode 813 den Beschluß, daß die Gläubigen das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser lateinisch lernen.[3] Duldsamer als die abendländische Kirche war die morgenländische gegen die Volkssprache,[4] und doch entging auch sie nicht der Versuchung, Slaven das griechische Idiom aufzudrängen. Widerspenstige Slaven, die mit Gewalt zum Christentum bekehrt worden waren, murmelten statt Kyrie eleison etwas, das nach ihrer Sprache etwa bedeutete: „die Erle im Busch“.[5] Dem Erneuerer des römischen Kaisertums, dem die universelle Idee des Gottesreiches vorschwebte, mochte sich wohl der Gedanke aufdrängen, ob nicht das Latein als allgemeine Volkssprache eine wesentliche Voraussetzung des Reichsbestandes sei, umsomehr als in der Westhälfte seines Reiches das Vulgärlatein herrschte. Unter dem Volke war später noch der Aberglaube verbreitet, man dürfe zu Gott nur in drei Sprachen, in hebräischer, griechischer und lateinischer, reden. Immerhin widerstand der Kaiser der Versuchung, das Latein zur

[1] Theg. v. Ludov. 20.
[2] Konzil von Aachen c. 119.
[3] Mansi 14, 74, 393.
[4] Kulturgesch. d. r. Kaiserzeit 2, 580.
[5] Ukrivolsa; Thietm. 2. 23.

allgemeinen Sprache zu erheben, offenbar weil er einen Mißerfolg voraussah.

Schon lange wurde die Predigt in der Volkssprache gehalten. Vom hl. Magnus berichtet seine Lebensbeschreibung, er habe gegenüber seinem Lehrer Kolumban den Vorteil besessen, daß er nicht nur die lateinische, sondern auch die barbarische Sprache verstand. Das gleiche berichten die Legenden von anderen Missionaren. Bei der Taufe mußten nach der Anordnung des hl. Bonifaz die Fragen und Abschwörungen in deutscher Sprache geschehen; ebenso konnte die Beichte der Landessprache nicht entbehren. So hatte es nichts Auffallendes, daß noch zu Lebzeiten Karls die Kirche das wichtige Zugeständnis machte, daß das Volk die ehrwürdigen Gebete des Vaterunsers und des Glaubens deutsch beten dürfte.[1] Dazu kamen sicher noch andere Formeln. Wenn eine englische Synode schon im Jahre 747 die Übersetzung der Meß- und Taufgebete in die angelsächsische Sprache empfahl, so dürfen wir ähnliches auch für Deutschland voraussetzen.[2] Karl selbst zeigte ein für jene Zeit auffallendes Verständnis für die Volkssprache und die Volksdichtung, er ließ eine fränkische Grammatik verfassen und deutsche Heldengesänge aufzeichnen.[3] Leider gingen diese Handschriften verloren. Die Volksdichtung fiel mehr und mehr Mimen anheim, die durch kirchliche und staatliche Gesetze veranlaßt sich mehr der Pflege des Gesanges und der Musik widmeten.

In seinen literarischen Neigungen bewährte Karl einen gesunden Geschmack; blieb er auch nicht unberührt von der herrschenden Überfeinerung, so verabscheute er doch über alles die barbarische Vernachlässigung der Form. Den Mönchen gegenüber, die sich darin gefielen, das Sprach- und Formgefühl zu verletzen, hob er hervor, daß ein guter Stil auch ein gottwohlgefälliges Werk sei. Er hielt viel auf Korrektheit und verbesserte selbst Evangelienhandschriften nach älteren Vorlagen.

Es gelang ihm, eine stattliche Schar gelehrter Männer zu sammeln, den Theologen Alkuin, die Geschichtschreiber Eginhard und Paul den Diakon. Letzterer schrieb später zu Monte Cassino

[1] M. C. Cap. 1, 363; Konzil von Mainz 813 c. 45 (25).

[2] Kelle, G. d. deutschen Literatur I, 54 betont die Vorliebe für das Lateinische zu einseitig.

[3] Dagegen Alc. ep. 81; s. S. 53 N. 1.

die Geschichte der Langobarden und verriet hier eine starke patriotische Ader, obwohl er wahrscheinlich einer romanischen Familie entstammte, während Eginhards Wiege in Deutschland, in der Maingegend stand. Er war ein kleines geschäftiges Männchen, hatte seine Freude an dem Zierlichen und Hübschen, wußte aber auch große Stoffe zu würdigen. Er stellte die Ereignisse nicht nur klar dar, sondern verband sie zu einem gegliederten Ganzen.

Der bedeutendste Dichter der Tafelrunde Karls war der Westgote Theodulf.[1] Seine Stimmung wechselte zwischen der in der Zeit liegenden Schwermut und Trauer, in der er oft das Weltende nahe glaubte, und zwischen heiteren spöttischen Launen. Er verhöhnte die kleinen Dichter am Hofe: die Elster, der Pfau, die Krähe machten lauten Lärm, die Amsel schweige. Alkuin hebt einmal die Nobilität Angilberts seiner eigenen Rustizität gegenüber hervor. Zum Leidwesen Alkuins zeigte Angilbert mehr Neigung zu Possen und zur Mimik, als sich mit einem ernsten Manne und Abte vertrug.[2]

Daß die literarische Bildung aus den Klöstern und Domstiften an den Hof heraustrat, war von großer Bedeutung. Sie gewann mehr Fühlung mit dem Leben; nur ging beiden die Fühlung allzu rasch verloren. Die Hofgesellschaft war zugleich Schule und Akademie und erinnert an eine keltisch-germanische Tafelrunde. Jedes Mitglied führte einen Beinamen, Karl hieß David, Alkuin nach Horaz Flaccus, Angilbert Homer, Eginhard Beseleel nach dem kunstfertigen Erbauer der Stiftshütte, der Erzkaplan Hildebold von Köln nach dem Hohenpriester Aaron. Selbst die Eklogen Virgils steuerten einige idyllische Hirtennamen bei: Thyrsis für den Kämmerer Megenfried, Menalkas für den Seneschalk Audulf, Dametos für den Erzbischof Riculf von Mainz. Selbst die Frauen erhielten einen nom de guerre. Jeden Abend versammelte sich das gesamte Gelehrtenpersonal, soweit es gerade um Karl war, unter seinem Vorsitz, es wurden dann Gedichte der Mitglieder verlesen, Verse der Alten erläutert und wissenschaftliche Fragen verhandelt; die Töchter des Königs spielten dabei zur Harfe und Laute und sangen in neuen Weisen.

---

[1] Ebert, Literatur des Mittelalters 1880 II, 16.

[2] Vereor, ne Homerus irascatur contra cartam prohibentem spectacula et diabolica figmenta . . . Sed absit, ut in domo christiana diabolus habeat potestatem; ep. 116 (D. 175). S. S. 56, 60.

Ziemlich unvermittelt treten neben die mehr weltlichen Liebhabereien religiöse theologische Betrachtungen. Die Theologie schätzte Karl als den Mittelpunkt alles Wissens; echt mittelalterlich stellte er die ganze Bildung in den Dienst der Kirche. Deshalb spielte auch die Hauptrolle ein Theologe, nämlich der Angelsachse Alkuin. Nur ungern verweilte dieser am Hofe, er hielt sich allen politischen Fragen fern und erklärte, die Politik sei ausschließlich Sache der Herrscher. Das unruhige Volk habe keine Vernunft, und es sei verkehrt zu sagen: Volksstimme, Gottesstimme.[1] Ähnlich dachte Walafried Strabo. Da er sich der Politik fernhielt, konnte er mit den größten Gegnern in freundliche Beziehungen treten. Hoch über das Welttreiben stellten beide die Einsamkeit des Gottesfriedens. Nicht als ob sie den Wert der Welttätigkeit verkannt hätten. Alkuin wußte den Laien, der sich in der Welt als Christ bewährte, wohl zu schätzen, und Hrabanus Maurus machte einmal die Bemerkung, wenn der Herr auch die Beschaulichkeit der Maria höher gestellt habe, so enthielten seine Worte eigentlich doch keinen Vorwurf gegen die geschäftige Martha.

Alkuin selbst erfreute sich an dem lebendigen Verkehr mit Schülern. Ein Dichter sagt, er sei immer von der Jugend umschwirrt gewesen; derselbe spottet freilich auch, er lege immer Gewicht darauf, daß sein Alter anerkannt werde, er spreche immer für sich und seine Schüler zugleich. Wegen seines Ernstes und seiner strengen Lebensauffassung wurde der König nie recht vertraut mit ihm. Und doch war Alkuin noch ein Weltkind gegenüber dem Günstling Ludwigs des Frommen, Benedikt von Aniane. Alkuins Denken bewegte sich um die Sünde und Vergebung ganz im Sinne Augustins. In dem Meßbuche, das er verfaßte, kehrt immer der gleiche Gedanke: Sünde, Vergebung und Vollendung wieder. Besonders lieb waren ihm die Psalmen, in denen alle Stimmungen, die den Christen bewegen, widerklingen. Nicht genug konnte er den Mönchen die Psalmen empfehlen. Neue Wege einzuschlagen, verbot ihm seine Demut. Er beschäftigte sich zwar auch mit Dogmatik und schrieb ein Werk über die hl. Dreifaltigkeit, auf das er stolz war; aber er bewegte sich ganz auf augustinischer Grundlage. Doch war es schon ein Verdienst in dieser Zeit, das

[1] Ep. 253 (132).

Alte wieder zu beleben, die Geister anzuregen und die Wißbegier zu wecken. Mehr und mehr trat man in die Zeit der bloßen Überlieferung, der Erklärung des überlieferten Gedankenstoffes ein. Die Gelehrten wollten nicht mehr sein als die Erklärer früherer Denker, obwohl sie oft ganz selbständig dachten und neue Auffassungen aussprachen. Ließ doch die überlieferte Lehre manche Lücke übrig.

Die Lehre von der Person Christi lag so gut wie abgeschlossen vor, aber die Konzilsbeschlüsse ließen doch noch manche Frage offen, z. B. über das Verhältnis der Menschheit zur Gottheit in Christus. Auch wer festhält an der persönlichen Einheit in Christus, kann die zwei Naturen mehr voneinander sondern oder sie mehr annähern, die eine oder die andere Natur mehr in den Vordergrund treten lassen, wobei er freilich Gefahr läuft, in das eine oder andere Extrem zu geraten. Das Abendland war mehr geneigt, die volle Menschlichkeit Christi zu wahren. Daher findet sich bei Augustinus, Hilarius u. a. die Auffassung, daß der Mensch Christus von Gott adoptiert worden sei, daß ihn die Gnade Gottes zum Sohne annahm von Anfang an. Dabei liegt die Gefahr nahe, daß der Mensch Christus von dem Gott Christus in nestorianischer Weise geschieden wird, und dieser Gefahr erlagen einige spanische Theologen. Sie nannten Christus nach seiner Menschennatur den Adoptivsohn Gottes, unterschieden in Christus den natürlichen Sohn Gottes und den Adoptivsohn. Den nächsten Anlaß zu ihren Behauptungen bot ein Streit über die Dreieinigkeit; sie traten dabei gegen eine modalistische, priscillianische Vermischung der drei Personen auf und vertraten eine reale Unterscheidung mit einer Tendenz zur Unterordnung des Sohnes. Es war die gleiche Zeit, als im Frankenreiche der Ausgang des Heiligen Geistes vom Vater und Sohn zugleich gelehrt,[1] also die volle Geichheit des Vaters und des Sohnes betont wurde. Den fränkischen Theologen sagte der Adoptianismus nicht zu. Ein Hauptgegner war Alkuin, der ent-

[1] In das Credo wurde das filioque aufgenommen (nämlich spiritus sanctus qui ex patre filioque procedit). Die Orientalen waren Feinde des filioque (Kulturgesch. d. r. Kaiserzeit 2, 572) und anfangs auch die römische Kirche, die sich auch im Bilderstreit auf die Seite der Orientalen neigte, wo gerade die Bilderfreunde siegten, während die fränkischen Theologen den Bilderkultus verwarfen. Dagegen begünstigten die fränkischen Theologen in der Christologie mehr den orientalischen Monophysitismus.

gegen seinem sonstigen Realismus Christi Menschheit spiritualisierte. Er lehrte, die Menschheit sei von Natur aus in die Gottheit aufgenommen, besitze selbst göttliche Eigenschaften, sei geistig, pneumatisch.[1] Der Verklärungszustand erschien gewissermaßen als der natürliche.

Einen Beweis dafür erblickte die Theologie in der wunderbaren Geburt Christi. Manche gingen sogar noch hinaus über das biblische Wunder und steigerten das Wunder der Fleischwerdung.[2] Sie bezogen die Worte Christi: „Dies ist mein Leib" auf seine geschichtliche Erscheinung, auf die Knechtsgestalt. Der auf Erden wandelnde und der verklärte Leib erschien ihnen beinahe als dasselbe. Die Folge davon war, daß sie das Abendmahlswunder stark materialisierten und Folgerungen daraus zogen, die ihnen den Vorwurf des Stercoranismus und Kaphernaitismus zuzogen. Dagegen vertraten Hrabanus Maurus und Ratramnus, namentlich aber Scotus Erigena eine geistige Auffassung.

So haben auch in den dunkelsten Zeiten theologische Fragen die Gemüter beschäftigt. Der Geistesbildung entsprach auch ein würdiger Zustand der Kirchen und Klöster, denen wir uns jetzt zuwenden.

---

[1] Bis zur vollen Konsequenz ging man freilich nicht und wurde Christi Menschennatur nicht als ewig, ungeschaffen, allgegenwärtig gefaßt; die Ubiquität des verklärten Leibes lehrten später die Reformatoren.

[2] Paschasius Radbert lehrte in der Schrift De partu virginis die rein wunderbare Geburt Christi aus Maria sine dolore et utero clauso, wie dies schon Ambrosius und Hieronymus getan; ebenso Hinkmar, De div. Loth. int. 12 (M. 694).

# XXXV. Die karlingische Kunst.

Allerorten begegnet uns eine rege Bau- und Kunsttätigkeit. Die frühere Roheit empfand das mächtig angeregte Geschlecht als unwürdig und suchte daher das Gotteshaus, seinen liebsten Aufenthalt, dem neuen Lebensinhalt gemäß auszuschmücken. Bis jetzt begnügten sich die abgelegenen Orte mit Holzbauten, und selbst in der Kaiserpfalz waren die Gotteshäuser sehr einfach. Daher hören wir später noch oft von morschen Kirchen und einstürzenden Türmen. Ludwig der Fromme wurde 817 beinahe unter einem zusammenfallenden Porticus begraben. Die Könige und Fürsten taten nun, was in ihren Kräften stand. Karl der Große brachte dem deutschen Volke die Überzeugung bei, daß die gottesdienstlichen Räume überall würdig und schön ausgestattet sein müßten.[1] Unbenutzte und überflüssige Kirchen ließ er abbrechen; aber umsomehr drang er darauf, daß den übrigen nichts fehle, was der Kultus erfordere.

Die Kirchenanlagen wurden reicher und paßten sich den vermehrten Kultusformen und dem veränderten Geschmack an. Zunächst wandelte das Bauwesen noch in den Spuren des Ostens und Südens und wählte entweder den Basiliken- oder den Kuppelstil. Das bedeutendste Beispiel des Kuppelbaues stellt der Dom zu Aachen, die Grabstätte Karls, dar; im Kloster St. Gallen verband sich der Kuppelbau mit dem Basilikenstil.[2] Der Rundbau von Aachen ist seiner Idee nach römisch, ist eine Art Pantheon, richtiger gesagt, ein Martyrium wegen der vielen Heiligenreliquien, in seinem Aufbau aber byzantinisch, weil die Kuppel nicht wie im Pantheon auf der äußeren Umfassungsmauer, sondern auf inneren Stützen ruht.[3]

---

[1] Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands II, 291 ff.

[2] Schnaase, Gesch. d. bild. Künste 1844 III, 496.

[3] Strzygowski, Der Dom von Aachen 38.

Ganz ins Altertum versetzt uns der Brunnen am Eingang und der Pinienzapfen, die Artischocke, die als Wasserspeier am Brunnen der Vorhalle diente. Auf der Turmspitze seines Palastes schwebte nach späteren Schilderungen ein gewaltiger Adler mit ausgespreizten Goldflügeln.[1]

Das Streben hoch hinauf durchdrang die Bauwerke, freilich noch lange nicht in der Allgewalt wie zur Zeit der Gotik. Das germanische Gemüt sucht sich über die Erde zu erheben, es verabscheut einen senkrechten Abschluß und eine gerade Decke. Statt der Säule, die zwar auch zur Wölbung, doch vor allem zum Gesimse paßt, bevorzugte nun die Kirche den Pfeiler. Die Säule ist ein Teil für sich, der Pfeiler aber bildet einen Teil des Gewölbes und der Mauer und fügt sich besser einem Ganzen ein.

Neben der Kirche erhob sich, meist davon getrennt, ein hoher Turm, vielleicht aus Holz gebaut, und nahm die Glocken auf. Mit dem Glockenguß befaßten sich viel die Mönche. So ließ Karl der Große die Glocken zu Aachen durch Tanko, einen Mönch von St. Gallen, fertigen, deren schöner Klang die Bewunderung des Kaisers erregte. Von Tanko erhielt sich dort die Sage: er habe Silber, das zum Glockenguß hätte verwendet werden sollen, veruntreut. Niemand habe sodann die Glocke läuten können. Als Tanko nun selbst den Glockenstrick anzog, sei der Klöppel herabgefallen und habe ihn erschlagen.

Wie nach oben zu lichter Höhe strebte der Sinn auch nach unten, einen tiefen Untergrund zu gewinnen, und wölbte hier die Krypten für die Leiber der Heiligen. Der germanische Grabhügel hebt sich zu spitzer Höhe, und so hob die Reliquiengrabkammer den Priesterchor hoch hinauf. Ohnehin schied sich der Chor der Priester scharf ab vom Laienschiff, und dem Ostchor für die Priester und Mönche setzte sich oft ein Westchor gegenüber, der dem Volksgottesdienst diente. Dort konnte das Volk ungestört seine Heiligen und Reliquien verehren. Um Raum für den Altar zu gewinnen, bedurfte jede große Kirche der Querschiffe; manchmal legte sich ein Querschiff an den Ost- und Westchor oder den Chor umgab bereits ein Altarkranz.[2] In einem Turm zu St. Gallen liegen drei Kapellen übereinander. Diese Bereicherung der Baumotive führte

[1] Richer. 3, 71.

[2] Kraus, Gesch. d. christl. Kunst 1894, II 1. S. 14.

zu einer größeren Mannigfaltigkeit von Typen. Der Phantasie war ein größerer Spielraum gelassen und der Entwicklung des romanischen Baustiles war der Boden bereitet.

Noch mehr Gewicht als auf die glänzende Außenseite verlegte die Zeit auf eine würdige Inneneinrichtung. Nicht die kleinste Dorfkirche sollte nach dem Willen Karls des Großen dadurch entstellt werden, daß die Laien sie zur Aufbewahrung der Geräte mißbrauchten. Wie im äußeren Aufbau boten auch für die innere Ausstattung der Kirchen die Griechen das Vorbild und Beispiel. Tritt man noch heute in eine griechische oder russische Kirche, so schimmert im Halbdunkel alles feierlich und geheimnisvoll von Lichtern, von Gold und Silber und blitzendem Metall. Als die Russen einige Jahrhunderte später hin- und herschwankten zwischen der römischen und griechischen Kirche, ließen sie, nach einer allerdings nicht ganz sicheren Sage, durch Abgesandte Vergleiche anstellen, die nicht zugunsten der römischen ausfielen, gerade weil sie nur nach dem äußeren Scheine urteilten. Im Vergleich zu dem griechischen Kultus schien ihnen der römische würde- und glanzlos zu sein. Ein solches Urteil fällt nicht auf, da ein unverdächtiger Zeuge, der französische Mönch Glaber, die Griechen ob ihrer musterhaften Haltung rühmt und namentlich hervorhebt, daß sie sich scheuen, in der Kirche auszuspucken.[1] Ebenso hatte der Bischof Theodorus von Canterbury die Griechen in vielen Stücken der christlichen Zucht als Muster hingestellt. Indessen scheint die Not des byzantinischen Reiches sehr stark auch die Kirche in Mitleidenschaft gezogen zu haben; namentlich in den Grenzländern, wo der Krieg hauste, müssen viele Kirchen zerfallen sein. Denn nach einem Ausspruch Karls übertrafen die abendländischen Gotteshäuser die morgenländischen an Glanz und Ordnung. Mit einem gewissen Stolz wies er auf diesen Unterschied hin: im Osten eine Menge Kirchen, die so heruntergekommen seien, daß sie nicht einmal ordentliche Dächer besäßen, denen es an Licht und Weihrauch gebreche; im Westen dagegen glänzten die Kirchen von Gold und Silber, edlem Gestein und Perlen; es gebe nichts Kostbares, das man nicht zu ihrem Schmucke verwende.

---

[1] Apud Graecos, ubi semper tenor ecclesiasticus cautissime viguit; H. 5, 1. 7; s. I, 321, 323, 327.

In einer so kleinen Kirche, wie sie das Nonnenkloster zu Staffelsee besaß, prangte der Altar von Silber und Gold und hing über dem Altar ein Kronleuchter von vergoldetem Silber mit 35 Perlenschnüren behängt. Fünf kostbare Reliquienschreine, drei Reliquienkreuze, ferner zwei schwere Kelche mit Patenen, zwei silberne Hostienbüchsen, viele Meßgewänder und vier mit Perlen gestickte Handschuhe, endlich Weihkessel und Rauchfässer gehörten zur Ausstattung. Alle Kirchen versahen sich mit Reliquienschreinen, Diptychen und kostbaren Kelchen. Einige davon erhielten sich bis heute, so die Elfenbeintafeln des Tuotilo in St. Gallen. Einen regelmäßigen Schmuck der Kirchen bildeten ferner Gemälde und Inschriften. Die Geistlichen verzierten nicht nur die Wände mit Gemälden, sondern hingen auch Tafelbilder auf; sie fehlten selbst einem kleinen Klösterlein wie Solnhofen nicht. Die Wandgemälde waren zum Teil wohl musivische Bilder. Denn noch war die Kunst der Mosaikisten nicht verloren gegangen, ebensowenig das Geheimnis der Wachsmalerei.

Karl mußte zuletzt der allzu großen Prachtliebe Einhalt tun und die Geistlichkeit daran erinnern, daß eine tüchtige Gemeinde mehr wert sei als eine schöne Kirche. Er verurteilte die übertriebene Verehrung der Bilder und billigte nicht ganz die Beschlüsse des zweiten Konzils zu Nicäa 787, das die Bilderpflege empfahl. So erklärte sich denn auch die Synode von Frankfurt 794 gegen den Aberglauben des griechischen Bilderdienstes. Vielleicht sprach sich hier auch unbewußt ein gewisser germanischer Widerwillen gegen die Bilderüberschätzung aus. Die Germanen hatten einen bilderlosen Kultus gepflegt und erst unter römischer Anregung sich mit Idolen versehen. Inzwischen hatten sie aber so große Fortschritte gemacht, daß sie erfolgreich mit den Orientalen wetteiferten.[1]

Die Kunst hatte allerdings noch keine große Tiefe und Freiheit erreicht; sie erhob sich wenig über den schematisch schablonenhaften Stil der Merowinger. Anstatt von der Natur ging sie von architektonischen und ornamentalen Bedürfnissen aus; die Menschen-, Tier- und Pflanzenformen mußten sich entweder einem inhaltlich symbolischen oder technisch ornamentalen Kanon unterordnen. Am

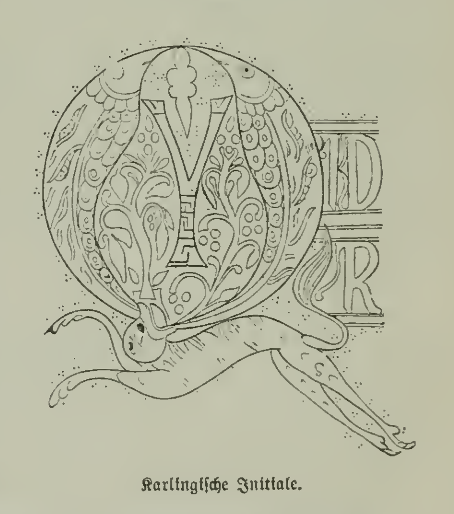
---

[1] Greg. Tur. g. F. 6, 2; Liutp. leg. 65.



Buchstabe M aus dem Drogosakramentar des neunten Jahrhunderts. Charakteristisch für die Kreuzdarstellung. Drogo war der Sohn Karls des Kahlen.

auffallendsten äußerte sich das Unvermögen zur Naturbeobachtung in den Landschaften, die sich in ornamentierte Berge, Bäume und Pflanzen auflösen; ohne Rücksicht auf das gegenseitige natürliche Größenverhältnis stellten die Maler alles neben- und übereinander.[1] In der Landschaftsmalerei hat es freilich auch die antike Kunst nicht weit gebracht, ihr stand die menschliche Figur im Mittelpunkt. Erst die christliche Kunst achtete die Natur, die Gottes Wesen reiner widerzuspiegeln schien als der Mensch, wiewohl es ihr unendlich langsam gelang, auf diesem Gebiete jene Treue zu erreichen, die der Menschenfigur gegenüber viel früher eintrat. Verhältnismäßig am besten gelangen die beliebten ornamentalen Tierfiguren, aus denen sich die Buchstaben am Anfang der Buchabschnitte (Initialen) zusammensetzen. Gegenüber der irischen Malerei mit ihrer übertriebenen Spiralen-, Bänder- und Arabeskenvorliebe bedeutete das Tierornament der karlingischen Zeit einen entschiedenen Fortschritt, gegenüber der späteren ottonischen Epoche mit ihrer Vorliebe für Pflanzenornamente aber charakterisiert es eine noch wilde und leidenschaftliche Zeit. Plastische Figuren verraten eine ungebändigte Kraft. Die Freude an Kampf und Streit tritt deutlich hervor in Psalterillustrationen, die sich scharf unterschieden von den idyllisch allegorischen Bildern in römischen und byzantinischen Psalmenhandschriften. Wenn auch




Karlingische Initiale.

[1] Lamprecht, Deutsche Geschichte II, 76; Kämmerer, Die Landschaft in der deutschen Kunst S. 16.

umgedeutet und mit christlichem Charakter begabt, mischen sich wohl heidnische Gestalten in die Reihen der heiligen Figuren an Säulen und Portalen: Drachen, Schlangen, Wölfe, Bären und vielleicht sogar Götter. Da die Figuren vielfach verwittert sind, läßt sich oft nicht mehr erkennen, ob ein Gott oder ein Heiliger uns gegenübertritt.[1]

Unter der Hand der karlingischen Künstler sank ohnehin der Menschenleib herab zu einer schwammigen, unbestimmten Masse; da war entweder alles zu steif oder zu rund und voll, die Augen unnatürlich und groß, die Unterlippe zu voll, die Hände ausgeschweift, der Unterleib aufgetrieben und das Gewand gebauscht. Am liebsten bewegten sich die Maler in einem überlieferten Schema und ahmten antike oder orientalische Muster nach. Daher weichen die Köpfe ein und derselben Persönlichkeit stark voneinander ab, so namentlich bei Karl dem Großen, in dessen Bildern selbst die Haar- und Barttracht nicht übereinstimmt: er trägt bald Vollbart, bald Schnurrbart, bald ist er bartlos. Gar nie erscheint das lange Haupthaar, das den fränkischen Freien auszeichnet. Und doch ist die Haartracht dasjenige, worauf die Maler am ehesten noch sahen.



Darstellung des Evangelisten Lukas aus der karlingischen Handschrift der Öttingischen Bibliothek zu Maihingen.

[1] So bei den viel umstrittenen Frobildern, Priapen, die Wolf in seinem Beiträgen zur Deutschen Mythologie I, 106 zusammengestellt hat. Die neuere Umdeutung in christliche Heilige ist ebenso einseitig, wie der frühere Wahn, gleich überall Götter zu vermuten; vgl. Württembergische Vierteljahrshefte 1903 S. 68.

Die Kleidung, die Körperhaltung: bei Herrschern die auseinandergespreizten Knie, das Zepter, bei Evangelisten die Feder in der einen Hand, erinnert immer an ältere Vorbilder. Viel wichtiger als die individuelle Gestalt schien dem Maler die Würde und Stellung eines Mannes, weshalb sie Attribute nie vergaßen. Immerhin haben sie schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts versucht, auch die eigenartigen Züge des Gesichtes zu treffen, wie es sich in den vielen Darstellungen Karls des Kahlen zeigt, die im allgemeinen übereinstimmen: danach hatte er kurzes Haupthaar, eine länglich ovale Gesichtsform, schmalen, nach abwärts hängenden Schnurrbart, glattes kräftiges Kinn und dicken Hals.[1] Nur wenig Wert legten die Künstler auf die Ohren, den Mund, Augen, die Gesichtsfarbe. Von einer seelischen Vertiefung ist vollends keine Spur.[2] Eine gewisse Fertigkeit in der Charakteristik, in dem Gemüts- und Gefühlsausdruck, in der Darstellung der Haltung und Miene erreichte das Mittelalter erst nach längerem Umwege, auf dem es zuerst die Freude an lebhafter Bewegung und beziehungsreichen Gruppen betätigen und dann auch ausdrucksvolle Stellungen zu zeichnen lernte. Dieser Umweg führte durch die Federzeichnung, deren Anfänge schon in die behandelte Zeit zurückreichen.

Wie Kinder zumeist schwelgten die Menschen in den Farben und im Goldglanz. Die Farbe hatte eigentlich symbolische Bedeutung. Das Rot und Blau der Frauenkleider entbehrte nicht der tieferen geistigen Beziehungen. Die Farbe hatte etwas Verwandtes mit der Musik, sie widerspiegelt seelische Stimmungen, und deshalb fand sie im Mittelalter eine Ausbildung, die weit über die antiken Vorbilder hinausgeht. Auch in plastischen Arbeiten

[1] Eine der Darstellungen (Viviansbibel S. 17) hatte jener Metzer Goldschmied vor Augen, der um 1500 die berühmte Statuette des Museums Carnavalet schuf, in der man lange Karl den Großen erkennen wollte (als solche abgebildet in der ersten Auflage dieses Werkes 1, 204). Daraus erklärt sich der starke karlingische Zug in dem Reiter, der gar nicht übereinstimmt mit den Vorstellungen des späteren Mittelalters von Karl dem Großen und daher viele Gelehrte irreführte, umsomehr als die Figur ziemlich gut stimmt zu dem Bild des Lateranmosaiks. Daß die Statuette aus späterer Zeit stammt, beweist die Beigabe des Reichsapfels, den die abendländischen Kaiser erst viel später aufnahmen. Die Verbindung des Reichsapfels mit dem Schwert kommt erst unter Rudolf von Habsburg vor (Wolfram).

[2] Kemmerich, Frühmittelalterliche Porträtmalerei 46, 132.

hatte der Glanz und die Pracht des Stoffes viel mehr Bedeutung als die Feinheit der Form. Dabei fiel manchmal ein vornehmer Herr dem Betrug zum Opfer. Die Mönche der Insel Reichenau fühlten sich hochbeglückt, als ihnen einmal der Kaiser einen 28 Pfund schweren Smaragd schickte, aber der heute dort bewahrte Stein ist gefärbtes Glas. In der Schatzkammer Karls standen drei silberne Tische, einer viereckig mit dem Bilde der Stadt Konstantinopel, einer rund mit dem Bilde der Stadt Rom, ein dritter mit der Darstellung der ganzen Welt in drei Kreisen, ein vierter endlich bestand ganz aus Gold.

---

## XXXVI. Klerus und Kirchenordnung.

Auf allen Gebieten der menschlichen Kultur zeigen sich Spuren von Karls Tätigkeit, nicht zum mindesten auf dem religiösen und kirchlichen. Trotz der Bemühungen des hl. Bonifatius überwog die Unordnung, die Unkenntnis, der Aberglaube, und es bedurfte viel Anstrengung, um auch nur dem Guten das Übergewicht zu verschaffrn. Unter den gegebenen Verhältnissen war nicht einmal eine Hilfe jederzeit und überall möglich. Um sich wenigstens diese Möglichkeit zu verschaffen, setzte Karl das Zentralisierungswerk des Bonifatius fort und traf hierin mit den Wünschen der Päpste zusammen. Die Bischöfe sollten sich den Erzbischöfen, den Metropoliten und die Pfarrer den Bischöfen unterordnen. Wie der Königsbote die Grafen, sollten nach Karls Willen die Erzbischöfe die Bischöfe überwachen.

Grundsätzlich war der Bischof der Seelsorger aller Gemeinden seines Bezirks, und daher verstanden sich häufige Besuche der Gemeinden gewissermaßen von selbst. Der Bischof wanderte wie der König und Graf. Wenigstens jährlich einmal mußte er jede Pfarrkirche besuchen oder visitieren, dabei predigen und unterweisen, taufen und die Getauften und Unterrichteten konfirmieren, endlich das Wichtigste, den sittlichen und religiösen Zustand der Gemeinden erforschen. Die Visitationen waren daher zugleich Predigt- und Gerichtsreisen. Priester, Mönche und Laien mußten sich zu einer Synode versammeln. Der Bischof fragte zuerst die Priester und forschte sie aus, ob sie das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, die Gottes- und die Kirchengesetze, das Bußbuch richtig verständen und wie sie Messe, Predigt und Taufe vollzögen, untersuchte bei den Mönchen, ob sie ihre Regel beobachteten, fragte endlich die Laien, wie sie das Gesetz kennten und verständen, und ermahnte sie, daß sie ihre Kinder nicht

ohne Unterricht aufwachsen ließen und daß die Paten dafür sorgten, wenn die Eltern nachlässig wären.[1] Einen besonders wichtigen Gegenstand bildete das Ehewesen und das Familienleben, das immer noch viele Unordnungen aufwies. Die Kirche suchte namentlich Scheidung und Wiederverheiratung zu verhindern. Der sittlich religiöse Zustand der Gemeinde lenkte also das Augenmerk des Bischofs auf sich, und der Gaugraf stand ihm zur Seite. Da die Bischöfe mehr und mehr in die Politik hineingezogen wurden und am Kriege teilnahmen, vertraten sie vielfach Chorbischöfe und nach der Abschaffung der Chorbischöfe Archidiakone, teilweise auch Archipresbyter. So hielt in der Gegend von St. Gallen ein zum Erzpriester bestellter Mönch das Sendgericht;[2] nur die Firmung blieb den Bischöfen vorbehalten.

Ohnehin dehnten sich namentlich in Deutschland die Diözesen immer weiter aus. Nach einem weit zurückgehenden Gesetz war der Bischof bei allen wichtigen Handlungen, namentlich bei Kauf und Verkauf von Kirchengütern an die Zustimmung der Kleriker gebunden.[3] Wie der Bischof der ordentliche und eigentliche Pfarrer der Gemeinde war, so gehörten umgekehrt die Pfarrer grundsätzlich zum bischöflichen Klerus und mußten sich daher öfters zur Diözesansynode einfinden. Die Diözesansynode war der weitere Rat des Bischofs, der ständige Klerus an seinem Sitze der engere Rat, und hier wie dort machten auch Laien ihren Einfluß geltend, namentlich die Dienstmannen des Bischofs. Bei Bischofswahlen erschienen auch andere freie Männer, Bürger und Bauern. Aber ihr Einfluß beschränkte sich mehr und mehr auf eine bloße Zustimmung, umsomehr als die Könige sich immer regelmäßiger einmischten.

Ihrerseits mußten sich die Bischöfe zur Provinzialsynode am Orte des Erzbischofs zusammenfinden, aber dieser Gebrauch bürgerte sich nicht allgemein ein; die Metropolitanverfassung verfiel sogar, obwohl ihr ein so mächtiger Verteidiger wie Hinkmar von Reims erstand.

Mehr und mehr verrückte sich der Schwerpunkt des kirchlichen Lebens von den Bischofsstädten auf die Pfarrgemeinden und wurden die Pfarreien die eigentlichen Organe der Seelsorge. Die Dezentra-

[1] Regino II, 1 ff.
[2] Ekkeh. c. 14, 125.
[3] Dec. G. c. 52 C. XII, qu. 2.

lisation schritt immer weiter fort. Neben den Großpfarreien, Archipresbyteraten, Parochien mit vielen Klerikern entstanden im Verlauf der Zeit Pfarreien im heutigen Sinne an allen bedeutenden Orten, deren Vorstände zum Kapitel des Archipresbyters (der Diözese) gehörten, und zwar ziemlich rasch. Die Entstehung der Pfarreien widerspiegelt sogar, soweit sie durch die Dämmerung der Geschichte hindurchleuchtet, die Besiedelung, die Neugründung von Dörfern. Die ältesten Kirchen stehen nämlich in den Ingen-Orten, den Mittelpunkten von Hundertschaften, die zu den ältesten Ansiedelungen gehören.[1] Der ältesten Zeit gehören an die Dietkirchen und Leutkirchen; viel jünger sind die Kirchen der Orte, die auf ein hausen, hofen, dorf endigen.[2]

So entstanden überall rasch Kulturherde. Ist die christliche Kultur schon an sich überlegen über die mohammedanische und heidnische, so trug doch ein Teil zu dieser Überlegenheit der äußere Umstand bei, daß jene überall, auch in den entlegensten Orten, ein treffliches Organ fand. Wie viel wert ist es, sagt Otfried, daß uns Gottes Hirten leiten.[3] Auf dem durch die Karlinger bereiteten Boden bedeutete der Geistliche, der Pfarrer etwas ganz anderes als selbst im christlichen Orient und in dem lange unter griechischer Herrschaft gestandenen Süditalien.

Zu dieser Erweiterung trugen viel bei die sonst von den Bischöfen und Königen übel angesehenen Eigenkirchen. Trotz starker Widerstände gelangten sie zur Bedeutung von Pfarrkirchen; ihre Bedeutung wuchs in demselben Grade, als die Grundherrschaft sich

---

[1] Zur Ergänzung des 1, 359 Gesagten führen wir die Ergebnisse der Forschungen Fastlingers an, nach dem wenigstens in Altbayern viel mehr Kirchen bis in die Römerzeit hinaufreichen, als man bisher annahm. Er rechnet dazu alle Laurentiuskirchen, namentlich aber alle Orte, wo sich Spuren eines Zweikirchensystems finden. Hier steht nämlich eine Johannistaufkirche meist in der Nähe von Bächen und Seen, wo noch die Eintauchung bestand, neben einer Pfarrkirche zum hl. Laurentius, zur hl. Maria, zum St. Georg. (Oberbayrisches Archiv 50, 339.)

[2] Unter den Klöstern reichen in die karlingische Zeit zurück: Kremsmünster, Mondsee, Mattsee, Schäftlarn, Tegernsee, Ilm-, Ober- und Niedermünster, Oberalteich, Metten, in Schwaben Ellwangen, Eßlingen, Herbrechtingen, Marchtal; in Franken Gunzenhausen, Herrieden, Feuchtwangen; schon länger bestanden Klöster in Heidenheim und Monheim; Hauck, Kirchengeschichte 2, 309, vgl. 390, 522 f.

[3] Krist 1, 28.

ausbildete. Karl sorgte dafür, daß die Eigenkirchen dem Bischof untertan blieben. „Lasset es euch gesagt sein," schrieb er an seine Vasallen, „daß uns zu Ohren gekommen ist, wie einige von euch in ungeheurer Vermessenheit ihren Bischöfen ungehorsam sind gegen die Autorität der Gesetze und Kanones; ich meine, daß ihr — mit unglaublicher Dreistigkeit — euch weigert, die Presbyter dem Bischof zu präsentieren, noch mehr, daß ihr nicht davor zurückschaudert, anderer Leute Geistliche wegzunehmen, und euch untersteht, sie an euren Kirchen ohne bischöfliche Einwilligung anzustellen. Wir befehlen und verlangen somit, daß keiner unserer Vasallen, wer es auch sein mag, vom Kleinsten bis zum Größten, sich untersteht, in Dingen, welche Gottes sind, seinem Bischof ungehorsam zu sein. Wenn jemand dawider handelt, so laßt ihn wissen, daß er unzweifelhaft, es sei denn, daß er schleunig sein Verhalten ändert, Rechenschaft darüber in unserer Gegenwart geben muß."[1]

Die Anforderungen, die an die Geistlichen gestellt wurden, gingen nicht hoch, um so weniger, als auch die Bischöfe selten durch Wissen hervorragten. Wenn Karl Bischöfe um sich sammelte, pflegte er sie gerne dadurch zu beschämen, daß er theologische Fragen aufwarf und ihre Meinung begehrte. Einen eitlen Bischof kurierte er einmal damit, daß er ihm einen jüdischen Händler ins Haus schickte, der ihm eine dressierte Hausmaus unter allerlei Zaubersprüchen als ein Wundertier um einen fabelhaften Preis anschwindeln mußte; der Bischof ging in die Falle und wurde dem verdienten Spotte seiner Kollegen preisgegeben. Einstmals meldete ein Bote am Hofe den Tod eines geizigen Bischofs, der nur zwei Pfunde zu seiner Seelenruhe geopfert hatte. Da seufzte ein armer Kleriker und sprach: „Klein ist das Reisegeld für den langen und weiten Weg." Karl hörte das Wort und es gefiel ihm so gut, daß er den Jüngling zum Ärger vieler vornehmer Exspektanten als Nachfolger jenes Bischofs bestimmte. Ein vornehmer und gebildeter Geistlicher war bereits zum Bischof ernannt und hielt aus Freude darüber ein großes Mahl, versäumte aber den Frühgottesdienst (Mette), und da die Reihe der Lektion an ihn kam, entstand langes Stillschweigen, weil kein Geistlicher darauf vorbereitet war. Karl wurde ungeduldig, da wagte ein gewöhnlicher, wenig gebildeter und unbeliebter Geistlicher zu singen, aber Karl setzte ihn, obwohl er

[1] M. G. Cap. 1, 203.

nicht das Richtige traf, doch an Stelle jenes säumigen Bischofskandidaten. Der höchste Wunsch Karls ging dahin, Männer zu besitzen wie Augustinus, dessen Schriften er hoch bewunderte; er äußerte einmal diesen Wunsch gegen Alkuin: „Hätte ich doch nur Männer wie Augustinus und Hieronymus!" Da schalt ihn wohl Alkuin: „Gott hat nur zwei ihrer Art, und du willst zwölf?" Allein auch Alkuin mochte oft genug seufzen, daß seine Zeit hinter der früheren Größe zurückblieb.

Von einem gewöhnlichen Geistlichen verlangte die Kirche wenigstens, daß er fähig sei, lateinische Texte ins Deutsche zu übersetzen, und die notwendigste Kenntnis im Kultus besitze. Schon über das gewöhnliche Maß hinaus ging die Kenntnis des Kalenders, der Pastoralregel Gregors des Großen, des Gelasianums, sowie die Kunst, Urkunden und Briefe zu schreiben.

So gut wie im Altertum durften sich die Geistlichen mit Feld- und Handarbeit befassen,[1] manche Konzilien empfahlen sogar eine solche Beschäftigung, wenn darüber der Krankenbesuch, der Unterricht, das Chorgebet nicht vernachlässigt würde, und tadelten nur, daß die Geistlichen Knechtdienste bei den Großen leisteten[2] und als Ärzte und Zauberer umherschweiften. Jeder Große hielt sich Hauspriester oder Hauskapläne, die er für zu gering achtete, als daß er sie zu Tisch gezogen hätte. Sie mußten vielmehr bei Tisch dienen, Hunde und Pferde züchten und als Maier die Fronhöfe verwalten.[3] Vornehme Frauen umgaben sich mit gebildeten Klerikern und Mönchen. Was schon Hieronymus im vierten Jahrhundert beklagt hatte, daß manche vornehme Dame sich einen geistlichen Hofstaat halte, erregte auch jetzt wieder das Ärgernis frommer Männer.[4]

[1] Burch. 2, 104; iustum negotium non est contradicendum ... quia legimus, sanctos apostolos negotiatos esse; Conc. Mogunt. 813 c. 14.

[2] Plerique (domestici sacerdotes) inveniuntur qui aut saccata vina misceant aut canes ducant aut caballos, quibus feminae sedent, regant aut agellos provideant; Agob. de privilegio sacerdotii c. 11.

[3] Sunt etiam quidam sacerdotes divitiis et honoribus mundi carentes, qui adeo contemptui a quibusdam laicis habentur, ut eos non solum administratores et procuratores rerum suarum faciant, sed etiam sibi more laicorum servire compellant, eosque convivas mensae suae habere dedignentur; Jonas. Aurel. de inst. laic. 2, 20. Vgl. Hincm. archiad. (l. c. 201).

[4] Die Chronik von Benediktbeuren berichtet: Kysila regina spectabili Francorum progenie orta ... venit a finibus suis cum multo comitatu et divitiis, cum capellanis suis, viris prudentibus. M. G. ss. 9, 230.

Daher verboten römische Synoden, daß Geistliche überhaupt in Laienhäuser ziehen und umgekehrt ganze Familien in Priesterhäusern sich niederlassen.[1]

Allen Anordnungen zum Trotz lebte ein großer Teil der Geistlichkeit in geheimer Ehe,[2] und viele mischten sich in alle weltlichen Angelegenheiten ein. Karl fuhr einmal die Geistlichen an, ob sie glaubten, ihr Sichzurückziehen von der Welt bestehe nur darin, daß sie nicht in den Krieg ziehen müßten und nicht öffentlich verheiratet seien.[3] Obwohl die kanonischen Gesetze sehr strenge lauteten, vermochte die Kirche sie nur unvollständig aufrecht zu erhalten. Dies beweist die Geschichte des Priesters Angelrich, dessen Ehe ein anderer Priester eingesegnet hatte; selbst ein Konzil war in Verlegenheit, was es mit ihm anfangen solle.[4] Von Gewissensbissen gedrückt, enthielten sich viele bei der Eucharistie der Kommunion und spendeten sie, wenn es ging, anwesenden frommen Frauen.[5] Daraus entwickelten sich die Trockenmessen, die sich im späteren Mittelalter stark verbreiteten. Selbst rohere Gemüter scheuten sich, mit beflecktem Gewissen an den Altar zu treten. Der Mönch von St. Gallen erzählt von einem Bischof, der in den Verdacht der Unlauterkeit geriet. Um ihn zu prüfen, schickte Karl zwei seiner Palatine ab mit dem Auftrage, abends in der Nähe der Stadt einzukehren, sodann am nächsten Morgen unvermutet zu dem Priester zu gehen und von ihm zu fordern, daß er ihnen selbst eine Messe lese; weigere er sich dann durchaus, so sollten sie ihn in seinem Namen zwingen, in eigener Person das hochheilige Sakrament zu verrichten. Der Priester wußte nicht, was er tun sollte, da er vor den Augen des himmlischen Richters in derselben Nacht gesündigt hatte und doch nicht gegen jene zu verstoßen wagte; er fürchtete aber die Menschen mehr denn Gott, benetzte seine heißen Glieder mit kaltem Wasser und rüstete sich zur Feier des furchtbaren Sakramentes. Und siehe, mochte nun das Bewußtsein sein Herz erschüttern oder das kalte Wasser in die Adern eindringen, er wurde von solchem Frost ergriffen, daß keine ärztliche Hilfe ihm zustatten kam, sondern

[1] Synoden von 850 c. 9; 853 c. 10.
[2] M. G. 13, 566.
[3] Konzil von Aachen 811; M. G. Cap. 1, 163.
[4] Mantion. episc. Catalaun. epist. ad Fulc. Remens. M. 131, 23.
[5] Konzil von Rouen 650 (vielleicht 856) c. 2; Kapitulare 789 c. 6 (l. c. 1, 54).

durch die grimmigste Fieberkrankheit zum Tode gebracht, wurde er durch den Beschluß des strengen und ewigen Richters gezwungen, seinen Geist aufzugeben. Solche Vorfälle machten aber nicht allenthalben einen Eindruck. Der Bischof Ratherius tadelt an vielen Bischöfen, daß sie die Messe mehr durchjagen als ordnungsgemäß vollenden.

Um die Geistlichen vor der Zerstreuung der Welt zu bewahren, drang die Kirche auf das Zusammenleben der Kleriker, und sie konnte dies verlangen, da die meisten Pfarreien mehrere Kleriker oder Scholaren, die miteinander Chordienst hielten, mindestens aber einen Priester und Diakon umfaßten. „Gestattet ihnen nicht," heißt es im Konzil 802, „aus den Türen herauszutreten, sondern laßt sie in vollkommenem Gewahrsam leben."[1] Im neunten Jahrhundert wiederholen sich immer und immer wieder Anordnungen für das kanonische Leben; auf einer römischen Synode 853 heißt es ausdrücklich, das klösterliche Leben sollte durchgeführt werden, damit die Priester die Gesellschaft der Weiber meiden. Nur sollte zwischen Pfarrei und Kloster immer ein gewisser Unterschied fortdauern.[2] Zum Priesterleben gehörte auch eine entsprechende von der Laientracht verschiedene Gewandung; der Geistliche sollte immer die Stola, nie aber die Kukulle tragen und zu feierlichen Versammlungen das Meßgewand anziehen. Auch die Bischöfe sollten womöglich mit anderen Klerikern zusammenwohnen und sich Ermahnungen gefallen lassen. Ratherius erzählt von einem übermäßig das Brettspiel liebenden Bischof, den ein Priester zurechtwies. Da drohte der Bischof den Mann ins Gefängnis zu werfen, wenn er nicht sogleich sagen könne, worin er gegen ein Kirchengesetz gefehlt hätte. Erschreckt warf sich der Priester dem Bischof zu Füßen und sagte: Verzeihe mir, Herr; ich bin von so großem Schrecken ergriffen, daß ich nicht einmal den ersten Vers des ersten Psalmes weiß, viel weniger etwas aus den Kirchengesetzen aufsagen kann. Aber ich beschwöre dich, Frömmster, mir jenen Text ins Gedächtnis zurückzurufen, da mir auch er im Schrecken entschwunden ist. Da brachen der Bischof und alle Umstehenden in Scherz und Gelächter aus, aber als der Priester mit Bitten anhielt, sagte der Bischof den ersten Vers und den zweiten

[1] Mansi 14, app. 263; M. G. Cap. 2, 81, 411, 422.

[2] Synode von Reims 874 c. 1; Mansi 15, 494.

dazu: „sondern hat Lust zum Gesetze des Herrn und redet von seinem Gesetze Tag und Nacht." Bei den letzten Worten erhob sich der Priester und sagte: „Vortrefflich, heiligster Vater! Die übrige Zeit verbringe beim Brettspiel."

Das Vorbild für das kanonische Leben boten die Klöster. Daraus erklärt sich die Anlage vieler alter Kirchen und Kirchenwohnungen. Mit der Kirche bildeten die Wohnungen vielfach ein geschlossenes Ganze, in dessen Mitte der „Friedhof" lag.[1] Der Schlafsaal stieß unmittelbar an die Kirche an wegen des Nachtgottesdienstes.[2] Gleich den Mönchen sollten auch die Kleriker das Kirchenhaus als ihre liebste Stätte betrachten. An Festtagen kamen die Geistlichen, unablässig mit Gottesdienst beschäftigt, oft Tag und Nacht nicht aus der Kirche heraus, und fromme Laien eiferten ihnen nach und sahen ihr höchstes Glück darin, in unmittelbarer Nähe der Kirchen wohnen zu dürfen. Da die Geistlichen einen großen Teil des Tages und der Nacht im Chor zubringen mußten, sorgten die Bauherren, soweit es ging, für eine gewisse Behaglichkeit. Viel angenehmer als in den Kirchen war der Aufenthalt in den feuchten kalten Wohnungen auch nicht, dort schützten wenigstens Glasfenster gegen den Zugwind. Noch heute lehren uns spanische Kirchen, wie auch mitten im Winter eine gewisse Behaglichkeit zu erzielen ist. Wegen der im Norden herrschenden Kälte wurde der Chor durch Schirme oder andere Verschlüsse gegen das Schiff abgeschlossen — im Orient kamen Bilderwände, Ikonostasen auf — die Geistlichen zogen Pelzmäntel an und darüber noch ein geistliches Gewand, eine verkürzte Albe, das sogenannte superpellicium, den Überpelzrock.

Jeden Tag mußten die Kanoniker geistliche Lesungen, ein Kapitel aus der kanonischen Regel oder aus Homilien anhören, und davon wurde die Gesamtheit der kanonisch lebenden Priester, dann die unter einem Dekan (Archipresbyter) stehenden zerstreuten Pfarrer selbst Kapitel genannt.

[1] Im späteren Mittelalter noch diente der geschlossene Friedhof nicht nur zur Beerdigung, sondern auch zum Markte, es war ein „gefreiter", geschützter Ort (Kriegk, Deutsches Bürgertum II, 135). Die späteren Marktanlagen mit Lauben oder Arkaden — oder Laubengängen gingen wohl aus den Kreuzgängen hervor. Eine byzantinische Synode verbot übrigens die Anlegung von Wirtshäusern in der Nähe von Kirchen.

[2] Lamb. ann. ad a. 1074.

Die Heranbildung junger Kleriker lag in den Händen eines Scholastikus; in den Pfarrkirchen sollte nach einer älteren, noch zurecht bestehenden Verordnung der Diakon, der die Lesungen hielt und die Armen und Gäste bediente, den unbedingt nötigen Unterricht erteilen.[1] Wie eine Schule gehörte zu einem Kapitel, zu einer Pfarrkirche notwendig eine Bibliothek und ein Armen- oder Krankenhaus. In den Stiften oblag dem Archidiakon oder Propst die Armenfürsorge; andere Dienste besorgten der Kustos, Sakristan, der Schatzmeister und Kantor. Der Gottesdienst erforderte eine Reihe liturgischer Bücher, wenigstens ein Psalterium, ein Missale oder Sakramentar, ein Lektionar, Martyrologium, Pönitentiale und ein Homilienbuch. In dieser Hinsicht sah es freilich oft schlecht genug aus und fehlte fast alles, selbst noch im dreizehnten Jahrhundert.

Wie die Klöster sollten auch die Pfarrhäuser Mittelpunkte der Wohltätigkeit sein und die Geistlichen öfters Gastfreundschaft üben. Eben darum verlangten die Könige und Bischöfe eine genügende Ausstattung der Kirchen. Das allermindeste Maß war eine Hufe mit zwei (vier) Unfreien, einem Knecht und einer Magd;[2] sonst sollte wenigstens eine Kirche zwei Hufen mit vier bis acht Unfreien besitzen (eine Verordnung von 795 verlangt, daß je 120 Personen der Kirche einen Knecht und eine Magd stellen).[3] Meistens hatten aber die Kirchen 4, 6, 8 Mansen und in Weingegenden auch 3, 5 Weingärten inne.[4] Eine große Kirche verfügte über Hunderte von Hufen, Bischofskirchen und Stifte über 3000, 4000, 5000 Hufen mit 12000 bis 48000 abhängigen Leuten.[5] Zu der starken Vermehrung des Kirchenbesitzes trugen nicht nur die Schenkungen schutzsuchender und um ihr Seelenheil besorgter Bauern, sondern auch die Vergabungen der Reichen bei, deren Söhne häufig in den

---

[1] Regino 1, 107; Burch. 2, 56; vgl. Dec. Grat. dist. 91, 3.

[2] Capit. eccles. 818 c. 10. Der Bischof erhielt von jeder Pfarrkirche, wie der Grundherr von einer Knechtshufe 2 Schilling; vgl. I, 289; Sommerlad 2, 62.

[3] Cap. de part. Sax. 15; Form. imp. 40.

[4] M. G. Cap. 1, 253.

[5] Das Konzil von Aachen 816 bestimmt: In locis vero ubi maiores facultates sunt ecclesiae, verbi gratia, tria aut quatuor aut certe octo et eo amplius millia mansi, si eadem regio vini ferax fuerit, accipiant per singulos dies quinque libras vini, si tamen sterilitas impedimento non fuerit temporis. Porro in minoribus locis, ducentos, aut trecentos mansos habentibus, accipiant duas libras vini. Mansi 14, 232; vgl. I. 288; Thietm. 7, 18.

Kirchendienst eintraten und ihr Vermögen mitbrachten. Aber diese Vermehrung erregte die Besorgnis nicht nur der Könige, sondern auch treuer Kirchenfreunde, da sie dem Staate die notwendige Kriegs- und Steuerhilfe entzogen. Karl der Große klagte in bitteren Ausdrücken über die Erwerbgier vieler Kirchen- und Klostervorstände, über die Kunstgriffe, die sie dabei anwandten, über das Schrecken mit dem Seelenheil. Um sich nun die nötige Heereshilfe zu sichern, beförderten die Könige immer wieder Vergabungen an Kriegsleute, bewilligten aber der Kirche einen Doppelzehnten,[1] d. h. einen ansehnlichen Teil des Ertrages. Nach einer Bestimmung von 809 mußten die Kolonen die Hälfte des Ertrages dem Herrn und daneben noch einen Zehnten der Kirche entrichten.

Die Bestrebungen der Kirche um Durchführung der allgemeinen Zehntpflicht begünstigten die Könige. Wie zu den Herrenhufen außer den Salländereien noch Zinshufe kamen, wovon Vogteizinse einliefen, so sollten der Heilige, der Kirchenpatron im eigentlichen Sinne, außer seinem unmittelbaren Besitz, der Kirchenhufe, noch einen Anspruch auf eine Anerkennungsgebühr, auf Schutzgaben besitzen. Diesen Anspruch erkannte der Staat an und setzte die Zehntpflicht durch. Gegenüber den Leistungen früherer Zeit bedeutete der Zehent eigentlich nicht viel; die städtischen Gemeinden leisteten früher viel mehr an Beiträgen. In den Augen der Kirche, die auf das Alte Testament hinwies, erschien der Zehnte beinahe als Mindestleistung, als das Mindeste, wozu der Christ verpflichtet sei. Aber die Durchführung dieser Pflicht stieß auf dem Lande und bei Neubekehrten auf Widerstand. Namentlich die Sachsen trugen, wie Alkuin sagt, den Zehnten, der allerdings nicht nur von den Grundstücken, sondern auch von anderen Einkünften zu leisten waren, nur widerwillig. Selbst Leute, die im christlichen Glauben geboren und erzogen seien, meint Alkuin, verstehen sich ungern zu Zehnten, viel eher zu Stolgebühren.[2] Nun gingen allerdings die Könige selbst voran und zwangen ihre Dienstleute zur Entrichtung von Doppelzehnten aus den ihnen verliehenen Kirchengütern. Aber dieses Beispiel erkannten die Bauern nur widerwillig an. Daher tauchten Zehntgesetze erst in Notjahren auf, die erhöhte Anforderungen an die Armenkassen der Kirche stellten. Karl der Große bedachte

[1] Decima et nona; s. I, 289; M. G. Cap. 1, 50 (779).

[2] Ep. 67 (110); 69 (111); Adam Brem. 4, 30; Helmold. 1, 91.

zunächst nur die älteren Taufkirchen, nicht die neugegründeten kleineren und die Eigenkirchen. In der Folge dehnte sich die Zehntpflicht weiter aus, und entgegen dem Willen der Kirche und des Staates erhoben die Patrone einen Anspruch auf den Zehnten, weil sie den Unterhalt der Kirche bestritten und wohl auch, weil sie die militärische Stellvertretung übernahmen.[1] Wie allgemein die Zehntpflicht durchdrang, beweist eine Verordnung über das Begräbniswesen, wonach im Zweifelsfalle ein Verstorbener dort zu begraben war, wohin er bei Lebzeiten den Zehnten entrichtet hatte.[2] Allerdings kam der Zehnt nicht in seinem vollen Ertrage von allen Feldfrüchten zur Ablieferung.

Dem Zehnten lag der Ertrag zugrunde, er war nur eine Ertrags-, keine Vermögenssteuer, obwohl die gebrauchten Ausdrücke letzteres vermuten ließen. Das ganze Mittelalter hindurch dauerte dieser Sprachgebrauch, da es unsere Unterscheidungen noch nicht kannte, und wurde von Vermögen gesprochen, wo es richtiger Ertrag hieße. Unter Vermögen verstand man nur das unbewegliche oder bebaute Grundeigentum und schloß wohl sogar das Vieh aus. Der Zehnte war wesentlich ein Getreidezehnt oder Großzehnt; erst später kam der Vieh-, Blut- und Kleinzehnt und endlich der Personalzehnt auf. Es dauerte bis zum Schluß des Mittelalters, ehe die Städte auch das bewegliche Vermögen zur Besteuerung heranzogen.

Nach alter kirchlicher Ordnung zerfiel die Kircheneinnahme in vier Teile, einen Teil erhielt der Bischof, die anderen Teile der Klerus, die Kirchenfabrik und die Armen. Indessen lieferten schon vielfach die Landkirchen nicht mehr das volle Viertel an den Bischof und verteilten es daher zwischen der Kirchenstiftung, dem Klerus und den Armen. Verschiedene Kapitularien schützten die Pfarrkirchen gegen die Ansprüche der Bischöfe[3] und gewährten ihnen auch einen Hauptanteil an den Doppelzehnten, die aus früheren Kirchengütern einliefen. Die Bischöfe sollten die Abgabe der Herrenhufen, die Pfarrer aber die der Litenhufen erheben.[4] Die Könige begün-

[1] Cap. 845 l. c. 2, 83. Daher verpflichtete Karl II. 869 die Pfarrer zum Gehorsam gegen die seniores (M. G. Cap. 2, 334).

[2] M. G. Cap. 2, 221. Perels, Die Zehnten im karlingischen Reiche 83.

[3] L. c. 1, 195; Syn. v. Paris 829 c. 31.

[4] De terris censualibus et culturis indominicatis et abstitatibus et manufirmatis maior ecclesia, quae caput episcopatus est, decimam recipiat: similiter

stigten die Verfügungsfreiheit der Einzelkirchen, nicht bloß, weil sie für die niedere Geistlichkeit in noch stärkerem Grade besorgt waren als für die höhere, sondern auch weil die parochiale Organisation der Kirche so weit entwickelt war, daß die Pfarreien allgemein als Eigentümerinnen des Kirchengutes erscheinen. Statt die Gesamteinnahmen der Kirchen in drei oder vier Teile zu scheiden, wurden mehr und mehr gleich bestimmte Erträge angewiesen und die Kirchenstiftung, die Pfarrpfründe und der Armenfonds voneinander geschieden. Wurden doch auch in Klöstern und Kanonikatstiften die Einnahmen gleich den verschiedenen Zwecken zugeführt.

Viele Armenhäuser gingen in den unruhigen Zeiten zugrunde und fielen der Raubsucht zum Opfer. Wo keine Eroberer, keine gewalttätigen Beamten oder Adelige, keine Bauern eingriffen, verschleuderten die Berechtigten oder die Verwalter das Armengut. Auf der Reichsversammlung zu Epernay im Jahre 846 klagt Karl der Kahle, die von seinen Vorgängern errichteten Fremdenherbergen seien vernichtet. Nicht nur Reisende würden nicht aufgenommen, sondern sogar die nicht einmal, die von Kindheit auf dort Gott dienten; sie müßten von Tür zu Tür betteln gehen. Daher mußten entsprechend der wirtschaftlichen Entwicklung die Grundherren verpflichtet werden, daß sie für ihre Untertanen Sorge trügen, wenn sie in die Armut verfielen. Jeder, gebot ein Gesetz,[1] muß Almosen geben, und jeder sollte wenigstens für seine Hörigen und Sklaven sorgen. Ein Konzilsbeschluß von Aachen 817 bestimmte, daß von allem, was dem Kloster geschenkt werde, wenigstens der zehnte Teil Wohltätigkeitszwecken dienen sollte. Demgemäß unterhielten die alten Klöster Spitäler und verpflegten neben ihren ständigen Armen eine wechselnde Zahl von Gästen. So rechnete das Domstift zu Metz auf 150 Arme, konnte aber zur Not 300 verpflegen, ebenso das Kloster Fulda und St. Riquier. St. Germain bei Paris unterhielt 71 Personen auf verschiedenen Besitzungen, das Kloster Corbie 45, worunter sich wie zu Prüm 12 Pfründner befanden. Diese erhielten neben einem Laib von $3^1/_2$ Pfund täglich je 2 Becher Wein.[2] Die Pfründner

et de carruca indominicata. — De mansis hereditariis presbyter paroechiae, sicut constitutum est, decimam consequatur. M. G. Cap. 2, 337.

[1] Cap. 806 (l. c. 1, 132).

[2] Ann. Fuld. 850: Kloster Corbie ließ täglich für 45 Arme 157 Pfund Weizenbrot aus $1^1/_2$ Scheffel zu 68 Liter backen. Metz verbrauchte im achten

oder Matrikler arbeiteten im Dienst des Klosters; manche waren Kleriker und sangen im Chore mit, so auch am Hofe Karls des Großen. Einer dieser armen Kleriker, die in aller Frühe zur Mette erschienen und oft lange auf den Kaiser warten mußten, schlief, wie der Mönch von St. Gallen berichtet, im Schoße eines anderen Genossen ein und hatte dabei einen Traum. Den Haushofmeister Liutfried, „den er zu besuchen pflegte, um seine Kleider oder vielmehr seine Lumpen zu waschen oder zu flicken, wie solches den Armen am Hofe notwendig ist," sah er nämlich zur Grube fahren. Er war ein großer Geizhals gewesen und hatte die Lebensmittel und Kleider, die den Arbeitern am Hofe bestimmt waren, unterschlagen. Und nun holte ihn der Teufel, wie der arme Mann im Traume sah! Freilich auch die Armen ließen sich, wie der Mönch von St. Gallen erzählt, vom Bösen umgarnen. Der eine stahl mit Hilfe eines „Schratt" den Wein in den Kellern eines Bischofs, ein anderer verübte Betrug im Viehhandel. Es mischte sich eben unter die Schar der Armen allerlei Gesindel. Daher begreifen wir, daß Walafried einmal seiner Abneigung vor dem schmutzigen Bettlervolk in der Königspfalz einen sehr starken Ausdruck verleiht.[1] Vielleicht ist die Stelle mehr klassischen Vorbildern nachempfunden.

Am Vorabende eines Hochfestes näherte sich einem frommen Bischofe, der an diesem Tage alle Armen badete und säuberte, ein häßlich aussehender, ganz struppiger Mensch, dem er den Bart schor. Aber kaum hatte er eine Seite rasiert, so wuchs das Haar auf der anderen Seite mit unheimlicher Geschwindigkeit. Nun erkannte der Bischof, daß ihn der Teufel foppe, und ließ von seinem Vorhaben ab.[2] Daran erinnert eine Erzählung der Volkssage. In der Geschichte von Reinold von Montalban nähert sich dem Kaiser Karl ein ärmlicher Bettler im Pilgerkleid und ruft: „Ich komme von Jerusalem, Eure Feinde haben mich schändlich geschlagen." Aus Mitleid wirft ihm der Kaiser eine große Summe zu, aber der Pilger klagt: „Ich habe Hunger," und fährt fort, obwohl ihn der Kaiser mit Speisen bedienen läßt, mit flehentlichen Blicken ihn anzusehen.

---

Jahrhundert 8 kleine Scheffel, die kaum je 30 Liter enthielten; s. I, 402; Guérard Polyptique I, 960; II, 309; Le Moyen Age 1900, 233; Curschmann, Hungersnöte 80.

[1] Carm. 23.

[2] Mon. Sang. 1, 2.

„Warum verfolgst du mich so nnd läßt du mich nicht aus den Augen?“ fragt Karl. „Weil ich noch nie einen so schönen Herrn sah als Euch,“ antwortet der Bettler; „o ich bin krank und wüßte doch ein Mittel, das mir hülfe. Ich habe geträumt, wenn der Kaiser mich speisen würde, würde ich wunderbar gesunden.“ In der Tat läßt sich Karl herab, kniet nieder, nimmt ein Messer,



Initiale D aus dem Drogosakramentar zu Metz mit der Darstellung von drei Teufelsbeschwörungen, unten Krankenheilung und Erlösung von Gefangenen. Der Kuppelbau rechts erinnert an das Aachener Münster.

schneidet das Brot und Fleisch entzwei und gibt ein Stück dem Fremden in den Mund. Frech lachte ihn dieser aus, denn es war sein ärgster Feind Malagis.

Befriedigender endet eine andere Erzählung: Des Malagis Vater, Herzog Buovo von Aigremont, heiratet die schöne Druwane, Schwester des Grafen von Montpellier. Zu der Hochzeit kommen alle Könige der Christenheit. Aber Druwane verlangt von ihrem Bräutigam, daß er alle Arme, nah und fern, zu ihrer Hochzeit lade. Als nun dieselben herbeigekommen und in den Saal getreten

sind, sagt sie zu Buovo, diese seien ihres Vaters Geschlecht und sollten vor ihr her zur Kirche gehen, daß es jedermann sehe. Der Herzog wundert sich, daß sie diese armen, schlecht bekleideten Leute um sich haben wolle, besser täte sie, ihre Verwandten in Buntwerk und Zobel in ihrem Zuge prangen zu lassen. Aber Druwane schwört, daß sie nimmer sein Weib werde, wenn nicht diese Bettler, ihre nächsten Freunde, mit ihr gehen. So sehr der Herzog sich dessen schämt, muß er es doch geschehen lassen. Zwei verlumpte und bestäubte Bettler führen ihn. Vor, nach und neben der Braut gehen Krüppel, Stumme, Blinde. Als sie in der Kirche angekommen, sieht man eine wunderbare weiße Hand und hört eine Stimme, die spricht: „Geh, Druwane, in Gottes Geleit! Die Ehre, die du Gott getan, soll deiner Frucht zustatten kommen." Als Druwane dies vernommen, fällt sie nieder auf ihre Knie, dankt Gott von Herzen und spricht demütig ihr Gebet. Da kommt eine große Klarheit vom himmlischen Throne herab. Die Bettler und Krüppel werden alle schön, ihr Leib ist licht und klar, ihre Kleider werden so herrlich, als wären sie vom Himmel gebracht; die Blinden werden sehend, die Stummen sprechen. Und jeder hebt ein eigenes Spiel an, der eine schlägt die Handtrommel, der andere streicht meisterlich die Fiedel, von Trompeten ist großer Schall. Die Glocken klingen von selber, die Pfaffen singen und alle stimmen ein: „Deo gratias". So große Ehre geschah nie einem Weibe als damals Druwanen; das tat Gott, der es alles vermag. Zum Schlusse wird sie noch einmal von der weißen Hand gesegnet. Am Tische sitzen die Bettler, die Gott selbst gekleidet, an ihrer Seite. Als aber die Mahlzeit ein Ende hat, bittet der Herzog seine Braut, ihm zu sagen, warum sie so die Armen sich erwählt. „Herzensfreund," spricht sie, „als ich von Liebe zu Euch Schmerzen empfing, da bat ich Gott von Herzen, daß Ihr mich gleicherweise lieben möchtet, ich wollt' ihm dafür ewig dienen. Da erhörte Gott mein Gebet, und darum nahm ich zu seiner Ehre die Armen zu mir. Ihm will ich auch fortan dienen, denn durch seine Gnade ist es gekommen, daß Ihr mich habt zum Weibe genommen."[1]

---

[1] Nach der Erzählung von Uhland, Schriften 2, 89.

# XXXVII. Der Gottesdienst.

## 1. Predigt und Messe.

Mehr noch als die leibliche Not lag dem Kaiser Karl die Seelennot am Herzen; hielt er sich doch selbst für eine Art Seelsorger. Er erkannte es als seine Aufgabe, das Volk sittlich und geistig zu heben, und drang ohne Unterlaß auf Unterricht und Erziehung.

Immer und immer wieder schärften die Staatsgesetze den Geistlichen ein, dem Volke das Vaterunser und den Glauben beizubringen. Das Volk stand in dieser Hinsicht noch im Kindesalter; das Heidentum wirkte stark nach. Daher benützten die Pfarrer jeden Anlaß, namentlich die Buße und Beichte, um den Glauben abzuhören oder neu einzuschärfen. Über den, der sich weigerte, durften Fasten und Schläge verhängt werden, und wer die Formel nicht kannte, durfte nicht Patenstelle vertreten. Denn eben den Paten lag die Pflicht ob, die Kinder in den Glaubensartikeln zu unterrichten. Deshalb wählten die Leute gern Geistliche, namentlich aber Mönche, zu Paten.[1] In einer noch erhaltenen Ansprache an die Kinder heißt es: „Wie kann sich der einen Christen nennen, der diese wenigen Worte des Glaubens, durch die er erlöst ist und selig werden soll, und die Worte des heiligen Gebetes, welches der Herr selbst zu sprechen verordnet hat, nicht lernen noch behalten will? Oder wie vermag der für einen anderen des Glaubens Bürge zu sein, der den Glauben selbst nicht weiß?“ „Der Glaube hat nur wenige Worte, aber große Geheimnisse sind darin enthalten. Der Hl. Geist hat den Meistern der Christenheit, den heiligen Boten diese Worte in solcher

[1] Richer. 3, 35.

Kürze diktiert, damit die Christen verstehen und im Gedächtnis behalten können, was sie glauben und bekennen sollen."

Die Glaubensformel und das Vaterunser sprach der Geistliche lateinisch vor, Wort für Wort, ließ sie nachsprechen, verdeutschte sie und ließ die Hörer dann die beiden Sätze nachsagen und so lange wiederholen, bis sie es inne hatten. Zu dem Glauben und Vaterunser traten allmählich auch die zehn Gebote und die sieben Hauptsünden, die zuerst Evagrius im sechsten Jahrhundert zusammengestellt und dann Gregor der Große in die noch heute übliche Ordnung gebracht hatte.[1] Der Siebenzahl der Sünden setzt sich entgegen die Siebenzahl der Tugenden; nur schwankte die Lehre über ihre Reihenfolge noch lange. Die einen wählen die sieben Gaben des Hl. Geistes, die anderen bleiben bei den rein platonischen Kardinaltugenden stehen, höchstens daß sie sie erweitern; erst die spätere Scholastik fügte an die vier Kardinaltugenden die drei theologischen Tugenden.[2]

Ein eifriger Priester fügte an die Formeln Erklärungen an; zu jeder Pfarrbibliothek gehörte eine Erklärung des Symbolums und des Vaterunsers. In diesen Erklärungen, wovon uns noch Muster erhalten sind, behandelt die Einleitung die Wichtigkeit des Glaubens. Den Glauben mit der Vernunft vertauschen wollen, sagen die Symbolerklärungen, heißt vom rechten Wege abirren. Dem Gott, dem anfang- und endlosen, ist gleich zu achten der Sohn. Er kam als wirklicher Mensch zur Welt, aber durch göttliche Hilfe. Er ist wirklich gestorben und auferstanden, sein Kreuz wurde zum Thron, sein Tod zum Leben. Über die Lehre vom Hl. Geist gleiten die Erklärungen rasch hinweg und erörtern nur noch die Gemeinschaft der Heiligen: wer des Heils teilhaftig werden will, muß der Kirche glauben und die Taufe empfangen.

Wenn man aus den ältesten uns überlieferten Katechismen einen Schluß ziehen darf, so stellten die Kinder oder die Zuhörer

---

[1] Schon Horaz hatte sie, wie die einen meinen, zufällig, wie die anderen meinen, beeinflußt durch die orientalische Siebenzahl, aufgestellt (ep. 1, 1, 33). In Gal. 5, 19 sind sie neben anderen enthalten. Gregor stellte den Stolz als Wurzel aller Sünden voran und zog die zwei Hauptarten der Schwermut, die acedia (torpor, ignavia) und die tristitia in eine zusammen; Berthold von Regensburg nannte sie kurzweg und nicht ganz mit Recht Trägheit; Zöckler, Tugendlehre des Christentums 109 ff.

[2] Zuerst Petrus Lombardus; Zöckler 153.

Fragen und der Priester beantwortete sie. So entstand der Katechismus, der noch heute sich an die erwähnten Formeln anschließt, aus einer ohne Unterschied an groß und klein sich wendenden Christenlehre, die, wie noch heute in romanischen Ländern, naturgemäß in der Kirche gehalten wurde.

Die Christenlehre berührte sich noch mit der Predigt. Bis ins achte Jahrhundert hat immer noch die alte Anschauung etwas nachgewirkt, daß nur die Bischöfe predigen dürften.[1] Seit der Ausbreitung der Pfarreien aber bestand kein Zweifel mehr über die Predigtpflicht der Pfarrer, und gegen Trägheit und Gleichgültigkeit kämpfte Kirche und Staat einmütig.[2] Karl der Große verlangte, daß jeder Pfarrer predige und keinen Sonn- und Feiertag vorübergehen lasse. Allerdings vermochten die wenigsten Geistlichen selbst Predigten zu verfassen; die Prosasprache ist überhaupt schwer zu beherrschen, viel leichter drücken sich einfache Völker in Reimen aus. Selbst von Bischöfen wird berichtet, daß sie nicht oder schlecht predigten. Aus Angst vor einem kaiserlichen Sendboten begab sich einmal ein angesehener Bischof auf die Kanzel, brachte aber nichts heraus. Die ganze Kirche war sehr voll; da sah er an der Kirchentüre einen armen Mann stehen, der seinen Hut aufbehalten hatte, weil er sich seiner roten Haare schämte. Da rief der Bischof feierlich: „Bringt mir diesen Menschen mit dem Hute her.“ Die Türsteher faßten den Armen, der sich heftig sträubte, und schleppten ihn vor die Kanzel des Bischofs. Der Bischof sah von seiner Höhe zu und rief im Predigertone: „Haltet ihn fest; zu mir sollst du kommen, du magst wollen oder nicht!“ Und als der Mann unter ihm stand, stieg er vergnügt von der Kanzel, nahm dem Manne den Hut ab und rief durch die Kirche: „Seht, ihr Leute, dieser Dummkopf hat rotes Haar.“ Darauf sprach er Amen.

Zur Unterstützung der Geistlichen wurden Predigtsammlungen angelegt, und es wurde verlangt, daß jede Kirche ein Homiliar besitze, so gut wie ein Sakramentar. Die Priester sollten die darin gegebenen Homilien vorlesen, natürlich nicht lateinisch, wie man schon meinte; vielmehr setzte die Kirche voraus, daß die Geistlichen die Predigten übersetzten. Eine lateinische Predigt hätte keinen Zweck

[1] Alc. ep. 239 (136).

[2] Hauck, Kirchengesch. II, 220; Cruel, G. d. deutschen Predigt im Mittelalter I, 39.

gehabt, die ersten Missionare haben gewiß auch nicht lateinisch gepredigt. Allerdings war der Unfug nicht zu vermeiden, daß ein Prediger zuerst seinen Text lateinisch hersagte und Vorlagen lateinisch herunterlas und nachher verdeutschte. Das Volk besuchte daher die Predigten ungern, obwohl sie mit der Messe noch verflochten waren und dem Evangelium folgten, und manche Geistesmänner sprachen den Zweifel aus, ob es gelänge, das Volk in das Verständnis der Heiligen Schrift einzuführen. Karl schrieb daher dem Volke strenge vor, Sonntags zur Predigt, zur Matutin und Vesper zu kommen und auf dem Hin- und Herwege Kyrie eleison, das heißt wohl eine Litanei, zu singen. Das Kyrieeleison begleitete nämlich alle Aufzüge, Bittgänge, Beerdigungen, Reliquienbeisetzungen. Auch Gloria und Sanktus sollte das Volk mit dem Priester singen.

Mit Bedauern sah Karl, daß in jeder Kirche ein anderer Gesang, eine andere Ordnung herrschte und daß die Deutschen schlecht sangen, daß das Kyrie recht bäurisch klang. Aus ihren Riesenleibern, sagt Johannes der Diakon, brüllen die Germanen die Psalmodie wie das Echo eines Donnerwetters heraus; sie entstellen die Zartheit des römischen Gesanges mit so viel Stößen und Schlägen, daß das Ganze dem Gepolter eines Lastwagens gleicht, der über eine Brücke oder ein Steinpflaster dahinrollt. Mag diese Sprache auch etwas übertrieben sein, jedenfalls fühlte Karl der Große das Bedürfnis, hier bessernd einzugreifen; er ließ Sänger aus Rom kommen, die in verschiedenen Kirchen den Gesang lehren sollten.[1] Natürlich hatten seine Bestrebungen nur in großen Kirchen einen Erfolg, in kleinen Kirchen sah es später noch traurig genug aus; alle Bauernpfarrer, sagte der Mönch Otloh noch im zehnten Jahrhundert, singen schlecht.[2]

Auch in der Liturgie suchte Karl eine größere Einheit zu erzielen und die gallikanische Liturgie möglichst der römischen anzupassen. Während bisher die gallikanische Liturgie durch Zusätze aus dem gelasianischen und gregorianischen Sakramentar ergänzt worden war, sollte nun die gregorianische Messe die Grundlage bilden.[3]

[1] Nach tausend Jahren mußten umgekehrt Italiener von deutschen Sängern einen ordentlichen Gesang lernen.

[2] Dum negligenter sicut mos est pene villanis omnibus clericis cantavimus; Pez Thes. anecd. III. 2, 552.

[3] Krieg, Liturgische Bestrebungen 10.

Durch Alkuin ließ Karl das fränkische Sakramentar nach dem vom Papste überschickten Exemplar ergänzen und für die fränkische Kirche zurichten. Umgekehrt erfuhr auch die römische Kirche die Einwirkung der gallikanischen Kirche. Vom Norden gingen Änderungen in den kirchlichen Lesungen aus; Frankreich lieferte Hymnen, und selbst Deutschland bereicherte später den Ritus.[1] Verschiedene Bestrebungen durchkreuzten sich und verhinderten die volle Einheit. Karl selbst griff oft willkürlich ein. Einstmals sangen Griechen an seinem Hofe, und ihre Molllaute entzückten den Kaiser so stark, daß er die lateinischen Antiphonen in griechische Melodien umsetzen ließ.[2]

In seiner Kapelle dirigierte er selbst: mit seinem ausgestreckten Finger oder Stabe bezeichnete er den Geistlichen, der vorlesen oder singen sollte, und deutete durch einen Kehllaut das Ende an. Einst hatte ein mit dem Kaiser verwandter junger Priester bei einem Feste eben das Halleluja gesungen, als der Kaiser zu jenem Bischof sagte: „Nun, hat nicht unser Priester gut gesungen?" Jener faßte diese Worte als ironisch gemeint, und da er nicht wußte, daß der junge Kleriker mit dem Kaiser verwandt war, so antwortete er: „So schnarren die Treiber, wenn die Ochsen pflügen." Auf diese freche Antwort hin durchbohrte ihn der Kaiser mit seinen blitzenden Augen, so daß er vor Schreck auf die Erde sank.[3] Alle Aufmerksamkeit richtete sich auf den Kaiser. Mancher galt für einen guten, ausgezeichneten Vorleser, obwohl er vom Sinne gar nichts verstand. Solche Eingriffe eines so hochstehenden Laien ließ sich die damalige Zeit gefallen, weil die Laien trotz aller Bevorzugung des Klerus doch noch mehr Rechte besaßen als später.

Zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde bestand ein enger Zusammenhang; es war wirklich eine Gemeinde, eine Gemeinschaft, die sich im Opfer bewährte. Niemand durfte außerhalb der

[1] So stammt wenigstens die Übersetzung des Gloria aus Gallien, das Credo kam aus Spanien nach Gallien und erst dann nach Rom. Auch die Offertoriumsgebete entstammen der gallikanischen Liturgie. Schon im siebten Jahrhundert hatte die römische Kirche vor der Kommunion das Agnus dei eingeschoben.

[2] Da in einer Antiphon das Wort contrivit eine Silbe zu wenig hatte, ordnete Karl einfach an, der Schreiber solle das contrivit durch conterivit ersetzen.

[3] Sic omnes perriparii (Schiffzieher, Treiber) possunt bubus agricolantibus veternere (wettern); Mon. Sangall. 1, 19; vgl. XXXVIII, 6.

Pfarrkirche die Messe hören, und es war sogar vorgeschrieben, daß der Pfarrer am Anfang des Gottesdienstes fragte, ob kein Fremder an der Versammlung teilnähme, der einer anderen Pfarrkirche zugehöre, und ihn wegwiese, wenn sich ein solcher fände.[1] Der Predigt folgte die allgemeine Beichte, woran noch heute die offene Schuld nach dem allgemeinen Gebet erinnert. Die offene Beichte bewegte sich in allgemeinen Formeln; es liefen daher verschiedene Formulare um, die sich teilweise erhalten haben,[2] und an diese Formulare lehnten sich manche geistliche Dichter und Prediger in ihren Ausführungen an. An den Geheimnissen sollten Laien wie Priester teilnehmen d. h. kommunizieren.[3] Daher umstanden die Laien den Opfertisch; nur genossen die Kleriker einen Vorrang[4] und unterschieden sich immer schärfer durch ihre Amtstracht.

Noch legten die Gläubigen wirkliche Opfer auf den Altar nieder, Naturgaben aller Art, Früchte, Tiere, Grundstücke, versinnbildet durch Halme, Gräser, Zweige, ja sogar Kinder. Die Gaben wurden mit dem Altartuch umhüllt. Wenn Asylsuchende das Altartuch festhielten, standen sie in Gottes Hand. Die Kinder, die als Oblaten von Klöstern angenommen wurden, mußten in der rechten Hand die Patene mit der Hostie, in der linken den Kelch mit dem Weine halten und wurden nach einer schon vom hl. Benedikt gegebenen Vorschrift in das Altartuch gewickelt. Altartüchern und Korporalien wohnte nach dem späteren Volksglauben eine Heilskraft inne.

Wer am Opfer teilnahm, sollte auch die Kommunion empfangen, die unter beiden Gestalten gereicht wurde; doch empfingen jetzt die Gläubigen nicht mehr, wie es im Orient fortdauernd Sitte blieb, den Leib des Herrn auf der Hand, sondern ließen sich ihn oft ohne

[1] Synode von Nantes (Mansi 18, 166; 13, 998), Burch. 2, 91. Ein schwacher Rest der alten Sitte dauert in der heute noch bestehenden Verpflichtung fort, nach der jeder vor Ostern in seiner Pfarrkirche beichten und kommunizieren soll.

[2] Die erhaltenen Formeln stammen aus späteren Jahrhunderten, sie müssen aber aus inneren Gründen im neunten Jahrhundert und zwar in Süddeutschland entstanden sein; Hauck II, 664.

[3] Fürwahr, sagt im Jahre 836 eine Synode von Aachen (c. 22), die Kommunion sollte an jedem Sonntage gefeiert werden; die Gewohnheit der neueren Zeit bedarf der Verbesserung, auf daß nicht derjenige, der den Sakramenten ferne steht, auch dem Heile ferner stehe, das er erlangen soll.

[4] So auf Abbildungen, z. B. eines Metzer Sakramentars aus dem achten Jahrhundert, das Maihinger Benediktionale aus dem zwölften Jahrhundert.

Unterschied für Männer und Frauen auf die Zunge legen. Jedoch begnügte sich die Mehrzahl mit den Eulogien statt des Wandlungsbrotes, und sie waren selbst an den Hochfesten nicht zu bewegen, an den Tisch des Herrn zu treten. Die Kirche sah sich geradezu auf das äußerste zurückgedrängt, auf die Forderung einer einmaligen Kommunion im Jahre und ermahnte nur zur Opferung und zum Friedenskuß. Auch für den Eulogienempfang verlangte die Kirche eine gewisse Vorbereitung durch Enthaltung,[1] Nüchternheit und Reinlichkeit, viel mehr für den Abendmahlsempfang.

Die Forderung der Reinlichkeit konnte noch verschärft werden, nachdem der Abendmahlsempfang seltener eintrat. Der Bischof Ratherius verteidigt einmal seine Gewohnheit, vor der Eucharistie ein Bad zu nehmen, damit, daß er sie ganz anders ansehe und auffasse als sein Gegner, der zwar täglich Messe las, aber einer oberflächlichen, rationalistischen Anschauung huldigte.[2] Milde Männer und Frauen sorgten dafür, daß an Samstagen, namentlich aber an Vorabenden vor großen Festen den Armen die Wohltat eines Bades zuteil wurde. In vielen Klöstern mußten die Mönche selbst alle Kleider sauber reinigen und wenn nötig waschen; auch die Sandalen sollten sie nicht übersehen. Niemand aber sollte über die körperliche Reinlichkeit die seelische vergessen. Der Mönch von St. Gallen erzählt von einem Diakon, der vor dem Gottesdienst immer ins Bad ging, sauber die Haut wusch und die Nägel reinigte und die Haare ganz kurz schnitt, aber nach Art der Italiener[3] gegen die eigene Natur sündigte. Während er das Evangelium las, ließ sich eine Spinne auf seine Tonsur herab und brachte ihm eine tödliche Wunde bei. Deshalb zogen viele fromme Männer nach Art der alten Asketen es vor, ihr Äußeres zu vernachlässigen, als sich einer Reinlichkeit zu befleißigen, die dem Seelenzustande widersprach. Sie konnten sich auf keinen geringeren berufen als auf den hl. Hieronymus, der sagte, ein schmutziges Äußere sei ein Zeichen innerer Reinheit.[4]

---

[1] Qui nupserit die dominico, petat a deo indulgentiam et unum vel tres dies poeniteat; Gregor. III. bei Hard. III, 1877; qui dominica nocte nupserit, septem dies poeniteat (Egbert ib. 1970).

[2] Ep. ad. Patricum (de coena).

[3] Cisalpini, Mon. Sangall. 1, 32.

[4] Ep. 125, 7. Vgl. Kulturgesch. d. r. Kaiserzeit 1, 70.

Ein noch viel größeres Gewicht als auf die Reinlichkeit verlegte die Kirche auf die Nüchternheit. Bußbücher bedrohen den, der vor der Messe etwas genoß, mit dreitägigem Fasten bei Wasser und Brot.

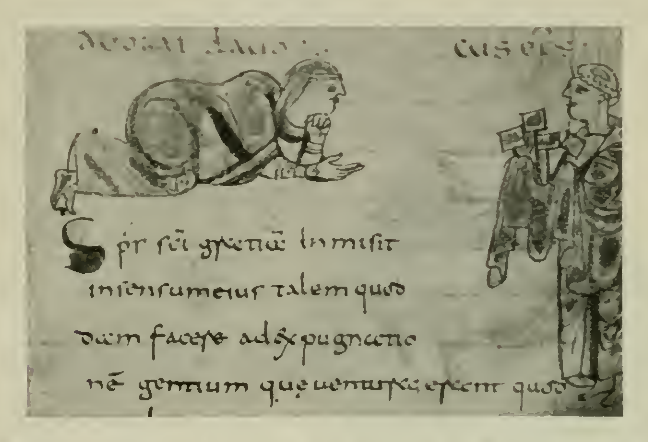
Doch verschwand die Scheu vor der hl. Messe mehr und mehr mit deren häufiger Wiederholung, so sehr diese in einer hohen Wertschätzung ihren Grund hatte. Viele meist auf Gregor den Großen zurückgehende Legenden veranschaulichten den vielfachen Nutzen für Leib und Seele, den die Messe mit sich brachte; wie diese ausführen, rettete das hl. Opfer vor dem Schiffbruch, vor drohender Leibesgefahr, vor dem ewigen Tode. Daher lasen die Priester jetzt Messen für die verschiedensten Anliegen, bei Mißwachs, Krankheiten und für Verstorbene, und es entstand eine große Anzahl von Votivmessen, vor allem in der fränkischen Kirche. Hier erhielt bereits jeder Tag seine eigene Votivmesse.[1] Infolge davon begannen die Messen sich an manchen Orten zu häufen, während andere Orte und zwar die meisten Landorte derselben noch entbehrten. Selbst wenn Priester angestellt waren, brauchten sie nicht täglich das Opfer zu feiern. Auch Bischöfe lasen nicht alle Tage die hl. Messe, der fromme Bischof Eid von Meißen sogar nicht, wenn er eine Kirche einweihte.[2] Die neue Sitte widerstrebte vielen und fand nicht den Beifall aller Bischöfe; so verbot ein Konzil von 585 die Wiederholung der Messe auf demselben Altar. Doch die entgegengesetzte Neigung war zu übermächtig, sie stützte sich auf die Notwendigkeit, die heidnischen Opfer, die jeder Hausvater abhalten konnte, durch christliche zu ersetzen. Kaum bekehrte halbheidnische Germanen drängten sich mit auffallendem Eifer, wie Adam von Bremen berichtet, zum täglichen Opfer.[3] Um dem Bedürfnis des Volkes zu genügen, mußten die Priester oft täglich mehrere Messen lesen, eine Sitte, die schon 666 ein Verbot hervorrief.

[1] Auf den Sonntag fiel das Formular de trinitate und de gratia spiritus sancti postulanda; Montag: pro peccatis und pro petitione lacrimarum; Dienstag: ad postulandum angelica suffragia und pro tentatione cogitationum; Mittwoch: de sancta sapientia und ad postulandum humilitatem: Donnerstag: de caritate und contra tentationes carnis; Freitag: de sancta cruce und de tribulatione et necessitate; Samstag: zwei Messen de sancta Maria; Franz, Die Messe im deutschen Mittelalter 137.

[2] Thietm. 1, 18.

[3] G. Ham. 4, 30.

Außer an dem vorgeschriebenen Gottesdienst beteiligten sich die Gläubigen noch am Chorgebet und Chorgesang, namentlich an Matutin und Vesper, dem kirchlichen Morgen- und Abendgebet. War doch das Stundengebet noch ursprünglicher als die tägliche Messe und gehörte zu jeder Kirche wesentlich das Stundengebet. Die Stunden kündigten Glockengeläute morgens, mittags und abends an, woran noch teilweise unsere heutigen Glockenzeichen erinnern.[1] Die Gläubigen werden angehalten, nicht bloß morgens und abends,



Anbetung der Nägel vom Kreuz Christi durch Helena aus der Münchener Handschrift De inventione crucis mit dem Wessobrunner Gebet.

sondern auch vor Beginn der Arbeit, vor der Mahlzeit und vor einem Kreuze am Wege zu beten. Wenn ein Gewitter am Himmel stand, eilte das Volk in die Kirche und warf sich nieder vor dem Kreuz und den Reliquien.

Es vertraute fast etwas blindlings auf die Kraft der Reliquien und des Kreuzes, auf die Hilfe der Heiligen und die Segnungen

[1] Alle sieben Stunden wurden allerdings kaum angekündigt, jedenfalls aber Matutin, Terz (Messezeit), Sext oder Mittag und Vesper abends. Übrigens läuten noch heute die Protestanten, die in diesen Dingen noch konservativer sind als die Katholiken, häufiger als diese. Das Läuten bekam bei den Katholiken einen anderen Sinn als Angelusläuten, aber ursprünglich bedeutete es offenbar die kanonischen Stunden; Burch. 2, 104; Dec. Grat. dist. 91, 2. Wie ließe sich sonst das Vesperläuten nachmittags, das Elfuhrläuten, das in vielen Gegenden noch besteht, erklären? Später bekamen die Zeichen einen ganz anderen Sinn (s. Hist. Jahrb. 1902 S. 22 ff.; die ursprüngliche Bedeutung erhellt aber deutlich aus der dort angeführten Verordnung Bonaventuras

der Kirche.[1] Der Segen wurde gesprochen über Brot und Salz, Getreide und Wein, über die Brunnen, über Schwerter und Banner. Nicht nur die Priester, sondern auch der einzelne sprach Segenswünsche über das Vieh, das er zur Weide trieb, über die Hunde, die er zur Jagd mitnahm, über die Bienen, über den Acker, den er bestellte.

## 2. Kreuz- und Heiligenverehrung.

Aller Segen floß nach dem festen Glauben der Zeit aus dem Kreuze, dem Heilmittel der Erlösung. Die Germanen betrachteten es als Siegeszeichen und erblickten in dem Gekreuzigten einen Sieger, keinen Dulder; das Leiden Christi ging ihnen lange nicht so ein wie seine Auferstehung. Im Unterschied von den Griechen, die Christus als einen sterbenden Menschen meist mit geschlossenen Augen darstellten, gaben ihm die Abendländer eine königliche Haltung und Gestalt und setzten ihm sogar seit dem zwölften Jahrhundert eine Königskrone auf. Das Lendentuch ist purpurn, während der lange Rock der griechischen Kruzifixe in weißer Farbe strahlt. Sonne und Mond erscheinen neben dem Kreuzholze, worin die Abendländer weniger einen Schandpfahl als einen Lebensbaum erblicken.



Kreuzigungsdarstellung von einem Reliquiar Pippins. Aus dem von Ludwig dem Frommen stammenden Schatz von Conques.

Kreuze wurden allerorten errichtet, nicht nur in den Kirchen, sondern auch auf den Kirchhöfen und Klosterhöfen, auf Scheidewegen und Bergen; daher kam der Name Kreuzgang, Kreuzweg,

S. 32). Bis ins spätere Mittelalter ersetzten die Glockenzeichen die noch fehlende Uhr. Die Stundenzählung war unvollkommen und richtete sich nach den Sonnen- und Wasseruhren. Eine besondere kunstvolle Wasseruhr erhielt einmal Karl aus Byzanz. Wenn diese Uhr 12 Uhr schlug, traten 12 Ritter aus Türen heraus, und im Heraustreten schlossen sich die Türen.

[1] Adam Brem. 4, 30.

Kreuzberg. Unter solchen Kreuzen suchten Verbrecher ein Asyl, unter dem Kreuze unterwarfen sich die Beklagten dem Gottesurteil, namentlich der Kreuzprobe, dem Kreuzstehen. Nur reine Menschen durften das Kreuz und Reliquien tragen und küssen.[1] Kreuze und Reliquien wurden dem Heere vorgetragen. Daher wundert es uns nicht, wenn Kreuzfeste aufkamen, und zwar zuerst Kreuzerfindung am 3. Mai. Dazu kam später das Fest Kreuzerhöhung am 14. September. Eigentlich liegt hier eine auffallende Verwechslung vor. Die hl. Helena hatte in Wirklichkeit am 14. Sept. das hl. Kreuz entdeckt und Heraklios am 3. Mai das Kreuz errichtet; allein die richtigen Daten waren dem Gedächtnis vollständig entschwunden.[2] Die griechische Kirche feiert zudem ein Fest Kreuzanbetung um Mitfasten.[3]

Nicht viel geringer als das Siegeszeichen unserer Erlösung achtete das Volk die Körperreste der Heiligen, ihre gesegneten Leiber. Die Erhebung heiliger Leiber feierte es gleich dem Siegeszug oder der Krönung eines Königs. Mit Kreuzen und brennenden Lichtern begleiteten die Geistlichen den Reliquienschrein, und Scharen von Gläubigen folgten, Kyrie singend. Nahte der Zug einem Orte oder einem Kloster, so stürmte alles hinaus, sich dem Zuge anzuschließen. Krüppel und Kranke eilten herbei oder wurden herzugetragen, um geheilt zu werden. In der Tat ereigneten sich viele Wunder; zweifelhaftes Wetter heiterte sich auf, Kreuze erschienen am Himmel und zukünftige Ereignisse kündigten sich an.[4] Auf die Hilfe der Heiligen setzte das Volk ein felsenfestes Vertrauen, umsomehr als die Mönche sich bemühten, dieses Vertrauen durch Wundererzählungen zu rechtfertigen. Wie schon im fünften und sechsten Jahrhundert schmückten die Legenden die trockene Erzählung vom Leben der Heiligen mit einem reichen Kranze von Wundern und zwar oft von Wundern der unglaublichsten Art aus. Da gab es Krankenheilungen aller Art, in denen sich die Überlegenheit der Heiligen über Krankheit erzeugende Dämonen offenbarte, da gab es Totenerweckungen, Brotvermehrungen wie im Leben des Heilandes. Schon bei der Geburt der Heiligen ereigneten sich besondere Dinge und noch viel mehr umgaben den Tod merkwürdige Erscheinungen; verkündigte

---

[1] Nic. ad Bulg. 7. Über Fahnen s. Boll. Iun. 1, 186 (21).

[2] Kellner, Heortologie[2] 236.

[3] Predigten auf dieses Fest hielten Theodor von Studion und Theophylakt.

[4] Hauck, Kirchengesch. 2, 687.

doch die Natur sogar das Hinscheiden bedeutender, durchaus nicht heiliger Männer wie Karl Martells, Karls des Großen, Ludwig des Frommen. Die Natur beugte sich willig der Größe der Heiligen. Wasser und Feuer konnte ihnen nichts schaden, denn sonst hätten die Gottesurteile keinen Wert gehabt. Auf das Gebet der Heiligen hin wichen Berge und Felsen und die Steine bewahrten die Eindrücke ihrer Arme und Füße. Mit dem Beilwurf bahnten sie sich den Weg, und Quellen sproßten auf ihren Anschlag. Vom hl. Gangolf erzählt Hrotswitha, daß auf sein Gebet hin eine Quelle von einem Platz auf einen anderen versetzt wurde. Die Heiligen wuchsen so in der Phantasie zu Riesengestalten an. Umsonst warnten erleuchtete Männer vor der übertriebenen Wundersucht und dem äußerlichen Reliquien- und Bilderdienst. Umsonst trat Karl der Große selbst gegen den Aberglauben auf[1] und äußerte sich Alkuin, es sei besser, im Herzen die Beispiele der Heiligen nachzuahmen, als ihre Gebeine umherzutragen. Unter Karls des Großen Regierung hören wir allerdings nicht viel von der Erhebung und Übertragung heiliger Leiber. Umsomehr häuften diese sich unter seinen Nachfolgern und mehrten sich die Heiligenfeste. Neben St. Peter und Paul und St. Johannes traten Feste des Jakobus und anderer Apostel. Das Fest Petri Stuhlfeier verdrängte eine heidnische Festfeier am 22. Februar.[2]

Endlich vermehrten sich die Marienfeste. Zu dem älteren Feste Mariä Himmelfahrt gesellte sich an manchen Orten das Fest der Geburt und zu dem Feste der Verkündigung, das ursprünglich ein Herrenfest war, ein zweites Fest der Verkündigung im Dezember. Nicht genug damit, erfand die griechische Kirche ein Fest Mariä Empfängnis; es bezog sich aber nicht auf die unbefleckte, sondern auf die wunderbare Empfängnis, die der Mutter Mariä nach der Legende, ähnlich wie der Anna, der Mutter Samuels, und der Elisabeth, erst im hohen Alter zuteil wurde. Dieses Fest verbreitete sich aber nur langsam. Viel älter ist das Fest Allerheiligen, das zusammenhängt mit dem gesteigerten Heiligen- und Reliquienkultus.

---

[1] Libri Carolini.

[2] Die caristia, parentalia. Dazu kam im 10. Jahrhundert Petri Kettenfeier, zu dessen Verbreitung der Umstand beitrug, daß ein Beamter Ottos I. 969 durch Berührung der Ketten Petri geheilt wurde.

## 3. Fasten und Buße.

Mit der Vermehrung der Feste wuchs nicht im gleichen Maße auch die Vorbereitung auf die Feste; vielmehr ließ der Bußernst entschieden nach. Die alte strenge Fastenordnung setzte allerlei Enthaltungen im Geschäfts- und Eheleben voraus und schloß Almosen und Gebet wesentlich ein. Auch wer sich keiner schweren Sünde bewußt war, ließ sich am Aschermittwoch mit Asche bestreuen und zog das Bußkleid an, wenn er es auch mit gewöhnlichen Kleidern umhüllte. Daher hieß der Aschermittwoch der Tag der Asche und des Ciliciums, und mit dem Karsamstage endigte, wie man sich ausdrückte, die Zeit der Asche und des Haarkleides, worauf alles zum Bade ging. Daß die fromme Sitte noch vielfach in Übung stand, beweist die Geschichte der Eltern des Iso, wie sie Ekkehard IV. von St. Gallen erzählt. Beide bezogen während der Fastenzeit getrennte Schlafgemache. Als sie am Karsamstag einer Versuchung erlagen, bereitete das großes Ärgernis, wie wir noch hören werden. Die Fastenden mußten leben wie Mönche, nicht nur Fleisch, sondern auch Butter, Käse, Milch, Wein und Bier meiden. Deshalb war auch jede Jagd verboten. Selbst Fische vertrugen sich nicht mit der Enthaltung. Das strenge Fasten dauerte bis zur Vesper, das mildere bis 3 Uhr nachmittags, zur Non. Aber diese Strenge ließ wenigstens in der abendländischen Kirche nach. Im Orient dagegen verschärfte sich noch die frühere Strenge und häuften sich die Fasttage, ohne daß freilich deswegen aus den Griechen Heilige geworden wären, wie die Abendländer bemerkten. Ein Gesandter Karls war einmal zur Fastenzeit bei einem strengen Bischof eingekehrt, der sich und seine Gäste mit Hunger quälte. Als im



Taufe in der Münchener Handschrift De inventione crucis mit dem Wessobrunner Gebet. Neuntes Jahrhundert.

Frühjahr aber die Witterung schon etwas milder geworden war, erzählt der Mönch von St. Gallen, stellte sich der Gesandte dem Könige vor. Dieser fragte ihn, was er von dem Bischofe halte. Jener aber stieß aus innerster Seele einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Gar heilig ist euer Bischof, soweit das ohne Gott möglich ist.“ Erstaunt fragte der König: „Wie kann denn jemand ohne Gott heilig sein?“ Darauf jener: „Es steht geschrieben: Gott ist die Liebe, und die hat der Bischof nicht.“

Während also der Orient gleichzeitig die alte Strenge noch verschärfte und ganz kleinliche seltsame Fastenordnungen erließ,[1] sah sich die Kirche im Norden genötigt, Milderungen eintreten zu lassen, da er nicht über die Früchte des Südens verfügte. Theodulf von Orleans gestattete den Schwachen den Genuß von Lacticinien, Milch, Butter, Käse, und von Eiern. Dabei stützte er sich auf die häufig von Bischöfen gewährte Erlaubnis, Wein zu trinken. Ein Bischof Halitgar schreibt: jene, die den Wein nicht zur Berauschung, sondern nur zur Gesundheit des Leibes trinken, handeln nicht gegen das Fasten. Wie wir aus griechischem Munde hören, beriefen sich die Abendländer auf den hl. Paulus, der sage: ob ihr esset, ob ihr trinket, tut alles zur Ehre Gottes.[2] Vielleicht spielt auch die Ermahnung des Paulus an Timotheus herein, Wein zu trinken seiner Magenschwäche wegen. Nachdem einmal der Wein gestattet war, kamen bald weitere Zugeständnisse hinzu. Theodulf erklärt, es sei unsinnig, sich von Lacticinien zu enthalten, Wein aber zu trinken, denn der Apostel sage nicht: „esset keine Milch und Eier“, wohl aber: „berauschet euch nicht mit Wein, worin Ausschweifung liegt“. Diese Freiheit fand bald fast überall Aufnahme, so daß in manchen Diözesen die Lacticinien nur noch den Geistlichen verboten blieben, nicht aber den Laien. Die Nachgiebigkeit der abendländischen Kirche benützte die griechische zu heftigen Anklagen und stellte es so dar,

---

[1] Je nach dem Charakter des Fastens darf bei den Griechen bald nur das eine, bald nur das andere genommen werden, z. B. Hanföl, aber keine Fische, Butter, aber kein Fleisch. Im Orient kamen allmählich nicht nur die Adventsfasten, sondern auch die Apostelfasten vor Peter und Paul und die Marienfasten (Theotokosfasten) vor Mariä Himmelfahrt hinzu. Die Hälfte des Jahres ist Fasttag (180 Tage). Dagegen erklärte sich schon Nikolaus in seinem Briefe an die Bulgaren (4, 11, 43).

[2] 1. Kor. 10, 31, Chronik des Nestor 40; Schlumberger, L'epopée 1, 404.

als ob sie der Gefräßigkeit, der Trunksucht die Zügel schießen ließe. In einer Botschaft an Wladimir erklären nach einem griechischen Bericht die Abgesandten des Papstes, jeder dürfe nur so viel fasten, als er ertrage, sonst essen und trinken, soviel ihm beliebe.[1]

Das Baden und Waschen an Fasttagen, wenigstens am Mittwoch und Freitag, duldete die römische Kirche im Gegensatz zu der griechischen.[2] Da dieser Unterschied die Bulgaren beunruhigte, berief sich Nikolaus auf Gregor den Großen, der sogar am Sonntag das Baden erlaubt hatte.

Endlich wurde die Länge des Fastens eingeschränkt und wurden Vesper und Non vorgerückt, zuerst für die Schwachen, dann auch allgemeiner. An dem Hofe Karls des Großen pflegte das Fasten schon früh am Tage aufzuhören, weshalb Karl von dem Bischof zur Rede gestellt wurde. Im dreizehnten Jahrhundert endigte das Fasten um 12 Uhr, zur gewöhnlichen Essenszeit.

In der Fastenzeit mußten die meisten Gläubigen ihre Sünden büßen, nachdem sie zu Beginn ihre Sünden bekannt hatten. Das Bekenntnis vollzog sich, soweit wir aus späteren Formeln schließen dürfen, in sehr feierlicher und ernster Form. Predigt und Gebet gingen der Beichte voraus und folgten ihr. Der Priester hielt einen kürzeren oder längeren Vortrag über die verschiedenen Sünden und Laster und gab Ermahnungen; dabei sollte er das Alter, das Geschlecht, die Gemütsbeschaffenheit des Beichtenden berücksichtigen, also eine Art Standeslehre halten. Das Ganze erinnert an die heutigen Exerzitien und Missionen, die den Generalbeichten vorausgehen. Darauf folgten Fragen über den Glauben, da der Priester manchmal halbe Heiden vor sich hatte: „Glaubst du an Gott, den Vater, den Sohn und den Hl. Geist?“ u. s. f. Hierauf fragte der Priester weiter: „Willst du allen vergeben, die gegen dich gesündigt haben, damit auch Gott dir deine Sünden vergebe?“

War der Beichtende zu allem bereit, so konnte und mußte er seine Sünden bekennen. Erst damit begann die eigentliche Beichte in einem abgelegenen Raume. Der Priester saß vor ihm gleichsam auf dem Richterstuhl, und vor ihm stand, saß oder kniete der Beichtende, der im Anschluß an geläufige Formeln, unterstützt durch Fragen des Priesters, seine Sünden bekannte. Eine sächsische Formel

[1] Nestors Chronik 40 (ad a. 984).

[2] Mansi 15, 405.

lautet also: „Ich bekenne Gott dem Allmächtigen und allen seinen Heiligen und dir, Gottesmann, alle meine Sünden, die ich dachte und sprach oder tat von da an, daß ich zuerst zu sündigen begann. Auch bekenne ich, was ich getan wider meine Christenheit (Taufe) und wider meinen Glauben u. s. f." Eine ausführlichere Form enthält ungefähr folgendes: „Ich bekenne Gott dem Allmächtigen und der Frau Sankt Maria und St. Michael und St. Petrus und allen Gottes Heiligen und dir, seinem Boten, daß ich sündig bin in Gedanken und Taten, in Worten und Werken, in Gewer,[1] in Diebstahl, in übler Nachrede, im Neide, im Zorne, im Überessen und Übertrinken, im Fluchen, im Schwören; aller dieser Sünden und anderer bekenne ich mich. Ich bekenne Gott dem Allmächtigen, daß ich sündig bin, daß ich heilige Sonntage und andere heilige Tage nicht feierte und ehrte, wie sie Gott geboten hat und meine Schuld war. Ich bekenne, daß ich meine Kirche versäumte aus Weichlichkeit,[2] daß ich meine Vesper, meine Metten, meine Messe nicht hörte, wie ich sollte, daß ich in Kirchen Unrechtes tat und redete mit anderem Manne, daß ich Gottes Lob nicht wollte hören. Ich bekenne, daß ich Hungrige nicht ätzte, Durstige nicht tränkte, Kranke nicht besuchte, wie ich sollte, daß ich den dürftigen Mann nicht ins Haus lud, ihm weder Speise noch Trank, weder Lager noch Bett gab. Ich bekenne, daß ich meinen Vater, meine Mutter und meine anderen Nächsten nicht liebte und ehrte, ich bekenne, daß ich mein Patenkind nicht so lehrte, wie ich geheißen ward. Ich bekenne, daß ich meinen Zehnten nicht zahlte und des Herren Sache nicht wahrte, wie meine Schuld war." Zum Schlusse kniet der Beichtende nieder, streckt bittend die Hände aus, blickt den Priester mit weinender Gebärde an und spricht: „Viel und unzählig sind meine anderen Sünden, die ich nicht in Erinnerung bringen kann, in Taten, in Worten und in Gedanken, für die alle mein armes Gemüt Schmerz leidet und von harter Pein gequält wird; und darum bitte ich flehentlich um deinen Rat, ja um deinen Richterspruch, der du zum Verwalter und Mittler zwischen Gott und dem sündigen Menschen verordnet bist, und flehe demütig, daß du für meine Sünden ein Vermittler werden mögest." Wenn er dies gesagt, werfe er sich, mahnten die Bußbücher, ganz zur Erde und

[1] Huare.

[2] suahda duruhc manmendi mines lichamen.

bringe Stöhnen, Seufzer und Tränen, wie Gott es ihm gibt, aus seinem innersten Herzen hervor. Der Priester aber lasse ihn einige Zeit hingestreckt liegen, bis er ihn von göttlicher Eingebung getroffen sieht. Dann heiße ihn der Beichtiger aufstehen, und wenn er wieder auf seinen Füßen steht, erwarte er mit Zittern und Demut das Urteil des Priesters, und der Priester kündige ihm seine Fasten und Übungen an, doch erwäge er wohl die Beschaffenheit der Person, das Maß der Schuld, die Richtung des Gemütes und die Gesundheit oder Kränklichkeit des Körpers. Nachdem sich der Beichtende



Öffentliche Beicht aus dem Göttinger Sakramentar des elften Jahrhunderts. An der Spitze der Kleriker steht auf der einen Seite ein Bischof mit dem Pallium über der Kasel, die weiter herabreicht als bei den zunächststehenden Priestern. Auf der anderen Seite nahen sich die Pönitenten, in der ersten Reihe die Männer, in der zweiten die Frauen.

dem Geistlichen abermals zu Füßen geworfen hatte, folgten verschiedene Gebete des Priesters zu Gott, daß er die Reue des Sünders gnädig annehme, aber keine eigentliche Absolution. Der Priester ging mit dem Pönitenten in die Kirche zurück und betete dort die Bußpsalmen oder las eine Messe.

Noch immer bekannten viele fromme Männer ihre Sünden öffentlich[1] oder wenigstens vor einer größeren Anzahl von Geistlichen.[2] Bei öffentlichen und schweren Sünden verstand sich das von selbst. Sogar für Verfehlungen, bei denen keine Schuld

[1] Ekkeh. c. 1, 28; 3, 43; 14, 125; Thietm. 7, 43.
[2] Mab. acta ss. praef. ad tert. saec. 6, 20.

mitspielte, taten viele hochgestellte Männer öffentlich Buße, so Karl der Große, als er ruhig zugesehen hatte, wie eine Spinne einem zudem unwürdigen Diakon einen tödlichen Biß beibrachte, so König Konrad, nachdem er die schwäbischen Kammerboten hatte hinrichten lassen, ebenso Bischof Salomo, weil er dabei mitgeholfen hatte.

Besonders schwere Sünden, die alten Kapitalvergehen, blieben nach wie vor dem Bischof, dem eigentlichen Inhaber der Bußgewalt, vorbehalten. Götzendienst, Selbstverstümmelung, schwere Unzucht (causae maiores) hatten den Ausschluß, die Exkommunikation zur Folge.[1] Die Buße für schwere Sünden dauerte Jahre, und unter Umständen mußten die Sünder mehrere Bußgrade durchlaufen.[2] Wer sich der Buße nicht freiwillig unterwarf, den belegte das Sendgericht des vom Grafen unterstützten Bischofs mit feierlicher Exkommunikation. Während die Kleriker die Kerzen zu Boden warfen,[3] wurde der Fluch über den Sünder gesprochen: niemand solle Gemeinschaft mit ihm haben und kein Priester Messe für ihn lesen. Doch konnte nach längerer Buße die Wiederversöhnung und Lossprechung eintreten.

Am Gründonnerstag des gleichen oder eines folgenden Jahres erfolgte die Wiederaufnahme, die Rekonziliation, Absolution der Büßer, und zwar der geheimen und offenen Büßer. Wie sich die Buße der geheimen und öffentlichen Sünder im Wesen nicht unterschied, so auch nicht ihre Wiederversöhnung.[4] Noch um 900 sagt Abbo von St. Germain, der Bischof könne niemand lossprechen, wenn nicht seine Buße vollendet sei.[5] Bei einfachen Sünden vollzog

[1] Auch in weltlichen Gerichten wurden die causae maiores (Mord, Diebstahl, Notzucht, Brandlegung) der höheren Gerichtsbarkeit der Grafen reserviert, wahrscheinlich nach dem Beispiel des geistlichen Gerichtes. S. S. 39 N. 2; vgl. Hinschius, Kirchenrecht V, 157.

[2] Synode von Worms 868 c. 26, von Douci 874 (Hefele 4, 512).

[3] Der vom Patriarchen Ignatius von einer Feierlichkeit zurückgewiesene Bischof Gregor Asbesta warf seine Kerze auf den Boden und nannte den Patriarchen einen Wolf.

[4] Morinus De poenit. 7, 9; 9, 29; vgl. übrigens Konzil von Mainz 852 c. 10: Si quis incestum occulte commiserit et sacerdoti occulte confessionem egerit, indicetur ei remedium canonicum, quod subire debuerat, si eius facinus publicum fuisset; verum quia latet commissum, detur ei a sacerdote consilium, ut saluti animae suae per occultam poenitentiam prospiciat; M. G. Cap. 2, 189.

[5] Serm. 2, 3.

der Priester, bei schweren der Bischof die Wiederversöhnung und sprach über den auf der Erde liegenden Sünder die Absolution.[1] Wie streng man es vielfach nahm, das beweist die Geschichte von den Eltern des Mönches Iso, der schon oben gedacht wurde. Diese hatten die ganze Fastenzeit hindurch Buße getan und getrennt gelebt, aber am Karsamstag früh sich vereinigt. Darob befiel sie große Trauer; unter Tränen gingen sie zum zweitenmal zum Bade, bekleideten sich wieder mit den Bußgewändern, die sie soeben abgelegt, warfen sich mit Asche bestreut vor dem Ortsgeistlichen und der Gemeinde barfuß nieder. Jener legte ihnen zur Buße auf, Tag und Nacht vor den Kirchentüren „ohne Gemeinschaft" zu stehen. Da aber dieser Priester nicht der eigentliche Ortspfarrer war, wandten sie sich nach dem Frühamt zur Pfarrkirche, enthüllten vor dem Pfarrer und der Gemeinde unter Klagen ihren Fehltritt und baten um seine Erlaubnis, daß es ihnen morgen gestattet sein möchte, mit der Gemeinde in Verbindung zu treten. „Nachdem sie jener heftig angefahren," erzählt Ekkehard, „klagte er sie der Verwegenheit an; als sie endlich seinen Segen empfangen und nach Hause zurückgekehrt waren, hatten sie nüchtern unter Weinen und Wachen die Nacht verlebt. Der Ostertag war angebrochen; früh morgens standen sie vor den Türen. Als das Kreuz vor der Messe herausgetragen wurde, folgten sie als die letzten. Der Pfarrer aber hatte sie unter der Bemühung des ganzen Volkes zwischen dem Kyrieeleison hineingeführt, am Ende ihnen Sitze angewiesen. Weil es ihm aber nicht gefiel, erbaten sie nicht die Kommunion mit den übrigen. Als jedoch die allgemeine Austeilung vollendet war, stellte sich der Priester, als ob er eilig seinem Volke nochmals ein Meßamt halten wollte, nahm sie bei den Händen und führte sie zum Altar. Nachdem er die Hostienbüchse geöffnet, vereinigte er die von Tränen Überflossenen durch Austeilung mit der Gemeinde, und als ob er schleunig zu den Seinen zurückkehren wollte, befahl er unter Erteilung des Friedenswunsches und von Küssen, daß sie sich wieder bekleiden und Mahlzeit halten sollten, und ging nach Hause. Es freuten sich auch alle, daß jene durch eines solchen Mannes Gewähr mit der Kirche wieder vereinigt seien."

---

[1] Egreditur poenitens mane de loco, ubi poenitentiam gessit, et in gremio ecclesiae praesentatur prostrato omni corpore in terra.

Wie zu allen Zeiten haben die Bußpriester oder Beichtväter sich zu den Büßern sehr verschieden gestellt und in ihrem Verhalten nicht übereingestimmt. Die einen saßen da unnahbar als strenge Richter und bestanden auf der vollen strengen Strafe, wie sie die alten Bußbücher vorschrieben. Andere ließen bedeutende Milderungen eintreten, wie wir noch hören werden. Nun verlangte die Kirche wenigstens, daß die Priester jede Härte und Schroffheit vermeiden, daß sie wirklich mit den Sündern mitfühlen und anderen die Sündenlast tragen helfen, gewissermaßen die Vermittlung zwischen Gott und den Sündern übernehmen.

Die Geistlichen, nicht nur die Bußpriester, sondern auch die Bischöfe zweifelten oft an der Wirksamkeit ihrer Gebete. Wegen eines Mordes hatte ein edler Franke Fromond die Buße auferlegt erhalten, vier Jahre lang in Ketten zu wallfahren. Während dieser Zeit und an ihrem Schlusse hatte er zu Rom umsonst um Nachlaß der Schuld gefleht; erst zu Redon offenbarte sich die Gnade Gottes: wunderbarerweise fielen die Ketten von den Händen des Mannes.[1] Als einmal ein Bischof, trotzdem er sich einer großen Sünde bewußt war, sich zur Feier der heiligen Messe anschickte, überfiel ihn plötzlich furchtbare Angst. Zum Volke gewandt, bekannte er sein Vergehen. Dann stürzte er nieder auf die Stufen des Altares und ergoß sich in unendliche Tränenströme. Das Volk aber drängte ihn aufzustehen und beteuerte mit furchtbaren Eiden, es werde nicht dulden, daß an diesem großen Festtage von einem anderen als dem Bischofe selbst die Messe gefeiert werde; er konnte den Platz nicht verlassen, und nachdem der Kampf fast drei Stunden gedauert hatte, erbarmte sich endlich die himmlische Gnade über die Bitten des frommen Volkes und das zerknirschte Herz des Bischofs und bekleidete den auf dem Boden Liegenden wieder mit dem Meßgewand und gab ihm auf diese Weise voll Barmherzigkeit die Zuversicht, das selbst Himmlischen furchtbare Amt zu verrichten, zum Beispiel einer wahren Buße.[2]

Da die Absolution der Genugtuung, der Bußleistung nachfolgte, glaubten viele Theologen, die Absolution beziehe sich nur auf die Nachlassung der Sündenstrafe, der Pöna; die Bußleistung sollte ja eben die Sündenstrafe aufwiegen. Doch gingen später die Theologen

[1] Mab. Annal. 3, 50 (s. S. 27).

[2] Mon. Sang. 1, 22.

weiter und bezogen die Absolution auch auf die Sünde, die Culpa, nicht ohne Widerspruch zu finden; denn als das Entscheidende erschien immer die Leistung des Büßers, seine Reue.[1] Eben wo diese Reue vorhanden war, erteilten namentlich, wenn es sich um keine schwere Sünden handelte, viele Priester die Absolution schon vor der Buße, und später wurde das allgemein Brauch, in der griechischen Kirche seit dem zwölften Jahrhundert.[2] Damit hängt vielleicht die Sitte zusammen, daß während der Fastenzeit die meisten täglich die Kommunion empfingen.[3]

Die Großen und Vornehmen nahmen es vielfach leicht und ließen sich von gefälligen Priestern, wenn man so sagen will, von ihren Beichtvätern leichte Bußen auflegen.[4] Während Unfreie, Kleriker und Mönche sich wohl zur Buße geißeln und einsperren lassen mußten, wagte kein Bischof eine solche Strafe über einen Freien zu verhängen, obwohl ihr ein eigentlich entehrender Charakter fehlte.[5] Wenn ein Freier auch das Bußkleid trug, so beobachtete er doch nicht die volle Strenge des Fastens und der Entsagung aller Art. Wenigstens begegnet uns später eine gewisse Veräußerlichung. Wer das Bußkleid oder, was später gleichviel bedeutete, das Mönchsgewand trug, beruhigte sich leicht. Die meisten begnügten sich mit Almosen oder einigen Gebeten. Gebet und Almosen ergänzten von jeher die Fastenbuße. Aber mehr und mehr verdrängten das Gebet und Almosen und bald auch die Wallfahrt das Fasten,[6] was nach der Anschauung der Synode von Chalons 813 eine große Erschlaffung zur Folge hatte. Ein siebenjähriges Fasten konnte einer in einem Jahre vollenden, wenn er täglich den Psalter betete, ebensoviel bei Nacht und 50 Psalmen am Abend verrichtete. Noch leichter ging es beim Almosen. Die Kirche gestattete immer häufiger die Geldredemption, die sich ebenso auf germanische als religiöse

[1] Synode von Chalons 813 c. 33; Petr. Lomb. sent. 4, 18; Schäzler, Wirksamkeit der Sakramente 257; Schanz, Sakramentenlehre 255; Lea Confession 143.

[2] Morinus 6, 24; 10, 14.

[3] Nic. ad Bulg. 9.

[4] Auricularis, confessarius, s. Ducange s. v. Eine Ausnahme s. S. 111.

[5] Morinus 7, 14. Später ließen sich die Freien freiwillig geißeln. Im elften Jahrhundert kam die Selbstgeißelung auf (3000 Geißelhiebe genügten für ein Jahr).

[6] In England ziemlich frühe; Morinus 7, 17.

Anschauungen stützte. Sie berief sich auf die Stelle der Hl. Schrift, wonach Almosen die Sünde aufhebe. Ein Denar Almosen galt soviel als ein Fasttag und eine Messe soviel als zwölf Fasttage.[1] Endlich konnte einer für den anderen eintreten. Nach germanischem Recht haften die Glieder füreinander; bei der Blutrache konnte die beleidigte Sippe anstatt des Totschlägers den besten Mann erschlagen, die Buße konnte auf die einzelnen Glieder verteilt werden. Dieser Anschauung entsprechend konnte einer auch die Buße eines anderen übernehmen. Bei einer siebenjährigen Buße nahm der Pönitent 12 Männer zu Hilfe, die bei Wasser und Brot und grünen Kräutern drei Tage lang fasteten; wer es vermochte, der nahm siebenmal 120 Männer, die das gleiche taten, und auf diese Weise ergaben sich in drei Tagen ebensoviel Fasttage als in sieben Jahren Tage enthalten sind.[2] Die Stellvertretung erstreckte sich auch auf die Glieder der leidenden Kirche, auf die Gemeinschaft der Lebenden und Abgestorbenen, die füreinander Fürbitte einlegten und füreinander ihre Leiden aufopferten.

Diese Idee kommt in einer anderen wichtigen Einrichtung noch deutlicher zur Geltung, nämlich in der Gebetsverbrüderung, die fromme Christen eingingen, um sich für den Tod und das Jenseits genügende Gebete und Messen zu sichern. Die Verbrüderungen traten an Stelle der alten Opfergilden, der heidnischen Brüderschaften,[3] der altchristlichen Leichenvereine und hatten ihren Grund in dem frühchristlichen Gedanken der Fürbitte, der Gebetsgemeinschaft, worin die Genossen zueinander standen. Auf dem während der hl. Messe verlesenen Diptychon, oft auch im Kanon selbst oder auf dem Altare eingegraben standen die Namen von Freunden und Wohltätern, und in Schenkungen bedang sich der Stifter Einschluß in das Gebet und Opfer oder geradezu Einschreiben in das Diptychon oder in das „Buch des Lebens" aus.[4] Nachdem die Diptychen einen solchen Umfang angenommen hatten, konnten nicht mehr alle Namen

[1] Harduin VI 1, 672 f.; Carol. ep. 791; M. G. Ep. 4, 528.

[2] Harduin VI, 1, 673.

[3] An sie erinnert namentlich Mayer, Verfassungsgeschichte 1, 525.

[4] Ein derartiges Diptychon ist uns erhalten von St. Peter in Salzburg, es enthält bei tausend Namen in neun Ordnungen nach den zwei Hauptrubriken für Lebende und Verstorbene folgendermaßen gruppiert (vgl. Ebner, Klösterl. Gebetsverbrüderungen 1890):

im Kanon gelesen werden und es genügte, wenn der Priester, das Diptychon vor Augen, die Namen im allgemeinen einschloß.

Noch mehr als die Lebenden bedurften nach dem Glauben der Kirche die Toten der Fürbitte, die im Leben nicht alle ihre Sünden gebüßt hatten. Ihre Sündenstrafen mußten sie dafür im Jenseits tragen, und nur die Beihilfe der Hinterbliebenen konnte ihre Leiden mildern.[1] Genau die nämlichen Mittel, die auch die Sündenbuße erleichterten, trugen dazu bei, die Leiden der armen Seelen zu lindern, in erster Linie das Meßopfer. Daher hatten die Gebetsbruderschaften vor allem die Aufgabe, verstorbenen Mitgliedern zu Hilfe zu kommen. Im Jahre 762 schlossen sich zu Attigny 44 hohe Geistliche zu einem Totenbund zusammen und verpflichteten sich, 100 Messen und 100 Psalmen jedem verstorbenen Genossen zu weihen. Einen natürlichen Gebetsverein stellte das Kapitel der Landgeistlichen und der Klostergenossenschaften dar. In England schlossen sich diese Vereine, wie noch deutlich zu erkennen ist, an die altheidnischen Biergilden an und erklärten sich zu Friedensbünden. Sie verpflichteten sich, für verstorbene Mitglieder Almosen zu spenden, Messen oder Psalmen singen zu lassen.[2] Zu Exeter gab bei einem Sterbefall jeder Genosse einen Denar oder Pfennig, ebenso in Abbotsbury, damit die Kanoniker Messe läsen.

Dem Beerdigungsrequiem folgten noch weitere Messen. Schon unter Gregor dem Großen weihten viele ihren Verstorbenen Senare, Septenare und Tricenare oder ließen wenigstens am Dritten,

| Lebende: | Verstorbene: |
|---|---|
| Bischöfe und Äbte von Salzburg, | Bischöfe und Äbte von Salzburg, |
| Mönche, | Mönche, |
| Klosterkandidaten (pulsantes), | „Pulsantes“ und „Viri religiosi“, |
| Könige mit Gemahlinnen und Kindern, | Könige mit Gemahlinnen und Kindern, |
| Herzoge mit Gemahlinnen und Kindern, | Herzoge mit Gemahlinnen und Kindern, |
| Fremde Bischöfe und Äbte, | Fremde Bischöfe und Äbte, |
| Weltklerus, | Weltklerus, |
| Nonnen und „Feminae religiosae“, | Nonnen, |
| „Viri religiosi“. | Wohltäter und Wohltäterinnen. |

[1] V. Rimberti 8.

[2] „Wir haben gesagt bezüglich derjenigen, die in unseren Gildschaften das Gelöbnis getan haben, daß, wenn einer von ihnen stirbt, jeder Gildegenosse für die Seele des Verstorbenen ein gesäuertes Brot (Seelenbrot) geben und fünfzig Psalmen singen oder binnen dreißig Nächten singen lassen soll.“ Iudicia civitatis Lundoniae; Schmid, Gesetze der Angelsachsen 167.

Siebten und Dreißigsten Messen lesen im Anschluß an die uralten bis in die Neuzeit üblichen Erinnerungstage. Ebenso erhielt der Jahrestag ein Opfer. Gerade für den Jahrestag sorgten nun die Bruderschaften und Kapitel. Die Jahrtage verstorbener Wohltäter und Genossen wurden nach alter Sitte mit Gebet und Opfer gefeiert und in die Kalender oder Martyrologien eingetragen. In den Klöstern wurden die aufgezeichneten Jahrtage jeden Tag im Kapitel nach dem Martyrologium verlesen und bildeten so einen Teil des Stundengebetes (Prim), wie noch heute an gewissen Formeln zu sehen ist. Infolge der Gebetsverbrüderungen und Meßstiftungen vermehrten sich diese Aufzeichnungen, und bald lösten eigene Nekrologien- und später auch die Anniversarienbücher sie ab.[1]

An die Jahrtagsmessen schloß sich wie an die sonstigen Totenmessen nach altchristlicher Sitte eine Art Agape oder Eulogie mit Almosenspenden an die Armen und einem Liebesmahl für die Geistlichen (caritas, refectio, Pitanz) an. Aus den Opfergaben, die fromme Pilger den Heiligen darbrachten, gewährten die Geistlichen wieder Bedürftigen Eulogien; so versah sie der Kirchenvorstand zu Monheim mit Fleisch, in der Fastenzeit mit Brot, Käse, Fischen und Bier.[2] Ähnliches geschah bei allen Sterbefällen hervorragender Menschen und ihren Jahrtagen. Die Jahrtagsstiftungen bestanden eben darin, mit Zinsen oder Naturalleistungen belastete Güter für solche Zwecke den betreffenden Kirchen zu widmen.

---

[1] Vgl. Art. Nekrologien von Knöpfler im Kirchenlexikon, Freiburg 1895.

[2] Wolf v. Walb. 3, 9 (15); Boll. Febr. 3, 537.

# XXXVIII. Wirtschaftsleben.

## 1. Markgenossenschaft und Grundherrschaft.

Soweit es die noch sehr einfachen Verhältnisse gestatteten, wirkten Staat und Kirche zusammen, das Leben erträglicher zu gestalten und die Kultur zu fördern. Die aufsteigende und blühende Kultur bewährt sich in einem unverkennbaren Zeichen, an einer der wichtigsten Seite des Lebens, nämlich in der Zunahme der Bevölkerung. Freilich blieb die Bevölkerung weit zurück hinter der späteren Fülle; sie stellte am Rhein etwa ein Zehntel des Bestandes dar, der seit dem Schluß des Mittelalters bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts fast gleichmäßig dauerte, etwa ein Zwanzigstel von der heutigen Bevölkerung.[1] Ein Quadratkilometer, der heute 75 Menschen trägt, ernährte nicht mehr als 2—8 Menschen, und eine Markgenossenschaft zählte 500 bis 800 Menschen auf meist mehr als 100 Quadratkilometern. Besser bevölkert scheint Frankreich gewesen zu sein, wo die Bevölkerung seitdem auf das Vierfache, höchstens Siebenfache stieg. Sie betrug etwa 8 Millionen, etwas mehr als zur Zeit Cäsars, bedeutend mehr aber als am Schluß der römischen Kaiserzeit.[2] Auf eine Manse in der Nähe von Paris kam etwa eine Familie von sechs Personen im Durchschnitt, darunter drei Kinder und ein Sklave.[3]

Die Zunahme der Bevölkerung nötigte zur Rodung und Urbarmachung der Dorfmark oder Gaumark, auf der anderen Seite schon

[1] Lamprecht, D. W. I, 163.

[2] Levasseur, La population franc. I, 159. S. 136 nimmt er nach Guérard nur 5 Mill. an, rechnet aber Geistliche u. a. dazu; vgl. Kulturgesch. d. röm. Kaiserzeit 1, 522.

[3] Guérard, Polyptique I, 360, 898.

zu einer Teilung der großen Höfe. Die neuen Ansiedelungen lassen sich erkennen an der Kleinheit und Unregelmäßigkeit ihrer Markwälder und an den Ortsnamen, die auf Wälder und Sümpfe und auf die Rodung hinweisen. Vielleicht gehören hierher die Orte auf hausen, hofen, die nach einer Person benannt sind. Der Ausdruck Hausen deutet dichte Gruppen an.[1] Jetzt treten weitläufige Namensbildungen auf, z. B. Alagastisheim, Dagastisheim für Orte, die früher wohl Alaheim und Dagaheim genannt worden waren.

Die neuen Rodungen gingen wohl meist von den Grundherren, namentlich von Klöstern, selten von Markgenossenschaften aus. Die Markgenossenschaften sanken in ihrer Bedeutung und gerieten oft in eine lähmende Abhängigkeit von den Grundherrschaften. Daher bedurften Einzelansiedler meist der Genehmigung des Grundherrn oder Landesherrn. Wie Thomas von Aquin später ausführt, hat der Herrscher das Recht und die Pflicht, seinen Untertanen Sitze anzuweisen in einer fruchtbaren, wohlgeschützten Gegend.[2] Besonders begünstigten die Könige die Ansiedelung der Klöster in wilden Gegenden und sie selbst schenkten ihnen viele als königseigen erklärte Ödungen, während sie andere Vergabungen beschränkten.

Infolge der zunehmenden Bodenkultur erhielt der Grundbesitz eine größere Beweglichkeit, obwohl die strengen Formen der Gutsübertragung, die Investion und Auflassung, noch fortdauerten,[3] aber die Kirche erleichterte die Vergabungsfreiheit nach Möglichkeit in ihrem eigenen Interesse. Grundstücke wurden nun an Zahlungs Statt gegeben, zur Aussteuer von Töchtern verwendet, die verarmten Bauern verkauften ihre Güter, ja auch Getreide und andere Früchte unmittelbar nach der Ernte, sogar schon vorher um Spottpreise. Mit einer gewissen Entrüstung wenden sich königliche Gesetze gegen diesen Preiswucher, verbieten Vorkäufe und verlangen für den Grundstückhandel die Öffentlichkeit. Die größere Beweglichkeit

[1] Hierher gehören Orte, in deren Namen ein horb (Schmutz), lohe, hart, zeil (Gebüsch), mar (Sumpf) als Bestandteil auftritt; in eine spätere Zeit fallen die Namen mit reut, rode, gereut, schwand, brant, schlag, hau, schnitt, scheid, ebenso Namen, in denen eine Beunde oder Kemenate erscheint.

[2] De reg. princ. 1, 13.

[3] Das westgotische und das verwandte bayrische und alamannische Recht haben formlose Übertragungen zugelassen. Die Auflassung vollzog sich in der Form eines Gerichtsurteiles; der Veräußernde wurde als Angeklagter behandelt; Sohm in der Zeitschr. f. Rechtsgesch. 1880 S. 30 ff.

erleichterte die Teilung der Hufen, die die steigende Bevölkerung erforderte. Allerdings saßen noch die Mehrzahl der Bauern auf gleich großen Höfen, aber mehr und mehr griff die Ungleichheit um sich. Viele mußten sich mit Halbhufen, Viertelhufen begnügen und andere besaßen zwei, drei, vier Hufen. Nur wer eine Vollhufe, eine Hide, vier Mansen besaß, durfte und mußte als freier Mann in den Kampf ziehen.

Die Gleichheit hatte einen starken Halt in der gemeinen Mark. Noch überwog die gemeine Mark, die ungeteilte Flur. Wo immer Leute beisammen saßen, umgaben die Siedelung gemeine Gründe, Weiden, Stoppelweiden, Brachweiden, Wiesen und Wälder, und wenn auch die willkürliche Nutzung eingeschränkt war, dauerte das Wald- und Weiderecht fort. Ein alter deutscher Grundsatz heißt: „Auf Allmende zu weiden, ist niemand verboten.“ „Jeder darf sein Vieh zur Weide treiben und fischen, soweit die Stimme klingt.“ Indessen fügte jedes Jahrhundert eine Schranke mehr hinzu. Für die Viehzahl bildete sich ein bestimmtes Herkommen heraus: der Größe des Hofgutes entsprach auch der Viehstand. Wo Stallfütterung bestand, kam es vor, daß der Mahdanteil bestimmt, ausgelost wurde; nachher war die Benutzung frei.[1] Holz durfte jeder so viel schlagen, als er brauchte.

Indessen schmolzen die Marken doch immer mehr zusammen. Vor allem erhoben die Könige einen Anspruch auf alle unverteilten großen Marken und dehnten sie sogar an manchen Orten auch auf Streubesitz, auf Splißteile der Flur aus. Daher liegen die Königsgüter, die „Sundern“, Sonderhufen, Königshufen, jetzt schon sehr zerstreut.[2] Allerorten hatten freie Leute für Königsland Abgaben, Zinse, namentlich Weide- und Rodungsgelder, die Dema, Medema, die Stufe, die Kornstufe, die Garbe, zu entrichten.[3] Nach der Unterwerfung der Alamannen legte der fränkische König allen Freien einen Zins, Tribut, Stufe oder Osterstufe genannt, auf, erklärte also damit alles Land für Königsland. Aber die Könige verliehen diese Zinse, wie andere Markrechte und Regalien an Große zur Entlohnung ihrer Dienste. Ohnehin erhoben die Fürsten einen selbständigen Anspruch

[1] Nasse, Mittelalt. Feldgemeinschaft S. 57.

[2] Rübel, Die Franken 252.

[3] Garbagium, agrarium, araticum, campipars, champart; vgl. cap. de villis c. 62; Schannat, Hist. Worm. II, 6. 7.

auf Wälder und Weiden, ebenso die Grundherren. Wenn schon zu jedem Hof und größerem Grundeigentum ein Anspruch auf Allmende, Waldteile, Weiden, Wasserläufe gehörte, wie ihn die Urkunden aussprechen, um wieviel mehr zu größeren Herrenhöfen? Vielfach scheint die Anschauung geherrscht zu haben, daß die Ortsmarken, Gaumarken, Stammesmarken, Volksmarken je nach der Ausdehnung des Herrschaftsrechtes, entweder den Grundherren oder den Fürsten (Landesherrn) oder dem Könige zustehen. Später gehörten zu den Grundherrschaften die Dorfrechte, die Aufsicht über die Dorfweide, zu den Landesherrschaften die Regalien mit dem Forstbann. Jedenfalls beanspruchten die Grundherren vor den übrigen Gemeindegenossen ein Vorrecht auf Weide-, Jagd- und Holznutzungen.[1]

Mit der Forstaufsicht waren beauftragt die Amtleute oder Maier der Fronhöfe oder eigene Förster, die unmittelbar unter dem Herrn standen, die Jäger und Falkoniere, Wolfs- und Leibjäger, Wald- und Feldjäger.[2] Für die Waldnutzung mußten die Hörigen bereits Abgaben zahlen. Solche Abgaben, z. B. das lignaritium, betrug 4 bis 6 Denare für die Manse, das herbaticum bestand in einer Ziege oder einem Schaf, manchmal nach drei Jahren erst zahlbar, das pascuarium, dema betrug 4 Denare oder zwei bis drei Faß Wein.[3] Diese Sätze begegnen uns allerdings zunächst auf ehemals römischem Boden. Daß aber auch inmitten germanischer und keltischer Bevölkerung ähnliche Zustände bestanden, beweist eine Ausführung Alfreds des Großen. Wir wundern uns nicht, sagt er, daß Leute sich bemühen, Bäume zu schlagen und zu schleppen und eine Wohnung zu erbauen. Denn der Mann hofft, daß, wenn er, mit des Gutsherrn Genehmigung, sich eine Hütte auf dem Lehenslande erbaut habe, es ihm gestattet sein werde, dort eine Weile zu verbleiben, zu jagen, zu fischen und Vögel zu fangen und das Lehen nach Belieben zu Land und zu Wasser zu benutzen, bis er eines Tages durch die Gnade des Gutsherrn vielleicht Buchland und erblichen Besitz empfange.[4]

---

[1] Die Volksrechte erteilen nach römischem Muster häufig den Grundeigentümern das Jagdrecht, lex. Sal. 3; Rib. 42. 1; lex Baiuv. 22, 11; Greg. Tur. 10, 10.

[2] Luparii, beverarii, bersarii (von pürschen), veltrarii; Maurer, Fronhöfe I, 221.

[3] Modii vini; s. S. 127 N. 4.

[4] Vita Alfredi 15. f. 1 bei Seebohm, Dorfgemeinde S. 111.

## 2. Die Fronhöfe.

Neben den Dörfern bildete die wichtigste Wirtschaftsform der Fronhof, er ersetzte in gewissem Sinne die Stadt. Der Fronhofbetrieb bewegte sich freilich in naturalwirtschaftlichen Bahnen ohne kapitalistischen Anflug. Wohl knüpft die karlingische Fronhofordnung an die spätrömische Villeneinrichtung an und hat wahrscheinlich die Verfassung der Massa Gregors des Großen mit ihren Konduktoren zum Vorbild; denn sie ist viel mehr zentralisiert als die spätere Ordnung, verfügt über viel mehr Hörigenarbeit. Ackerbau und Gewerbe griff inniger ineinander als in der späteren Dorf- und Stadtwirtschaft. Aber es fehlte doch jeder kapitalistische Geist, die Erwerbgier, die eingehende Arbeitsteilung, der große Um- und Absatz.

Das Hauptgebäude des Fronhofes war das Herrenhaus, die Sala, das Palatium, gewöhnlich aus Stein gebaut, während die anderen Bauten aus Holz bestanden. Daran reihten sich eine größere oder kleinere Zahl von Speichern und Scheuern, der Stall, die Küche, die Bäckerei und verschiedene Werkstätten, Frauenhäuser, Keller und eine Kapelle oder der Betsaal, das Oratorium. Außerhalb der eigentlichen Curtis lag ein Pomerium, ein Curticulum, meist befestigt wie jene.[1] Die ganze Anlage hatte eher Ähnlichkeit mit einem römischen Lager als einer römischen Villa. Daher erhielt der Ausdruck Castrum wohl sogar die Bedeutung von Curtis.[2]

An erster Stelle hatten die Fronhöfe der Herrschaft den nötigen Unterhalt, Fleisch und Getreide zu liefern. Wenn eine Herrschaft mehrere Höfe besaß, mußten diese reihenweise den Tages-, Wochen- oder Monatsdienst in der Küche übernehmen[3] oder dem Hofe und seinen Gesandten selbst zum Quartier dienen. Die Leistungen waren genau bestimmt. Die Hauptsache war die Lieferung von Vieh und

---

[1] Vgl. Brevium exempla; M. G. Cap. I, 254. Campus ubi dicitur Baumgarten; Wartmann I, 63.

[2] Der Sachse Roibartus wurde in ein Castrum eingeschlossen, aber wegen Erkrankung von einer Frau hinausgetragen. Nachdem er sich hatte taufen lassen, erhielt er Castrum und mehrere Curtes zurück; M. G. ss. 2, 377.

[3] Officium diurnum, quotidianum, septimanum, menstruale (mensata); z. B. Hi sunt redditus monasterii de Herrike: Curia de Geist servit abbatisse per 4 ebdomadas in Augusto, ebenso dient je einen Monat die curia Herrike, Viligest, Lon, Vronenhof: diese ministrat duabus septimanis ante maium conventui panem, cerevisiam et lardum; Ossenbeke servit 12 septim. etc.; Steinen

Fleisch. Karl erließ genaue Verordnungen über die Zubereitung von Speck, Schinken, Rauch- und Pökelfleisch, Sulzen und Schmalz. Überschüsse mußten verrechnet werden. Wenn schon die römischen Beamten ihren Gehalt in Naturalien erhielten, umsomehr die karlingischen, soweit sie überhaupt noch vorkommen. Denn die meisten hatten feste Stellungen und Bezüge. Daher beschränkte sich Karl darauf, den Gesandten Anweisungen zu erteilen. Diese durften ein genau bestimmtes Maß von Wein, Bier, Brot, Fleisch, Speck, feine Gemüse, Salz, Pfeffer, Öl fordern; ein Königsbote erhielt z. B. täglich 40 Brote, 3 Fässer Getränk, 3 Frischlinge (Ferkel oder Lämmer), 1 Schwein, 3 Hühner, 15 Eier und 4 Scheffel für das Pferd.[1] Ohne Anweisung des Königs, befahl Karl der Große, sollten keine Gesandte aufgenommen werden. Solche Anweisungen erhielten auch Klöster und Vasallen.[2] Kriegsgefangene und Geiseln wurden auf die Höfe verteilt. Besonders starke und andauernde Quartierlasten trugen die Pfalzen, Markburgen und Grenzkastelle, die in erster Linie militärischen Zwecken dienten.

Nicht nur an den Grenzen, sondern noch mehr im Innern der Reiche mußten die Fronhöfe der Könige und Fürsten stark befestigt werden. Auf jedem größeren Fronhofe stand ein Zeughaus mit eisernen Waffen, eine Anzahl Wagen und die dazu gehörigen Waffen, Kisten, Fässer. Auf den abhängigen Hufen lastete der Kriegs-, Wach- und Botendienst, der Fuhrdienst, die Schar und auf anderen die Lieferung von Kriegsmaterialien. In großen Magazinen, Grangien, lag Vorrat aller Art aufgespeichert, namentlich Getreide, umsomehr als oft Hungerjahre einfielen. Die Ernten schwankten sehr stark, und eine Voraussicht war sehr schwer, da fruchtbare und unfruchtbare Jahre nicht regelmäßig wechselten und häufig auf

---

Westf. Geschichte IV, 79. Für das Stift Utrecht mußte der Hof zu Doorn am 1. Oktober und 1. April für einen Monat den Dienst versehen, der Hof zu Loon am 1. November und der Hof zu Amerongen am 1. Dezember und Juni u. s. f. Der Hof zu Doorn lieferte am 1. Oktober 65 Malter Weizenmehl, 1800 Roggenbrote, 82 Malter Malz, 135 Käse, 2 Maß Salz, 30 Hühner, 15 Gänse. Ein Hirt folgte mit 60 jungen Schafen oder je nach der Jahreszeit mit 30 jungen Schweinen. Westd. Ztschr. 1903, 289.

[1] Cap. missor. 819 c. 29 (26). Schon die Merowinger hatten genau bestimmt, auf welche Fuhren und Lebensmittel die Gesandten Anspruch hatten; I, 220.

[2] Capit. Aquisg. 825 c. 18; M. G. Cap. 1, 144. 219, 262, 366. 308.

mehrere gute mehrere schlechte Ernten folgten.[1] Bei den Klöstern und bei unmittelbaren Königshöfen treffen wir eigene Gewebe- und Lebensmittelkammern, die unter Kämmerern, Cellerariern oder Kellerern standen.

Die Wirtschaft beaufsichtigten Amtmänner, officiales, actores, iudices, gastaldi, exactores, und unter ihnen die iuniores, die Ministerialen, Maier, die Oberknechte, der poledrarius für die Pferde, endlich Förster. Untergeordnete Höfe leiteten Maier und Schultheißen mit geringeren Rechten. Diese Beamten stellten sich mit der Zeit immer unabhängiger. Es fehlte eine Zentralkasse und eine Zentralstelle für die Aufsicht, man müßte denn nur an die spätere Propstei denken. Die Leistungen der verschiedenen Höfe liefen nicht in eine einzige Einnahmestelle, sondern in verschiedene Rezepturen zusammen. Neben dem Küchen- und Kelleramt erhoben verschiedene Hofämter gesonderte Einnahmen aus der Landwirtschaft und dem Gewerbebetrieb.

Infolge des allmählichen Zuwachses durch Schenkung unterschieden sich die geistlichen Güter von vornherein durch stärkere Zersplitterung über weite Gebiete, während Königshufen noch einen geschlossenen Besitz aufwiesen. Zu den Königshufen gehörten Marken von 2, 6, 12 Meilen in der Breite und Länge.[2] Den Verkehr besorgten Dienstmänner, Scharmänner, denen untergeordnete Boten und Fuhrwerke zur Seite standen. Der Boten- und Fuhrdienst, ein bevorzugter Dienst, konnte je nachdem zu Pferd, zu Wagen, zu Schiff geleistet werden. Die Boten überbrachten gewissen Zentralstellen Nachrichten, die dann weiterbefördert wurden; die Fuhrwerke sammelten Getreide, Leinwand, Wein u. a. in größeren Magazinen.

Die großen Fronhöfe hatten einen starken Eigenbetrieb. Das Kloster St. Germain des Prés bei Paris besaß etwa 430 000 Hektar, d. h. dreimal soviel Morgen. Das meiste stand unter der Eigenwirtschaft und war auf 39 Fronhöfe verteilt, die viele Sklaven

[1] Im großen wurde die Magazinierung betrieben von den Königen von Ägypten und in dem Inkareiche: hier baute jede Familie ihren Mais auf der ihr zugewiesenen Parzelle, die Erträgnisse der übrigen zwei Drittel des Bodens wurde in den öffentlichen Vorratshäusern gesammelt und für die Zwecke des königlichen Hofes, des Kriegsadels, der Priester, wie für Kriegsnot und ähnliche Zwecke gelagert. Schmoller in s. Jahrbuch 1896 S. 704.

[2] Rübel 143.

bedurften. Dem Alkuin warf einmal ein Gegner vor, er besitze 20000 Sklaven, d. h. Hörige, also eine sehr ansehnliche Zahl, wenn man auch in Rechnung bringt, daß die Hörigen von vier Klöstern zusammengefaßt sind.[1] Viel geringer war der Eigenbetrieb in deutschen Klöstern; sie verwalteten kaum die Hälfte, viele nur ein Fünftel oder Sechstel ihres Besitzes in eigener Regie.[2] Hier besaß ein kleines Stift 2—300, ein mittleres 1000—2000, ein großes 3000—8000 Hufen.

Von den uns näher bekannten 24 Fronhöfen des Klosters St. Germain besaß jeder im Durchschnitt 250 Hektar Ackerland außer Wiesen und Wäldern. Unter den etwas über 200000 Hektaren, die insgesamt das Salland darstellten, waren nicht weniger als 197000 Hektar Wälder, 6000 Ackerland, 196 Weinberge, 176 Wiesen, 6½ Weiden, 1½ Sumpfland. Die Wälder gehörten den Fronhöfen, nur ganz wenige den abhängigen Hufen zu. Unter den abhängigen Hufen überwogen weit die freien Zinshufen; sie betrugen 1430; auf eine Hufe trafen 10 Hektar, d. h. 30 Morgen, etwas weniger auf die unfreien Hufen. Von letzteren hatten Liten oder Kolonen nur 25, Sklaven 191, Gäste (hospites) 71 Hufen inne. Ebenso überwogen bei großen geistlichen Grundherren die Freihufen; so besaß das Bistum Augsburg doppelt so viel Freihufen als Knechthufen, während bei dem kleinen Kloster Staffelsee die Zahl der Knechthufen beinahe so groß ist als die der Freihufen.

## 3. Die Leistungen der Hörigen.

Auf den Fronhöfen arbeiteten zunächst Sklaven, sodann Taglöhner und viele Dienstmannen, Ministerialen. Die Arbeiter erhielten einen Taglohn, und zwar sollte er nach dem Wunsche der Kirche je am Abend des Arbeitstages ausbezahlt werden.[3] Die Sklaven und Dienstmannen arbeiteten gegen den Unterhalt und gegen die Versicherung ihrer späteren Versorgung; sie mußten ungemessene Dienste leisten, die sich freilich mit der Zeit in gemessene verwandelten. Sie besorgten die Kleinarbeit, während die ange-

---

[1] Ep. 122 (182), 140 (200).
[2] Waitz, Deutsche Verfassungsgesch. 7, 186.
[3] Hrab. in Lev. 19, 13; Schaub, Kampf gegen den Zinswucher 84.

setzten Hüfner die größeren Arbeiten der Bestellung und Saat übernehmen mußten.

Der Besitz eines Hofes und Gutes stellte einen Mann persönlich freier, wenn er ihn auch stärker belastete. Die Hüfner, die angesetzten Hörigen mußten manoperae, carroperae, curvadae leisten. Dabei hing viel von der Ausstattung der Hufen ab. Ein Bauer dient, wie er bespannt ist, heißt ein späteres Rechtsprichwort. Manche Höfe waren zu beiden Arten von Diensten verpflichtet, andere nur zu der einen oder anderen Art, und daher unterschieden sich die mansi manoperarii und mansi carroperarii; letztere, gewöhnlich noch zu Kriegsfronen verpflichtet, waren größer als jene und erscheinen vielfach als Freihufen. Ein Spanndiensttag galt wohl drei Tage Handdienst.

Im allgemeinen mußten die Unfreien die Hälfte der Zeit dem Herrn widmen (triduana servitia). So viel verlangte auch das Kloster Staffelsee von seinen Hintersassen. Unter der halben Zeit verstanden mildere Herren zwei Tage im Winter, drei Tage im Sommer oder drei nur während der Saat- und Erntezeit. Nach königlichen Gesetzen oblag ein solcher Dienst den angelsächsischen Geburen. Die Kotseten, Kotsassen hatten in der Regel nur einen Tag zu fronen, drei in der Erntezeit. Ein Drittel ihrer Zeit mußten die ritterlichen Vasallen dem König Alfred widmen. Zu dem Frondienst gehörte Zäunemachen, Holzfällen,[1] Korn- und Mehlführen, Dungführen, Wein- und Holzführen,[2] Steinführen, endlich der Wachdienst,[3] Wege-, Brücken- und Burgbau.

Weniger Arbeit leisteten die Freihufen; bei dem Kloster St. Germain beträgt die Belastung in Diensten 0,4, in Abgaben 0,6 Prozent, während bei den Knechthufen die Fronen 0,7, die Zinse 0,3 ausmachen. Oft arbeiteten die Freihufen nur eine, zwei Wochen im Jahre, und statt der Arbeit genügte eine entsprechende Geldzahlung. Ein Tag kostete mindestens einen halben Denar oder nach heutiger Rechnung 1 Mark 30 ₰, meist aber das doppelte.[4]

[1] Capulare, chapeler, caplim.

[2] Wicharisca (ad vicum), vinericia, magisca, Maiarbeit von, maius, wie augustaticum, Augustarbeit. Stangen, Schindeln, Pfähle mußten herbeigeschafft werden.

[3] Wacta, guet. Der Dienst ging nach Häusern, nicht nach Mansen.

[4] Soetbeer, Forsch. z. d. Gesch. 6, 100; Guérard 1, 761.

wobei auch das Essen mitgerechnet war. Aber gerade die Geldzahlung oder die entsprechende Abgabe von Früchten machte die Fronhöfe wertvoll. Die ganze Fronpflicht hatte noch etwas Bewegliches, das meiste hing von den Umständen, vom Viehbestande ab, wie die Satzungen dieser Zeit ausdrücklich hervorheben; da heißt es praestabit manoperas, carroperas, quantum ei iniungitur.[1] Der Viehstand wechselte selbst sehr stark und richtete sich danach, ob der Herrenhof selbst viel Vieh züchtete. Oft erhielten die Kolonen Vieh vom Herrenhof zur Mästung angewiesen. Im allgemeinen bedurften die Herrenhöfe wenig Arbeitsvieh, obwohl sie gelegentlich selbst als fuhrdienstpflichtig erscheinen, zogen aber umsomehr Schlachtvieh. Die Maier mußten viel Fleisch abliefern, die Hörigen Hühner und Eier, selten Kleinvieh als Entgelt der Weidenutzung.

Wer viele Fronen leistete, brauchte weniger Naturalien abzuliefern. Deshalb betrug bei den die halbe Woche beschäftigten Frönern der Zins nicht mehr als bei den Schutzhörigen, durchschnittlich im Jahre zwei Schillinge, im heutigen Gelde etwa 60—70 Mark.[2] Die Gesamtleistung betrug das Doppelte und Dreifache namentlich in Frankreich, wo die römischen Kolonatverhältnisse nachwirkten. Hier ergab eine 22 Morgen große Knechthufe 130 Reichsmark, eine Freihufe von 30 Morgen aber 120 Mark.[3] Dem Hüfner blieb mindestens der halbe Ertrag.[4] Heute gehört die Halbpacht zu den günstigsten Pachtbedingungen in Italien. Im oströmischen Reiche bestand wohl Halbpacht, wenn die Grundherren Inventar und Kapital lieferten, sonst der Zehnte.

Unter den Früchten stand an erster Stelle der Weizen oder Spelt (Dinkel), beides triticum genannt, soviel wie Getreide, Korn schlechthin. Auffallend wenig Getreide bezog St. Germain bei Paris

---

[1] Et idem ipsi (d. h. dem Maier) dent, unusquisque ad hortum cui deservit, in tertio anno aratrum I, iugum cum amblicio et coniunctis, quando necesse fuerit, et in quarto erptiam (erpica, Egge) in hortum excolendum semper ad missam sancti Marcellini. Statuta S. Petri Corbeiensis II, 1; D'Achery spic. 1, 589; s. Ducange erptia.

[2] Eine Knechthufe lieferte z. B. 15 Eimer Bier = 15 Denare, 2 Hühner = 1 Denar, 30 Eier = 1 Denar (Sommerlad II, 61) oder 15 Eimer, 1 Schwein = 4 Denare, 2 Scheffel Brot = 2 Denare, einige Hühner, 20 Eier.

[3] Guérard 1, 896, 899.

[4] S. S. 87; Synode v. Aachen 809 c. 18.

infolge des starken Eigenbetriebs, und auch sonst mußte nur eine kleine Quote, dafür aber merkwürdigerweise Bier nebst Hühnern, Eiern und Schweinen geliefert werden. Außerdem begegnen uns als Erträgnisse Wein, Öl, Hopfen, Senf, Honig, Wachs, auf ehemals römischem Boden auch Geldzinse. Der Gesamtertrag verlor im Verlaufe der Zeit, als die Erträgnisse und die Preise stiegen, an Wert.[1]

Mehr in das Gebiet des Handwerks gehören die Gewebe, die aus den Frauenhäusern und den Kolonathufen kamen, Gewebe meist aus Leinwand (camsiles), selten aus Wolle (sarciles). Denn die Leinenweberei bildete von jeher mehr den Gegenstand des Hausfleißes als die Wollweberei. Anderen Hörigen, Sonderhandwerkern und Landwirtschaftern oblag die Verfertigung von Schindeln und Latten (assiculi), Fackeln, Körben, Bütten (ansariae, osariae),[2] Dauben (dovae), Reifen (circuli), Tonnen (tonnae),[3] Fässern und Scheffeln (beide modii genannt).[4] Hacken, Beile, Sensen, Spieße, Kessel, Platten erforderten schon eine besondere Kunst.[5] Schmiede, Müller und Förster gehörten zu den bevorzugten Ministerialen, wie Scharleute und Maier, maiores, villici. Sie standen in der Mitte zwischen den bevorzugten Hausdienern und den Kolonen mit gemessenen Diensten.[6]

Nicht selten verließen Kolonen ihre Hufen und traten in den persönlichen Dienst eines Großen. Die gewöhnlichen Hörigen, die Kolonen, Liten hatten viel zu kämpfen mit den Wechselfällen der Wirtschaft und trugen an den Fron- und Zinslasten schwer. Daher lagen viele Mansen unbesetzt (absi),[7] und die Grundherren hatten Mühe, die nötigen Leute zu gewinnen. Oft mußten die Liten Teile von unbesetzten Hufen mit übernehmen. Land war im Überfluß vorhanden und hatte wenig Wert. Daher kam es oft vor, daß die

---

[1] Der Zinsgenuß betrug etwa 9,5 %, sank aber immer mehr, bis er im 13. Jahrhundert 2,4 % betrug. Deshalb gab man später den Regiebetrieb und den Hörigenbetrieb auf und griff zur Pacht, der immer noch 6,2 % gewährte; Lamprecht, D. W. I, 620.

[2] Osier.

[3] Für eine Tonne rechnete man 22 Dauben; Guérard 732.

[4] Acht modii gingen auf eine Fuhre, carrada, zwölf auf den corbus.

[5] Fossoria, scrofae, falces, coniadae, blasi, caldaria, patellae.

[6] Inama-Sternegg 1, 375.

[7] Mansi absi werden daher erklärt als inculti non possessi, als indominicati. Absare bedeutet fronen, zu Herrengut machen, legen.

Kolonen ihr Gut als Erbe ansahen,[1] ja es ohne Genehmigung der Herren veräußerten, wogegen Karl der Kahle eine Verordnung für das Kirchen- und Königsgut erließ.[2] Nicht minder als die Kolonen-, Litenhufen, mansi lidiles, nahmen die Knechthufen, mansi serviles, ab. Die Sklaven machten nur noch ein Zwölftel der Bevölkerung aus. Dagegen erscheinen die Freihufen in stärkerer Zahl aus den schon früher erwähnten Gründen des Schutzbedürfnisses.. Diese Beobachtung, die sich uns schon an dem Hofe St. Germain bei Paris aufdrängte, wiederholt sich in Deutschland. Der Bischof von Augsburg besaß im neunten Jahrhundert 466 Knechthufen und 1041 Freihufen.[3] Viele Hufen wurden als Prekarien, Benefizien, Emphyteusen an freie Bauern verliehen, namentlich auf römischen Gebieten; daher überwogen die Freihufen in der Nähe von Paris schon im neunten Jahrhundert. Mit der Zeit entwickelten sich daraus freie Pachtverhältnisse, die sich im dreizehnten Jahrhundert auch in Deutschland stark verbreiteten.

Die volle Freiheit rettete sich allerdings nur ein Teil der Bauern — ein wie großer, läßt sich freilich nicht feststellen.[4] Jedenfalls war er größer, als die erhaltenen Urkunden schließen lassen; denn diese behandeln fast ausschließlich Abhängigkeitsverhältnisse, die Selbsthingaben freier und die Leistungen höriger Bauern und lassen die freien Bauern ganz außer Betracht. Die Ergebung in eine Vogtei und die Übernahme einer Prekarie minderte die Freiheit nicht, wenn man auch von einer libera servitus der Barschalken, der freien Knechte sprach. Die Knechtschaft entehrte nicht, seitdem auch die Träger von Hofämtern die Bezeichnung Knechte, Diener, Ministerialen trugen. Zu den Freien sind also zu zählen die Muntmannen, die Aldien, Bargilden, ingenui, tributarii, censuales, censarii, fiscalini, tabularii, chartularii,

[1] Daher heißt es wohl hereditas; Cap. Pist. 864 c. 30; 869 c. 12; s. S. 88 N. 4. Der Kolone besaß die Gewere nach Hofrecht (wohl zu unterscheiden von der Gewere nach Volksrecht). Von den mansi hereditarii sind zu unterscheiden die mansi mutabiles.

[2] Cap. Pist. 864 c. 30.

[3] Brev. 9; M. G. Cap. 1, 252.

[4] Daher schwanken die Urteile der Forscher. Nach dem einen wären zur Karlingerzeit die freien Bauern fast ganz in die Hörigkeit versunken, nach den anderen hätte sich ein großer Rest die Freiheit bewahrt; Caro, Jahrb. f. Nationialökonomie 1902 (79) 602.

libellarii.[1] Sie mußten oft nur eine kleine Kopfsteuer, einige Denare zahlen, hießen capitales, capitalitii, oder Wachs, Lichter liefern, hießen daher cerarii, cerocensuales, luminarii. Aber dafür erwartete der König oder der Schutzherr umsomehr freiwillige Gaben, Beden, Quartierdienste und Fronen. Die Frondienste der Vogteihörigen hatten eine ganz andere Bedeutung als die der Unfreien und erscheinen als Ausfluß des Gerichtsbannes und hatten ursprünglich auch öffentlichen Charakter wie Wegebau, Kriegsfuhren, nahmen aber mit der Zeit privaten Charakter an.

Ihr Recht suchten die Zinshörigen in wichtigeren Fällen bei den öffentlichen Gerichten und in kleineren Sachen bei den herrschaftlichen Vogteigerichten, placita legitima, generalia. Doch näherten sich die Verhältnisse der Vogteihörigen später mehr denen der übrigen Hörigen, weil sie auf Grund des Gerichtsbannes Fronen, wenn auch öffentliche, und bald auch Änderungsgebühren leisten mußten, die ursprünglich die Hörigen kennzeichneten. Ohnehin verschmolzen öffentliche und private Rechte und Pflichten.[2] Ohne Rücksicht darauf, ob die Verpflichtung eine nur öffentliche war, zwangen die Beamten, wie aus einer Klage Hinkmars von Reims hervorgeht, wenn die Leistungsfähigkeit der Unfreien erschöpft war, auch freiergestellte Hörige zur Dienstbarkeit und kümmerten sich um keine Grenzen.[3]

Jede Anlehnung an eine Herrschaft, sei es an eine höhere oder niedere, sei es, daß sie dem Schutzbedürfnisse oder dem Landbedürfnisse entsprang, übte im Laufe der Zeit eine die Freiheit mindernde Wirkung aus. Daher bedeutete Kolone, Villane und Bauer das gleiche.

Die überwiegende Masse des Volkes entbehrte also der Freiheit und hing von der Gunst oder Ungunst des Herrn mehr ab, als unser Gefühl ertrüge. Die Grundherrschaft diente mehr als genug zur Ausbeutung und Unterdrückung des Volkes; das soll nicht verschwiegen werden. Auf der anderen Seite bot sie aber

[1] Englisch copyholders im Gegensatz zu den freeholders.

[2] So schlugen sich die Zehnten und Beden mit der Zeit zu Privatrechten nieder.

[3] Iudices vero villarum colonos distringant, ut non ecclesiasticos homines vel francos pauperiores aut alienos servos propter privilegium regium opprimant, aut silvas vel quaecunque aliorum sunt, in sua vicinitate devastent; ep. 1; M. 126, 21.

auch viele Vorteile; sie sicherte gegen Not und Elend, sie hatte die Verpflichtung, kranke und arme Hörige zu verpflegen. Daher hören wir gerade aus den Zeiten der Hungersnot, daß sich Leute in die Hörigkeit der Klöster begaben.[1] Die Grundherrschaft ersetzte eine Versicherungsgesellschaft und den Staat. Sie übernahm die Rechtspflege, die Verwaltung, die Armenpflege, den Straßenbau. Die Gewerbe des Fronhofes befriedigten viele Bedürfnisse und ersetzten die städtischen Märkte. Von der Grundherrschaft gingen die Antriebe zum wirtschaftlichen Fortschritt aus, sie gewährte gutes Saatkorn, stellte gutes Vieh, veranlaßte Rodungen und intensivere Bodennutzungen und ermöglichte ein gewisses Wachstum der Bevölkerung. Die karlingische Zeit hat in ihrer Art das soziale Problem, das ihr auflag, so gut es ging, gelöst. Das soziale Problem hieß damals Verteilung des Bodens und der Grundrente, wie etwa heute Verteilung des Unternehmergewinnes.[2] Die Lösung des Problems bestand in der richtigen Verbindung von Rechten und Pflichten auf dem Lande. Der Grundbesitz verpflichtete allgemein zu gewissen Leistungen, sei es zu Zinsen, sei es zu Diensten und zwar zu den verschiedensten Dienstleistungen, zu militärischen, seelsorglichen, staatlichen.

Allerdings verführten ihre Rechte die Besitzer zu Ausschreitungen. In der Macht, die der Grundherr besaß, namentlich in ihrer Gerichtsbarkeit, lag ein Anreiz zur Ausnützung, zur Unterdrückung. Beweis hierfür ist weniger die Fortdauer der Sklaverei und weniger die Steigerung der Zinse und Fronen, die selten vorkam, als vielmehr die Einziehung der Mark und die Unterdrückung der Markgenossenschaften. Indessen gingen die Grundherren nicht bis an die Grenze ihrer Rechte. Eine allzu große Ausbeutung des gemeinen Mannes wäre zu ihrem Schaden ausgeschlagen und hätte die Leutenot, an der sie litten, noch gesteigert. An sich hatte der Kolone so wenig wie der Sklave und Leibeigene ein Recht, einen festen Vertrag zu verlangen, aber mehr und mehr verbreitete sich die Sitte, daß die Leistungen festgestellt und niedergeschrieben wurden und zwar auf Grund der eidlichen Aussagen der Untertanen, auf Grund des Herkommens. Sodann wirkte die Kirche und der Staat

---

[1] M. G. ss. 20. 673; 24, 724.

[2] Gareis, Die Landgüterordnung Karls des Großen, Berlin 1895 S. 6.

beschränkend und hemmend ein. Beide überwachten die Grundherrschaften, hinderten eine Überlastung und schritten unter Umständen sehr energisch gegen Grundherren ein.[1] Auf Grund eines Konzilbeschlusses richtete Hinkmar von Reims an den König Ludwig den Deutschen eine eindringliche Vorstellung, um zu verhindern, daß die Fronhofverwalter die Kolonen bedrücken. Wenn sie auch Berge von Schätzen aufhäufen, meinte er, so belasten sie auch ihre Seelen mit Bergen von Sünden.[2] Die königlichen Gerichte nahmen Klagen von Hörigen an und zwar nicht bloß von freien Hintersassen, sondern auch von unfreien. So erfahren wir aus einem Prozesse, den das Kloster St. Germain 828 führte, daß die Kolonen vor dem Königsgericht klagten, sie müßten mehr bezahlen als ihre Vorfahren, aber auf Grund unbezweifelbarer Urkunden ergab sich die Unrichtigkeit dieser Behauptung.[3] Im Jahre 861 klagten Kirchensklaven ihren Maier vor dem Königsgericht in Compiègne an, er behandle sie fälschlich als Sklaven, sie seien Kolonen. Das Gericht gab ihnen aber unrecht.[4] Die Hörigen rotteten sich oft zusammen, was uns gelegentliche Andeutungen verraten. Es bildete sich das Sprichwort: Die Knechte werden übermütig, wenn sie niemand fürchten: servi si non timent tument.[5] Immer und immer wieder hören wir Klagen über die Verschwörungen, Einungen der Bauern aus dem Munde der Grundherren; nicht selten gelang es ihnen, ein Einschreiten der Landesherren zu erwirken.

[1] Synode von Aschaim 763 c. 15; Otloh. Vis. 15; Theg. v. Lud. 13; M. G. Cap. 1, 81, 211. 286; lex Alam. 23, Baiu. 1, 13 (14, 6); Maurer, Fronhöfe 1, 507; Beispiele aus dem späteren Mittelalter IV, 413. 417; Wigand, Die Dienste S. 17.

[2] Servos regios iudices non opprimant, nec ultra quod soliti fuerunt, reddere tempore patris vestri ab eis exigant; neque per angarias in tempore incongruo illos affligant; neque per dolos, aut per mala ingenia, sive inconvenientes precationes, colonos condemnent: quia si per tales vel alias huiusmodi factiones pondus argenti vel auri habueritis in arca, maius et gravius pondus erit peccati quod habebitis in conscientia vestra et anima; ep. 1.

[3] Descriptionem obtulit ad relegendum, in quo continebatur quomodo sub tempore Alcuini abbatis ipsi coloni cum iuramento dictaverunt quid per singula mansa desolvere debebant ... Ipsi coloni ipsam descriptionem veram et bonam esse dixerunt vel recognoverunt. Polyptycon Irminonis 344; vgl. Cap. de villis 57.

[4] Dipl. Carol. 861; Bouquet 8, 567.

[5] M. G. ss. II, 103; lex Al. Car. 23, 3.

## 4. Viehzucht und Ackerbau.

Obwohl die Markwälder und Marken wieder vielfach in die Hände der Grundherren gerieten, hatte doch die Gesamtheit, auch die Hörigen, noch starke Rechte, die erst viel später eine bedeutende Einschränkung erfuhren. Die vielen Laubwälder, Waldlichtungen, Einöden und Weideplätze, die Anger und Auen am Rande der Wälder und sumpfiger Stellen, die noch allgemeiner Beweidung offen standen, gestatteten eine ausgedehnte Viehzucht. Gerade in der Viehzucht konnte sich bei allem Kommunismus der Weidenutzung die individuelle Unternehmungslust leicht betätigen.

Am besten gedieh sie auf den Höfen der Grundherren, die teils die Ochsen-, teils die Perdezucht je nach den Umständen bevorzugten. Während uns Königshöfe begegnen, wo nur ein Pferd auf 26 Zugochsen kam,[1] treffen wir zu St. Gallen einen großen Pferdestall. Die Stuterei allein erforderte einen so großen Raum wie Kühe und Kälber zusammen.[2] Alle Voraussetzung aber übertrifft die Zahl des Kleinviehes, der Schafe, Schweine, Ziegen, des Geflügels. Ein kleiner Hof am Bodensee, wo auf 100 Morgen Ackerland und 100 Morgen Weide 150 Morgen Wald kamen, besaß eine Rinderherde von nur 20 Stück mit einem Stier, dagegen eine Pferdeherde von 30 Stück mit einem Beschäler, 120 Schafe, 80 Ziegen, 90 Schweine und eine Unzahl von Geflügel.[3]

Auf römischem Gebiete begegnen uns Esel; so hören wir einmal von einem armen Hausierer, dessen ganzer Reichtum ein Esel war, mit dem er von Stadt zu Stadt zog, seine Waren zu verkaufen.

Auf seinen Fronhöfen führte Karl neben den alten germanischen Haustieren neue ein, Fasanen, Rebhühner, Pfauen,[4] und legte zahl-

[1] Anton, Geschichte der Landwirtschaft 1, 244.

[2] Ein angelsächsisches Gedicht auf den Ochsen lautet: Nunc aro, nunc operor, consumor in omnibus annis; multe sunt cereres, semper desunt mihi panes et segetes coloni; nec potus ebrius hausi; tota urbs pallebat signo, quo verba sonabam. — Von den Kühen und dem Kleinvieh heißt es: Sunt pecudes multe mihi, quas nutrire solebam, meque premente fame non lacteque carneve vescor, cumque cibis aliis et pascor aquis alienis. ex me multi vivunt, ex me et flumina currunt.

[3] Dazu nicht weniger als 60 Sklaven; carta dotis (Frauengut) in den formulae Sangallenses 16; M. G. F. 2, 387.

[4] Papageien werden um 800 genannt; Poet. lat. I, 491.



Monatsbilder von einem angelsächsischen Kalender des zehnten Jahrhunderts mit Arbeiten, wie sie in viel südlicheren Gegenden vorkommen. Die Darstellungen stützen sich also auf fremde Vorbilder. Der Januar beginnt mit der Saatbestellung: vier Ochsen ziehen den schweren Räderpflug. Im Februar beschneiden die Weinbauern die Reben. In den März fallen Gartenarbeiten: Graben, Säen, Rechen. In dem April, Ostermonat, finden fröhliche Mahle statt. Den Mai, von den Angelsachsen Trimilchi genannt (I, 212), kennzeichnet eine Schafherde. Im Juni versehen sich die Bauern mit Holz und laden es auf zweirädrige Karren. Den Juli nannten die Angelsachsen nach Karl dem Großen (s. S. 138) Wiesen- oder Mähmonat; darauf bezieht sich die Darstellung der mit Sensen mähenden Bauern; zwei schärfen die Sensen mit Schleifsteinen, einer führt eine Gabel. In den August fällt die Getreideernte. Die Schnitter bedienen sich der Sichel. Ohne gebunden zu sein, werden die Halme teils mit den Armen, teils mit der Gabel auf den Wagen geladen. Den Herbstmonat kennzeichnet die Schweinemast und die Jagd, den Oktober die Falkenjagd. Im Schlachtmonat zünden die Bauern Opferfeuer an. Im Dezember dreschen sie ihr Getreide, worfeln es und fassen es in Körbe. Die Bauern arbeiten ohne Beinkleider in Wams und tragen entweder nur Schuhe oder Strumpfhosen.

reiche Fischweiher an. Für die Bienenzucht wurden eigene Zeidler angestellt.

Die alte Viehzucht, die eine stark extensive Wirtschaft voraussetzt, genügte nicht überall den Ansprüchen der wachsenden Bevölkerung. Sie mußte sich mehr den Fortschritten des Feldbaues anpassen, und diese Anpassung bedeutete zunächst eher eine Verringerung als Erweiterung. Wohl bestand im allgemeinen die alte Feldgraswirtschaft fort und hat nur selten der Dreifelderwirtschaft Platz gemacht; herrscht sie doch noch heute in Gegenden, wo das Gras bei starker Feuchtigkeit der Luft nach der Benützung des Bodens zur Saat rasch wächst, in den Alpen- und in den Küstenländern am Meere.[1] Doch wurde wenigstens die Weide scharf abgesondert. Daher suchten in England die Fürsten einen allgemeinen Umzäunungszwang durchzuführen. Wenn ein Teil der Ceorls, heißt es in einem Gesetze Inas, ihr Land umzäunen, andere nicht, und diese lassen in die Flur Vieh ein, so müssen sie den Schaden denen bessern, die umzäunt haben. Die Umzäunung dehnte sich in einem solchen Umfange aus, daß ganze Waldteile nur dazu dienten, das Zaunholz zu liefern.[2] Die Zäune blieben während der geschlossenen Zeit; dann wurden sie wieder entfernt, und das Land blieb allgemeiner Beweidung offen.[3]

Die Umzäunung diente auch zur Absonderung ewiger Weide und der Aufteilung der gemeinsamen Weide. Wer Weiden dauernd aus der Wechselwirtschaft aussondern wollte, mußte sie umzäunen und gewann so Pferdeweiden, Ochsen-, Schafkoppeln, Brühle und wenn er sie ebnete, walzte, auch eine niedere Art Wiese, einen Brühl oder „Plan“.[4] Nicht nur nach den eingetriebenen Tieren, sondern

---

[1] Der Graswuchs pflegt hier stärker und reiner zu sein als auf der ewigen Weide der Dreifelderwirtschaft. Nach längerem Weidegang folgt ein Brachjahr mit starker Bodenbearbeitung und dann die Bestellung mit ergiebiger Saat. Aber abgesehen von den besonderen Bodenverhältnissen ist diese Wirtschaft ergiebig nur deshalb, weil sonst überall ein intensiverer Betrieb mit starkem Körnerbau herrscht und das Vieh hoch im Preise steht.

[2] Silva ad clausuram, ad sepes; Nasse, Mittelalterliche Feldgemeinschaft S. 14; Schmid, Gesetze der Angelsachsen S. 41.

[3] Als eine feststehende Gewohnheit erscheint im 9. Jahrhundert die Märzumzäunung am Rhein bei Prüm in dem Gedichte Wandalberts M. G. Poet. lat. 2, 606 f.; D'Achery II, 58.

[4] Das Wort Plan gehört dem 12. Jahrhundert an.

auch nach ihrer Beschaffenheit unterschieden sich die Weiden scharf voneinander. Die Bauern oder vielmehr die Hirten verstanden sich aber wegen ihrer starken Viehzucht wohl auf diesen Unterschied.[1]

Nicht allein Gutshöfe, sondern auch Gemeinden hielten sich eigene Rinder-, Schaf- und Schweinehirten, stämmige, angesehene Leute, die oft Angriffe von Menschen und Tieren abzuschlagen hatten. Mußte doch sogar der Sämann sich unter Umständen mit Waffen versehen und der Schnitter Sense und Sichel gegen Menschen gebrauchen.[2] Die Wildheit der Hirten begünstigte noch der Umstand, daß ihre Tätigkeit eine Notarbeit war, die von der Sonntagspflicht entband, weshalb sie selten zur Kirche kamen. Zeitweise mußten die Rinder- und Roßhirten auch Treiber- und Fuhrdienste und Kriegsdienste leisten.[3]

Nur sehr langsam drang die Stallfütterung vor, trotz der überwiegenden Viehzucht. Daher mußte im Herbst viel Vieh geschlachtet werden und schnitt der Schlachtmonat, der November, tief ein in das Wirtschaftsleben. Auch unter den Tieren, die überwinterten, richtete der Futtermangel große Verheerungen an.[4] Die romanischen Länder, auch Frankreich, ja sogar teilweise England bedürfen überhaupt keiner Stallfütterung; sie können die Tiere noch im hohen Winter im Freien weiden lassen.

Indessen kamen doch allmählich Wiesen als Bestandteile der Gutshöfe vor und zwar reihen sie die Gutsbeschreibungen in die bebaute Flur ein, die Weiden in die unbebaute. Eine gute Wiese bedurfte nicht nur des Ebnens, der Düngung, sondern setzte Ent- und Bewässerungsanlagen und Berieselungen voraus, zu denen sich nur sehr fortgeschrittene Besitzer verstanden; eine solche Wiese hieß später Matte. Sogar im fetten wasserreichen Holland besaß ein reiches Stift wie Utrecht selbst um 1200 noch fast keine Wiesen.[5]

---

[1] Schönfeld, Der Isländische Bauernhof S. 8.

[2] Schönfeld, a. a. O. 23, 94.

[3] S. S. 150 (N. 4).

[4] Geschah dies doch selbst in der Neuzeit noch in England, Arthur Young, Farmers tour through the East of England. London 1771 S. 128 ff. Die Rebbauern am Bodensee taten vor kurzem noch den Sommer über ein Kühlein ein und schlachteten es im Herbste (Hansjakob, Schneeballen, 3. Reihe 1894 S. 118).

[5] Daher bestand die Nahrung meist aus Schaf- und Schweinefleisch und nur wenig Rindfleisch. Westd. Ztsch. 1903 S. 293.

Selbst wohlangelegten Wiesen nötigte man meist nur eine Mahd ab; diese fiel in den Juli, weshalb Karl der Große diesen Monat Heumonat nannte. Einmalige Mahd genügte für die dürftige Stallfütterung sogar noch am Schluß des Mittelalters. Die Wiese blieb nicht länger, eher kürzer geschlossen als das Saatfeld und öffnete sich schon des Dunges wegen dem Eintrieb.

Ohnehin lag die Hälfte der Flur, wenigstens aber ein Drittel (das Brachfeld), der Beweidung offen. Denn es kam eine dritte Frucht auf und trat zu der früheren noch überwiegenden Sommerfrucht eine Winterfrucht. Nun begannen die Bauern ihren Roggen, Spelt oder Dinkel schon im Herbste zu säen und zwar vielfach auf einem eigenen Feld, dem Winterfeld, das im folgenden Jahre die Sommerfrucht aufnahm und im dritten Jahre ruhte.[1] Oft aber blieben die Bauern bei zwei (oder vier) Feldern stehen und pflegten abwechselnd nach Brachjahren das einemal Sommer-, das anderemal Wintergetreide. Auch die Römer bevorzugten diesen Umtrieb; nur bei ganz guten, ertragreichen Böden ließen sie drei Felder zu und ließen dann nicht so regelmäßig wie im späteren Mittelalter, auf die Wintersaat die Sommersaat folgen, sondern drehten die Folge oft um und säeten Sommerhalmfrüchte nach Hülsen- und Hackfrüchten,[2] was auch im Mittelalter vorkam. Die Zweifelderwirtschaft wird heute wieder als viel verständiger gepriesen als die Dreifelderwirtschaft, da sie es vermeidet, zwei Stickstoffzehrer (Halmfrüchte) aufeinander folgen zu lassen.[3] Nur gestatten die heutigen Bedürfnisse keine regelmäßige Wiederkehr der Brache und dringen im Gegenteil zu einer starken Ausnützung der Brache, zum Bau von Hülsen- und Hackfrüchten. Diese Sorgen bedrängten damals die Bauern noch nicht; selbst die Römer ließen mehrere Brachjahre sich folgen, und so wurde auch im „älteren Anbau" nur ein Drittel

---

[1] S. I, 207, 216 Note 6.

[2] Kulturgesch. d. r. Kaiserzeit 2, 247.

[3] Der Name Dreifelderwirtschaft ist noch sehr jung. Die Alten sprachen von Zelgen, Eschen, cultura hiemalis, aestivalis, aratura. Im Italienischen bezeichnen ruota, rotazione, giro, vicenda, terzeria, im Französischen alternation, rotation, assolement diese Art. Auch im nordischen Dreizelgenbau, dem Trevangsbau, folgt erst auf das Sommerfeld das Winterfeld; Tüb. Zeitschr. f. Staatswissenschaften 21, 90.

der Flur mit Saat bestellt.[1] Bis tief in die Neuzeit herein blieben Felder als sogenannte Egerte längere Zeit brach liegen[2] und zwar Perioden hindurch, die in die Dreifelderwirtschaft hineinpaßten, z. B. neun Jahre. Trotz allem Kommunismus, der die Flur beherrschte, bestand keine Schablone. Zäune schieden nicht nur Weide und Flur, sondern vielfach auch Stück gegen Stück. Daher begegnen uns viele Beunden und Koppeln, die eine große Bewegungsfreiheit gestatteten, darunter nicht nur Weizen- und Roggen-, sondern auch Flachs-, Erbsen-, Bohnen- und Linsenfelder.

Unter den Winterfrüchten stand obenan der Weizen. Gleich den Römern schätzte man Weizen doppelt so hoch wie Gerste und stellte Gerste und Spelt oder Dinkel nahezu gleich, Roggen nur wenig höher, Haber nur wenig niederer. Einen viel stärkeren Unterschied machte Karl der Große; er setzte nämlich nach einer Hungersnot 794 fest 1 Modius Haber zu 1 Denar, Gerste zu 2, Roggen zu 3, Weizen zu 4 Denaren, und nahm an, daß ein Scheffel an Brotpfunden bei Weizen 96, bei Roggen 90, bei Gerste 80, bei Haber 50 (bei Dinkel wohl ebenfalls 50) liefere. Dieses Gewicht war beinahe gleich dem Rohgewicht des jeweiligen Getreides, während es sonst um ein Drittel höher ist; es gab eben viel Abfall.[3] Da jene Taxe keinen Erfolg hatte, erhöhte Karl 805 Haber auf 2, Gerste auf 3, Roggen auf 4 und Weizen auf 6 Denare. Unter regelmäßigen Verhältnissen waren die Preise niedrig, in Notjahren aber viel höher; da kostete Haber 5, Gerste 6½, Roggen 7½, Weizen 8 Denare.[4] Das ist sehr viel sogar im Vergleich zu heutigen Preisen; denn der karlingische Modius war mindestens so groß wie der Neuscheffel,[5] ein Denar hatte aber den Wert von 2,70 Mk.

Wo ein Winterfeld bestand, erforderte der Boden eine stärkere

[1] Meitzen, Siedelung II, 592.

[2] In vielen Gegenden wird das darauf Gewachsene abgebrannt; man heißt es schwenden, französisch écobuer. Statt Egerten sagt man im Norden Driesch oder Dresch oder Lehde. Französische Ausdrücke sind friche, écobu, larris, savart; die Brache heißt guéret. jachère, cassaille (recasser), italienisch maggese von Mai maggio, spanisch tierra baldia von baldo leer.

[3] Kulturgesch. d. r. K. 1, 259.

[4] M. G. Cap. 1, 74, 123; Curschmann, Hungersnöte S. 72; Inama-Sternegg 1, 520.

[5] Nach dem Cap. Francof. 794 maß ein Modius 52 Liter, nach dem cap. spec. 802 c. 44 aber ein Drittel weniger. Er enthielt 16 Sextare.

Pflügung als zur Zeit der Feldgraswirtschaft. Auf das Frühjahr fiel die Sommersaatfurche, auf Juni die Brachfurche (proscissio), woher auch der Juni Brachmonat genannt wurde, und auf den Herbst die Winterfurche (hibernaticum).[1] Schon Karl der Große nannte den Monat Juni Brachmonat und den Juli Heumonat, und man könnte daraus schließen, daß nicht nur die Brache und das Brachpflügen, sondern auch das Heumachen und die Stallfütterung fest in den Volksgewohnheiten wurzelte, aber lag vielleicht nicht vielmehr eine Belehrung, eine Aufforderung in diesen Benennungen? Zu Karls Charakter würde diese Deutung nicht übel passen.[2]

Die individuelle Unternehmungslust machte sich allerorten fühlbar. Geistliche und weltliche Grundherren brauchten sich um keinen Flurzwang zu kümmern und gewannen einen immer größeren Vorsprung. Sie haben ihre Wiesen gewässert und gut gedüngt,[3] schufen sich Gärten, Koppeln und Beunden und konnten darin nach Römerart mit ihren Früchten wechseln und Handelspflanzen ziehen. Sie bauten Hanf und Lein, die Färberröte, den Krapp und den Waid zum Blaufärben. Die Färberröte benützten schon die Alten häufig, um Leder und Wolle rot zu färben. Der Waid findet sich heute mehr verwildert als in Gärten angepflanzt, seitdem ihn Indigo und Anilinfarben aus seiner Stellung verdrängt haben.

In allen Gärten waren die Gemüse stark vertreten; da gab es, wie aus Karls Güterordnung hervorgeht, Erbsen, Bohnen, Kichererbsen, Linsen, Kohl, Kohlrabi, Möhren, rote Rüben, Artischoken, verschiedene Salatarten: grünen Salat, Endivie, Cichorie, Sellerie und Kresse, Gurken und Kürbisse — letztere sind nicht unsere, sondern die den Alten bekannten Flaschenkürbisse. Dagegen fehlen der Meerrettig, der Spargel und das Radieschen. Sehr reichlich vertreten sind die Gewürze und kleinen Zutaten: Petersilie, Kerbel, Kümmel, Fenchel, Dill, Anis, Senf, die Rauke als Salatzusatz, Salbei, Bohnenkraut und Rosmarin, endlich Zwiebel, Lauch und Knoblauch. Etwa ein Drittel des Gartens diente den Heilpflanzen, die bis zum

---

[1] Diese drei Pflüge hießen auch sationes, saisons.

[2] Die Angelsachsen nannten zur Zeit Bedas beide Monate Lida, die heiteren, folgten aber später Karls Beispiel.

[3] M. G. ss. II, 353; XXIII, 61; Poetae lat. II, 607. Nach den Brehon laws mußten dem keltischen Häuptling die Hörigen, die von ihm Vieh empfingen, u. a. Dung liefern, offenbar für solche hohe Kulturen. Vgl. Inama-Sternegg 1, 411

sechzehnten Jahrhundert, bei den Bauern bis heute beliebte Heilmittel waren, obwohl längst stärker wirkende tropische und orientalische Pflanzen für diesen Zweck eingeführt worden sind.[1] Nur ein kleiner Teil diente Zierpflanzen. Außer den Lilien und Rosen erfreuten keine Zierpflanzen das Auge.[2]

Wie aus dem Plan von St. Gallen zu ersehen ist, lagen zwei und mehrere lange Reihen von Beeten nebeneinander, nur mit so viel Zwischenraum, als zur Bestellung nötig war. Manchmal wurden Beete erhöht und mit Holzrahmen eingefaßt, um sie zu schützen.[3] Dagegen lief eine starke Mauer um den ganzen Garten, namentlich in den königlichen Fronhöfen, wo die Baumgärten, die Pomeria, zur Not als Lagerplatz dienen mußten.

Baumgärten fehlten keinem Gehöfte, selbst einfachen Bauernhöfen nur selten. Erst die Bäume fesselten den Bauer an sein Heim, das er nicht mehr so leicht als früher abbrechen konnte. Ein Kloster vollends war gar nicht zu denken ohne Bäume; mit der Anlage eines umzäunten Gartens, des Paradieses, begann die Niederlassung der Mönche. Von einem Abt Aldhelm erzählt die Legende, er habe einen Stock in die Erde gesteckt, dieser sei zu einem Baume gewachsen und aus dem Baume ein ganzer Wald geworden. Walafried Strabo, ein Mönch von Reichenau, rechnet die Gartenpflege unter die liebsten Erholungen; er schildert, wie er zuerst das Wurzelgewebe der Nesseln reutet, die Maulwurfsgänge zerstört, den Boden umhackt, wie er Samen einlegt und Pflanzen steckt; wie er dann, wenn der Frühregen zögert, Wasserfässer herbeischaffen läßt, um seine lieben Pfleglinge zu begießen, und zwar

---

[1] Die abführende Wolfsmilch z. B. wurde durch die Rizinusstaude verdrängt und die Haselwurz, ein Brechmittel, durch die Igecacuacha, der Mohn durch Opium. Dagegen werden heute noch verwendet der Samen des Laserkrautes, die Minze und der Altee (Eibisch). Die Raute wurde gegen Gift und Schlangenbiß, das Mutterkraut gegen das Fieber, die Polei oder das Flöhkraut gegen Flöhe, und die Agrimonia, die der Bauer mit Odermenning oder Ackermennig übersetzte, gegen Unterleibsleiden. Das Abrotanum übersetzte das Volk mit Eberraute und das Ligusticum mit Liebstöckel; Fischer-Benzon, Altd. Gartenflora 1894.

[2] Die Feuerrose wurde im 16. Jahrhundert, die Hyazinthe aus dem Südosten eingeführt.

[3] Areola et lignis ne diffluat obsita quadris altius a plano modicum resupina levatur. Poetae Lat. II. 337.

tropfenweise, also schon mit dem Spritzkrug. Als Gartenwerkzeuge kommen vor: Hacken, Schaufel, Erdbohrer, Pfropfmesser, Sichel, Gartenmesser, Hohleisen, Sägen, Körbe.[1]

Natürlich waren es zumeist Apfel- und Birnbäume, die den Obstgarten füllten; dazu kamen aber, wie aus der Landgüterordnung Karls hervorgeht, Kirschen-, Pflaumen-, Pfirsich-, Walnußbäume. Sogar eine Reihe südlicher Obstarten, die längst aufgegeben sind, empfiehlt Karl: Kastanien, Mandeln, Feigen, Mispeln, ja sogar Pinien und Lorbeerbäume. Endlich förderte Karl ganz besonders den Weinbau. Der Sage nach steigt alljährlich zur Zeit der Rebenblüte Kaiser Karl aus dem Grabe und segnet die Reben längs des Rheines.



Die Parabel vom Weinberg aus dem Echternacher Evangeliar (990). Neben dem Turm in der Mitte steht links die Kelter, rechts mietet der Familienvater die Arbeiter. Das Ganze ist kräftig umzäunt.

Sicher ist, daß der Weinbau einen großen Aufschwung nahm. Die Rebe wurde vermutlich wie heute auf verschiedene Weise gepflanzt als Stöckling oder Schnittling, als Wurzelrebe oder Reifling oder endlich als Senkrebe, d. h. die oberen Spitzen, die Locken, wurden in die Erde versenkt, bis sie Wurzel trieben und dann vom Mutterstock geschnitten. Die Rebe kroch entweder am Boden oder erhielt eine Stütze, einen Pfahl. Sie bedurfte einer dreifachen Arbeit: des Schneidens,[2] des Stickens[3] nebst Bindens,[4] des Hackens

[1] Fossorius, bessus, securis, dolatorium (Hobel), taratrum maius et minus, scalprum, gulbium, falcile, falx, truncus, culter, serra, bansta, vanni; Statuta antiqua S. Petri Corbeiensis II, 1; Guérard II, 315.

[2] Scindere, incidere, putare.

[3] Stipare, suffulcire.

[4] Ligare, cingere, gürten.

oder Brachens.[1] Diese Arbeiten fielen in das Frühjahr. Im Herbste, wenn die Trauben reiften, zogen die Winzer in die Berge, schützten die Trauben gegen Diebe aller Art, legten gegen die Füchse Schlingen und vertrieben die Vögel durch Lärm. Im Laufe der Zeit kamen eine Reihe anderer Arbeiten dazu, die auch den Sommer und Herbst beanspruchten. Die Trauben wurden meistens mit den Füßen ausgetreten wie noch heute in Italien, obwohl es Karl der Große verbot, vereinzelt gekeltert[2] und der daraus gepreßte Wein seinem Schicksal überlassen.

## 5. Das Handwerk.

Der Ackerbau machte einen stetigen, wenn auch langsamen Fortschritt, dagegen blieb das Gewerbe auf seiner früheren Stufe stehen trotz den Bemühungen Karls, es zu fördern. Gewerbe und Handel waren so schwach, daß sie keine Steuer und keinen Zehnten ertragen konnten. Die meisten Arbeiten besorgte der Bauer selbst, er brauchte keinen Schuster, Schneider, Weber, Küfer und Schreiner. Die Frauen woben Kleider und sotten Bier, sogar im Auftrag der Herrschaften. Kaum hatten einige Mönche irgendwo sich niedergelassen, so bereiteten sie aus Fellen sich Schuhe und Handschuhe und brauten sich Bier.[3] Ob und inwieweit die Bauern ihre Häuser selbst bauten, ihre Wagen, Pflüge, Tische, Bänke, Töpfe selbst verfertigten, läßt sich schwer entscheiden. Jedenfalls bedurften sie der Beihilfe des Schmiedes und Müllers.

Bessere Arbeiten lieferten einzelne Handwerke, die sich aus alten Zeiten an bevorzugten Orten, in früheren Römerstädten erhalten hatten, z. B. die Goldschmiedekunst, Glaserei, Weberei, Töpferei. Wenn uns in England fränkische Glaser begegnen,[4] dürfen wir wohl an solche Stadthandwerker denken; das gleiche gilt von den Steinmetzen und Bauarbeitern des Südens, die uns in Nordfrankreich und Deutschland begegnen. Auch Fleischer und Bäcker, die bessere

---

[1] Fodere. Ein Gedicht faßt diese Arbeiten zusammen: vites iste putat, alter fodit, ille maritat; M. G. ss. 4, 479.

[2] Poetae l. II, 613.

[3] Vita Columbani 13, 14, 25, 26, 27.

[4] Beda v. Benedicti Bisc. 5; Mab. a. 2, 964. Die Glasmalerei kam im elften Jahrhundert auf.

Waren lieferten, gehören hierher.[1] Selbst auf Fronhöfen arbeiteten freie Handwerker und zwar gerade da, wo wir sie am wenigsten erwarten, auf Klosterhöfen, so Walker, Brauer und Bäcker; noch zahlreicher saßen sie in den Bischofsstädten. Es standen also freie Handwerker neben unfreien[2] und zwar vielleicht in größerer Zahl, als wir vermuten. Spuren einer Organisation lassen sich allerdings noch nicht erkennen; nur arbeiteten neben Meistern schon Gesellen,[3] und die hörigen Handwerker unterstanden der Aufsicht der Hofämter.[4] Ob frei oder hörig, blieben die Handwerker von den Personen und Verhältnissen sehr stark abhängig. Sie konnten nicht einmal ausschließlich von ihrem Gewerbe leben und betrieben meist nebenbei ein Landgut.[5] In der Regel bedurften sie wenig Werkzeuge, z. B. eine Töpferscheibe und eine Feueresse. Die verhältnismäßig stärksten technischen Hilfsmittel bedurfte die Wollweberei und Walkerei. Im übrigen arbeiteten auch die freien Handwerker selten auf Lager, sondern auf Bestellung. Über die Kundenproduktion, das Lohnwerk, kam das Gewerbe im frühen Mittelalter selten hinaus und nur einzelne Zweige näherten sich dem Preiswerk.

Das Handwerk suchte nur den Bedarf zu decken und dachte nicht an einen Erwerb, schuf keine Vorräte; denn es durchbrach noch wenig die allherrschende Haus- und Naturalwirtschaft. Vollständig abgeschlossen war deshalb die Hauswirtschaft nicht;[6] sie ergänzte sich, wie wir noch hören werden, immer durch den Handel und zwar mehr noch durch den Fern- als Nahhandel.

Den Zusammenhang des Handwerks mit der Hof- und Hauswirtschaft rückt besonders in den Vordergrund die schon oft berührte Villenverfassung Karls des Großen. Auf jeden Hof bestellte er folgende Handwerker: Eisen-, Gold- und Silberschmiede, Schuster,

---

[1] Vgl. edict. Pistense 864 c. 20: quantos mensurabiles panes in unaquaque civitate de iusto modio episcopi vel abbatis seu comitis ministeriales a pistoribus suis recipiunt, tantos mensurabiles panes de aequo modio a pistoribus, qui panem vendunt, fieri faciant.

[2] M. G. ll. 3, 74; Maurer, Fronhöfe 1, 205, 242; Keutgen, Ämter und Zünfte 10.

[3] Iuniores.

[4] Magisteria erwähnt schon Greg. h. F. 7, 14.

[5] So die Müller nach Köhne, Das Recht der Mühlen 45.

[6] Viele Wirtschaftshistoriker, z. B. Bücher, verzwingen dem Schema zulieb die Tatsachen; Hist. Zeitschr. 1901 (84) 41.

Dreher, Zimmerleute, Schildmacher, Seifensieder, Brauer, Bäcker, die Semmeln für den Hof zu backen verstehen, und Netzmacher.[1] Alles, was zur Kleidung nötig, lieferten die Frauenhäuser; da wurde emsig gewoben und gewalkt, genäht und gestickt. Der Dichter Otfried schildert diese Tätigkeit mit lebhaften Farben: die Frau sitzt am Webstuhl und spinnt das Gewand, setzt es zusammen mit zierlichen Fäden, beschaut es mit liebevollen Augen, daß nichts mangele, daß ein Faden an den anderen sich füge.[2] Die Amtleute sollten daher nach Karls Verordnung in die Frauenarbeitshäuser liefern: Flachs, Wolle, Waid, Scharlach, Krapp, Wollkämme, Kardendisteln, Seife, Schmergefäße und anderes der Art, was hier notwendig ist. Die Fronhöfe sollten immer vorrätig halten Federbetten, Pfühle, Bettleinen, Tücher für Tische und Bänke, Bettstellen.

In den Frauengemächern arbeiteten zahlreiche Unfreie am Rocken und Webstuhl unter der Aufsicht einer Meisterin (puella, pulicla).[3] Aber ihre Tätigkeit genügte nicht; auch die Frauen der abhängigen Häuser, der Knechthufen, mußten Gewebe fertigen. Oft lieferte diesen die Herrschaft den nötigen Flachs und zwar in verschiedenem Zustande, teils geröstet, teils gereinigt, teils schon gesponnen. Die abzuliefernden Gewebe mußten eine bestimmte Länge und Breite besitzen. Endlich wurden auf dem Wege des Handels bezogen besonders feine Gewebe und zwar nicht nur orientalische über Italien, sondern auch englische und friesische.[4]

Auffallend wenig hören wir dagegen von der Leder- und Tonarbeit, von Gerbern, Schustern, Töpfern oder Hafnern oder Eulern und Zieglern, umsomehr aber von Schmieden. Die Eisenarbeit hatte

[1] Ut unusquisque iudex in suo ministerio bonos habeat artifices, id est fabros ferrarios et aurifices vel argentarios, sutores, tornatores, carpentarios, scutarios, piscatores, aucipites id est aucellatores, saponarios (Seifensieder), siceratores (Brauer), id est qui cerevisam vel pomatium (Apfelwein), sive piratium (Birnwein), vel aliud, quodcunque liquamen (z. B. Märzwein, lit), ad bibendum aptum fuerit, facere sciant, pistores qui similam (Semmel) ad opus nostrum faciant, retiatores qui retia facere bene sciant, tam ad venandum, quam ad piscandum sive ad aves capiendum, nec non et reliquos ministeriales quos ad numerandum longum est; c. 45.

[2] Krist 4, 29.

[3] Erst viel später bemächtigten sich die Männer der Arbeit.

[4] Es ist falsch, wenn Klumker, Der friesische Tuchhandel 67, meint, nur die schlechten Stoffe seien in Friesland gewoben worden. Die friesische Wollweberei reicht viel höher hinauf als die englische.

große Bedeutung,[1] in dieser Hinsicht mußte ein königlicher Fronhof liefern: Geschirre von Kupfer, Blei, Eisen und Holz, Feuerböcke, Ketten und Kesselhaken, Hämmer, Äxte, Beile, Hauen, Bohrer, Messer und andere Gerätschaften, so daß man nicht nötig habe, dergleichen anderswo kaufen oder gar borgen zu müssen. In Wahrheit finden sich aber in den Gutsverzeichnissen immer weniger Geräte, ein paar Becken oder Kesseln, ein Handtuch, ein Messer, ein Hammer. Die meisten Gefäße bestanden aus Holz, nicht einmal aus Ton. Etwas später bildeten fränkische Waffen und Metallwaren einen beliebten Ausfuhrartikel nach dem hohen Norden.

Das Eisen hatte einen hohen Wert. Manchmal veranschaulichen die Geschichtschreiber den öffentlichen Zustand des Friedens und der Sicherheit damit, daß sie sagen, man habe einen Pflug auf dem Felde stehen lassen dürfen, ohne daß ihn jemand stahl; das bedeutete damals ungemein viel mehr als heute. Wer einen Pflug zum Ackern stellte, hatte einen Anteil am Ertrag. Mit übermenschlicher Kraft zogen die Deutschen aus römischen Bauwerken die Eisenklammern, welche die Quadern zusammenhielten. Wenn einer dem anderen ein eisernes Schwert schenkte, dürfen wir keine geringe Gabe voraussetzen.

Am wenigsten ersprießlich zeigten sich die Grundherrschaften für den Bergbau; sie betrieben ihn nur sehr notdürftig, obwohl ihn Karl zu heben versucht hatte;[2] am meisten lockte noch das Salz. Im Salzkammergut erhielt sich die Bergwerktechnik, so daß selbst Romanen deutsche Bezeichnungen entlehnten. In Reichenhall allein standen über 60 Herde mit Salzpfannen, worin die Salzknechte die Sole kochten. Die Salzknechte standen gleich den Ministerialen im Dienste von Grundherren, namentlich von Klöstern und bezogen ihren Unterhalt aus Landgütern. Jedes reiche Kloster strebte danach, eine Salzpfanne zu erwerben. Die Grundherren hatten aber Mühe, ihr Recht zugleich gegenüber den Regalitätsansprüchen der Könige und dem Unabhängigkeitsgefühl der Bergarbeiter zu verteidigen, sie mußten in beiden Richtungen später Zugeständnisse machen. Denn der Bergbau verlangte technische Kenntnisse, die nicht jeder Hörige besaß.

---

[1] Vgl. Beck, Gesch. des Eisens 1890 S. 130.

[2] Mon. Sang. 1, 28. Über Algäuer Eisenwerke V. Magni 6, 61, Boll. Sept. 2, 753; Goldast script. rer. Al. I, 199.

Besonders früh setzte sich die freie Arbeit im Bauhandwerk durch. Nur freie Arbeiter, Maurer, Zimmerleute, die da und dort verwendet werden konnten, erreichten die nötige Kunstfertigkeit. Nicht ohne Grund sind alle hierher gehörenden Ausdrücke lateinisch.[1] Massive Gebäude errichteten die Lombarden, Comaciner und Gallier, die hoch in den Norden hinauf drangen.[2] Unter technisch gebildeten Baumeistern arbeitete eine Anzahl von Handwerkern und daher heißen jene nicht bloß Meister des Baues (magistri operis), sondern auch Meister der Bauarbeiter (magistri operariorum). Die Bauhandwerker bildeten Genossenschaften, eine Art Scholen, die gemeinsam auszogen, Arbeiten übernahmen und wohl auch oft zusammen speisten und schliefen. Ein Maurermeister erhielt nach Alkuin die gute Bezahlung von 5 Denaren, der Meisterschüler 2½, die Bauarbeiter einen Denar.[3] Die schwere Handarbeit leisteten Unfreie, Hörige, zum Teil auch Soldaten nach altrömischer Weise. Bei Kirchenbauten halfen die Gläubigen gerne freiwillig mit. In Klöstern führten kundige Mönche den Bauplan aus.

Die nötigen Hölzer und Steine wurden am Orte selbst vermessen und behauen, der Kalk in der Nähe gebrochen und im Kalkofen gebrannt[4] und dann mit Sand zu Mörtel gemischt. Nachdem die Maurer den Grundstein und die Grundmauer gelegt und den massiven Fußboden aus Stein oder Beton hergestellt hatten, errichteten Zimmerleute das Gerüst (contabulatio)[5] und trugen die Handlanger Steine, Holz und Mörtel empor; doch kamen auch schon Kranen vor.[6] Die Maurer benützten das Baulot, damit die Steine in gerade Linie kamen.[7] Außer Steinen benützten die Baumeister

---

[1] Mörtel, Kalk, Türen, Mauer, Pforte, Pfosten, Ziegel, Schindel, Kachel, Tünche, Fenster, Kamin, Stube, Kammer, Keller, Küche, Stall, Söller, Palast, Pfalz, Schrein, Tisch, Straße.

[2] Quod nullus veniens Romana gente fabrivit, hoc vir barbarica prole peregit opus; Venant. Fortun. 2, 8, 23 (M. G. aa. 37).

[3] Propos. 37 (Froben. ed. III, 446); s. S. 125.

[4] Clibanus.

[5] Machina, sustentaculum, bestehend in Stützen fulcra und wagerechten Laufbrettern tabulata.

[6] Machinae auxiliares, grues tractoriae.

[7] Perpendiculum vgl. Plath, Merowingische und karlingische Bautätigkeit in der Deutschen Rundschau 1894 I, 225; er übertreibt die Ausdehnung des Steinbaues schon in der Merowingerzeit. Über die vielen Holzbauten s. Hauck,

viele Ziegel und Backsteine und viel Holz, dieses zu Decken und Böden, zur Wandbekleidung und sogar zu Türmen. Die Verwendung von Bruchsteinen, Kieseln und Mörtel hieß gallisches Werk,[1] die Verblendung von Ziegeln und anderem geringeren Material mit Hausteinplatten fränkisches Werk,[2] der Eichenholzbau schottisches Werk.[3]

Mit lebhaften Farben schildert der Hofdichter Angilbert den Bau eines kaiserlichen Bades und Schlosses: dort sucht eine fleißige Schar nach heißen Quellen, faßt das Wasser und gürtet in Marmorstufen den prächtigen Bau und da arbeitet ein Teil an dem Palaste, fügt Marmorsteine zusammen; einige reichen die Blöcke hinauf, andere wälzen sie zur Mauer und wieder andere schärfen nützliches Eisengerät, womit die Werkstücke behauen werden.

Wenn es sich im Felde um Errichtung eines Lagers handelte, griff alles zu, auch Hochgestellte, und zwar mit einer solchen Geschicklichkeit, daß in wenigen Augenblicken ein Barackenlager bereitstand. Mit demselben Eifer widmete sich alles, hoch und nieder, dem Kirchenbau. „Wenn Kirchen, die unmittelbar zum königlichen Gute gehörten," erzählt der Mönch von St. Gallen, „mit Täfelwerk oder mit Wandgemälden zu schmücken waren, so besorgten das die nächsten Bischöfe oder Äbte. Waren sie aber neu zu errichten, so mußten alle Bischöfe, Herzöge und Grafen, auch alle Äbte oder wer sonst königlichen Kirchen vorstand, nebst allen, die Lehen vom Könige hatten, sie vom Grunde bis zum Giebel mit der emsigsten Arbeit aufführen." So erbauten vornehme Männer mit eigener Hand Klöster und Kirchen, z. B. ein Godehard und Helluin.

## 6. Städte und Wege.

Schon zur römischen Kaiserzeit waren die Städte vielfach zerfallen und stand eine Menge von Wohnungen leer. Dieser Zustand verschlimmerte sich noch unter der Herrschaft der Germanen. Die Städte sanken herab zu Räubernestern und Dörfern; daher hießen auch Ansiedelungen wie Köln, Aachen und Freising villae, d. h.

---

Kirchengeschichte Deutschlands 1, 237; Montalembert, Die Mönche des Abendlandes 3, 152.

[1] Mos gallicanus, opus incertum.

[2] Francigenum opus.

[3] S. I, 394.

Dörfer. Die germanischen Ansiedler hatten die Städte wie Dörfer behandelt. Mitten zwischen stehengebliebenen Häusern dehnten sich Viehtriften, Saatfluren, Gärten und Fischweiher aus und eine ansehnliche Flur schloß sich im Umkreise an.[1] Doch stellten sich dem Ackerbau auf Stadtboden oft große Hindernisse in den Weg, da die alten Römertürme und -Tore vielfach zu Zwingburgen benutzt wurden. Solches hören wir von Trier, Reims, Paris und Rom.

In den romanischen Ländern sah es keineswegs besser aus. Unter den 21 vornehmsten Städten des Reiches, denen Karl der Große ein Drittel seines Schatzes vermachte, war Italien nur mit 3: Rom, Ravenna und Mailand vertreten, Deutschland bereits mit 4: Trier, Köln, Mainz, Salzburg, Frankreich aber mit 12. Italien, das eigentliche Städteland, stand also weit hinter Frankreich zurück und Deutschland hat es beinahe eingeholt. Schon am Ende des neunten Jahrhunderts sah sich ein westfränkischer König veranlaßt, Paris wegen der teuren Lebensmittel zu verlassen. Der Geldverkehr war dort stärker als im Osten. Gerade in französischen Städten erhielten sich viele antike Überlieferungen; da begegnen uns frühe Beamte und Stadträte, deren Namen an den Ausgang der Römerzeit anknüpfen, Konsuln, Kurialen, Defensoren, Kuratoren.[2] Anderes bleibt freilich zweifelhaft, so die Fortdauer von Kollegien und Brüderschaften. Manche Einrichtung hat auch auf Deutschland eingewirkt, wo die meisten Städte wieder aus dem Schutt erstanden,[3] unter der Beihilfe der Kirche, die in den alten Römerstädten von jeher einheimisch war.

Die Bischöfe und Äbte regten zur Wiederherstellung verfallener Gebäude an, reinigten die Straßen[4] und öffentlichen Plätze und

---

[1] Das gilt sogar von einem eng umgrenzten Raume, wie ihn das alte Venedig einnahm. Auf der Piazza San Moisé, im Herzen des heutigen Venedig, lagen Weingärten, am Markusplatze selbst noch ein umfriedeter Baumgarten und in unmittelbarer Nähe des Palatiums ein Wildschweinpark der Dogen. Viehtriften, Salinen, Mühlen, Gartenkulturen, Wäldchen beherrschten noch das Bild; gerade daß hier und da ein Steinbau sich erhoben haben mag; Kretschmayr, Gesch. v. Venedig 1, 72, 189.

[2] Andere Namen sind Consulares und Capitularii. Einmal werden sogar 100 pares (curiales) genannt, genau soviel als die alten Stadträte zählten; Mayer, Verfassungsgeschichte 2, 284.

[3] Über Nachwirkungen im Bauwesen s. Stephani, Wohnbau 2, 223.

[4] Mon. Sang. 1, 14; M. G. ss. 2, 736.

stellten den Markt und die Mauern wieder her. Bei früheren Römerkastellen liegt der Markt außerhalb der alten Mauern und mußte mit der Zeit um die ganze Siedelung ein Zaun gezogen werden. Das wichtigste war immer die Herstellung einer Befestigung. Ein wie immer befestigter Ort hieß bei den Germanen Burg, daher kommt die Bezeichnung Augsburg statt Augusta, Straßburg die Burg an der Straße für Argentoratum, Salzburg für Juvavum. Jetzt tauchen die alten Römerstädte Bregenz, Lorch, Ladenburg, Trier, Köln mit germanisierten Namen auf. Ein in Wien aufgefundener Denkstein berichtet schon im vierten Jahrhundert: hunc burgum a fundamentis exstruxerunt, „diese Burg bauten sie auf vom Grunde aus“. Die Hauptsache bei diesen Neubauten war die Wiederherstellung der Befestigung. Eine Stadt bauen bedeutete soviel als eine schon vorhandene Niederlassung befestigen, mit Wällen oder Mauern umgeben.

Eigentlich hatten nur die Könige das Recht und die Pflicht, solche Befestigungen aufzuführen, wie ihnen ja auch das Recht und die Pflicht oblag, die Reichsstraßen zu pflegen. Nur sie konnten den Verkehr ausreichend schützen und ein Marktrecht im eigentlichen Sinne gewähren.

Noch immer bewegte sich der Verkehr auf den alten Reichsstraßen, Heerwegen, Hochstraßen, Königstraßen, die in die Römerzeit hinaufreichen, und auf den alten Volkssteigen, den Rennwegen, die sich den Höhen entlang ziehen. Denn wenn die Römer Talwege vermieden, so noch viel mehr die Barbaren. Die Rennwege sind uns schon früher als Grenzwege begegnet; diese doppelte Bedeutung erinnert an den römischen Limes. Wie im römischen, dienten im Frankenreiche die Grenzkastelle zugleich als Marktplätze und entfaltete sich in den schon früher genannten Orten Bardowiek, Scheeßel, Magdeburg, Erfurt, Hallstadt, Forchheim, Bamberg, Pfreimd, Regensburg, Lorch ein lebhafter Verkehr. Freilich verloren die meisten dieser Orte bald ihre Bedeutung, als sich die Grenzen verschoben, und tauchen dafür andere Orte auf, die für den Verkehr günstiger lagen und sich der Förderung durch die Ortsgewalten erfreuten. Immer weniger konnten die Könige eine einheitliche Verkehrsordnung aufrecht erhalten und überließen die Sorge für die Städte wie für die Straßen den einzelnen Gauen und Gaugewalten. Die Folge davon war ein sehr ungleicher

Zustand der Straßen. Meist sah es sehr traurig aus. Nach dem Heliand gehörte es zum Charakter der Straße, daß man die Hufen der Rosse und die Fußtritte der Männer sah. Wie schlimm es mit den Nachbarschaftswegen aussah,[1] kann jeder sich leicht denken.

Der schlechte Zustand der Wege gestattete nur ein sehr langsames Reisen und zwar entweder nur Fußwanderungen oder den Ritt. Der Wagen bediente man sich nur noch zum Transport und kam damit täglich durchschnittlich nur fünf Meilen vorwärts; stärker durfte man die Pferde nicht anstrengen.[2] Als einmal der hl. Ulrich von Augsburg den Mönchen von St. Gallen ein Faß Bozener Wein zuschickte, mußte er dem Wagen mehrere Paare Ochsen vorspannen lassen und viele Fuhrknechte zur Begleitung mitgeben. An einer gefährlichen Brücke stürzte das Fuhrwerk, ohne aber dem Fasse zu schaden. Die ganze Nachbarschaft half dem Fuhrwerke wieder auf.[3] Nicht besser war es in Frankreich. Als Richer von Reims nach Chartres reiste, traf er an der Seine eine höchst schadhafte Brücke, die er mit seinem Pferde nicht zu überschreiten wagte, aber leider zeigte sich auch kein Nachen, auf dem er hätte übersetzen können, und er mußte mit seinem Begleiter schauen, wie er hinüberkam. „Wo ein Loch war," erzählt er, „legte der Begleiter hier seinen Schild den Pferden unter die Füße, dort fügte er die Bretter, die da herumlagen, aneinander, und indem er sich bald niederbückte, bald erhob, bald vorausschritt und bald zurückeilte, kam er glücklich mit mir und den Pferden hinüber."

Die Brücken ruhten in alter Weise auf Pfahlrosten oder Aufschüttungen oder Schiffen. Karl der Große baute viele Brücken am Rhein, an der Donau und Elbe und stellte die in der Völkerwanderung in Zerfall geratene Rheinbrücke bei Mainz wieder her.[4] Als Abt von Tours baute Alkuin ein Pilgerhaus zu den zwölf Brücken. Im allgemeinen führten nur selten Brücken über die Flüsse und Wasserläufe. Meist mußten die Reisenden Furten,

---

[1] Tramites, calles, semitae.

[2] Matthäi, Einhards translatio ss. Marcellini et Petri in kulturgeschichtlicher Beziehung, Grünberg 1884 S. 23.

[3] Ekkeh. cas. 5, 59 (p. 108).

[4] In einer Urkunde von 803 wird der Platz an der Brücke mit dem alten deutschen Namen ad brachatum genannt, mittelhochdeutsch ze den racheden; wahrscheinlich eine Umdeutschung des romanischen arcata, Bogenreihe.

seichte Stellen aufsuchen — nicht ohne Grund machen viele Ortsnamen auf diesen günstigen Umstand aufmerksam. Weidende Tiere zeigten oft den Weg, eine Hirschkuh, ein Ochse, ein Eber. Daher erklärt sich die Steigerung Haßfurt, Schweinfurt, Ochsenfurt, Frankfurt. Oft vermittelten Fähren den Verkehr; fromme Einsiedler machten es sich zur Aufgabe, Reisende überzusetzen; man erinnere sich an die Legende vom hl. Christoph. Wegen des schlechten Zustandes der Straßen bevorzugte, wer es konnte, die Schiffahrt. Auf der Rhone und dem Rhein liefen immer noch zahlreiche Schiffe, und der Main blieb nicht weit zurück. Viele Kiele flogen nach dem Ausdrucke eines damaligen Schriftstellers mit geschwellten Segeln über den Rhein[1] und beförderten nicht nur Getreide und Wein, sondern auch Kranke und Pilger.[2] Darum wandte Karl der Große den Flüssen besondere Sorgfalt zu, schon weil sich Truppen so rascher verschicken ließen, und faßte sogar Kanalverbindungen ins Auge; so wollte er Donau und Rhein miteinander verbinden. Mit fast übermenschlicher Kraft hatte bei Säckingen Fridolin den Rhein in ein anderes Bett gezwungen und Raum für seine Siedelung gewonnen.[3] Die Missionare drangen auf ihren leichten Kähnen in die unwirtlichsten Gegenden vor; zu Schiff kam Adalbert sogar nach dem fern im Osten liegenden Preußen. An Binnengewässern wurden die Schiffe mit Stangen gestoßen und stromaufwärts, wo es die Ufer gestatteten, durch Tiere und Menschen mittelst Seilen gezogen. Vielfach haben Grundherrschaften auf ihrem Gebiete eine solche Schiffahrt eingerichtet und dazu Schiffzieher, Färgen (perriparii) angestellt, die sie zur Saatzeit auch zum Treiberdienst verwendeten. Berühmt war der unmenschliche Gesang, womit sie die Tiere antrieben: So schnarren, lautet ein Sprichwort, die Fährleute, wenn die Ochsen pflügen.[4]

Am ausgedehntesten bestand dieser Uferdienst bei den Nordmännern, den Friesen und Dänen. Diese verfügten über einen großen Reichtum von Schiffen. Sie benützten lange und breite Schiffe, hochbordige und niederbordige, leichte und schwere, leichte

[1] Ecce volant centum per Rheni flumina puppes velaque candidulis consociata modis; Nig. 4, 287; M. G. ss. 2, 506; P. l. 2. 66.

[2] Translatio Marcellini 39, 93 (Boll. Iun. 1, 191, 205).

[3] Boll. Mart. 1, 439.

[4] Mon. Sang. 1, 19 f. S. 97 N. 3; Horat. 1 sat. 5, 6.

Schuten, Schnecken, Fähren und Nachen, Schiffe mit und ohne Deck. Das Vorder- und Hinterteil unterschied sich nicht voneinander, so daß sie ohne Wendung anlegen konnten. In älterer Zeit kannten sie auch keine Segel, sondern ruderten ihre Schiffe und versahen sich wohl mit 10 bis 40 Rudern. Seitdem die Segel sich verbreiteten, verzierten sie dieselben und wechselten mit blauen, grünen und roten Streifen. Auch die Vorder- und Hintersteven trugen verschiedene Zier und liefen in Tiergestalten, Drachenköpfen, Pferde-, Stier-, Geier- und Menschenköpfen aus. Mit ihren fliegenden Schiffen drangen die Nordgermanen bis zum Mittelmeer vor. Auf dem Mittelmeer selbst bestand, obgleich die Seeräuberei überhand nahm, immer noch ein reger Verkehr.

Die orientalischen Waren gelangten meist zu Wasser über Italien nach Deutschland und zwar über den Großen St. Bernhard. Seltener kamen östliche, die Bündnerpässe, und westliche inbetracht. Als die Karlinger ihr Reich teilten, sahen sie darauf, daß sich jeder einen Paß sicherte, und sie verteilten daher unter sich die Täler von Chur, Aosta und Susa. Ein anderer Handelsweg von dem Orient führte über Rußland, dagegen blieb der wichtige Donauweg jahrhundertelang gesperrt, zuerst durch die Avaren und Hunnen, dann durch die Ungarn. Erst als der hl. Stephan leidliche Ordnung in Ungarn schuf, im elften Jahrhundert, konnte die Donaustraße benutzt werden.[1] Bis dahin hatte der russische Handel, dessen Träger meist Nordgermanen, aber auch Griechen und Araber waren, eine hohe Bedeutung; ein wichtiger, aber sehr gefährlicher Weg führte von Mainz über Erfurt in die Slavenländer, in das Wolgagebiet. Die Elbe verband die Böhmen mit den Wenden; damit hängt wohl auch die Bedeutung Magdeburgs zusammen. Wichtige Stapelplätze waren Bardowiek bei Hamburg, namentlich aber Jumne (Wollin) in Pommern, Truso bei Elbing[2] und Gnesen.

Für die Unterhaltung der Straßen und Brücken durften ihre Inhaber mit Genehmigung des Königs Zölle erheben, die zugleich ein Entgelt für die den Reisenden gewährte Sicherheit sein sollten. Aber die Inhaber sahen mehr auf die Einnahme als auf die zugrunde liegende Pflicht. Ohne daß sie eine entsprechende Leistung

[1] Heyd, Histoire du commerce du Levant 1. 80.
[2] Nach Wulfstan in Alfreds Übersetzung des Orosius.

boten, erhoben die Anwohner Zölle aller Art, nicht nur Rad-, Saum- und Staubzölle, Markt- und Brückenzölle, sondern auch Schiff-, Ufer- und Hafenzölle.[1] Auf Grund königlicher Genehmigung mußten in Italien die Salzhändler von Comacchio, die den Po hinauffuhren, an jedem Hafen den Uferwächtern[2] Speisung gewähren, ein Zehntel der Fracht als Ufergeld[3] bezahlen und bei jedem Anlaß die Pfahllösung und eine Übergangsgebühr erlegen, namentlich wenn sie Nebenflüsse hinauffuhren.[4] Ähnliche Zölle begegnen uns auf dem Handelswege an der Donau, worüber das Zollregister von Raffelstetten einen Aufschluß gibt. Es handelt sich auch hier hauptsächlich um den Salzhandel aus Bayern; Schiffe, die von Passau kamen, mußten bei Rosdorf eine halbe Drachme geben, bei Linz mußte jedes Schiff vom Salz drei Scheffel und ebensoviel bei Ebersburg und Mautern abliefern. Salzwagen auf Nebenwegen mußten einen Scheffel bezahlen. Zollfrei waren die Bayern in diesen Gegenden. Den Ausfuhrzöllen entsprachen die Einfuhrzölle für den Handel aus dem Osten, der sich hauptsächlich auf Wachs und Sklaven bezog; auf eine Manneslast Wachs traf nur ein kleines Maß,[5] auf eine Pferdelast zwei Maße, auf eine Sklavin und auf einen Hengst eine Tremisse, auf einen Sklaven und eine Stute eine Saige (ein alter Denar). Der Zoll stieg ziemlich hoch und war selten geringer als jene Gebühr, die nach anderen Nachrichten der Bischof von Aosta von jeder in seine Stadt eingeführten Ware erhob, die sich bis auf 6 Prozent belief.[6]

Zu den königlichen Zöllen traten überall private Zölle hinzu. Wo immer ein Tor, eine Brücke, eine Landungsstelle sich befand, mußten die Kauffahrer etwas hängen lassen. Die Grundbesitzer errichteten Brücken auf freiem Felde, spannten Seile über die Straßen, erhoben Brückenzoll, auch wenn man unter der Brücke

[1] Navigatus, ripaticus, passionaticus, pontaticus, portaticus, rotaticus, temonaticus, volutaticus, pulveraticus, saumaticus, cespitaticus, salutaticus, laudaticus, foraticus, mutaticus; vgl. Ducange unter diesen Wörtern und diplom. Dagoberti I 629, M. G. Dipl. 1, 141.

[2] Riparii (richtiger vielleicht Schiffleiter).

[3] Ripaticum.

[4] Palfictura — transitura. Vgl. den Vertrag von 715 bei Hartmann, Zur Wirtschaftsgeschichte Italiens S. 76.

[5] Massiola; M. G. Cap. 2, 251.

[6] Vgl. S. 127 Note 4, S. 161; I, 190; Schulte, G. d. Handels 1, 68.

durchfuhr.[1] Daher verbot Karl die Verzollung der Waren, die zu eigenem Gebrauch bestimmt waren; der Raffelstetter Tarif hebt eigens die Freiheit der in der Ostmark lebenden Bayern von den Salz- und anderen Zöllen hervor. Frei waren ferner Pilger, Soldaten und Hofleute und wer an den Königshof und ins Feld zog. Deshalb verkleideten sich manche Kaufleute als Pilger, um den Zöllen zu entgehen. Endlich gewährten die Könige vielen begünstigten Klöstern die Zollfreiheit.

## 7. Der Markt und Handel.

Schlechte Wege und Zölle waren nicht die größten Schwierigkeiten, die sich dem Handel entgegenstellten, eine noch größere Gefahr lag in der Rechtlosigkeit der Fremden. Das Recht schützte sie wenig vor Verfolgung und Beraubung. Bei dem streng formalen Charakter des Prozesses hatte der Fremde, der die üblichen Formeln nicht kannte, einen schweren Stand. Es mag den Fremden oft zumute gewesen sein wie heute dem Kaufmann, der vor einem malayischen oder japanischen Gericht sein Recht suchen soll. Diesem Übelstand begegneten die Kaufleute durch Zusammenschluß zu Gilden und durch königliche Schutzbriefe. Die Könige nahmen die redlichen Händler gegen die Ablieferung eines Zehnten oder Elften in ihren Schutz.[2]

Eine erhöhte Sicherheit bot der Markt, das Marktrecht, der Marktfrieden, und zwar nicht nur den Fremden, sondern auch den Einheimischen, die er von dem wucherischen Kleinverkehr bewahrte. Das Marktrecht wurzelte in einem älteren Kultfrieden, berührte sich mit dem Gottesfrieden und war eine Erweiterung des Gerichtsfriedens. Da der öffentliche Schutz Sache des Königs war, konnten an sich nur die Könige das Marktrecht erteilen, ganz abgesehen von den damit verknüpften Zöllen, von den Münzen, von Maß und Gewicht, die Regalien waren. Viele Märkte gehen nachweisbar auf die königliche Verleihung zurück, und viele Marktorte behielten auch immer einen gewissen Zusammenhang mit dem Königtum und

[1] Das fränkische Recht hatte eine Absperrung (lacina) mit 15 Schillingen bestraft; L. Sal. 34 (33); nach Pippin sollte jeder, der ungerechte Zölle zur Anzeige brachte, die Hälfte davon erhalten; die Sitte riß aber trotzdem immer mehr ein; M. G. Cap. 1, 32, 124.

[2] Mundium, mundiburgium.

zwar nicht bloß jene, die an Königspfalzen sich anschlossen, sondern auch diejenigen, die an andere Fronhöfe, Bischofshöfe und Klöster sich anlehnten, und ein großer Teil der Bürgerschaft rettete seine Freiheit im Zusammenhang mit dem öffentlichen Heer- und Gerichtsdienst. Immer aber war ein Marktherr vorhanden, dem die Regalien zufielen.[1]

Schon zur Römerzeit übten die Bischöfe über das Maß und Gewicht eine gewisse Aufsicht.[2] Maß und Gewicht hatten umsomehr Bedeutung, als die herrschende Naturalwirtschaft alle Leistungen danach bemaß, und als jede einheitliche Regelung an der Verschiedenheit der Verhältnisse scheiterte. Mit dem Maß und Gewicht hing aufs engste die Münze zusammen, da das Geld zugewogen wurde.

Auf dem Marke boten nun die Kaufleute zu Festzeiten besonders kostbare Waren, Metallwaren, Gewebe, Gewürze, Heilstoffe an, die sie aus der Ferne herbeiholten.[3] Viele dieser Waren, namentlich Salz, vereinzelt auch Sklaven, setzten die Kaufleute im Hausierbetrieb ab. War die Festzeit vorüber, so lag der Marktort öde und verlassen und bot nicht das Bild einer Stadt. Ein Jahrmarkt begründete noch keine Stadt. Erst als Einzel- und Kleinhändler, Krämer sich niederließen und die wichtigsten Waren beständig anboten, als auch das Handwerk sich mehr regte und die Märkte sich öfters wiederholten, alle Vierteljahre, Monate oder gar alle Wochen,[4] erhielt ein Ort eine größere Bedeutung. Ständige Kaufbuden,

[1] So erhielt um 776 ein Ort Westera bei Fulda, 833 Corvei, 861 Prüm, 898 Münstereifel den Markt samt dem Zoll, teloneum, und der Münze. An letzterem Orte erhielt das Kloster ausdrücklich zwei Drittel des Zolles, d. h. den Teil der Einkünfte zugewiesen, der sonst dem Fiskus zufiel, während ein Drittel dem Grafen verblieb. Rathgen, Entstehung der Märkte in Deutschland S. 9 ff.

[2] Küntzel, Verwaltung des Maß- u. Gewichtswesens in Deutschland 1894.

[3] Als Kaufwaren erwähnen die Kapitularien: aurum, argentum, gemmae, arma et vestes, mancipia non casata et hae species, quae ad negotiatores pertinere noscuntur. Aus dem Perserreiche müssen viele Gewebe bezogen worden sein, da sich in Karls des Großen Reliquienschrein und anderwärts Stoffe befanden, deren Heimat die eingewobenen Figuren des Lebensbaumes, Elefanten, Greifen, Drachen verraten.

[4] Ein Wochenmarkt wird zuerst erwähnt 841 in einer Urkunde Lothars I., wo die Rede ist von forum venalium rerum tam anniversarium quamque hebdomadarium, Bouquet VIII, 377.

mansiones, stationes, begegnen uns zuerst in Italien als Einnahmequellen der Stadtherren.[1] Auch in Deutschland ließen sich Händler nieder, z. B. 829 zu Worms, und zwar Fremdlinge, Friesen, Juden und erwarben Grund und Boden.[2] Allmählich vermehrten sich die ansässigen Handwerker, die Weber, Walker, Töpfer, Goldschmiede. Wie ihre Niederlassung erst im Verlaufe der Zeit erfolgte, erhellt aus dem Umstande, daß der Markt und die sich daran anschließenden Buden und Werkstätten oft außerhalb der Altstadt, des Fronhofes, des Bischofshofes liegen und ein ganz anderes Recht genossen.[3]

Die Stadtherren begünstigten die Niederlassung der Kaufleute und Handwerker gegen geringe Zinse und gewährten Vorteile, deren die ackerbauende Bevölkerung entbehrte: hier liegt die Wurzel der späteren Stadtfreiheit. Sogar den Juden räumten sie Vorrechte ein, die uns überraschen und, wie wir noch sehen werden, den Neid der Christen erregten. Nur den Handel mit Kirchensachen, auch den Vertrieb von Getreide und Wein verboten ihnen die Könige. Während andere Kaufleute den elften Teil des Handelsgewinnes abliefern sollten, wurde den Juden aber ein Zehntel auferlegt.[4]

Die Waren der Händler und Handwerker wogen die Käufer mit den Überschüssen ihrer Wirtschaft auf; der Handel durchbrach also die geschlossene Hauswirtschaft an allen Orten. Unter den Gegenwerten stand an erster Stelle Getreide und Vieh. Die Alamannen verkauften Rinder, die Sachsen und Thüringer Rosse, die Bayern Salz. Auch Eisenwaren und Linnengewebe begegnen uns bald als Ausfuhrartikel. Die Nordgermanen, teilweise auch die Niedersachsen[5] und Slaven bezahlten mit Sklaven die Einfuhr.

Der Handel vollzog sich hauptsächlich im Tauschwege ohne Vermittlung des Geldes. Aber gerade der Tausch gewährte den fremden Händlern ein entschiedenes Übergewicht. Nur die Aussicht auf großen Gewinn konnte die Händler bewegen, allen Gefahren zu trotzen. In dieser Hinsicht wirkte das Altertum sehr ungünstig ein. Hier bestanden gegen den Wuchergewinn keine Bedenken. Dazu

[1] Sie waren mit census belastet; Hartmann, Zur Wirtschaftsgeschichte 105.
[2] Schannat H. Worm. 2, 5.
[3] Rietschel, Markt und Stadt 57.
[4] Nach einem Capitular von 877 (II, 361).
[5] Adam. Brem. 1, 31.

kam die Unsitte, daß ein Handel ohne Feilschen undenkbar war, eine Gewohnheit, die noch heute die romanischen Völker beherrscht. Eben darum gingen die Händler, wo sie es konnten, den öffentlichen Märkten aus dem Wege und verkauften auf Nebenwegen. Daher erklären sich die vielen Klagen über ihre Gewinngier, ihr Streben nach Monopolpreisen, über den Aufkauf und Vorkauf. Sie benutzten oft die Geldnot der Leute, ihnen Rohprodukte billig abzudrücken und Tücher, namentlich friesische Gewänder, teuer abzusetzen. Auf der anderen Seite boten Hungersnöte den Grundherren und reichen Landwirten Gelegenheit, ärmeren Leuten, auch Handwerkern und Krämern die notwendigen Lebensmittel mit Wuchergewinn aufzuhängen.

Umsonst verbot die Kirche, etwas teurer zu verkaufen, als man es gekauft hatte.[1] Ebenso vergebens bezeichnete es Karl der Große als Wucher, mehr zu verlangen, als man gegeben hatte.[2] Dieser Satz ging zu weit und hätte, streng angewandt, allen Handel zunichte gemacht, zumal da auf die Zeit- und Wertdifferenzen keine Rücksicht genommen wurde. Daher entstand die Frage: Sollten gesunkene Preise der Ankäufer und gehobene Preise der Verkäufer allein genießen? Sollte der Kaufmann neben seinen Barauslagen gar keinen Lohn, geschweige einen Gewinn beanspruchen dürfen? Und wenn doch, was war ein gerechter Lohn? Darüber kamen die Theoretiker nicht zur Klarheit; die Praxis kümmerte sich freilich wenig um ihre Bedenken und gestattete ziemlich hohe Löhne. Obwohl nun die Kirchenlehrer die Tätigkeit der Kaufleute gelegentlich als nützlich anerkannten, kamen sie doch aus den Bedenken nicht heraus, weil sich, wie wir sehen werden, gleich das Ungetüm des Wucherbegriffes einstellte, sobald sie diese Frage aufgriffen. Jedenfalls glaubten sie dem Staate empfehlen zu dürfen, alle geheimen Verkäufe, jeden Aufkauf, jeden Alleinverkauf, jeden Kreditwucher zu verbieten. Die Preise sollten sich frei und öffentlich entwickeln, der Handel sollte offen vor Zeugen auf dem Markte getrieben werden.

Den Juden hätte der König am liebsten den Handel mit Waren ganz verboten, wie aus einer entsprechenden Verordnung Karls des Großen hervorgeht.[3] Doch scheint unausgesprochen hier

[1] Turpe lucrum sequitur eum qui minus emit ut plus vendat.
[2] Usura est ubi plus requiritur quam datur; Nimweger Kapitular 806 c. 11.
[3] Capitulare de Iudaeis 3 (II, 258); s. Schaub, Zinswucher 53.

nur der geheime Handel gemeint zu sein. Bei Mißwachs war die Getreideausfuhr, immer aber der Verkauf von Sklaven, Hörigen, Hengsten und Waffen über die Grenze wie schon im römischen Reiche verboten. Dem Waffenschmuggler drohte der Verlust seiner ganzen Ware. Um den Grenzverkehr zu überwachen, wurden die Amtmänner angewiesen, die Kaufleute bis zu den Grenzfestungen zu geleiten.

## 8. Geldwesen.

Gegenüber dem Preiswucher spielt der Zinswucher noch eine untergeordnete Rolle. Die Gesetzgebung unterscheidet kaum zwischen beiden Arten von Wucher und behandelt beide als Ausfluß der Habsucht. Zuerst hat die Synode von Aachen 789 und dann besonders ausführlich die von Paris 829 ein Zinsverbot erlassen und es mit dem Hinweis auf viele Schriftstellen, darunter namentlich Moses 15, 7; 23, 19 begründet. Die letztere Stelle erlaubt das Zinsnehmen nur gegenüber den Fremden. Aber diese Einschreitung erkannte die Pariser Synode nicht an und meinte, die Evangelien seien über diese Unvollkommenheit hinweggeschritten.[1] Die Lukasstelle 6, 35 kam erst später zur Geltung. Erst das elfte und zwölfte Jahrhundert beschäftigte sich eingehender mit der Zinsfrage, da inzwischen das Geldwesen sich weiter entwickelt hatte. Solange das Geldwesen sich innerhalb enger Grenzen bewegte, schadete ein Zinsverbot nicht allzuviel. Die ohnehin stark eingeschränkte Gewinngier fand Auswege genug, wo nicht in dem gefährlichen Handel, so doch in der Grundrente. Die Grundrente bot einen reichen Ersatz.[2]

Gerade in karlingischer Zeit kam das Geld fast nur als Tauschmittel, nicht als Wertzeichen inbetracht und wurde in der Regel gewogen. Der Geldumlauf war sehr gering. Alle Geldwerte deckten entsprechende Naturalleistungen, das Volksrecht der Sachsen setzte Schillinge in Rinder und Schafe um. In den Schätzen, über die Fürsten und Bischöfe verfügten, lag Gold und Silber ungemünzt und viele Gold- und Silbergefäße. Daraus erklärt sich die

[1] Schaub, Zinswucher 65.

[2] Daß ein Gewinnstreben bestand, beweisen viele Tatsachen; so hat z. B. 813 ein gewisser Eggiheri zu Mainz die Hoffnung ausgesprochen, weit über seinen Bedarf hinaus Gold und Silber zu erwerben. Dronke, Cod. Fuld. no. 280; Jahrb. f. Nationalök. 1900 (86) 736.

Leichtigkeit, mit der Bischof Salomo von Konstanz aus dem ihm von einem Freunde hinterlassenen Schatze allerlei Kunstwerke herstellen ließ. Einen viel größeren Bestandteil des Schatzes als Gold und Silber machten andere Gegenstände aus, wie sie die Kapitularien regelmäßig aufführen, wenn sie das bewegliche Vermögen veranschaulichen.[1] Sie heben namentlich Eisen und Eisenwerke hervor, sodann Tücher, endlich das Vieh. Der Geldumlauf sank immer noch weiter herab.

Wegen des geringen Edelmetallwertes ging das Reich zur Silberwährung über und erhöhte den Geldwert. Der Goldsolidus der Merowingerzeit, ursprünglich zu 40 Denaren gerechnet, hatte, wie aus einem Konzilsbeschluß von 813 hervorgeht, nur mehr den Wert von 36 Denaren, eine Goldtremisse den Wert von 12 Denaren. Der Goldschilling wurde nämlich auch in Drittelsstücken zu 6 Siliquen, d. h. 12 Halbsiliquen oder Denaren, ausgeprägt und auf diesen Triens der Name Schilling übertragen; begegnet uns doch auch ein Schilling von 2 Tremissen.[2] Der Schilling von einer Tremisse verbreitete sich nun mit dem Durchbruch der Silberwährung mehr und mehr. Die Silberwährung rechnet nämlich mit niederen Einheiten als die Goldwährung; man denke an das Verhältnis des Silber- zum Goldgulden, des Talers und Franken zum Louisdor, zur Guinee. Die neue Silbermünze ersetzte einfach die alte Goldtremisse, aber nicht mit einem Schlage. Noch immer begegnen uns drei- und zweitremissige Schillinge. In Sachsen rechnete man nach allen drei Münzarten; die Rechtsquellen stellen ohne äußere Unterschiede drei verschiedenartige Schillinge nebeneinander.[3] Namentlich für gewisse, seit alters herkömmliche Taxen, die Wergelder, Friedensgelder dauerte die alte Zählung nach Goldschillingen fort,[4] was ein Kapitular von 803 ausdrücklich gestattete; nur für die Fiskalschäden wird der neue Silberschilling vorgeschrieben.[5]

[1] Nämlich bei dem Heerbanngesetz s. S. 32.

[2] Capitulare Saxon. 797 c. 11; lex Saxon. 66; M. G. ll. 5. 83.

[3] So bedeutet das sächsische Edelingswergeld von 1440 Schilling wahrscheinlich zweitremissige Schillinge, es betrug in Wirklichkeit 960 Goldschillinge. Unmittelbar daneben steht das Wergeld von 120 Goldschillingen für die Liten (lex Saxon. 14 l. c. p. 52) vgl. I, 189, 285.

[4] Da für das Friedensgeld der alte Schilling galt, entsprach dem Bann von 60 Schillingen ein Friedensgeld von 15.

[5] Die Bedeutung dieses Kapitulare überschätzt Heck, Vierteljh. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 1904, 349, und zwar aus keinem anderen Grunde, als

Von den alten Denaren zu 1,36 Gramm waren auf den Goldschilling, d. h. den 72. Teil eines Pfundes, 40 Stück gegangen, Silber verhielt sich zu Gold wie 54 : 4,5, d. h. wie 12 : 1. Der Goldwert, der noch zu Anfang der Merowingerzeit höher gestanden hatte, war also von 14 auf 12 gesunken. Karl der Kahle schätzte im Pistenser Edikt nur sehr gutes Gold zu Silber wie 12 zu 1, geringes Gold nur wie 10 zu 1 ein. Der Grund lag zum großen Teil darin, daß mit Gold nur die überlegenen Byzantiner handelten und daher hohe Preise stellten. Innerhalb des fränkischen Reiches standen die Preise niedrig und so hätten die Byzantiner großen Gewinn im Handel gemacht, wenn ihr Gold nicht entsprechend nieder gewertet worden wäre. Die niedrige Schätzung des Goldes hatte daher eine ähnliche Bedeutung wie der ungünstige Wechselkurs, den viele Ausfuhrländer bei ärmeren Völkern sich gefallen lassen müssen. Nun berechneten die Frankenkönige die griechischen Aurei, Mankusen (Hyperper) im Wert der alten Goldschillinge von 40 Denaren[1] nach den herabgesunkenen alten merowingischen Schillingen und zahlten nur 30 Denare darauf, erhöhten aber wider Erwarten das Denargewicht von 1,36 auf 1,5, vielleicht sogar 1,7 Gramm, so daß das Silber zu Gold stand wie 1 : 11.[2] Sie wollten damit wohl einer weiteren Münzverschlechterung Einhalt tun. Vielleicht haben Eroberungen den Silbervorrat verstärkt.

Dem Metall nach hatte der Denar etwa einen Wert von 27 Pfennig; der Denar war schwerer als die früheren Zwanzigpfennigstücke.[3] Da Karl die alte Zählweise beibehielt, wonach 12 Denare auf den Silberschilling gingen, und aus dem Silberpfund 20 Schillinge prägte, gelangte er zu einem Pfund von 367, ja sogar von 409 Gramm Silber, während das alte Römerpfund nur 325 Gramm

---

weil er die hohen Beträge für seine Ständetheorie nicht brauchen kann. Darum sinken für ihn die oben (N. 3) angeführten 1440 Schillinge auf 160 zusammen. Umgekehrt hebe Hilliger, meint Heck, die 50 Schillinge Freienwergeld der Friesen auf die Höhe von 160 durch die Annahme von „Riesenschillingen", wozu ihn aber Cap. 816 (I, 268) berechtigt.

[1] Deren Silbergewicht 2 Unzen, 54 Gramm betrug.

[2] Diese Erhöhung widerspricht unserer Erwartung; denn bei der früheren Währung hätten sie 40 Denare für den Goldschilling beibehalten dürfen und hätten nicht auf 30 herabgehen müssen.

[3] Infolge der Silberentwertung hat heute ein Gramm nur noch den Wert von 9 Pfennig, die Hälfte des Prägungswertes.

betrug. Das alte Römerpfund zerfiel in 12 Unzen zu 27 Gramm (im Nordischen heißt die Unze Öre). Auf eine Unze rechnete man 20 Denare. Enthielt das neue Pfund 409 Gramm, so wog es 3 Unzen mehr. In der Tat begegnet uns zuerst bei den Angelsachsen ein Pfund zu 15 Unzen. Die spätere kölnische Mark enthielt acht Unzen.[1] Ein verstärktes Pfund ergibt auch das Frankfurter Kapitular 794, wo die Scheffel in Pfunde umgesetzt sind. Das hohe Pfundgewicht verhinderte indessen nicht ein fortgesetztes Herabgleiten der Münzschwere; schon die Nachfolger Karls haben geringwertige Denare ausgeprägt zu 1,4 Gramm; die Funddenare betragen ohnehin selten viel mehr als ein Gramm.[2] Zu höheren Münzsorten, zu Schillingen, geschweige zu Pfunden, reichte der Metallvorrat nicht aus. Wäre der Solidus geprägt worden, so hätte er die Größe eines Talers haben müssen. Erst im dreizehnten Jahrhundert begegnen uns wirkliche Münzen, die dem inzwischen stark gesunkenen Schilling entsprachen, nämlich Groschen (Matapane) und Turnosen.

Wegen des Mangels an Metall stieg die Kaufkraft sogar noch gegenüber der Merowingerzeit. Für einen auf ein Drittel herabgesetzten Schilling kaufte man so viel wie vor einigen Jahrhunderten um den Goldschilling. Daher zeigen die Preisangaben für gewisse Hauptgegenstände des Bedarfes, namentlich für Rinder, Pferde, Metallwaren eine auffallende Übereinstimmung. Die Kaufkraft des Geldes betrug gegen heute gut das Zehnfache, wenn nicht noch mehr, während sie zur Römerzeit wohl nur das Dreifache ausgemacht hatte. Ein genaues Verhältnis läßt sich deshalb nicht feststellen, weil ein fester Wertmaßstab fehlt; das Getreide stand verhältnismäßig zu hoch, das Vieh zu nieder, ganz abgesehen von den schwankenden Maßverhältnissen.

Durchschnittlich kostete ein Modius, ein Scheffel von 50 Liter[3] gewöhnlichen Getreides (Haber, Gerste, Dinkel) einen Denar, Weizen das Doppelte.[4] Nach dem früher angegebenen Scheffelgewicht (50, 80, 90, 96) müßte ein Scheffel Haber 1 Denar, Gerste 1 3/5, Roggen

[1] Eine halbe Unze hieß Lot; Hilliger, Hist. Vierteljahrsschrift 1900, 191.

[2] Luschin, Münzgeschichte 162.

[3] Nach anderer Berechnung 60 Liter; vgl. S. 89 N. 2, S. 127 N. 4, S. 137. Zwei modii war ein Malter.

[4] Inama-Sternegg 1, 520.

1⁴/₅, Weizen 2 Denare betragen.[1] Indessen gelangte Karl zu höheren Sätzen, wie schon hervorgehoben wurde, da er auch andere Umstände berücksichtigte. Nach seinem Tarif[2] kostete ein Scheffel Haber 1 (2) Denar, Gerste 2 (3), Roggen 3 (4), Weizen 4 (6) Denare. Um einen Denar oder Pfennig sollte man demnach 12 Weizenbrote oder 15 Roggenbrote oder 20 Gerstenbrote oder 25 Haberbrote zu je 2 Pfund erhalten.[3] Ein Huhn kostete ½ Pfennig, ein Frischling 4, ein Schaf 6 Pfennig, ein Schwein 8—12 Pfennig, eine Kuh oder ein Ochse 3—6 Schilling, während früher eine Kuh nur einen Schilling gekostet hatte.[4] Ein Pferd galt 10—30 Schilling. Sehr billig war das Land; eine Hufe kostete 1—3 Pfund oder 20—60 Schilling, ein Morgen zwischen einem Schilling und einer Unze, 4 Morgen werden einmal um ein Schwert gegeben. Sehr teuer kamen Gewerbserzeugnisse zu stehen, eine Pflugschar kostete 4 Pfennige, ein Schwert 7 Schilling, ein Helm 6, ein Schuppenpanzer 12 Schilling, ein Wagen 16—20,[5] ein Haus 12—50 Schilling, ein Hof mit Gebäuden und Zubehör wird einmal um 130 Schilling verkauft. Ein Siclus (Eimer) Bier, etwa 34 Liter, kam auf ³/₅ bis 1 Pfennig, der Wein doppelt, ja vierfach so hoch. Der gewöhnliche Taglohn betrug ½ bis 1 Pfennig, für besonders gute Arbeit 5 Pfennig.[6]

Diese Preise sind zwar keine Marktpreise, aber auch nicht willkürliche Erzeugnisse beliebiger Schätzung, sondern der naturgemäße Ausdruck der Wirtschaftsverhältnisse. Sie haben zur Voraussetzung einen Zustand, in welchem Viehzucht vergleichsweise noch stark überwog und die Feldfrüchte höhere Werte darstellten. Alles, was Arbeit enthält, hat höheren Wert, als was die überall offenstehende Natur fast von selbst bietet. Daraus erklären sich nicht nur die

[1] Heute kostet ein Scheffel Haber 4 Mk., Gerste 6 Mk., Roggen 7 Mk., Weizen 9 Mk. Dem Gewicht nach besteht ein ganz geringer Unterschied im Preis.

[2] Cap. Francof, 194.

[3] Für Dinkelbrot ist kein Preis angegeben, s. S. 137.

[4] In Alcuini propos. 5, 38 kostet ein porcellus ½, ein verres 10, eine scrofa 5 Denare, ein Ochse 1 Schilling, ein Pferd 3 Schilling.

[5] Soviel als 4 Ochsen; Guérard Polyptique 1, 673.

[6] Im Römerreich betrug der Taglohn ebenfalls einen Denar, aber einen schweren Denar von 4 Gramm; Matth. 20, 13; s. Kulturgesch. d. r. Kaiserzeit 1, 255 (269).

höher als die Viehpreise stehenden Getreidepreise, sondern auch die hohen Häuser-, Kleider- und Waffenpreise. Zwar ist die rohe Arbeit wegen der Sklavenhilfe noch wenig, umsomehr aber die qualifizierte Arbeit geschätzt. Die geistige Leistung und Erfindung hat in dieser rohen Zeit die höchsten Werte. Je mehr sich in der Neuzeit die Arbeit entwickelt, der Geist sich ausdehnt und die Arbeiter ihre Rechte erkämpfen, um so tiefer sinkt der Wertmaßstab der geistigen Arbeit und um so höher steigt der Wert der Rohproduktion, der Grundrente, der Handarbeit und des Kriegsdienstes. Es liegt darin eine merkwürdige Rache der Natur und der körperlichen Arbeit.

## XXXIX. Verwirrung im Reiche.

So sehr sich Karl der Große bemüht hatte, einen blühenden Verkehr zu schaffen, der Zersplitterung aller Kräfte zu steuern und eine Kultureinheit zu begründen, so blieb ihm doch ein dauernder Erfolg versagt. Die einzelnen Gaue und ihre Beherrscher waren viel zu mächtig. Gerade weil der König auf ihren guten Willen angewiesen war und ihre Dienste besonders belohnen mußte, stieg ihre Macht immer mehr. Alle Einheitsmittel, die Karl geschaffen oder wieder erneuert hatte, zerfielen daher rasch wieder; keine Straßen, keine Post, kein einheitliches Recht verband die zerstreuten Glieder mit dem Mittelpunkt. Den Nachfolgern Karls gelang es nicht, die Reichsteile zusammenzuhalten. Ihre Macht schwand rascher dahin als die der Merowinger.

Karls des Großen Sohn Ludwig war zwar sehr fromm, aber schwach. Er hörte die Worte der Mönche und Einsiedler lieber als den Klang der Schlachthörner, sang lieber Psalmen, las lieber die Bibel und ging zur Zerstreuung auf die Jagd, als daß er die Reichsgeschäfte betrieben hätte. Kaum einen Tag in der Woche, klagt das Volk, finde er Zeit zu Gericht zu sitzen. Als er einen Tag für dieses Geschäft anordnete, gab er den Auftrag zu sorgen, daß er nicht überlaufen würde. Bei solcher Schwäche ist es kein Wunder, daß er unter wechselnde Einflüsse geriet, den Weibern, Höflingen und sogar Juden Gehör schenkte. Besonders viel über ihn vermochte seine zweite Frau Judith, eine sanfte blonde Schwäbin,[1] die am Hofe herrschte. Zugunsten ihres eigenen Sohnes suchte sie die älteren Söhne Ludwigs zu benachteiligen und veranlaßte dadurch ihre Empörung. Seine eigenen Söhne zwangen Ludwig zur Abdankung und zur Kirchenbuße.

[1] Suavis et blanda.

Im Reiche entstand eine beispiellose Verwirrung. Die Großen des Reiches, Grafen und Fürsten benahmen sich selbstherrlich und betrachteten ihr Amt als erblich. Zunächst behielt sich der König mindestens das Recht vor, unter den Söhnen eines Beamten zu wählen, aber mit der Zeit entging ihm auch diese Macht. Die Großen zerrissen die kaum geschaffene Einheit des Reiches und bekümmerten sich wenig um die Kirche, die Stütze des Reiches, das sicherste Organ der Einheit. Sie scheuten sich nicht, wie Chronisten berichten, die Kirche ihrer Güter zu berauben, mißachteten die Zins- und Zehntpflicht, die ihnen frühere Herrscher aufgelegt, und schlugen Fasten- und Sonntagsgebote in den Wind. Anstatt in die Kirche zu gehen und das Wort Gottes anzuhören, Almosen zu geben und Kranke zu besuchen, sagt Hrabanus, pflegen viele nur weltliche Vergnügungen. Kaum haben sie ihren Rausch ausgeschlafen, so gehen sie auf die Jagd oder geben sich Possen oder dem Spiele hin oder erregen Streit, bis das Essen von den Knechten bereitet sei. An Sonntagen, klagen kirchliche Schriftsteller, werde Markt und Gericht gehalten und die Kirchen werden zu weltlichen Dingen mißbraucht. Die Reste des Heidentums, Zauberei und Wahrsagerei, dauern immer noch fort, Liebestränke werden gebraut, Hagel erzeugt, den Kühen ihre Milch verdorben. Wie zur Strafe kamen zur Verstärkung des allgemeinen Unglücks Naturplagen hinzu. Dürre wechselte mit Hagelschlag und Regengüssen, und verheerende Krankheiten traten rasch hintereinander auf.[1] Allerdings mag die Phantasie des Volkes mehr gesehen haben, als wir heute sehen würden. Aber selbst ruhige Beobachter wie Eginhard, der den Hof Karls noch kannte, teilten die Anschauung von dem allgemeinen Verfall. Einem Wunderberichte, worin der Teufel gesteht, an allem Übel dieser Zeit schuld zu sein, fügte Eginhard die Worte bei: „Ach, wie tief ist unsere Zeit gesunken, in der nicht gute Menschen, sondern schlechte Dämonen, die Lehrer und die Anstifter der Laster und die Urheber der Verbrechen sind, uns an unsere Besserung mahnen."

Der Einbruch fremder, ungesitteter, noch heidnischer Völker, namentlich der Normannen, löste jede Ordnung auf. Die Untaten, die sie verrichteten, reizten die Christen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Da stieß ein Krieger des Königs Odo den ahnungslos

[1] Mühlbacher, Deutsche Gesch. unter den Karlingern S. 364.

im Taufbad stehenden Normannenfürsten nieder; da lockten Gesandte des Frankenkönigs den Normannenkönig unter einem falschen Vorwande von den Seinen weg, die eben das Schiff bestiegen hatten, und durchstachen ihn. Nach einer bretonischen Sage schlug der Franke, dem der bretonische Königssohn den schuldigen Tribut überreichte, diesem den Kopf ab und legte ihn zu der Zahlung, weil diese nicht das volle Gewicht hatte. Für diese Untat rächte sich der Vater Nomenoe durch einen ähnlichen Mord.[1] Die Geschichte berichtet allerdings bloß davon, daß Nomenoe durch verstellte Unterwerfung die Franken in das Land lockte und dann über sie herfiel, aber die Erzählung der Sage paßt vollständig in die Zeit hinein. Die Geschichtschreiber berichten von genug Ereignissen, die uns in die Merowingerzeit versetzen.

Wenn man den gleichzeitigen Schilderungen glauben dürfte, hätten sich alle Bande gelöst. Haß und Neid, heißt es, herrsche unter den Blutsverwandten mehr denn zwischen Fremden, der Freund traue dem Freund nicht, der Bruder hasse den Bruder, der Vater sei ohne Liebe für den Sohn, Meineid, Völlerei, Unzucht, Mord, Diebstahl, Raub seien alltägliche Dinge, niemand wehre ihnen, niemand bestrafe sie. „Alles hadert," sagt Bischof Salomo von Konstanz, „Graf und Dienstmann, im Streit liegen die Gau- und Markgenossen, in den Städten tobt der Aufruhr, das Gesetz wird mit Füßen getreten, und die, welche Land und Volk schützen sollten, geben gerade das schlechteste Beispiel. Die Großen, deren Väter einst die Empörung niederkämpften, schüren jetzt selbst den Bürgerkrieg an. Da das Volk so gespalten ist, wie läßt sich der Bestand des Reiches noch erhalten?"

Die Großen lieben, heißt es in einer Schilderung, nicht die Gerechtigkeit, sondern die Geschenke.[2] Jetzt taucht der Satz wieder auf, wie ihn ähnlich Salvian geäußert hatte, jeder Reiche sei ungerecht oder Erbe des Ungerechten. Fast keiner der Großen, sagt ein Schriftsteller, unterhält aus eigenem Vermögen seine Kriegsleute, sondern schafft sich durch Raub und Vergewaltigung die Mittel dazu; je größer sein Gefolge ist, desto weniger finden seine Bedrückungen einen Widerstand.

---

[1] Villemarqué, Barzaz-Breiz 1, 185.

[2] V. Walae 2, 1; Florus De divis. imp. 25 (P. l. 2, 560).

In ihren festen Burgen, die sie sich bauten, konnten die Herren den Großen und Königen Trotz bieten und gestärkt auf ihre Macht konnten ihre Dienstmannen, Caballarier, ihrerseits Räubereien verüben, wie Hinkmar 859 klagt.[1] Die Großen, sagt Ludwig II., gewähren Räubern Unterschlupf und Schutz, um einen Anteil am geraubten Gute zu erhalten; sie treten sogar selbst als Räuber auf.[2] Als ein wahres Wunder bezeichnet es einmal ein Geschichtschreiber, daß Gesandte aus Aquitanien glücklich nach Chalons gelangten, ohne ausgeraubt zu werden.[3] Immer wieder mußten die Könige die Anlegung von Festungen verbieten, wozu sie keine Genehmigung erteilt hatten, und mußten immer wieder solche Burgen selbst zerstören, wenn die Grafen dazu nicht imstande waren.

Um sich der Ordnung zu entziehen, schlossen die Herren förmliche Einungen, Verschwörungen, die zu Räubergesellschaften auswuchsen.[4] Wer nicht raubte, suchte wenigstens seinen Nachbar zu befehden. Das Fehderecht mußte viele Gewalttaten entschuldigen; konnte doch auch der Bauer zur Selbsthilfe greifen. Unter diesen Fehden konnte aber kein geordneter Feldbau und keine Viehzucht gedeihen. Selbst wenn die Fehde ruhte, mußte der einfache Bauer fürchten, durch den Grundherrn aus der Mark und Allmende verwiesen zu werden. Die Reichen ließen die armen Leute ihr Vieh nicht auf die Weide treiben. Da die Markgenossenschaften die Bauern ungenügend schützten und größtenteils selbst in die Abhängigkeit von den Grundherren gerieten, schlossen sich die Bauern zu Vereinen, zu Einungen oder, wie man sagte, zu Verschwörungen zusammen, im Anschluß an die alten Gilden oder Ewas (Bünde).[5] In Sachsen erhoben sich um diese Zeit die Stellinge d. h. die Freilinge gegen die Edelinge, die das Schutzverhältnis, in dem sie zu ihnen standen, ausbeuteten. Aber die Könige sahen nur mit Miß-

[1] Ad Carol. Calv. M. 125, 954.

[2] Audivimus quoque, quod quidam domos et possessiones habentes concilient sibi atque consocient latrones aliunde venientes eosque occulte foveant et solatium dent ad tale facinus perpetrandum, ut quidquid ipsi ex pernicioso opere adquisierint, cum eis partiantur; M. G. C. 2. 86 (850 c. 3). Vgl. dazu Regin. 866 (ss. I, 577, 611).

[3] Nithard II, 8.

[4] M. G. Cap. 2, 61, 177.

[5] Convivia. Vielleicht auch an römische Einrichtungen, wie Mayer, Verfassungsgeschichte 1, 526 annimmt.

trauen den Einungsbestrebungen zu und wußten auch die Kirche mit Mißtrauen zu erfüllen. In dieser Hinsicht verschlechterten sich sogar die Zustände gegenüber der Urzeit; denn damals hatten die einzelnen viel mehr Halt in den Sippen und konnten freie Genossenschaften schließen. Nicht nur die Vornehmen traten zu Blutbrüderschaften zusammen, sondern auch niedriggestellte Leute einigten sich zu Gilden und Trinkbrüderschaften. Nur bei den Angelsachsen erreichten diese Gilden die Duldung der Könige, aber auch da nur in den größeren Orten, indem sie sich wohl auf die von den Königen vorgeschriebene Freibürgschaft, die Haftung für Verbrechen stützten. Sie bildeten Friedensgenossenschaften und zugleich Gebets- und Leichenvereine, verfolgten die Friedensbrecher und traten für ihre eigenen Genossen ein. Während aber die angelsächsischen Gilden von den Normannen später unterdrückt wurden, erlebten umgekehrt die französischen Friedensbünde eine neue Blüte unter dem Schutze der Kirche und brachten Kommunen hervor. Zunächst freilich wußten die Könige nicht ungünstig genug über diese Einungen zu urteilen und setzten an ihnen allerlei aus, daß sie neue Verwirrung hervorbrächten und die Unsicherheit steigerten.[1]

So blieb dem Bauer nichts anderes übrig, als sich in den Schutz der Räuber selbst zu begeben. Das Volk kannte diese Taktik schon lange; denn es war gewöhnt, seit Urzeiten sich die Gunst der bösen Geister durch Hingabe zu erkaufen und schädigende, gefährliche Stoffe als Heil- und Zaubermittel zu gebrauchen. So nahm die Hingabe Freier an die Grundherren immer mehr zu, obwohl sie nicht immer das beste Los erwartete; denn wir hören, die Grundherren lassen ihren Hörigen vom Ertrage ihrer Arbeit kaum den nötigen Unterhalt. Sie berauben bei Todesfällen unter dem Vorwand des Spolienwesens die Erben des väterlichen Nachlasses, klagt 814 Ludwig der Fromme.[2]

Nicht genug mit Raub und Gewalt, stürmten auch Hungersnöte auf das arme Landvolk ein. Große Heuschreckenschwärme vernichteten 873 die Ernte, und in anderen Jahren brachten Fehden und Kriege, Stürme und Unwetter die gleichen Wirkungen hervor. Den allgemeinen Notstand benutzte die Habgier der Reichen und

---

[1] M. G. Cap. 1, 124, 301, 318.

[2] M. G. ss. II, 593; Greg. Tur. 6, 11; v. Walae 26, 27.

Großen zu ihrem Vorteil; die armen Leute mußten Vieh und Lebensmittel gegen Wucherzinse leihen. Große und kleinere Grundherren, Beamte und Kleriker wandten zweierlei Maß an, ein kleines bei der Ausleihe und dem Verkauf und ein größeres bei der Rückgabe. Wenn die Bauern ihr Getreide auf dem Halme verkauften, bezahlten die Reichen für einen Scheffel Getreide statt zwölf Denare drei, und sie schlugen alle Verbote in den Wind.

Mit der Gewalttat und dem Betrug verband sich die Unzucht, so daß wir uns manchmal in der Merowingerzeit mit ihren Greueln, ja noch weiter zurückversetzt glauben in die roheste Urzeit. Nach den Klagen der Bischöfe auf den Konzilien zu urteilen, muß die Raubehe an der Tagesordnung gewesen sein, so häufig kam die Entführung von Jungfrauen, Bräuten, Witwen und verheirateten Frauen, ja auch von Nonnen vor.[1] Sogar die viel geordneteren Zustände des Ostreiches verhinderten Gewalttaten dieser Art nicht, so daß schon Justinian dagegen einschreiten mußte.[2] Trotzdem die Kirche daran festhielt, daß die Entführer sich der Kirchenbuße zu unterziehen hatten, mußte sie oft Nachsicht üben und gestattete wieder Verbindungen, wenn nur nachträglich die Beistimmung der beraubten Eltern und der geraubten Jungfrauen erfolgte.[3] Wie Hinkmar und Regino nachmals klagen, mußten gar oft die Priester der Gewalt weichen, die dem Banne verfallenen Entführer und Ehebrecher aufnehmen, vor ihnen die Eucharistie feiern und ihnen die Kommunion reichen.[4]

Bei der Zersplitterung des Reiches konnten Entführer, Ehebrecher, von der Kirche Gebannte leicht von einem Reichsteil zu einem anderen fliehen und sich verbergen; sie fanden sogar Schutz bei den Königen, wenn sie gerade in Feindschaft mit einem Bischof oder einem anderen Fürsten standen. Kaum hatten die Söhne Ludwig des Frommen 851 sich verpflichtet, solche Gebannte auszuliefern, so schlug Kaiser Lothar I. das Versprechen in den Wind und beschützte einen Ehebrecher. Seinem Schwager Boso von Burgund

[1] Kapitulare 819, 845, 850.

[2] Iust. Nov. 143.

[3] Konzil von Paris 846.

[4] Dictum est nobis quod quidam laici in domibus propriis praecipiant presbyteris missas celebrare, et inter canum discursus et scortorum greges sanctitatis mysteria polluantur magis quam consecrentur, Regino I, 132; s. S. 57.

zum Trotze gewährte Lothar II. dem Entführer seiner Frau lange Jahre Unterschlupf. Freilich glänzten die Geistlichen auch nicht immer durch lautere Sittlichkeit. Hrabanus sagt, es gebe wenige Christen, die von Fleischessünden unbefleckt seien. Die gleichzeitigen Konzilien und Bußbücher werfen in der Tat ein merkwürdiges Licht auf die Sinnlichkeit der Zeit und ihre Unmäßigkeit.[1]

Die Sittenlosigkeit eines Volkes hat immer eine gewisse Schwäche zur Folge. Ein entartetes Volk muß notwendig die Beute seiner Feinde werden. Daher sagt Karl der Kahle mit Recht 862: „Frankreich ist öde geworden, weil wir die Blumen und Früchte von Glauben, Liebe und Hoffnung, von Demut, Keuschheit und Mäßigkeit, sowie der übrigen Tugenden vom Acker unseres Herzens rissen und dafür Unkraut der Sünde säeten. Deswegen sind die Bewohner des Landes getötet und auseinandergejagt worden, weil wir uns selbst durch das Schwert der Sünde töteten und alles Gute, was Gott uns an natürlichem Geist, Wissen, Reichtum, Ehren, vornehmen Familienverbindungen gewährte, irdischen Lüsten dienstbar machten und dem Willen und der Absicht Gottes entfremdeten."

Zur Strafe für seine Sünden mußte das Volk die Einbrüche der Normannen und Sarazenen und den Wucher der Juden erdulden. Die Juden genossen eine goldene Zeit. Sie wußten sich an den Höfen einzuschmeicheln, gingen hier, wie sie nach Agobard sich rühmten, frei aus und ein; ihre Frauen bekamen von den Hofdamen Gewänder geschenkt. Ludwig der Fromme selbst, da er ihres Geldes bedurfte, nahm sie in Schutz gegen die Geistlichen und Großen, gewährte ihnen freien Handel im Reiche, gestattete nicht nur, daß sie selbst christliche Sklaven besaßen, sondern auch daß sie Handel damit trieben. Umsonst hatten die Konzilien verboten, daß die Juden mit getauften Sklaven handelten und getaufte Sklaven besäßen, um damit den Juden ihre Sklaven zu entwinden. Die Juden erlangten ein kaiserliches Verbot, daß kein Sklave ohne Erlaubnis seines Herrn getauft werden dürfte, und daß die Christen sich an ihrem Eigentum vergriffen. Vor Beschimpfungen schützte sie sorglich ein eigenes Gesetz.

---

[1] Konzil von Aachen 836 c. 12, v. Toul 860 (Mansi 14, 682; 15, 559); M. G. Cap. 2, 44; ll. 1, 345. Vgl. die Geschichte Salomos Ekkeh. cas. s. Galli 1 M. G. ss. 2. 92; s. oben S. 57.

Den Juden zulieb verlegte der König die Wochenmärkte vom Sabbat auf den Sonntag, befreite sie von der Geißelstrafe, von Gottesurteilen; sie standen zum größten Teil unter eigener Gerichtsbarkeit. Der Judenmeister war ihr Tribun. Viele wurden Steuerpächter. Ganz offen bekämpften sie das Christentum. Jesus, erzählten sie, habe Simon wegen seiner Härte und Stumpfheit den Felsen genannt, sich beim Einzug in Jerusalem mit Hosianna anrufen lassen, er selbst sei nach mannigfachen Betrügereien an einem Gabelkreuz aufgehängt, ihm dann der Kopf mit einem Felsstück zertrümmert worden; hierauf habe man ihn an einem Aquädukt begraben, dort sei der Leichnam von einer Überschwemmung mitfortgerissen worden, nach langem, vergeblichen Suchen sei die Meinung entstanden, er sei auferstanden. Diese Reden entleideten vielen ihr Christentum. Sie besuchten jüdische Synagogen, hörten jüdische Vorträge, lasen jüdische Schriften, Philo, Josephus, und kauften von ihnen reines Fleisch, speisten mit ihnen an Fasttagen, verachteten ihr eigenes Fastengebot, ließen sich von den Juden segnen und für sich beten. Manche äußerten, Moses sei ihnen lieber als Christus.[1] Geistliche selbst nahmen Unterricht bei den Juden in der Heiligen Schrift. Manche traten förmlich zum Judentum über, so ein Diakon Bodo, der bei Kaiser Ludwig in hoher Gunst gestanden hatte. Dieser ließ sich in Spanien beschneiden und einen Bart wachsen. nannte sich Eliezer, nahm eine Jüdin, trat in den Dienst eines arabischen Fürsten und schürte den Haß der Araber gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen.[2]

Je mehr Macht und Gunst die Juden genossen, desto stärker regte sich der Widerstand gegen sie. Der Führer des Widerstandes wurde Agobard, Bischof von Lyon, der die entflohene Sklavin eines Juden getauft und damit befreit hatte und deshalb Anfechtungen erlitt. Er kämpfte auch gegen Kaiser mutig, beteiligte sich ebenso wie der tüchtige Erzbischof Ebo von Reims und der fromme Abt Wala an dem Aufstande der Söhne Ludwigs, wurde zwar seiner Würde eine Zeitlang entsetzt, aber bald wieder zurückversetzt. In die Fußstapfen Agobards trat sein Nachfolger Amulo. Verschiedene Konzilien erneuerten die alten Gesetze gegen die Juden, schärften den Christen ein, sich von den Juden fernzuhalten. Königliche Gesetze

[1] Agobard De insolentia Iudaeorum 62.

[2] Amulo contra Iudaeos c. 42; M. 116, 171.

legten dem Judenhandel gewisse Beschränkungen auf. Die Juden sollten keine kirchlichen Gegenstände, keinen Wein, kein Getreide[1] kaufen und verkaufen, keine Münze unterhalten, die Christen nicht als Geiseln oder Bürgen für Schulden annehmen. Von ihrem Handelsgewinn mußten sie den zehnten Teil, andere Kaufleute den elften Teil dem König geben.[2] Das konnten sie leicht leisten, da ihnen der Handel großen Gewinn brachte. Eben dem Handel haben sich die Juden immer mehr zugewandt, obwohl kein Gesetz sie hinderte, Ackerbau und Handwerk zu treiben.

---

[1] Vel aliam rem: vielleicht Vieh, Holz, Güter — Dinge, mit denen sie heute besonders gerne handeln.

[2] Vgl. S. 155; Stobbe, Gesch. der Juden in Deutschland S. 7; Waitz 4, 19.

# XL. Die Überlegenheit der Kirche.

Bei der Verwirrung aller Verhältnisse erwies sich die Kirche als der einzig feste Punkt, als ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht. Infolge davon gewann die Kirche ein entschiedenes Übergewicht. Als sich die Söhne erster Ehe Ludwigs des Frommen gegen ihren Vater erhoben, hatte der Erzbischof Ebo von Reims[1] sich auf ihre Seite geschlagen, dafür aber von seinem Bistum weichen müssen, das Karl der Kahle dem berühmten Theologen Hinkmar zuwies. Karl benützte ihn als Stütze seines Reiches und dieser, der Bossuet des neunten Jahrhunderts, leistete ihm auch gute Dienste. Als Ludwig der Deutsche wohl zur Rache für die Umtriebe seiner Brüder, aufgefordert von aufrührerischen Vasallen Karls des Kahlen, in sein Reich einfiel, gelang es Hinkmar, fast alle Bischöfe im Gehorsam zu dem angestammten Herrscher zu erhalten. In einer Schrift an Ludwig stellte er ihm vor, die Bischöfe können nicht gleich anderen Vasallen sich jedem beliebigen unterstellen und den Treueid leisten. Die Bischöfe hätten Karl zum Könige gesalbt, der Papst habe ihn anerkannt; dadurch sei sein Recht ein geistliches geworden. Übrigens habe auch David, von Gott selbst erwählt, sich nicht getraut, seine Hand gegen Saul zu erheben. Die Unterstützung, die er vonseiten des Klerus erfuhr, vergalt Karl der Kahle durch große Unterwürfigkeit; er erschien auf Synoden und setzte sich, ohne sein königliches Recht hervorzukehren, als einfaches Mitglied neben die Bischöfe. Den Grafen schärfte er ein, überall den Bischöfen zu Willen zu sein; er sandte

[1] Ebo hatte sich um die Bekehrung der Dänen große Verdienste erworben; der Dänenfürst Harald hatte sich zu Ingelheim bei Mainz taufen lassen. In Ebos Fußtapfen trat später Ansgar.

selbst Bischöfe als Königsboten aus und ordnete ihnen zwei oder drei Äbte oder Grafen bei. Fast gewaltsam wurden die Bischöfe so in die Politik hineingezogen und dadurch vielfach ihrer eigentlichen Aufgaben entfremdet. Wollten sich die Könige vom Volke huldigen lassen, so bedurften sie die Vermittlung der Kirche.[1] Ihre Vasallen scheuten sie sich wie bisher mit Kirchengut zu entlohnen, vielmehr wurde ihnen die Pflicht eingeschärft, willkürlich entrissenes Kirchengut zurückzugeben und von rechtmäßigem Gut den Doppelzehnten zu leisten. Schon Ludwig der Fromme hatte 822 die Rückgabe des Kirchengutes verlangt, aber sein Verlangen war an dem Widerspruch der Großen gescheitert. Neu aufgekommene Kanonsammlungen brandmarkten die Verwendung von geistlichen Einnahmen zu weltlichen Zwecken ohne Unterschied als Kirchenraub.



Kaiser Lothar I. nach dem Evangeliar der Pariser Nationalbibliothek.

Mit Kraft und Freimut trat die Kirche auch der Unterdrückung und Ausbeutung der Kleinen entgegen, sie ermahnte die Kleinen zur Geduld und die Großen zur Milde. In dem schönen Schreiben der Bischöfe vom Jahre 855 an Ludwig II. heißt es: „Wenn allein die Bedrängten und Armen sich zur Messe einfinden, was soll man ihnen anders predigen, als daß sie ihr Los geduldig ertragen? Und wenn auch die Reichen, die es als ihr Vorrecht betrachten, die Armen zu bedrücken, nicht erscheinen wollen, so ist ihnen nichtsdestoweniger vorzuhalten, daß sie ihre Ausbeutungen fahren lassen, vielmehr, solange es noch Zeit ist, durch Almosengeben ihre Sünden abbüßen sollen."[2] Sei ein Vater der Armen und Waisen, mahnte Smaragdus den König, ein Verteidiger der Witwen, Pfleger der Fremden

[1] Schrörs, Hinkmar S. 75.

[2] Si autem divites, qui pauperibus iniuriam facere soliti sunt, venire non renuerent, illis omnino praedicandum esset, ut a rapinis se compescerent, utique dum possunt, elemosynis peccata sua redimerent, ut a fluxurerum temporalium se abstinerent. M. G. ll. I, 431; Mansi 15, 17; vgl. oben S. 131 N. 1.

und Richter aller nach der Gerechtigkeit. Alle Menschen sind gleich, gleich geschaffen, nur durch die Schuld ist einer dem anderen untertan; nicht die Natur, sondern die Schuld hat den einen dem anderen unterworfen.

Die Kirche hatte jetzt einen viel stärkeren Einfluß auf Hohe und Niedere als vor zwei Jahrhunderten dank der Unterstützung der Karlinger. Ein Hauptmittel, diesen Einfluß auszuüben, waren die Visitationen, Sendgerichte, das Bußgericht. Die Bischöfe und Priester, lehrten die Theologen, besitzen die Macht, von allen Sünden, auch den schwersten, zu lösen (die Schlüsselgewalt wird stark betont[1] und diese Betonung hatte, wie wir noch sehen werden, für die Bußeinrichtungen, für das Beichtgericht eine folgenschwere Bedeutung). Die geistliche Gewalt steht hoch über der weltlichen, und es ist nicht recht, wenn die Könige die Bischöfe ein- und absetzen und sich darauf berufen, daß sie Statthalter Gottes, die Bischöfe aber nur Statthalter Christi sind. Die geistliche Gewalt steht so hoch über der weltlichen, wie die Ewigkeit über der Erde. Es steht fest, erklärt Sedulius, daß Gott um so gnadenreicher sich des irdischen Königs annimmt, je mehr er sieht, wie eifrig der Fürst über dem göttlichen Interesse, d. h. dem der hl. Kirche wacht.

Die Fürsten sollen den Bischöfen gehorchen, verlangen die pseudoisidorischen Dekretalien, die Bischöfe aber dem Papste. Nur der Papst konnte mit Erfolg die Überlegenheit der Kirche zur Geltung bringen. Der Vormacht des Papstes kamen die nämlichen Umstände zugute, die überhaupt den Einfluß der Kirche förderten, die Zerrissenheit des Staates und der Ungehorsam der Großen. Umsonst strebte Hinkmar nach der Unabhängigkeit der gallikanischen Kirche, nach dem Primat. Schon Lothar I. verlangte von Rom, daß er die Vollmacht eines päpstlichen Vikars erhalte. Der Papst aber fürchtete eine Einbuße seiner Macht, wenn der überlegene Hinkmar die fränkische Kirche beherrschte, und ließ ihn im Stiche, als er gegen Reimser Kleriker vorging. Es handelte sich dabei um die von seinem Vorgänger Ebo während der kurzen Zeit seiner Wieder-

---

[1] Propter quod ipsi trado a Domino mihi traditam potestatem ligandi et solvendi, ut de omnibus quibuscunque decreverit in terris hoc decretum sit et in coelis. Ligabit enim quod oportet ligari et solvet quod expedit solvi. Pseudoclement. ep. 1; Ivon. dec. 14, 1; M. 161, 825.

einsetzung geweihten Priester und Diakone, deren Weihe Hinkmar nicht anerkannte. Offenbar hatte er tieferliegende Gründe, die er aber nicht verriet. Diese Kleriker gehörten zu der päpstlichen Partei; einer davon, Wulfad, ragte hervor durch große Tüchtigkeit, so daß ihn später Karl der Kahle für einen Bischofsstuhl in Aussicht nahm. Ein in dieser Angelegenheit einberufenes Bischofsgericht trat auf Hinkmars Seite. Der Papst jedoch, an den die abgewiesenen Kleriker Berufung einlegten, verwarf die Entscheidung wegen Formfehler und nannte diese Synode einen Blutkonvent. In ihrer Berufungsschrift an den Papst wiesen die Reimser Kleriker auf Kanone hin, die alle Synoden der päpstlichen Bestätigung unterwerfen; sie hatten dabei die pseudoisidorischen Dekretalien im Auge, als deren Verfasser man schon Ebo selbst mutmaßte.

Eine noch wichtigere Rolle spielten die Dekretalien in dem Streite Hinkmars mit dem Bischof Rothad von Soissons. Dieser hatte sich im Sinne Pseudoisidors in der Verleihung der Benefizien um die Ansprüche der Krone nicht bekümmert, hatte einen Geistlichen wegen einer Unzuchtsünde abgesetzt und seine Kirche einem anderen verliehen und nach dem Erzbischof blutwenig gefragt. Dieser aber beanspruchte bei allen wichtigen Entscheidungen ein Mitwirkungsrecht. Er stellte sich daher im Streit des Bischofs mit der Krone auf Seite des Königs, setzte den vertriebenen Priester in seine Pfründe wieder ein und ließ auf die Beschwerden Rothads hin seine Entscheidung durch eine Synode bestätigen und ihn trotz seiner Berufung nach Rom wegen seiner Hartherzigkeit absetzen. Nun mischte sich aber der Papst, der kluge und umsichtige Nikolaus I., ein und hob trotz der Vorstellungen Hinkmars sein Urteil auf. Umsonst hatte Hinkmar darauf hingewiesen, wie unter den Eingriffen des Papstes die Unterordnung und der Gehorsam des Klerus leide. Die Niederen lehnten sich, meinte er, gegen die Höheren auf und die Freiheit, die Kanone ungestraft zu verletzen, gewänne eine ungeheure Macht. Ohne darauf zu achten, griff Nikolaus sogar auf die frühere Angelegenheit der Reimser Kleriker zurück und entschied sie zu Ungunsten Hinkmars, während noch seine Vorgänger ihm halb und halb recht gegeben hatten. Der Papst konnte um so eher hier durchdringen, als Karl der Kahle einen der von Hinkmar verfolgten Geistlichen sehr hoch schätzte. Hinkmar mußte sie also schließlich in ihre Würde wieder einsetzen.

Auch in seinem Streite gegen seinen eigenen Neffen Hinkmar von Laon fand er in Rom keine rechte Hilfe. Der jüngere Hinkmar hatte sich in der Hofluft die Neigung zu weltlicher Pracht und weltlichen Vergnügungen angeeignet und er soll, um sich die nötigen Geldmittel zu erwerben, nicht zurückgeschreckt sein vor Simonie und Erpressungen. Er nahm ein Hofamt an, verließ oft sein Bistum, ohne den Erzbischof zu fragen, wie er es auf Grund der Metropolitanverfassung hätte tun sollen. Bei der Verwendung von Kirchenvermögen und Benefizien bekümmerte er sich nicht um die Rechte des Königs. Auf die Anfechtung seines Oheims hin berief er sich auf Pseudoisidor und legte, als eine Synode ihn absetzte, Berufung nach Rom ein. Der damalige Papst Hadrian II. war nachgiebiger als Nikolaus, verbot die Weihe eines Nachfolgers, und der abgesetzte Hinkmar mußte das Los der bittersten Gefangenschaft tragen, bis ihn der Tod erlöste.

In allen diesen Streitigkeiten spielte immer Pseudoisidor eine Rolle. Hinkmar widersetzte sich zwar dem Gewichte dieser Autorität, er nannte diese Dekretaliensammlung eine Mäusefalle und schwächte ihre Bedeutung nach Möglichkeit ab. Die Satzungen der Päpste stellte er tief unter die Konzilsbeschlüsse. Daß sie aber unecht seien, hat er nicht erkannt. So konnte Pseudoisidor ebenso wie die etwas ältere, angeblich Konstantinische Urkunde über die Schenkung des Kirchenstaates ihre Wirksamkeit entfalten und die päpstlichen Ansprüche stützen. Hier wie dort wurden wahre Verhältnisse durch falsche Beweise gestützt und hat man den löblichen Zweck, des Papstes Herrlichkeit zu festigen und zu mehren, durch ein unerlaubtes Mittel zu erreichen gesucht, indem man ihr ein hohes Altertum lieh. Verhältnisse, die sich erst herausbildeten, sollten schon zur Zeit Konstantins so gewesen sein: schon damals soll der Kirchenstaat bestanden haben, von altersher haben die Päpste die Bischöfe als ihre Vikare behandelt, in ihren causae maiores ausschließlich entschieden, ihre Konzilien bestätigt, und von jeher war die geistliche Gewalt von der weltlichen unabhängig und exemt. Eine solche Auffassung hängt mit dem ganzen unhistorischen Sinne des Mittelalters zusammen, das für das Werden und die Entwicklung noch kein Verständnis besaß. Was für gut und recht galt, mußte es von jeher sein, und es wäre einer Bestreitung und Bezweiflung der Rechtmäßigkeit einer Sache gleichgekommen, hätte

man das Gewordene daran betont und gesagt, es sei einmal nicht so gewesen. Dazu kam ein weiteres; man hatte im frühen Mittelalter nie großes Gewicht auf schriftliche Beweise und Zeugnisse gelegt: was einer vertrat mit seines Mannes Wort und Tat, das galt für Recht, und nie entschied ein Papier gegen eines Mannes Kraft und Wille. Daher bekam der Zweikampf ein größeres Gewicht, da die Eide die Wahrheit nicht ans Licht brachten. Wohl berief man sich auf Zeugnisse, und so hat auch Papst Nikolaus den Pseudoisidor angerufen, wäre ihm aber nicht der kirchliche Wille entgegengekommen und hätte nicht Hinkmar selbst der kirchlichen Strömung nachgeben müssen, so hätte die Berufung nichts genützt.

Von Rom ging ein mächtiger Strom des Segens über die Lande aus. Der römische Gottesdienst zeichnete sich vor dem Kultus aller anderen Kirchen durch Ernst und Würde aus, so daß die römische Liturgie alle anderen verdrängte. Wie keine andere Kirche der Christenheit führte die römische Zucht und Ordnung durch, hielt am Zölibat fest und bekämpfte die Ehescheidung. Auch ein Gegner Roms wie Hinkmar konnte sich nur durchsetzen, wenn er die Strenge Roms zum Vorbilde wählte und womöglich überbot.

Ein Angehöriger der Reimser Diözese, Fulkrich, Vasall des Kaisers Lothar, hatte seine rechtmäßige Gattin, oder, wie er sie nannte, seine Konkubine, entlassen. Weil damals auch die nicht feierlich geschlossenen Ehen Gültigkeit hatten, hatte der Ausdruck Konkubine, der auch bei der Priesterehe eine Rolle spielte, seine volle Berechtigung. Hinkmar verhängte über ihn den Bann, aber ungeachtet der Zensur verband sich Fulkrich mit der Tochter eines gewissen Milo unter Mitwirkung einiger Geistlichen. Darauf lud Hinkmar ihn und die beteiligten Pfarrer vor eine Synode und unterwarf ihn einer Buße, die Fulkrich auch zu leisten versprach. Aber bald darauf floh er zu seinem Lehensherrn Lothar, und dieser gewährte ihm seinen Schutz.

Kaiser Lothars Sohn, Lothar II., von Jugend auf an ein ausschweifendes Leben gewöhnt, hatte rein aus politischer Berechnung die Tochter des burgundischen Grafen Boso, Schwester des Abtes von St. Moriz im Rhonetal, Teutberga, geheiratet, aber er wurde er ihr bald überdrüssig. Waldrada, ein Weib vornehmen Standes, das ihm bereits einen Sohn und zwei Töchter geboren, beherrschte sein Gemüt mit fast dämonischer Gewalt und strebte

selbst nach der Würde einer Königin. Nachdem gefügige Synoden die Ehe mit Teutberga gelöst hatten (860), gewährte ihm trotz des Einspruches Hinkmars eine Aachener Synode 862 die Erlaubnis zur Wiederverheiratung. Diese Erlaubnis überbot noch die Ehescheidung an Gesetzwidrigkeit. Allerdings hätte eine der Ehe vorausgehende Blutschande, ja im Sinne des Ausspruches Christi bei Matthäus 19, 9 eine vorhergehende Unzucht sie überhaupt nichtig gemacht. Aber auch dann hätte Lothar wegen seines Umganges mit Waldrada wenigstens vorher Buße tun müssen. Die Bischöfe nennt Hinkmar Mietlinge, die nichts von dem Mute verraten, den einst Ambrosius einem viel mächtigeren Kaiser gezeigt hatte. Aber wenn keine anderen Verwicklungen dazugekommen wären und eine höhere Hand eingegriffen hätte, würde Lothar ruhig sein Sündenleben fortgesetzt haben. Er selbst beschützte ein verbrecherisches Paar Wanger und Engeltrude, die sich ihrem früheren Gemahle, dem Bruder Teutbergas, hatte entführen lassen. Aber nun schritt der Papst ein. Papst Nikolaus trat mit apostolischem Freimut Lothar gegenüber, entsetzte die Erzbischöfe, die ihm geholfen hatten, ihres Amtes und gewährte den Bischöfen Verzeihung, wenn sie sich unterwarfen. Die abgesetzten Erzbischöfe eilten zu dem in Italien sich aufhaltenden Kaiser, und dieser rückte mit seinem Heere vor Rom. Der Papst ließ sich aber nicht einschüchtern, und verschiedene Unfälle, die dem Heere zustießen, erschienen dem Kaiser als göttliche Warnungszeichen. Er versöhnte sich mit dem Papste, gab die Erzbischöfe frei und vereinigte sich wieder mit seiner früheren Frau. Waldrada wurde vom päpstlichen Legaten nach Italien geführt, entfloh aber diesem bald und kehrte zu Lothar zurück, der sich inzwischen mit seiner Gattin überworfen hatte. Nun bat Teutberga selbst den Papst um Auflösung ihrer Ehe, sie ging 867 nach Rom und versicherte, sie ginge lieber zu den Heiden, als daß sie ihren Gemahl wiedersehen wolle. Der nachgiebige Hadrian gestattete eine vorläufige Trennung, löste die Waldrada vom Banne und reichte Lothar selbst zu Monte Cassino die hl. Kommunion. Er beschwor Lothar, er solle vom Empfange des Sakamentes zurückstehen, wenn er sich schuldig fühle, damit es ihm nicht zum Gericht und zur Verdammnis gereiche. Ohne Zaudern empfing der Verstockte samt seinem Gefolge die Eucharistie. Mit der Hoffnung im Herzen, immer noch in den Besitz Waldradas zu kommen, starb er auf dem

Rückwege nach Frankreich. Teutberga und Waldrada nahmen nun beide den Schleier. Wegen seiner Standhaftigkeit pries die Geschichte den Papst Nikolaus als einen zweiten Elias. Weit schwächer benahm sich der byzantinische Klerus. Der Patriarch Tarasios segnete sogar selbst eine ehebrecherische Heirat des Kaisers Konstantin ein, hinter der die von den Bilderfreunden hochverehrte Kaiserinmutter Irene stand, und nur Mönche, an ihrer Spitze der berühmte Theodor von Studion, wagten Vorstellungen zu erheben. Die Mönchspartei fand Unterstützung bei dem Papste, dessen Vorrang sie anerkannten. Allein die Kaiser sorgten schon dafür, daß die Mönchspartei an Macht verlor; sie schlossen die Mönche grundsätzlich vom Patriarchenstuhl aus und duldeten nur der Regierung ergebene Männer. Meist wurden Laien, sogar Beamte fast unmittelbar in das Amt eingeführt, und als die römischen Legaten widersprachen, beeilten sich die Legaten der drei östlichen Patriarchate dem Kaiser zu Hilfe zu kommen und verschleierten mit ihren Sprüchen die Tatsache, daß die Laien in die Kirche hineinregierten.[1]

In der Mitte des neunten Jahrhunderts beherrschte das Reich Michael III. der Trunkenbold, der Sohn der frommen Theodora, den sein Oheim Bardas gründlich verdorben hatte.[2] Dem jungen Kaiser war es nur wohl unter Dirnen, bei Trinkgelagen und im Zirkus; er verachtete die Kirche und verspottete ihre Mysterien. Auf Anstiften seines Oheims ließ er den Vertrauten seiner Mutter, Theoktistos, ermorden und schickte diese selbst in die Verbannung. Aber auch hier sollte sie nicht Ruhe finden vor den Nachstellungen ihres Bruders. Dieser, von heftiger Leidenschaft für die Witwe seines eigenen Sohnes entbrannt, verstieß seine Gemahlin und lebte mit der Schwiegertochter in Blutschande. Vergebens mahnte ihn der Patriarch Ignatios von diesem öffentlichen Sündenleben ab und verweigerte ihm am Feste der Epiphanie öffentlich das Abendmahl.

[1] Christus, sagten sie, ist nicht für die Kleriker allein auf die Erde hinabgestiegen und hat diesen allein die Tugendpreise vorbehalten; vielmehr gehören diese dem gesamten christlichen Volke. Würde jener Antrag angenommen, so wären alle Hohenpriesterstühle zur Verödung und zum Untergang bestimmt. Denn die hervorragendsten unter unseren Hohenpriestern sind aus dem Laienstande hervorgegangen; Mansi 17, 489.

[2] Theodora hatte den Bilderstreit beigelegt und sich auf den Logotheten Theoktistos gestützt.

Bardas soll im Zorne an das Schwert gegriffen und dem Patriarchen gedroht haben, ihn zu durchstoßen; dieser aber wies ihn unerschrocken auf die Rache Gottes hin, der leicht die Spitze seines Degens gegen ihn selbst kehren könne. Indessen hielt Bardas an sich und verbarg seinen Groll, eine günstige Gelegenheit zur Rache erwartend. Der Patriarch hielt seine Zensur aufrecht, auch den Drohungen des jungen Kaisers gegenüber, der sich lebhaft für seinen Oheim verwendete. Um Rache an Ignatios zu nehmen, benützte Bardas jeden Anlaß. Er stachelte die Eifersucht des Kaisers auf seine Mutter an, stellte ihm vor, er sei nur sicher, wenn sie vom Patriarchen in ein Kloster verwiesen werde. In der Tat stellte Michael an den Patriarchen das Ansinnen, seiner Mutter und seinen Schwestern die Haare abzuschneiden und den Schleier zu reichen. Ignatios weigerte sich aber, und bald darauf wurde er beschuldigt, einen Kronprätendenten unterstützt zu haben. Als Hochverräter mußte er in die Verbannung ziehen. Um seine Absetzung von der Bischofswürde zu erreichen, bedurfte aber der Kaiser der Mitwirkung der Bischöfe, und diese gewann er durch falsche Versprechungen zum großen Teil. Sie erhoben den Photios, der wohl einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit war, aber keine Weihe erhalten hatte, zum Patriarchen.

Dem Photios gelang es, gestützt auf eine große Schar von Anhängern und auf die Gunst der gebildeten Kreise, sich zu halten, obwohl sich ein Gegenkonzil gegen ihn aussprach und das Volk und die Mönche ihn haßten. Sogar unter den Augen der päpstlichen Legaten verurteilte ein Konzil in der Apostelkirche 861 den früheren Patriarchen und erklärte seine Wahl für nichtig. Es wandte gegen ihn einen Kanon an, der mit vollem Rechte Photios, nicht aber Ignatios getroffen hätte, nämlich den dreißigsten apostolischen Kanon,[1] wonach ein Bischof, der sich durch die weltliche Macht einer Kirche bemächtigt habe, abgesetzt und verbannt werden solle. Inzwischen hatte aber der Papst Nikolaus I., aufgeklärt vonseiten der Ignatianischen Partei, einen besseren Einblick in die Sachlage gewonnen und sprach sich gegen das unkanonische Verfahren aus und brachte seine Vorrechte zur Geltung. Diejenigen, führte er aus, die sich zu Richtern über Ignatios aufgeworfen, hätten gar kein Recht dazu

---

[1] Bezw. den 23. oder 29. Kanon.

gehabt, nicht nur weil sie zum größten Teil abgesetzt und gebannt, sondern auch weil sie Untergebene des Patriarchen waren. Die Entscheidung hätte vielmehr dem Papste zugestanden. Seine Einsprache half wenig, ja beinahe wäre eine Verbindung zwischen Photios und den vom Papst bedrängten lothringischen Bischöfen zustande gekommen, die dem Papste viele Schwierigkeiten bereitet hätte, wenn sie Lothars Buße nicht vereitelt hätte. Wohl setzte eine römische Synode den Photios ab, dafür ließ aber dieser durch eine byzantinische Synode den Papst absetzen. Photios entwickelte eine eifrige Tätigkeit, gewann die Bulgaren, die mit Nikolaus unterhandelt hatten, und arbeitete an der Hebung des Klerus. Dagegen schwieg der Patriarch zu allen Eheirrungen, die sich am kaiserlichen Hofe ereigneten. So konnte der Kaiser einen hohen Beamten, Basilios, zwingen, seine Konkubine zu heiraten. Trotzdem setzte der Kaiser den früheren Umgang fort und überließ dem betrogenen Ehemanne die eigene Schwester. Dem Basilios gelang es allmählich, den übermächtigen Bardas zu verdrängen. Auf sein Anstiften ließ ihn Michael auf einem Feldzuge ermorden. In der Hauptstadt selbst hätte er es nicht gewagt wegen des starken Anhanges, über den Bardas verfügte. Einen Monat später erhob Michael seinen Günstling Basilios zum Mitkaiser. Am Pfingstfeste setzte er ihm in der Sophienkirche die Krone auf, nachdem ihm zuvor die kaiserlichen Gewänder angelegt waren, und alles Volk rief dem Kaiser Michael und Basilios viele Jahre. Aber nur ein Jahr dauerte das Einvernehmen. Da Michael einen anderen Günstling an sich zog und Basilios einen Anschlag auf sein Leben fürchtete, kam er ihm zuvor und drang des Nachts mit Verschworenen in Michaels Schlafgemach, dessen Schloß er vorher zerstört hatte, und ließ den kaum Neunundzwanzigjährigen samt seinem Günstling niederstechen (867). Das Heer und das Volk erhob keinen Widerstand und jubelte dem kräftigen Manne freudig zu, der eine neue Dynastie, die der Makedonier, begründete.

Der neue Kaiser suchte auch in der Kirche die Ordnung wiederherzustellen und berief den abgesetzten Patriarchen zurück; Photios und sein Anhang mußten weichen und ihre Weihe wurde für nichtig erklärt. Fast zehn Jahre lang weilte Photios in der Verbannung und widmete sich hier der Wissenschaft. Immer wieder suchte er sich beim Kaiser einzuschmeicheln, der seine Gelehrsamkeit zu schätzen

wußte und ihn schließlich zum Erzieher seiner Söhne berief. Im stillen arbeitete Photios ohne Aufhören gegen Ignatios, setzte aber öffentlich eine friedliche Miene auf. Zur rechten Zeit starb Ignatios 877, sonst hätte Photios seine wahre Natur mehr enthüllt. Seiner Wiedererhebung auf den Patriarchenstuhl stand nun nichts mehr im Wege. Hatte zuvor die Partei des Photios zu leiden gehabt, so verfolgte dieser nun umgekehrt die Ignatianer, setzte viele Bischöfe ab, klagte viele an, ließ sie einkerkern und erklärte die Weihe des Ignatios für nichtig und zwar noch mit viel mehr Unrecht als zuvor. Denn selbst bei formeller Häresie besteht ein Zweifel, wie weit sie die Sakramente ungültig macht.[1] Die von Ignatios Geweihten unterwarf er Wiederversöhnungszeremonien, die den Schein neuer Ordinationen erweckten.[2] Nur wer sich ihm unterwarf, durfte sich des Friedens erfreuen. Wen er kurz zuvor als Ehebrecher, Kirchenräuber, Dieb gebrandmarkt hatte, der wurde ihm, schreibt ein Geschichtschreiber, nun ein ehrwürdiger großer Diener des Heiligtums. Eine von ihm berufene Synode, wozu auch päpstliche Legaten erschienen, mußte ihm vollständige Genugtuung verschaffen.

Photios blieb aber ein Knecht des Kaisers. In seinen Nomokanon stellte er bei Abweichungen zwischen weltlichen und geistlichen Gesetzen immer die Ordnungen des Staates voran, so namentlich im Ehewesen (Scheidungen, gemischte Ehen).[3] Wohl hielt er daran fest, daß die Kirche auch über den Kaiser die Buße verhängen könne, aber in der Tat wagte es kein Patriarch mehr, den Selbstherrschern mit Kraft entgegenzutreten, und diese konnten mit dem Gut und Blut ihrer Untertanen schalten und walten, wie sie wollten. Bei den höheren Ständen fand sich die Kirche mit den geschehenen Tatsachen ab und verhinderte es kaum, daß Männer ihre Frauen und Frauen ihre Männer beseitigten, daß sie sich schieden und immer wieder verheirateten. Wer immer im Besitz der Macht war, den verehrte sie als Stellvertreter Gottes. Daher haben immer wieder Feldherren, die sich auf das Heer, und Günstlinge, die sich auf die Kaiserfrauen stützten, Herrscher entthront und ermordet. Es fiel nicht schwer, die beseitigten Herrscher als Tyrannen

[1] Vgl. Saltet, Les réordinations 145.

[2] Hergenröther, Photios 2, 312 ff.

[3] Er anerkannte z. B. das Recht des Ehemannes, seine auf der Tat ertappte Gattin zu töten; Hergenröther 2, 592.

hinzustellen; denn den Tyrannenmord billigte auch das Abendland. Auch das Abendland teilte die Anschauung, daß die bestehende Macht anzuerkennen sei.

Für die Dienste, die die Kirche den Kaisern leistete, zeigten sich diese in der Regel erkenntlich; sie bestätigten ihre Vorrechte und beförderten ihre Unabhängigkeit. Gestützt auf die Kaiser, erhoben sich die Patriarchen gegen den Vorrang Roms und beanspruchten den Primat für die griechische Kirche. Die Griechen nannten den Papst, wie Liutprand berichtet, einen Barbaren, einen armseligen Wicht, einen albernen Mann. In Rom habe Konstantin nur Gesindel hinterlassen, Fischer, Vogelfänger, Bastarde, Kuchenbäcker und Knechte. „Es sind arme Schelme," sagten sie, „ihrer Ohnmacht halb bewußt; wenn wir sie töten, besudeln wir nur unsere Hände mit ihrem gemeinen Blute, geißeln wir sie, so beschimpfen wir uns selbst." In dieser heftigen Sprache verriet sich die Erbitterung über Rom, das mehr und mehr das Abendland dem Einfluß von Byzanz entzog. Die Herstellung des abendländischen Kaisertums hatte doch wichtigere Folgen gehabt, als die Byzantiner anfangs geahnt hatten. Das Abendland wandte seine Blicke mehr auf Rom als auf den Orient. Selbst im Bildungswesen hörte der griechische Einfluß auf; nur in der Kirche dauerte er noch fort. Die Kenntnis des Griechischen nahm gegen die früheren Jahrhunderte gewaltig ab.

Allerdings sah es auch im Abendlande nicht durchweg glänzend aus. Die Vermischung von Religion und Staat, von Geistlichem und Weltlichem nahm hier immer mehr zu. Die Bischöfe mischten sich in den Staat, die Laien in die Kirche ein. Die Sorge der Laien um die Kirche und der Bischöfe und der Äbte um den Staat hatte auch ihre Schattenseiten. Die Kirchengründer, die Patrone hielten sich als Eigentümer der Kirche auch für berechtigt, Zehnten und Opfer zu erheben; ja noch mehr, sie behandelten ihre Rechte an den Kirchen wie andere Rechte und begannen sie nicht nur zu vererben und zu teilen, sondern auch zu veräußern und zu verpfänden. Nicht nur die Eigenkirchen, sondern auch die alten Klöster und Stifte gerieten in Abhängigkeit von weltlichen Großen. Wenn sogar der päpstliche Stuhl der Botmäßigkeit der Grafen von Tuscien verfiel, um wieviel mehr mußten ein ähnliches Schicksal kleinere Bistümer und Abteien erfahren; der Adel drängte sich ohnehin immer

mehr in die Kirche ein und riß alle Ehrenstellen an sich. Sei es mittelbar oder unmittelbar, beherrschte er die ganze Kirche. Wer sich als Pfarrer, Abt oder Bischof anstellen ließ, der mußte immer Dienste leisten und Gehorsam geloben. „Dem Könige," sagt einer, der diese Ordnung verteidigte, „schulden wir Gefolgschaft, die Militia, den Bischöfen kirchlichen Gehorsam."[1] Die Bischöfe und Äbte zogen ins Feld, und wenn sie das gleiche auch nicht von ihren Geistlichen verlangten, so legten sie ihnen doch starke Quartierlasten und Kriegsfronen auf und bedrückten sie namentlich mit der Verpflichtung, die bischöflichen Rosse zu unterhalten, wie Hinkmar von Reims klagt.[2] Gleich den Bischöfen zogen auch die Äbte ins Feld; sie mußten oft bei feindlichen Überfällen das Kloster in ein Lager verwandeln.[3] Äbte und Bischöfe waren gewohnt, das Kriegsgewand und den Panzer zu tragen, während die Bischöfe des Ostens das Mönchsgewand anlegten. Auch im Abendlande hatten die Bischöfe bis ins neunte Jahrhundert dieser Tracht sich befleißigt und die Konzilien hatten verlangt, daß sie wie Mönche gemeinsam mit ihren Klerikern lebten. Nachdem aber die Macht der Bischöfe gewaltig gestiegen war und die Bischöfe weltliche Stellungen einnahmen, verschwand die Mönchsgesinnung. Das war die Kehrseite dieses Machtzuwachses. Die kriegerischen Äbte und Bischöfe erregten, als sie in den Kreuzzügen im Osten erschienen, die größte Verwunderung. Nicht minder freilich auch die Ritter, die das Kreuz trugen.

Im Osten blieb Geistliches und Weltliches mehr geschieden als im Westen. Auf der einen Seite ein Vorteil, bedeutete diese Scheidung doch auf der anderen Seite einen großen Nachteil. Die machtlosen Bischöfe und Patriarchen konnten dem mächtigen Adel und den Kaisern kaum rechten Widerstand leisten und mußten viel Skandal dulden. Sodann zerfiel die Gesellschaft in geschiedene Klassen und es fehlte die gegenseitige Durchdringung der Anschauungen und der Volksklassen.

[1] M. G. ss. 11, 634.
[2] Capitula 877 c. 6, M. 125. 801; Mansi 15, 492.
[3] M. G. ss. 11, 534; 7, 688.

## XLI. Die Nordmannen.

Im Abendlande sah es, wenigstens im früheren Mittelalter, noch viel verworrener aus als im Morgenlande. Daher hatten auch die wilden Völker, die in der Barbarei verharrten, ein gewonnenes Spiel. Von allen Seiten, vom Norden, Süden und Osten drängten Feinde gegen die abendländische Kultur an, vor allem vom Norden. Wenige Jahrzehnte nachdem Karl der Große siegreich gegen die Sachsen gefochten hatte, erlitten seine Enkel Niederlage um Niederlage durch die volksverwandten Nordgermanen. So auffällig hatte sich die Lage innerhalb weniger Jahrzehnte verändert. Allerdings lag ein Hauptgrund der fränkischen Niederlage darin, daß der Angriff die Verteidigung immer an Wucht übertraf. Aber die Angreifer traten in diesem Falle doch viel geschlossener auf als die Verteidiger. Dort kämpfte ein Volksheer gegen ein Vasallenheer. Die Vasallen leisteten nur widerwillig Gehorsam und blieben nicht lange beisammen. Ja selbst der Vasallen waren die fränkischen Könige nicht sicher, namentlich der entfernter wohnenden nicht; sie mußten oft ihre Zuflucht zum Volksaufgebot, zur Landwehr nehmen und stellten die Bauern der am meisten angegriffenen Gebiete den Feinden entgegen. Diese, kriegsgewandt, von wilder Leidenschaft erfüllt, rannten die der Waffen entwöhnten Bauern leicht nieder und hieben sie wie Schlachtlämmer zusammen.

Wie zweite Hunnen traten die Nordmannen auf und zerstörten alles. Die Bauern flohen vor ihnen in die Wälder und die Priester retteten das, was zu retten war. Zur Rache zündeten die Feinde die verlassenen Holzhäuser und Holzkirchen an. Viele zogen nach Osten, sagt ein Chronist, „um sich in entfernten Gegenden niederzulassen; an der Meeresküste war alles öde, weil die Bewohner sich in befestigte Städte geworfen hatten. Die Erde gab den Großen

keine Einkünfte mehr; Weinberge und Gärten waren zerstört, die Arbeiter vertrieben; weder Kaufleute noch Pilgrime traf man mehr auf den Landstraßen, das Schweigen des Todes herrschte auf den Feldern. Büsche wuchsen auf den Mauern zerstörter Städte, Kirchen und Klöster."

Mit ihren leichten Schiffen fuhren die Nordmannen alle Ströme hinauf bis tief ins Land, so rasch, daß kein Entrinnen möglich war; sie schleppten, wenn es sein mußte, ihre Fahrzeuge von einem Fluß zum anderen oder sie ritten mit ihren flinken Rossen, die sie zu Schiff mitgebracht hatten, ins Land. Wie in der Schiffahrt und im Ritt, besaßen sie im Laufen, Springen, Schwimmen, Ringen und Fechten eine außerordentliche Gewandtheit; ihre Raschheit verhalf ihnen zum Siege, wo ihnen die Übermacht fehlte. Auf seine Kraft allein mußte sich Rollo, Rolf, der Eroberer der Normandie, verlassen. Denn wegen seiner außerordentlichen Dicke konnte er nicht reiten und hieß daher Gangrolf.



Schiffbau und Baumfällen zu diesem Zwecke nach dem Bayeuxteppich.

Wenn das Eis schmolz und die Bäume sich belaubten, wurde das Kriegsgebot erlassen und mit Beginn des Sommers das große Siegesopfer gefeiert. Dann zog die Jugend auf Wiking.[1] Alle nachgeborenen Söhne mußten auf Wiking fahren, da nur der älteste Sohn das Stammgut erbte. Jedes fremde Schiff, auf das die Wikinger stießen, sahen sie als ihre Beute an, war es nun ein Kaufmannsschiff oder ein Wikingerschiff. Entweder mußte das Schiff sich ergeben oder den Kampf aufnehmen. Den Kampf, den „Haustreit", nahmen sie mit hellem Kriegsgeschrei auf, schossen mit Bogen und warfen mit Steinen. Konnte der eine Teil den anderen

[1] Munch, Det norske Folks Historie I, 1, 114, 356.

nicht überwältigen, so schlossen sie einen Waffenbund; siegte ein Teil, so wurden die Besiegten zusammengehauen oder verknechtet. Gleich den Hunnen und Slaven banden sie die Köpfe erschlagener Menschen an ihre Sattelriemen. Nach dem Maße des Einsatzes wurde die Beute verteilt.



Belagerung einer Stadt durch die Nordmannen nach einer angelsächsischen Handschrift des neunten Jahrhunderts. Auf dem Schiffe erhebt sich ein Gerüst, das Zinnen bekrönen. Außer den Bogen handhaben die Belagerer Schleuderwerkzeuge. Der Mann mit dem Hut lenkt das Steuerruder.

Keine Rücksicht, keine Religion, kein Recht hemmte sie in der Entfaltung ihrer wilden Leidenschaften; sie hingen zähe an ihren Göttern, die ihnen Raub und Gewalttat erlaubten. Die den Göttern heiligen Drachen und Raben auf ihren Fahnen deuteten ihnen Sieg und Niederlage.[1] „Wir sind Dänen," erklärten sie trotzig, „unter uns gleich und Herren über alle anderen. Wir wollen die Besitzer vertreiben und sie unserer Macht unterwerfen. Wir erkennen keinen Oberherrn an, was wir mit den Waffen erwerben, darüber wollen wir Herren bleiben." Wenn man sie fragte, warum sie Leute, die ihnen nichts Böses getan, nachstellten, gestanden sie: „Gründe haben wir keine, wir wollen nur Beute machen und Menschen umbringen."

[1] Reafan heißt die Fahne nach Asser v. Alf. ad a. 878; Mon. h. Brit. 1, 481.

Wer am rasendsten kämpfte, Freund und Feind nicht schonte und vor vier Gegnern nicht floh, der war ein Held nach dem Herzen der Nordmannen.

Wir haben mit unseren Schwertern getötet, heißt es in einem nordischen Gesang,. und das war ein so großes Vergnügen als Mädchen zu lieben. Die Jungfrau stieß den Jüngling von sich, wenn er selten den Wölfen Gelegenheit gab, warmes Fleisch zu fressen, und den Raben keinen Schmaus bereitete. „Ich will für mich allein sitzen," läßt der Dichter das Mädchen sprechen. „Du sahst noch nie den Raben über dem strömenden Blute im Herbste krächzen. Du warst noch nie dabei, wo die Schwertschneiden, scharf wie Muschelschalen, aufeinander trafen." Ein richtiger Held kämpfte als Berserker, „panzerlos",[1] er mußte alles Ungemach geduldig ertragen, auf dem Eise schlafen, Kohlen verschlucken, durch Flammen schreiten und wenn er in die Gefangenschaft fiel, stumm und geduldig die gräßlichsten Schmerzen erdulden können. Lächelnd den Tod des Verbrechers zu sterben, ist der Dänen Ruhm, sagt Adam von Bremen. Ein gefangener, viel gequälter Mann wie Ragnar Lodbrok sang unter Todesschmerzen noch.[2] „Wo ist," fragt er, „ein schönerer Jüngling, als wer in dem Schlachtsturm in die Brust getroffen daliegt? Weiberseelen kommen nie zu ihrem Vorteil, kühn sei der Liebling der Jungfrauen. Wer entflieht den Nornen? Das Schicksal waltet über uns, nie ahnte ich in Ella den Endiger meines Lebens. Doch ein Held trauert niemals, ohne Furcht schreitet er dem Tode entgegen; ich sehe lächelnd meinen Platz am Mahle auf den Sitzen Odins. Meine Söhne werden mich rächen. Einundfünfzig Völkerschlachten habe ich geschlagen, und nie wird ein anderer König im Ruhm es mir zuvortun. Die Schlangen nagen mir grimmig am Herzen; hin ist's mit dem Leben, doch die Asen winken, die Göttinnen rufen mich heim, die mir Odin aus seinem Saale gesendet. Lächelnd will ich sterben."

Vor keinem Felsriff und vor keiner Ferne scheute ein Nordmanne zurück. Ob es sich um die Eisberge des Nordens oder die Sonnenglut des Südens handelt, er fuhr ohne Sorgen durch und

[1] Von ber = bar, bloß und serkr = Panzer.

[2] Der Name Lodbrok bedeutet Lodenhose (Bruch); Geijer, Geschichte Schwedens I, 41.

nahm den Kampf auf mit den Meerdrachen. Über dem Blasen des Sturmes und dem Brüllen des Himmels freut sich der Nordmann. „Der Orkan steht in unseren Diensten und wirft uns dahin, wohin wir gehen wollten." Wenn der Wind recht toste, hoffte er um so eher die Bewohner überfallen zu können.

Die heimtückische Macht des Meeres und der Seeräuber zugleich versinnbildet der Meerdrache, der Grendel. Der Grendel und sein Geschlecht hausen verborgen in Wolfsverstecken, an windigen Vorgebirgen, in unzugänglichen Sumpfgegenden, wo der Bach des Gebirges unter nebligen Klippen sich in die Tiefe ergießt; Bäume mit verschlungenen Wurzeln rauschen darüber her und überdecken das unbewegte Wasser, auf dem nächtlich Feuer leuchtet. Grendel schleicht nachts heran, raubt die schlafenden Helden der dänischen Heorot oder Hirschburg und führt sie als blutige Beute in seine unterirdische Wohnung. So wütet zwölf Winter hindurch der grimmige Gast. Leer steht die Halle, Gesang und Harfenspiel verstummt und alles trauert. Nur Beowulf hat die Kraft und den Mut, ihm entgegenzutreten. Mit seinen Gefährten geht er in die Halle und erwartet die Nacht. Da kommt Grendel, packt einen schlafenden Ritter, zerreißt ihn und trinkt sein Blut. Beowulf springt auf und beginnt den Kampf. Es dröhnt der Saal vom gewaltigen Ringen, die Metbänke stürzen, der Met fließt auf den Boden, die Holzhalle droht aus den Fugen zu gehen, aber Beowulf packt den Grendel und reißt ihm den Riesenarm, d. h. die Brustflosse des als Walfisch zu denkenden Drachen aus und trägt ihn als Trophäe davon. Vom strömenden Blute färbt sich das ganze Meer rot, und dies erregt den Grimm von Grendels Mutter. Sie erscheint und nimmt Rache für ihren Sohn, aber Beowulf dringt selbst in die Meerwohnung, wo die Riesen hausen, und tötet in der schauerlichen Tiefe die Alte. Die befreiten Dänen beschenken Beowulf und seine Genossen mit reichlichen Gaben. Noch als Greis zieht Beowulf abermals aus, einen feuerspeienden Drachen zu besiegen. Sein Schwert gleitet an dem Schuppenpanzer des Drachen ab, feuersprühend dringt der Drache auf ihn ein und verwundet ihn, trotzdem der Schild ihn deckte, mit seinem giftigen Bisse. Sein Genosse tötet den Wurm, er aber stirbt und gebietet seinen Freunden, ihn nach seinem Tode zu verbrennen.

Die ganze Sprache des Beowulf atmet Meerluft, so herb und

kräftig klingen die Verse.[1] Dem Einfluß des Meeres und der Schiffahrt entzogen sich selbst einsame Mönche und Nonnen nicht. In die Sprache der angelsächsischen Nonnen drangen Seemannsausdrücke ein, sie gebrauchen gerne Vergleiche und Bilder vom Meer und der Schiffahrt und sie sprechen von Ankern und Segeln, von Kiel und Mast. Wie die Winde das Meer aufpeitschen und die Kiele sich nach oben wenden, so werden wir, schreibt einmal eine Nonne an den hl. Bonifatius, vom Jammer hin- und hergeworfen. Alfred der Große verglich seine Seele mit einem See; das Steuer der Gedanken treibt das Schiff des Herzens hierhin und dorthin, daß es sich beinahe bricht an mächtigen Felsen.[2]

Mit der Raubgier verband sich die Wißbegier. Auf Island galt der als ungebildet, der keine weite Reise zurückgelegt hatte. Was Weltreisende gleich den Nordmännern Ohthere und Wulfstan erzählten, hielt der König Alfred für so wichtig, daß er es in seine Übersetzung des Orosius einfügte. Ottar, Ohthere gebürtig von Helgoland, berichtet von dem Walfischfang, von den Eiderdunen; er war selbst bis zum Nordkap und bis nach Archangelsk vorgedrungen, von wo er Walrosse für den König mitbrachte. Im neunten Jahrhundert gelang den Nordmannen sogar die Entdeckung eines Teiles von Amerika, nämlich Grönland.[3] Sie folgten der Sonne in ihrem Niedergange wie in ihrem Aufgange. Viel mehr als der Norden lockte aber der Süden, wohin sie auf dem Wasser- und Landwege gelangten.

Schon in vorgeschichtlicher Zeit führten Handelswege dem Dnjepr und der Wolga entlang nach dem Südosten. Solange die Germanen fast ganz Osteuropa in Besitz hatten, konnte dieser Handel ungestört vor sich gehen; erst die Völkerwanderung, das Einströmen der Slaven unterbrach den Verkehr, aber nur kurze Zeit. Bald knüpften sich die abgerissenen Beziehungen wieder an, an deren Erneuerung den Byzantinern und Arabern viel lag.[4] Eine Fahrt nach Rußland bedeutete soviel wie eine Fahrt nach Griechenland; denn Ostrogard, Gardarike, Rußland, und Grikland, Griechenland, konnten die älteren Schriftsteller nicht unterscheiden.

[1] In der Gestalt, wie heute die Sage vorliegt, stammt sie von einem christlichen Angelsachsen aus dem achten Jahrhundert.

[2] Vorrede zur Übersetzung der Cura pastoralis Gregors des Großen.

[3] Fischer, Die Entdeckungen der Normannen in Amerika 1902.

[4] Heyd, Histoire du commerce du Levant 1, 57.

Der Süden und Osten war reich an Schätzen, an Wein, Öl, Edelmetallen, und dafür bot der Norden als Gegengabe die Erzeugnisse seiner rohen Wirtschaft, seiner Jagd, seines Fischfanges, seiner Viehzucht, namentlich Sklaven. Die Sklaven waren meist Kriegsgefangene, oft aber auch mit Gewalt verknechtete Volksgenossen, denn die Nordmannen verhängten die Sklaverei vielfach als Strafe, z. B. für Meineidige.[1] „Du sollst, Hunding, heißt es in einem Liede, jedem Manne das Fußbad bereiten und Feuer anzünden, Hunde binden, Pferde hüten, den Schweinen Futter geben, bevor du schlafen gehst." Eine irländische Sage hat uns den Namen eines Sklavenhändlers überliefert, nämlich den Gillis des Russischen, der vom fernsten Osten zum weiten Westen fuhr. In seinem Zelte saßen zwölf Sklavinnen, darunter ein Mädchen von hoher Geburt, die selbst wieder einem Herrscher das Leben gab. In den englischen Häfen lernten die Nordmannen jene schlimme Gattung von Sklavinnen kennen, die den fremden Männern zu Willen waren, und benannten daher die Dirne nach einem englischen Wort Portkona, das Hafenweib.[2]

Aber auch bessere Dinge bezogen sie von den Angelsachsen, Tuche, Teppiche, Goldarbeiten und Frauenschmuck. Ebenso lieferten ihnen die Friesen und Franken Gewebe,[3] Metallarbeiten, Armringe, Streitäxte, fränkische Spieße, wie sie nordische Quellen heißen, und Helme von Poitou.[4] Die ältesten nordischen Münzen sind den fränkischen nachgeprägt. Die kostbarsten Waren lieferte, wie gesagt, der Osten: Edelsteine, Elfenbein, Gewebe und Gewürze.

Als einmal die Griechen einem russischen Waräger kostbare Gefäße und Gewebe zum Geschenke machten, soll sie dieser kaum angesehen und erst dann seine Befriedigung bekundet haben, als sie

---

[1] Homines enim ex omni Anglia coemptos maioris spe quaestus in Hiberniam distrahebant, ancillasque prius ludibrio lecti habitas iamque praegnantes venum proponebant. Videres et gemeres concatinatos funibus miserorum ordines et utriusque sexus adolescentes, qui et liberali forma, aetate integra barbaris miserationi essent; cotidie prostitui, cotidie venditari. Facinus execrandum . . . necessitudines suas, ipsum postremo sanguinem suum servituti addicere. Vita Wulstani II, 20; Mab. a. 6, 854; Anglia sacra II, 258.

[2] Bugge, Die Wikinger 133.

[3] Eine eigentümliche Art Mäntel, die sie nach Irland einführten, benannten die Iren mit einem nordischen Wort Matal.

[4] Bugge, Die Wikinger 241.

Waffen herbeitrugen. An diesem Verhalten war die Hauptsache nur Schein und Pose. In Wirklichkeit reizte der Glanz der orientalischen Waren zu den opfervollsten Unternehmungen. So gut wie die Germanen der Völkerwanderungszeit ließen sich die Nordgermanen durch Geschenke und Frauen verführen.

In ihrer Unfähigkeit, auf offenem Felde diese Barbaren zu überwältigen, griffen die fränkischen Herrscher zu dem leichteren Mittel, sie durch Geld und Frauen zu bestechen. Dem Führer Rollo[1] bot Karl der Einfältige die Hand seiner Tochter Gisela an unter der Bedingung, daß er sich taufen lasse und die Normandie als Lehen seiner Hand annehme. Genau so wurden später die Russen gewonnen. Rollo war dazu geneigt, um sich und seinen Besitz in den Augen der Unterworfenen mit einem gesetzlichen Schein zu umgeben. Für sich hätte er und seine Nordmannen auf diesen Schein gewiß gerne verzichtet, allein sie bedurften der Treue der Untertanen und dazu mußten sie sich zu Recht und Sitte bequemen. Als die fränkischen Hofleute Rollo bedeuteten, er müsse zum Zeichen der Lehenshuldigung den Fuß Karls küssen, schrie er: „Nese bi Gott" (nein bei Gott), weshalb man die Nordmannen die Bigotten nannte. An seiner Stelle mußte ein anderer den Fußkuß verrichten, dieser aber hob den Fuß Karls so hoch, daß Karl umfiel und ein gewaltiges Gelächter entstand. Die Taufe, welcher sich Rollo und andere Nordmannen unterwarfen, war nur oberflächlich und äußerlich und der alte heidnische Geist dauerte fort. Er erhielt sich um so mehr fort, als auch die Christen das Dasein ihrer Götter nicht bestritten. Es handelte sich nur darum, ob die alten Götter oder der neue Gott mit seinen Heiligen mächtiger sei. Im Geiste der Nordmannen schnellte die Wage zwischen alt und neu immer auf und ab. Für den Kampf und für den Lebensgenuß glaubten sie der alten Götter nicht entbehren zu können. Eben darum ging ihnen das Fasten, die Buße und die Sonntagsruhe so schwer ein und behielten sie für ihren Minnetrank heidnische Götter, wenn auch unter christlicher Verkleidung bei. Unmittelbar vor ihrer Taufe brachten Rollos Nordmannen den Göttern ein Opfer wie zum Abschied; auf seinem Todesbette ließ Rollo nach Adhemar hundert christliche Gefangene den alten Göttern opfern und zugleich hundert Pfund Goldes an

[1] Oder Rolf; Munch l. c. 667.

die Kirchen der Normandie verschenken, um sich sowohl Odin als den dreieinigen Gott geneigt zu machen.

Wenn vollends irgend ein Zwang die Nordmannen zur Taufe nötigte, nahmen sie es noch viel weniger ernst. So sah man es dem Katill, dem Sohne Rollos, da er als Gefangener in Limoges zur Taufe geführt wurde, ganz gut an, daß ihn bloß die Not dazu zwang. Einer der Umstehenden, der sich in der Schlacht gegen ihn hervorgetan hatte, der Bannerträger Ingo, konnte sich nicht enthalten, das Schwert gegen ihn zu zücken, nachdem er dreimal untergetaucht war. Zum Schrecken des Königs Odo, der Patenstelle vertrat, verwundete er ihn tödlich. Er verteidigte sich damit, daß Katill, freigelassen, grausame Rache genommen hätte. Noch schimpflicher war es, daß sich viele Nordmannen nur aus schnöder Gewinnsucht taufen ließen. So erzählte man von einem schlauen Greise, der sich äußerte, als er aus dem Taufbade steigend ein geringes Taufgewand erhielt: Schon zehnmal lasse ich mich taufen und jedesmal gab man mir ein schönes, neues Gewand, warum bekomme ich heute diesen Viehhändlersrock?

Mit dem Christentum hatten die Nordmannen schon in ihrer Heimat Bekanntschaft gemacht. Schon Willibrord war um 700 nach Jütland vorgedrungen, aber erst nach der Eroberung Sachsens und Frieslands durch Karl den Großen faßten die Missionare festen Fuß im Norden. Der Apostel Skandinaviens, Ansgar, gründete das Erzbistum Hamburg und das Bistum Bremen neben dem schon bestehenden Verden und stiftete mehrere Taufkirchen, darunter eine in der Handelsstadt Schleswig als Ausgangspunkte der Mission.[1] Was Schleswig für Dänemark, das war Birka für Schweden, ein wichtiger Stapelplatz, der mit Dorstadt in Beziehung stand. Hier ließen sich Ansgars Schüler nieder. Da es aber im zwölften Jahrhundert abbrannte, trat Sigtuna an seine Stelle. Von ihrer alten Heimat übertrugen Auswanderer viele Ortsnamen in die Normandie: Elvebo (Elboeuf), Lindbo (Limbeuf), Rolfstoft (Routot), Ivarstoft (Yvetot), Gunnarstoft (Gonnetot), Ingulfsgaard (Ingouville), Gunnfredsgaard (Gonreville), Herjulfsgaard (Herouville). Endlich gehört hierher der Name des berühmten Klosters Bec.

[1] Schleswig hieß auch Hedeby, genannt nach einem Orte, den Schleswig verdrängte; Vierteljahrsschrift für Wirtschaftsgeschichte 4, 233.

# XLII. Die Slaven.

## 1. Äußere Beziehungen der Slaven.

Wie vom Norden her die Nordgermanen, drängten von Osten die Slaven nach den deutsch-fränkischen Gebieten vor, und die Kultur wich vor ihnen zurück. Zwar übertrafen sie die Westmächte durchaus nicht an kriegerischer Macht, sie waren selbst allzusehr unter sich gespalten, und wie ihr Wortschatz beweist, mußten sie auf dem Gebiete des Kriegswesens viel von den Germanen lernen.[1] Umgekehrt nahmen auch die Germanen manches von ihnen an; schon zur Zeit der Völkerwanderung begegnen uns bei den Goten Ausdrücke, die ihre nahe Berührung mit der Slavenwelt verrät.[2] Die Slaven waren Meister im Schleichen, Täuschen, Überfallen und die Goten ihre Schüler. Ihre ganze Ausdehnung besteht in einem fortwährenden stillen, geräuschlosen Einnisten; so drangen sie ins byzantinische Reich ein, ohne eine große Schlacht zu schlagen und ohne Gewalt anzuwenden. An Körpergröße standen sie weit hinter den Germanen zurück. Nach einer siegreichen Schlacht soll Karl der Große einmal die Slaven nach seinem Schwert habe messen lassen; wer größer als dieses Maß befunden wurde, verlor, wie der Mönch von St. Gallen berichtet, das Haupt. Wegen ihrer Kleinheit mußten sich die Slaven auf Pfeil, Bogen und Schleuder verlassen.

Lange standen sie unter skythischer und turkotatarischer Oberherrschaft und gerieten dann unter germanische, näherhin nordgermanische Einflüsse und lernten von diesen den Gebrauch des Schwertes und Speeres. Ursprünglich schützten sie sich ebensowenig

---

[1] Daher verbreitete sich unter ihnen die germanische Ortsendung garda und razn; Allg. Ztg. 1905 Beil. 249.

[2] I, 12, 185.

wie einst die Germanen durch Rüstungen und empfingen erst von diesen den Panzer und Helm. Viel schlimmer als den den Germanen benachbarten Slaven erging es den Südostslaven, die den Einfällen der Tataren ausgesetzt waren. Die Skythen, Avaren, Hunnen, Ungarn, Tataren gingen grausam mit ihnen um, wie wir unten sehen werden; freilich trugen die Slaven selbst ein gut Stück Schuld an dieser Knechtschaft, da sie sich nicht untereinander vertrugen und sich nicht zusammenschlossen. Sie wollten sich frei gehen lassen und bekümmerten sich nicht um die Nächsten, wenn sie nur selbst frei ausgingen. Ihr Freiheitsdrang äußerte sich in der vollständigen Ungebundenheit, im Nitschewo, im Nihilismus, in der Anarchie.

„Unser Land ist groß und fruchtbar," sagten die Russen zu den nordgermanischen Warägern, „aber Ordnung ist nicht darin, kommet und herrschet über uns."[1] In der Tat haben von jeher nur ausländische Herrscher einige Ordnung geschaffen und das Volk zu tätiger Politik fortgerissen. Nur den nordgermanischen Warägern verdanken es die Russen, daß sie aus dem staatlosen Zustande herauskamen, in dem die übrigen Slaven fortverharrten. Schon der Name Russe, Ros, ist skandinavisch. Die Nordgermanen hatten schon lange seit der Zeit, da die Goten und Vandalen die sarmatische Ebene besiedelten, den Flüssen Memel-Düna und Dnjepr-Wolga entlang mit dem oströmischen Reiche und dem Orient (Transoxanien) Handel getrieben. Daher bezeichnet der nordische Ausdruck Gast (Gosti) und Waring im Russischen einen Händler.[2] Zeugen dieses Handels sind die vielen arabischen und griechischen Münzen, die in den Tälern der Wolga und des Dnjepr zutage gefördert wurden. Manchmal waren die Münzen zerbrochen, weil offenbar nur Teilwerte beansprucht worden waren. Hauptorte des Handels waren Kiew, die spätere Hauptstadt, die nach Adam von Bremen mit Konstantinopel wetteiferte, und Nowgorod, in dessen Erbe Petersburg eintrat.

Unter Führung der Nordmänner, der Waräger, wagten es die Russen sogar schon im neunten Jahrhundert, an die Eroberung von Byzanz zu denken. Wie ein hyperboreischer Donnerschlag erschien den Griechen ihr Einfall 860. Da der größte Teil des Heeres zur

[1] Chron. Nestoris c. 15.

[2] Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1906 (4) 245.

Bekämpfung der Araber abwesend war, verlegten sich die Zurückgebliebenen auf das Beten. Der Patriarch Photios und der Kaiser verbrachten die ganze Nacht in der Muttergotteskirche von Blachernä. Unter Gesang trugen sie sodann das heilige Wundergewand der Gottesgebärerin, das Palladium der Stadt, aus der Kirche und berührten mit dem Saume das Meer.[1] Während bisher Windstille herrschte, erhob sich nun plötzlich ein Sturm, die Wellen türmten sich hoch auf, und die Schiffe des „gottlosen Ros" gingen zugrunde. Nur wenige entrannen dem Unglücke und kehrten heim. Bei einem anderen Einfalle 941 kam den Griechen im Gegensatz zu dem eben erwähnten Sturme eine Windstille sehr gelegen, so daß sie ihr Feuer werfen konnten. Als die Russen dieses erblickt, schreibt Liutprand, stürzten sich die einen ins Meer, weil sie das Verbrennen fürchteten, andere wurden noch im Meere schwimmend vom Feuer verzehrt.[2] Trotz dieser Niederlagen hörten die Russen nicht auf, Byzanz zu bekämpfen. Beinahe wäre unter ihrer Mithilfe ein unabhängiges Bulgarien entstanden, aber das byzantinische Reich kräftigte sich im zehnten Jahrhundert unter den makedonischen Kaisern zusehends, und gegen den gekräftigten Gegner konnten die Russen nichts mehr ausrichten.

Inzwischen spannen sich doch immer mehr und mehr friedliche Beziehungen zum griechischen Reiche an. Wie einst die Germanen die Erzeugnisse ihrer rohen Wirtschaft, die sie aus ihren Wäldern, Weiden und Gewässern gewannen, ins römische Reich lieferten, so traten jetzt die Slaven an ihre Stelle und verhandelten Pelze, Häute, Fische, Hölzer, Honig, Wachs, auch Rinder und Pferde und viele Sklaven in die byzantinischen und arabischen Gebiete. Den größten Gewinn brachte der Pelz- und Sklavenhandel.[3] Die Juden befaßten sich mit dem Kastrieren der jungen Sklaven; sie machten lohnende Geschäfte und nisteten sich schon jetzt in starker Zahl unter den Slaven ein. Allmählich lernten auch die Einheimischen die Handelsgeschäfte, und daher bezeichnete später ein arabischer Reisender die Russen insgesamt als ein Volk von Kriegern und Händlern.

---

[1] De Boor, Byzantinische Ztsch. 4, 447.
[2] Ant. 5, 15.
[3] Adam. Brem. 4, 18.

## 2. Slavische Wirtschaft, Sitte und Recht.

In dem wald- und steppenreichen Gebiete von Osteuropa lebten die Slaven von den Erzeugnissen der wilden Wirtschaft und Bienenzucht. Die weiten Ebenen Preußens begünstigten die Pferdezucht. Gleich den Germanen und Skythen aßen sie Pferdefleisch. Die Herden der Slaven lockten unaufhörlich die Skythen, die Tataren an. Gewöhnlich ließen sich die skythischen Viehhirten im Winter inmitten der Slaven auf den niedrig gelegenen Gebieten der Flußtäler nieder, während sie im Sommer auf Bergeshöhen ihre Herden weideten.[1] Die rohen Reiter raubten ihnen ihr Vieh und ihre Frauen, und infolge davon ging die Viehzucht zurück, so daß die Südslaven nicht einmal mehr eigene Ausdrücke für Milch und Rinder behielten.[2] Die Tataren pflegten die Milch in Lederschläuchen gerinnen zu lassen, ihr Ausdruck für geronnene Milch, für den Quark, Topfen (Tvarog) ging in die slavische Sprache über. Erst bei den Germanen sahen sie, daß auch süße Milch zum Getränk diente, und benannten sie mit ihrem Wort Mleko.

Auch im Feldbau lernten sie manches von den Germanen, obwohl ihr Feldbau so alt ist als der der Germanen. Dem Ackerbau wandten sie sich in demselben Grade mehr zu, als ihnen die Tataren die Viehzucht entleideten und als die Bevölkerung stieg. Der Name des polnischen Königsgeschlechtes „Piasten" bedeutet Bauern. Ihre Beherrscher, die Supane (Herren des Weidegebietes), wiesen ihnen Ländereien zur Brand- und zur Wechselwirtschaft an.[3] Zur Bestellung der Brandäcker genügten bloße Hacken; ein Pflug war nicht immer zu gebrauchen. Der älteste Pflug entwickelte sich aus der Hacke, und gerade die Slaven blieben dem Hackenpflug lange treu, auch nachdem sie den germanischen Pflug kennen gelernt hatten; entlehnten sie doch von den Germanen den Ausdruck Pflug (der verwandt ist mit Pflok). Der slavische Pflug paßte sich den Bodenarten leicht an und ist ebensogut zu gebrauchen bei tonigem als als bei steinigem und sandigem Boden. Bei steinigem Boden, sagt

[1] Chunni ad hiemandum annis singulis in Sclavos veniebant; Fredegar 4. 48.

[2] Vgl. dagegen über die Preußen Altpreuß. Monatsschrift 1872 S. 336.

[3] Peisker, Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1905, S. 328, 344 ff.

ein Slave, sei der deutsche Pflug schwerer zu gebrauchen, weil er die Steine zusammenschiebe, viel leichter überwinde der Hackenpflug Steine, Wurzeln und Unkraut.[1] Der böhmische Pflug kennt keinen Sech, keine Streichhölzer und keine einseitige Schar. Die Sohle ist immer schmal, die Schar rund oder scharf zugespitzt, manchmal im stumpfen Winkel gebogen. Die Schar verbindet die Wirkung des Sechs mit der der Schar, sie schneidet nicht wagerecht, sondern senkrecht oder schräg in den Boden. Ihre Stellung läßt sich leicht verändern, sie läßt sich nach rechts oder links drehen und steiler oder flacher richten und gestattet auch die Anwendung von Rädern (Schwingelpflug). Mit einem oder zwei Ochsen bespannt bringt dieser Pflug die nämliche Wirkung hervor wie ein mit zwei oder vier Pferden bespannter gewöhnlicher Pflug. Die Mecklenburger Hackenwirte sollen in 14 Jahren 14 gute Ernten gehabt haben, die Pflugwirt aber kaum 7. Nur erfordert der Pflug viel Aufmerksamkeit und Kunstfertigkeit, da die Tiere leicht in Verwirrung geraten.

Im übrigen lernten die Slaven erst von den Germanen einen besseren Landbau kennen, nicht direkt von den Römern und Griechen; denn auch römische Worte, die sie mit den Germanen gemein haben, wie Wagen, Kaiser, Krone, Kauf (kupiti), Kiste, Sack, Unze, Wall, übernahmen sie nicht unmittelbar von den Römern, sondern durch die Hand der Germanen. Von diesen entlehnten sie eine Unzahl von Ausdrücken der Landwirtschaft und des Gewerbes, z. B. Herde, Stall, Hund, Brot (Laib), Bier, Obst, Arznei.[2] Nur in der Bienenzucht leisteten sie Selbständiges und brachten sie zu hoher Blüte. Als Zeidler, Bienenwarte stellten sich die Wenden häufig in den Dienst der Klöster, so daß in Bayern Flur- und Ortsnamen mit Zeidel, Wind (Win) und Lindicht öfters zusammentreffen.[3]

Wie ihre Bienenkörbe bestanden ihre Häuser aus Stroh und Lehm; erst durch die Germanen lernten sie den auf die Römer zurückgehenden Steinbau kennen und entlehnten von ihnen Ausdrücke, z. B. Mauer, Zaun, Brunnen. Freilich wenn schon die Germanen das ganze Mittelalter hindurch überwiegend den Holzbau beibehielten, um wieviel mehr die Slaven, die heute noch wenig aus

---

[1] Peisker, Zeitschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 1897 S. 58.

[2] Uhlenbeck, Die germanischen Wörter im Altslavischen, Archiv f. slavische Philologie 15, 481.

[3] Fastlinger, Wirtschaftliche Tätigkeit 45.

Stein herstellen! Ihr Ausdruck für bauen erinnert deutlich an zimmern, decken, flechten. Uralt slavisch sind die Bezeichnungen für Kammern, Oberstuben, Vorhallen, für Ställe und Scheunen. Reiche Häuser hatten, was noch heute auffällt, eigene Vieh- und Schweineställe, Kornkammern, Waschkammern, Metkeller. Was die Inneneinrichtung anbelangt, so kannten alle Slaven den Ofen oder Herd, den Tisch und die Bank; der kleine Tisch diente ihnen sogar als Stuhl.[1] Die Gefäße bestanden meist aus Holz, nicht nur der Eimer, Trog und Faß, sondern auch der Krug und Napf; die Slaven sind noch heute Meister in der Holzarbeit. Um so mehr fällt es auf, daß die Ausdrücke für Faß und Bottich (Buduni) auf die Germanen hinweisen. Mit weiterem Hausgeräte, Schmucksachen wurden die Slaven durch die Germanen vertraut; sie erhielten die Worte für Kummet, Axt, Hacken, Säge oder Feile, Blech, Kelch, Mörser, Stampfen, Kette, Kessel.[2] Auch das Wort Stod, Götze ist germanisch.

In der Kleidung unterschieden sie sich nicht wesentlich von den alten Germanen; sie kannten Hosen und Mäntel, das Hemd und den Rock oder das Wams, das bis zu den Knien reichte, Schuhe und Strümpfe, Mützen und Hüte. Nur wirkte auf der anderen Seite das Morgenland ein. Wie dort unterschied sich die Frau bei vielen Stämmen in der Tracht nicht deutlich von den Männern, sie trug nach orientalischer Sitte Hosen. Diese, mehr eine weibische als männliche Tracht, verschmähten die byzantinischen Mönche in einem so hohen Grade, daß ihnen das Abendland den Vorwurf machte, sie duldeten eher die Unzucht als Hosen. Papst Nikolaus I. hat die Hosen den Bulgarinnen ausdrücklich gestattet.

Den Mann kennzeichnet der Schnurrbart, eine Zierde, die das Volk auch bei den Götterbildern nicht missen wollte, was den Fremden auffiel. Es hat sogar einen abnehmbaren Schnurrbart zeitweilig den Göttern, z. B. dem Volos angeheftet.[3] Die normannischen Herren erkannte das Volk an zwei mächtigen Haarlocken, die auf jeder Seite des Gesichtes herabfielen; bei den Slaven selbst hingen dafür an Riemen Schläfenringe, Hakenringe herab, aus

[1] Hruschevsky, Geschichte des ukrainischen Volkes S. 274.

[2] Dagegen stammt das nordgermanische Prahm, Fähre, aus dem Slavischen.

[3] Archiv f. slav. Philologie 23, 514.

Bronzedraht, seltener aus Silber- und Bleidraht hergestellte Geflechte, die in einer S-förmigen Schleife endigten.

Sehr wenig entwickelt war die Kochkunst, sie erhob sich nicht über das einfache Kochen von Fleisch, namentlich von Pferdefleisch und Wildbret, und über das Backen von Mehlteig. Das Mehl vermischten sie gerne mit Honig. Durch die Vermittlung der Germanen lernten sie die römischen Ausdrücke für Kochen, Essig und Wein kennen; sogar die Rettiche und Zwiebeln übernahmen sie von den Germanen. Als Getränk diente das Bier, genannt Braha, vom keltischen Brace, und Olu, verwandt mit dem nordgermanischen Ale, Öl, endlich Pivo im Sinne von Getränk allgemein. Das Bier setzte den Gerstenbau voraus; älter war der Genuß von Milch der verschiedenen Zuchttiere, der Rinder, Schafe und Pferde. Wulfstan schreibt von den Preußen: „Der König und die reichen Leute trinken ein aus Pferdemilch bereitetes berauschendes Getränk, und die Unvermögenden und die Sklaven trinken Met.“ Bei ihrer ausgedehnten Bienenzucht hatte der Met einen geringen Wert. Als Opfertrank genossen sie sogar Pferdeblut.

Der Roheit des Volkes, seinen halbasiatischen nomadischen Gewohnheiten entsprach die Ungebundenheit seiner häuslichen Sitten, die Vielweiberei, die bei ihnen zäher als bei den Germanen haftete. Mit der Gütergemeinschaft verband sich die Frauengemeinschaft; ganz richtig hat Kosmas von Prag beide Sitten zueinander in Beziehung gesetzt.[1] Im Unterschied von anderen Völkern schätzten sie die Keuschheit nicht besonders hoch; so erzählt ein arabischer Reisender von den Serben: „Wenn ein Mann ein Mädchen zur Ehe nimmt und findet, daß sie noch Jungfer ist, so sagt er: Wenn etwas Gutes an dir wäre, so würden sie Lust zu dir gehabt haben. Und er schickt sie weg und will nichts mehr von ihr wissen.“[2] Gleich den Tieren des Waldes, sagt Kosmas, gingen sie jede Nacht neue Verbindungen ein und lösten die Bande der drei Grazien und die heimliche Fessel der Liebe mit dem Aufsteigen der Morgenröte. Nach den freundlichen Worten, die Kosmas der Sitte seines Volkes widmet, muß sie ihn nicht einmal mit besonderer Entrüstung erfüllt haben; dasselbe ergibt sich auch aus einer späteren Bemerkung:

---

[1] Chron. 1, 3.

[2] Abraham Jakobsen, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, X. Jahrhundert 5, 146.

„Die Männer gehen in keiner anderen Absicht mit den Jungfrauen zu Tische, als die Wölfe, wenn sie Futter suchen, um nämlich in den Schafstall einzudringen.“ Ganz anders hatte der hl. Adalbert geurteilt. Er nahm mit Mut und Kraft den Kampf gegen das Laster seines Volkes auf, mußte aber die betrübende Erfahrung machen, daß weder die Weibergemeinschaft noch der Sklavenhandel auszurotten sei, und da er die Verantwortung nicht auf sich nehmen wollte, als Bischof von Prag ruhig zuzusehen, verließ er seinen Posten, ohne daß ihn jemand der Feigheit zu zeihen gewagt hätte. Die überflüssigen Kinder warfen die Slaven am Meere einfach ins Wasser. Die Pommern setzten noch im zwölften Jahrhundert die Mädchen aus.[1]

Um auch nur den ärgsten Ausschweifungen einen Riegel vorzulegen, mußten die Herrscher zu den größten Grausamkeiten ihre Zuflucht nehmen und verhängten über die sündigen Glieder unaussprechliche Qualen.[2] Aber alles half nichts, wie Thietmar klagt. Die Herrscher selbst gaben das schlimmste Beispiel, gewährten sich selbst die schrankenloseste Freiheit. Der Herzog von Pommern hatte, als der hl. Otto dahin kam, nicht weniger als 24 Frauen.[3] Die Fürsten steigerten noch die angeborene Wollust durch künstliche Mittel.[4] Als die Missionare von ihnen verlangten, sie sollten nur eine Frau, die sie am liebsten hätten, behalten, die anderen entlassen,[5] war das

[1] Jacob, Ein arabischer Reisender 13; Herb. v. Ott 2, 17; M. G. 12. 785, 851.

[2] Si quis in hoc alienis abuti uxoribus vel sic fornicari presumit, hanc vindictae subsequentis poenam protinus sentit. In pontem mercati is ductus, per follem testiculi clavo affigitur, et novacula prope posita, hic moriendi sive de his absolvendi dura electio sibi datur ... Et si qua meretrix inveniebatur in genitali suo, turpi et poena miserabili, circumcidebatur, idque, si sic dici licet, preputium in foribus suspenditur, ut intrantis oculus in hoc offendens in futuris rebus eo magis sollicitus esset et prudens. Lex dominica huiusmodi precepit lapidari, et parentum nostrimet carnalium institutio tales hortatur decollari; Thietm. 8. 2; vgl. Ad. Brem. 3, 55.

[3] Herb. v. Ott. 1, 11, 21. Auf jeder seiner drei Burgen hatte nach Nestor Wladimir Hunderte von Konkubinen (c. 38).

[4] Rex predictus habuit lumbare venereum, innatae fragilitatis maius augmentum; Thietm. 7, 52.

[5] Si quis ergo in vobis est, qui plures uxores habuerat ante baptismum, nunc unam de illis, quae sibi magis placet, eligat, dimissisque aliis hanc solam habeat ritu christiano; Herb. v. Ott. 2, 17.

eine harte Rede nicht nur in den Ohren der Männer, sondern fast noch mehr in den Ohren der Frauen, die sich auf die Straße gesetzt sahen.

Eine Jungfrau, die nicht heiratete, hatte ihren Beruf verfehlt. Beim Tode eines Mannes mußten, wie bei den Kelten und Germanen, die Frauen und Knechte mit ins Grab steigen.[1] Dem unvermählt verstorbenen Manne wurde eine Gefährtin gesucht und in einer Art Totenhochzeit angetraut. Im zehnten Jahrhundert berichtet ein arabischer Reisender von den Serben, daß die Frauen den Verstorbenen ihre Hände und Gesichter zerschneiden und daß, wenn eine besondere Liebe bezeugen will, sie sich vor den anderen aufhängt.

Die Frau war zur Arbeit da, ein wahres Arbeitsvieh. Wenn schon bei den alten Germanen der Frau die Hauptlast der Haus- und Gartenarbeit oblag, so verlangten die Slaven noch viel mehr. Daher trat ein junges Mädchen nur mit Bangen in das Haus eines Mannes, sie fand in des Mannes Mutter und in des Mannes Schwestern geschworene Feindinnen.[2] Viele Volkssagen schildern die böse Schwiegermutter. Dagegen mußte sich umgekehrt die Mutter der Frau vor dem Eidam beugen. Ist kein Teufel im Haus, nimm dir einen Eidam, heißt ein Sprichwort. Die Mutter der Frau erscheint in einem günstigeren Lichte als gute Schwiegermutter gegenüber der bösen, der Mannesmutter.

Immerhin bildete die Frau den Mittelpunkt des Hauses. Haus und Frau hing aufs engste zusammen. Wer keine Frau besaß, hatte auch kein Haus und galt als armer, wenn auch freier Mann.[3] Wie überall, wußten sich kluge Frauen die Herrschaft zu sichern, und die Männer verdemütigten sich vor schönen und klugen Weibern und nahmen sich vor ihren Ränken in acht; erzählt doch Thietmar, daß nicht selten Frauen ihre Männer mit Hilfe ihrer Buhlen wegräumten. Die Slavenländer waren in alter und neuer Zeit der Sitz des Masochismus, der Männerquälerei. Manche Frau errang eine hervorragende Stellung und griff ein in das Leben des Volkes, eine Libuscha und ihre zwei Schwestern, eine Ludmilla, Dragomira,

---

[1] Kret, Einleitung in die slavische Literaturgeschichte 2. Aufl. 426.

[2] Schrader, Die Schwiegermutter und der Hagestolz S. 10.

[3] Er war chlak (gotisch halks) und swobodny.

Olga.[1] Wanda, die Tochter und Nachfolgerin Kraks, des Gründers von Krakau, übte einen so bezaubernden Eindruck aus, daß einmal ein feindliches Heer den Mut zum Kampfe verlor. Sie blieb eine spröde Jungfrau und verschmähte die Heirat. Jungfrauen aber, die nicht heirateten, verwandelten sich nach slavischen Sagen in Männer.[2] Eine gewisse Anlage zum Mannweib mußte jede Slavin in sich fühlen; trug sie doch auch keine abweichende Tracht und zeichnete sie sich selten durch Anmut aus. Die Mannweiber, die Amazonen, geboten oft über Stämme und Geschlechter — eine Amazonenburg war Magdeburg, der das tschechische Divin entspricht, und Wischegrad.[3] Wem es gefällt, der mag darin eine Spur des Matriarchates sehen.

Im allgemeinen aber überwog das Patriarchat, die Herrschaft des Ältesten über die Großfamilie. Bei den Slaven hielt die Familie länger und zäher zusammen als bei den Germanen. Mehrere Familien, die von einem gemeinsamen Stammvater sich herleiteten, bildeten eine Supa oder Sadruga, hausten zusammen, gingen miteinander auf die Jagd und Weide. Überschritt die Zahl der verheirateten Genossen acht oder zehn und ging die Verwandtschaft über die dritte Generation hinaus, so erfolgte eine Trennung, und die Genossen bezogen ihre eigenen Hütten. Doch blieb immer noch das Stammhaus der Mittelpunkt. In Zeiten der Gefahr flüchteten sich die Dorfgenossen in das feste Herrenhaus. Noch später behielt das Stammhaus das Vorrecht, Mühle, Backhaus, Brauerei und Fleischbank zu besitzen, genoß die sogenannten Bannrechte, die sich auch in Deutschland in beschränktem Grade finden.[4] Die neuen Ansiedelungen schlossen sich ring- oder hufeisenförmig an den Haupthof an und daraus entstanden die Rund- und Straßendörfer. Von den Häusern des Dorfes laufen die Haus- und Baumgärten fächerförmig aus und darum reihen sich die Felder, die heute ziemlich willkürlich liegen.

---

[1] Krek a. a. O. 361.

[2] Ztsch. f. slav. Philol. 23, 215.

[3] Cosm. 1, 9.

[4] Die Bannrechte stammen nicht aus Deutschland, wie slavische Schriftsteller meinen. In Polen und Serbien entwickelten sich unabhängig die gleichen Verhältnisse und zwar viel schroffer als in Deutschland. Vgl. M. G. ss. 9, 434; Lippert, Sozialgeschichte Böhmers 216, 234.

Die Flurteilung vollzog sich offenbar nicht durch Auseinandersetzung gleichberechtigter Genossen, sondern durch Bestimmung eines Ältesten, des Häuptlings, des Supan, Starosten. Verteilt wurde nur ein Teil der gemeinsamen Güter. Da diese Ausscheidung gewöhnlich im dritten Geschlecht sich vollzog, so hieß das zerstückelte Land: Großvater- oder Kinderland, dědina. Das nähere Erbe hieß otčina, Vaterland, mit der Doppelbedeutung von Vatergut und Heimat. Aber ein Teil der Flur blieb gemeinsam, blieb Allmende (občina). Innerhalb der Erbgüter, Stammgüter, Dzedzinen, Otschinen war eine Realteilung ausgeschlossen; die einzelnen Stücke wurden vom Hausvater angewiesen oder verlost.[1] Wie bei anderen Völkern, namentlich den Kelten, wiesen die Häuptlinge auch den landlosen Leuten, den Gästen, den Hospites, Land an und setzten Sklaven auf Knechthufen.[2] Von den Knechten und Gästen unterschieden sich deutlich die Geschlechtsbauern, die originarii, indigenae, haeredes, dedinici. Aber der Unterschied verwischte sich allmählich und alle Bauern hießen gerade wie in Deutschland im fünfzehnten Jahrhundert „arme Leute", pauperes.

Über dem Geschlechtshause verband die Nachbarschaft (opole) und der Gau,[3] die Supa, mehrere Dörfer zu einer Einheit. Der Gau erscheint später als Grafschaft, Kastellanei, Kreis, 3 bis 10 Quadratmeilen groß. In seiner Mitte lag der Burgwall, Ring, die Gauburg, die im Durchmesser sich auf 2—300 Schritte ausdehnte.[4] Die älteren Anlagen bestehen in runden Wallburgen in der Ebene, die späteren liegen auf Hügeln, namentlich auf Landzungen zwischen Flüssen und Schlünden, und wurden auf der zugänglichen Seite durch mehrere Wallreihen hintereinander geschützt. Die Sicherheit erhöhte noch die Anlage von Pfählen, Mauern und Wassergräben.[5]

---

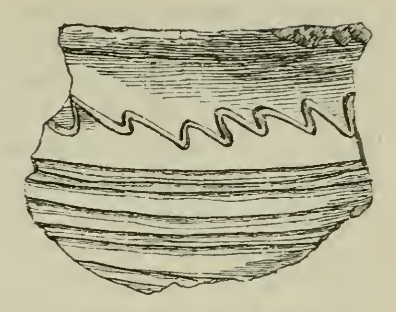
[1] In den russischen Sjabry erhielten sich bis heute Reste der Hausgemeinschaft, die sich zur kommunistischen Gemeinde (Mir) erweiterten. Die Familienanteile waren unveräußerlich, obwohl sie nur ideale Teile der Gesamtflur darstellten, während bei dem Mir diese Veräußerung später eintrat. Dadurch entstand eine große Zersplitterung (Lutschizky, Zur Geschichte des Grundeigentums in Rußland, Schmollers Jahrb. 1896 S. 166).

[2] Als servi casati.

[3] Comitatus.

[4] Hrad, grod, grad — dasselbe Wort wie das germanische garda; s. Rachfahl, Gesamtstaatsverwaltung in Schlesien 1894 S. 1 ff.

[5] Jakobsen a. a. O. 139.


Topfurne vom Burgwall zu Niemitsch.

Die vielen in Norddeutschland entdeckten Ringwälle, als slavisch gekennzeichnet durch Topfgefäße mit eingeritzten Wellenlinien und den obengenannten Schläfenringe, liegen meist auf Sumpfland und erheben sich auf Pfahlwerk. Nicht ohne Grund läßt die slavische Sage die Götter Inseln bevorzugen, die inmitten kleiner Seen lagen, wie Ratzeburg. Im Bau fester Orte übertrafen die Slaven sogar die Germanen. In den Burgen versammelte sich das Volk zu Beratungen, Gottesdiensten, bei Gefahren, bei feindlichen Einfällen. Daher tragen auch die Burgen die Namen der dazu gehörigen Stämme, in Böhmen z. B. Bilin, Saaz, Leitmeritz, Zedlitz, Tetschen.[1] Ursprünglich war die Burg wenig bewohnt, aber gerade deshalb gegen fremden Zuzug gesperrt und gut bewacht. Als der hl. Adalbert sich der Burg Kolin näherte, wies ihn der Torwächter, der in einer tiefen Höhlenwohnung sich aufhielt, mit den Worten ab: „Jemand einzulassen ist nicht unsere Sitte, gehe auf den nächsten Hügel, damit das Volk sieht, wer du bist." Da die Slaven das Stadtleben und das Gewerbe nicht liebten, dauerte es lange, bis sich aus dem Ring Städte herausbildeten. Burg und Stadt bezeichnete dasselbe Wort Hrad.[2]


Bleierne Schläfenringe aus Schubin; s. S. 200.

Unter den Burgen selbst ragten einige selbst wieder hervor durch ihre Stärke; andere lagen günstig für den Handelsverkehr, wie Kiew und Nowgorod, im Norden an der Ostsee Jumne, Truso.[3] Reich an Waren aller Völker, besitzt die Stadt Jumne, schreibt Helmold, alle möglichen Annehmlichkeiten und Seltenheiten. Wenig von diesen Annehmlichkeiten empfand der hl. Otto, der Apostel Pommerns,

[1] Bachmann, Gesch. Böhmens 1, 114.

[2] Palacky, Gesch. Böhmens I, 174. Konstanstinopel hieß Zarigrad.

[3] Jenes auch Jumneta, Julina genannt; s. S. 151.

als er im zwölften Jahrhundert dahinkam. Die Straßen starrten von Schmutz, und wenn nicht an den Seiten der Wege Holzbrücken gelaufen wären, hätten die Fußgänger versinken müssen. Trotzdem der Herzog von Pommern die Hand über Otto hielt, hätten die Bewohner ihn beinahe erschlagen und im Straßenschmutze erstickt.

Eine unbestrittene Obrigkeit fehlte fast überall. Wohl gelang es einzelnen Häuptlingen, ein größeres Ansehen zu gewinnen, namentlich den Fürsten großer Städte. Im allgemeinen aber erstreckte sich ihre Macht nicht über den Gau hinaus, und viele Gaue wurden von Ältesten, Räten, Geschworenen, wenn man sie so heißen will, regiert.[1] Der Gaufürst, ein verstärkter Supan, hieß Woiwode, Starost, Staressina, Hospodar; heißt doch umgekehrt auch der Ortsvorsteher Woiwode. Er verfügte über alles unbebaute Land, erhob Zölle und Geleitsgelder, setzte auf den Gaumarken abhängige Leute an, namentlich auch Dienstmannen, Handwerker, bot die Freien zu Kriegen und Kriegsfronen auf. Während der Geschlechtsvorstand die Arbeitskraft der Geschlechtsgenossen zu privaten Wirtschaftszwecken verwenden durfte, konnte der Gaufürst nur zu öffentlichen Fronen zwingen; aber dieses Recht war leicht der Ausdehnung fähig. Die Gaufürsten suchten die Häuptlinge, die Supane zu unterwerfen; einzelne Gaufürsten schwangen sich zu Herzogen empor, und einem tüchtigen Herzog gelang es wohl, sich ein weiteres Herrschaftsgebiet zu erobern und ein Obereigentumsrecht über alles Land zu beanspruchen.[2]

Wie bei allen Völkern waren es vor allem kriegerische Bedürfnisse, die solche Volksführer emporhoben, aber auch innere Zwiste, Grenzstreitigkeiten. Dies geht aus der von Kosmas berichteten Sage von Libuscha und den Przemysliden deutlich hervor. Ähnlich wie Samuel zu den Juden sprach Libuscha zum Volke: „Der Herzog wird die einen von euch zu Sklaven, andere zu Bauern machen, er wird sich seine Hauptleute erwählen, seine Waffenschmiede, seine Pelz- und Lederarbeiter, er wird viele zu Folterknechten, Fronboten, zu Köchen, Bäckern und Müllern herabdrückte. Eure Söhne und Töchter wird er unter sein Gefolge aufnehmen und von euren Ochsen, Pferden und übrigem Vieh das Beste für sich und seinen Palast auswählen. Von all eurem Eigentum in den Höfen, auf

[1] Hruschevsky 384.

[2] Schreuer, Verfassungsgeschichte der böhmischen Sagenzeit 1902 S. 30 ff.

Feldern und Wiesen und in den Weinbergen wird er sich das Bessere zu seinem Gebrauch aneignen. Diese wird er verurteilen, jene niederhauen, den einen ins Gefängnis werfen, den anderen an den Galgen hängen lassen. Bei seinem Anblick werden euch die Knie schlottern und die Zunge am Gaumen kleben.“ Aber wenn Ordnung und Zucht herrschen sollte, mußten diese Nachteile und Übel mit in Kauf genommen werden.

Eine solche Entwicklung von innen heraus kam aber selten vor. Dem Volke fehlten hervorragende Führer, kühne Recken und edle Helden. Vielleicht stammt sogar der Stifter des nationalböhmischen Königtums Przemysl aus fränkischem Geschlechte und war niemand anders als der Kaufmann Samo, dessen Fredegar gedenkt.[1] Sei dem wie immer, so haben sicher bei anderen Stämmen, bei Polen, Russen und Serben ausländische Herrscher eine große Rolle gespielt.

Wie wir schon oben hörten, betrachteten die Slaven die Gesetzlosigkeit als einen natürlichen Zustand. Ihr Kommunismus näherte sich der Anarchie. Den Begriff mein kannten sie nicht, sagt ihr eigener Schriftsteller Kosmas. Hielten die Germanen den offenen Raub für erlaubt und hielten sie den Wiking für eine edle Beschäftigung, so neigten die Slaven ihrer sonstigen Natur entsprechend mehr zum geheimen Diebstahl; zogen sie doch auch im Felde der offenen Gewalt die heimliche List vor. Als die christlichen Missionare, begünstigt von ihren Herrschern, ihnen eine höhere Kultur in Aussicht stellten, brachten sie das schreckliche Bedenken vor, daß bei den Christen Diebe und Räuber allzu hart bestraft wurden.[2] Härter als Diebe wurden von den Slaven die Schuldner behandelt.[3] Doch versöhnt mit ihrem Tun wieder ein gewisser Zug von Gutmütigkeit. Ihren Gewinn, ihre Beute teilten sie gern und willig mit den Fremden. Ein Schriftsteller des Mittelalters sagt geradezu: sie stehlen, um Gastfreundschaft zu üben.[4]

---

[1] So nach Schreuer, Verfassungsgesch. S. 47.

[2] Herb. v. Ott. 2, 25; übrigens gefiel diese Härte auch den Nordmännern wenig; Ad. Brem. 4, 6.

[3] Herb. v. Ott. 3, 9.

[4] Quidquid in agricultura, piscationibus seu venatione conquirunt, totum in largitatis opus conferunt, eo fortiorem quemquam quo profusiorem iactitantes. Cuius ostentationis affectatio multos eorum ad furta vel latrocinia

Ihrer großen Geselligkeit entsprach die Vorliebe für Musik, Gesang und Tanz. Zu den ersten Slaven, die uns geschichtlich begegnen, gehören drei Spielleute, die statt der Waffen Zithern bei sich trugen; sie erregten aber trotzdem Verdacht und wurden gefangen dem griechischen Kaiser Maurikios 593 vorgestellt. Die Stimmung der Slaven schlug oft unberechenbar um. Die Fremden, die sie kurz zuvor verhätschelt hatten, konnten sie auf einmal blutig verfolgen; die Frau, die sie vorher angebetet hatten, bedrohten sie mit glühendem Hasse. Wie der Charakter und das Gemüt der Kelten, zeigt auch der der Slaven eine auffallende Wandelbarkeit. Roheit wechselt mit Weichheit, die bittere Armut überkleidet eine flitterhafte Luxusliebe. Die Häuser und Kleider eines Russen starren vor Schmutz, aber das hindert ihn nicht, ein gewandter, gefälliger Tänzer zu sein. Schon im frühen Mittelalter war der slavische Tänzer geradezu sprichwörtlich.[1] Über dem Tanz und Gesang vergaß der Slave wie der Italiener gerne die Arbeit. Aber das süße Nichtstun, die Trägheit, die bekannte böhmische Krankheit, wich immer unverdrossener Arbeitsliebe, wenn ein genügender Antrieb von außen kam. Die Slaven ließen sich willig ins Joch spannen und sahen, wie ein alter Schriftsteller sagt, darin ein Vergnügen, worin andere eine unerträgliche Last erblickt hätten.[2] Dafür nannten die Deutschen sie Hunde. Sie galten im höchsten Grade als unzuverlässig. Gerade die Schriftsteller dieser Zeit sind unerschöpflich in der Schilderung ihrer Falschheit, sie wählen hier zukräftigere Worte, als sie zur Darstellung welscher Tücke gebrauchen. Sie hielten einander nicht die Treue, um wie viel weniger Ausländern! Die polnische Stammessage erzählt, wie der König Popiel alle seine Verwandten bei einem Liebesmahle vergiften ließ. Kein Missionar, kein König konnte ihren Schwüren trauen. Die deutschen Herrscher glaubten ihre Falschheit nur mit gleicher Münze bezahlen zu müssen und scheuten vor Untreue und Grausamkeit nicht zurück. Das Volk, hieß es, müsse wie ein Stier gehütet und wie

---

propellit. Que utique vitiorum genera apud eos quidem venialia sunt, excusantur enim hospitalitatis palliatione. Sclavorum enim legibus accedens, quod nocte furatus fueris, crastina hospitibus disperties; Helmold 1, 82.

[1] Sclavus saltans, M. G. ss. 2, 101 Schluß der Note 39. Das gotische plinsjan (tanzen) ist slavisch.

[2] Widuk. 2, 20. Lack, matt ist wahrscheinlich slavisch.

ein störrischer Esel gepeitscht werden.[1] Die Herrscher durften einen beispiellosen Despotismus und große Willkür üben. Den Begriff der Gerechtigkeit kannten die Slaven ebensowenig als den Begriff der Treue und Wahrheit. Geschichtlich gut beglaubigte Niederlagen der Russen erscheinen in ihren Geschichtserzählungen als Siege, so die Niederlage des Sviatoslaw. Geschenke, die ein griechischer Gesandte überreichte, faßte der russische Geschichtschreiber Nestor als einen Tribut auf. Und doch teilte er selbst den Wortlaut des Vertrages mit, der den Russen Ruhe gebot.[2]

### 3. Slavische Religion.

Dem unbeständigen und unbestimmten Wesen der Slaven entsprach auch ihre Religion, sie hielten die Götter für unberechenbar und leicht erregbar und zornig.[3] Stellt sich schon die Religion der Germanen als nebelhaft und zerflossen dar, so steigert sich diese Eigenschaft noch bei der slavischen Religion; sie ist kaum greifbar, beinahe unfaßbar. Alle Gestalten verschwimmen und jeder Aussage kann sich mit gleichem Rechte eine andere entgegensetzen.

Die ganze Natur ist bei den Slaven von Göttern erfüllt und zahllos wie der Sand am Meere sind die Berg-, Luft-, Wasser-, Wald- und Feuergeister. Gleich den Elfen der Kelten und Germanen spielen und tanzen die Vilen in der Luft und in den Hainen und singen den Menschen bald Schaden, bald Freude zu.[4] Die Stelle der Vilen vertreten bei anderen Stämmen die Didiki und Rusalken.[5] Als liebsten Aufenthalt wählen die Götter einsame Wälder und Seen, Berge und Hügel, besonders Waldinseln inmitten von Seen, hohe Haine, wo ihnen die Menschen Opfer bringen. Wer einen heiligen Baum oder Hain verletzt, den erwürgen nach slavischem Glauben die Götter.

Aber auch an die Häuser und Brücken und anderes Menschenwerk heften sich Geister, die Seelen der Verstorbenen umschweben

[1] Populus enim suus more bovis est pascendus et tardi ritu asini castigandus; Thietm. 8, 2.

[2] C. 36 ad a. 971; Schlumberger, L'épopée 1, 155.

[3] Thietm. 6, 18.

[4] Krauß, Volkssagen und religiöser Brauch der Südslaven 69; Hruschevsky 327; Praetorius Deliciae Prussicae Berl. 1871 S. 31.

[5] Der Name stammt wahrscheinlich von dem griechischen Rosalia, Krek 407.

den Herd. In den Schlangen, im Gewürm, in Drachen verbergen sich freundliche und feindliche Mächte. Noch aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts berichtet Hieronymus von Prag, daß jedes Haus eine Schlange (Gywata) als Schutzgeist pflegte und daß der Hausvater ihr Speise in Opferweise vorsetzte.[1] Der litauischen Gywata entspricht die polnische Zywie, das Belebte oder, wie ein Geistlicher schreibt, die Siwa.[2] Ein anderer Hausgeist ist der litauische Dimstipa, der Hofherr. Hierher gehört der Hennil, Heinal, von dem ein Bischof von Merseburg berichtet: Unter dem Rufe „wache, Hennil, wache" wurde sein Symbol, eine Stabhand mit einem Ring, umhergetragen.[3] Jedes Geschlecht oder Haus hatte seinen eigenen Hausgeist, den Ded, Didiko, Hospodarik. Kleine Götter walteten über der Zeugung und Geburt, so bei den Polen die Dziecilela, die Kinderschauklerin, bei den Russen Rod und Rozdenica, bei den Litauern der Gondu, bei den Preußen die Leumele. Diese Vorgänge erregten die Phantasie aller Völker, sie sahen darin vielfach ein Nachbild der Weltentstehung, des Werdens überhaupt.[4] An den Gedanken des Werdens schloß sich die Vorstellung des Vergehens an und daher sind die Geburtsgöttinnen zugleich Schicksals- und Todesgöttinnen, so Rozdenica, Sojenice, Jagababa, Marzana.

Nur wenige Götter erheben sich über das Gewimmel der kleinen Wesen, und kaum ein Göttername kehrt bei allen Slaven in gleicher Weise wieder; man müßte nur denken an die Bezeichnung des Gottes überhaupt Bog, Boch, Spender. Der schon von Helmold genannte Czernibog war der dunkle, Belbog der helle Gott. Das brandenburgische Jüterbog heißt der Gott der Morgenröte. Den von allen Völkern verehrten Sonnen- und Donnergott nannten die Slaven ziemlich übereinstimmend, wie es scheint, Perun, Perkunas, den schlagenden, zerschmetternden. Noch lebt sein Name unter dem slowenischen Volke fort. Sein Sinnbild ist der Donnerkeil: Vokan, Taranbalta.

Unter der Gestalt des Perun verehrten die normannischen Eroberer, die Waräger, ihren heimischen Hauptgott Thor, und wenn

[1] Primi quos adii ex Lithuania serpentes colebant, pater familias suum quisque in angulo domus serpentem habebat, cui cibum dedit ac sacrificium fecit in foeno iacenti (bei Äneas Silvius).

[2] Helm. 1, 52.

[3] Thietm. 57, 50.

[4] Kultur der alten Kelten und Germanen 58, 60, 170.

sie einen Eid schwören wollten, leisteten sie ihn ab „nach russischem Gesetze bei ihren Waffen bei Perun, ihrem Gott, und bei Volos, dem Viehgotte". Von Wladimir, der sich später zum Christentum bekehrte, erzählt ein Geschichtschreiber: „Er errichtete Götzenbilder auf dem Hügel vor dem Palaste: einen hölzernen Perun mit einem silbernen Kopf und goldenen Schnurrbart, ferner einen Chors, Daschbog, Stribog, Simargl und Mokosch. Und sie opferten ihnen und nannten sie Götter und führten ihre Söhne und Töchter herbei und opferten den Teufeln und besudelten die Erde mit ihren Opfern, und die russische Erde und der Hügel wurde mit Blut besudelt." Als er einen glücklichen Feldzug vollendete, sprach er zu den Ältesten: „Werfet das Los um einen Knaben und ein Mädchen, wen das Los trifft, den wollen wir opfern." Das Los traf den Sohn eines christlichen Warägers; der Waräger verweigerte aber die Herausgabe seines Sohnes. „Wenn eure Dämonen Götter sind," sagte er, „werden sie schon jemand schicken und meinen Sohn holen." Da zerbrach das Volk den Zaun des Hauses, drang ein und tötete Vater und Sohn. Nach seiner Bekehrung ließ Wladimir den Perun in den Fluß werfen und gab den Auftrag, zu sorgen, daß er nirgends mehr auftauche und ersetzte den Götzen durch das Bild des hl. Basilius. Die Litauer blieben dem Perkunas, dem zu Ehren sie in heiligen Hainen ein immerwährendes Feuer unterhielten, noch lange treu.[1]

Mit Perun berührt sich nahe Svarog, den alte slavische Gelehrte wohl dem griechischen Hephaistos, dem Schmiede der unterirdischen Feueresse gleichstellen,[2] und der in Kiew verehrte Daschbog oder Dabog, d. h. der Spender des Reichtums.[3] Zu den höchsten Göttern zu zählen wären noch andere Gestalten, von denen alte Schriftsteller sprechen, wie Radigast und Goderac; doch ist ihre Gestalt viel zu unsicher.[4]

[1] Archiv f. slav. Phil. 9, 33.

[2] Archiv f. slav. Phil. 4, 412.

[3] Archiv 5, 1 ff.

[4] Radigast ist eigentlich ein Ortsname. In dem Orte stand ein Tempel des Svarog. Das gleiche gilt von dem Goderac, dem heutigen Goorstorf, d. h. Godhardesdorf, von den deutschen Besiedlern so umgelautet. Helmold erklärt die Umlautung folgendermaßen: Berno ep. Schwerinensis culturas demonum eliminavit, lucos succidit et pro Gutdracco Godehardum episcopum venerari constituit (5, 24).

Etwas fester steht das Dasein bei Svetovit, Svantovit, Jarovit (Herovit) und Triglaw. Wohl bezeichnen diese Worte bloße Beinamen eines, vielleicht des Hauptgottes,[1] aber wie es auf der Stufe des Kathenotheismus oft geschieht, erlangten die Attribute Selbständigkeit; aus bloßen Erscheinungen erwuchsen Götter. In dem zu Wolgast von den Pommern verehrten Jarovit erkannte Otto eine dem römischen Mars verwandte Gottheit. Sein Schild, der in der Schlacht vorangetragen wurde, schützte sein Volk, wie es glaubte, vor Niederlagen.[2] Weit verbreitet war die Verehrung Svantovits. Auf Rügen soll das Bild Svantovits gestanden haben: mit vier Köpfen nach allen Himmelsrichtungen schauend, trug er in der Linken das Horn, richtiger gesagt, den Becher der Fülle und des Segens, in der Rechten den fern treffenden Bogen des strafenden Rächers. Den Becher füllte ein Priester mit einem Trank und weissagte daraus die Zukunft.[3] Der Becher muß eine ansehnliche Größe gehabt haben: während der eine Berichterstatter von einem Horn spricht, sahen andere darin einen Kessel und dachten an den Ölkessel, in dem der hl. Vitus gesotten wurde. An ihn gemahnte ja auch der Name Svantovit; denn auch bei den Slaven bedeutet das Wort Svant, Svent, Svat heilig.[4] Daher konnte Helmold, Pfarrer zu Bosow am Plöner See, im zwölften Jahrhundert, schreiben: „Dem heiligen Veit, den wir als einen Blutzeugen und Knecht Christi anerkennen, verehren sie als Gott, indem sie das Geschöpf dem Schöpfer vorziehen. Es gibt in der ganzen Welt keine Barbarensitte, die Christi Dienern und Priestern einen größeren Abscheu einflößen könnte, als diese. Sie preisen allein den Namen St. Veits, dem sie auch mit dem größten Gepränge einen Tempel und ein Bild geweiht haben, indem sie ihm die göttliche Oberherrlichkeit vorzugsweise zuerkennen. Dort werden auch von allen slavischen Ländern her Orakelsprüche eingeholt und jährlich Opfergaben dargebracht. Ja, auch Kaufleute, die zufällig in jenen Orten landen, dürfen durchaus nicht eher dort kaufen oder verkaufen, als bis sie von ihren Waren dem Götzen die wertvollsten zum Opfer dargebracht haben; dann erst werden die zu verkaufenden Gegenstände öffentlich

[1] Archiv 14, 166.

[2] Herb. v. Ott. 3, 6.

[3] Saxo Gramm. 14 (ed. 1644 p. 320).

[4] Revue de l'histoire des réligions 1900 (41) 354.

zu Markte gebracht.“ Auf dem Hradschin zu Prag, wo heute der großartige Veitsdom steht, wurde ebenfalls Svantovit an Stelle eines wahrscheinlich germanischen Gottes Zizo verehrt. Auch die Südslaven, die Slovenen, stimmten in diesem Kultus mit den anderen Volksgenossen überein.

Als der dreihäuptige hieß der höchste Gott Triglaw, der im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt Waltende: auf die Gestalt dieses Gottes haben wohl orientalische Einflüsse eingewirkt. Als der hl. Otto auf seiner Bekehrungsreise nach Stettin kam, fand er dort in einem Tempel eine solche Statue, zerstörte den Körper, nahm die drei zusammenhängenden Köpfe als Trophäe mit sich und schickte sie später als Beweis der Bekehrung Pommerns nach Rom.[1] In der Marienkirche auf dem Harlunger Berg bei Brandenburg stand das ganze Mittelalter hindurch auf dem Altar einer Seitenkapelle eine Triglawstatue, ein Zeugnis christlicher Duldung. Er war von Menschengröße, hatte drei versilberte Köpfe, ein goldenes Band um Augen und Lippen, da er alle Sünden übersah und verzieh, und trug in seinen Händen einen gehörnten Mond. Die Herden beschützte Veles, Volos, den das Volk später mit Blasius verwechselte,[2] das männliche Gegenstück zu den weiblichen Vilen.

Wie die anderen indogermanischen Völker gesellten auch die Slaven zu dem Himmelsgott eine Erdgöttin, von den alten Geschichtschreibern Diana (Dzewana) genannt, und folgerten aus den wechselseitigen Beziehungen zwischen der Flur und dem Wetter allerlei menschliche Beziehungen. Beim Unwetter wandte sich der litauische Bauer an den Himmelsgott und hielt ihm vor, daß er der Erde genug Leid getan habe, er solle sich durch seinen Bruder Schweistiks den Herrn der Jahreszeiten versöhnen lassen. Zur Zeit der Dürre hielt der Bauer ein Stückchen Speck gegen die Sonne, daß Fetttropfen niederfielen, und sprach: „Perkunas, dein Bruder Schweistiks weilt zu lange bei Frau Erde. Sein Gesicht ist so glühend, daß heiße Schweißtropfen von demselben herabfließen. Rufe ihn zurück. Die Erde wünscht dein kühles Gesicht zu sehen. Deine kalten Schweißtropfen werden ihr wohltun.“[3] In große Trauer versetzte die Slaven der Todesschlaf der Erdgöttin im Winter.

---

[1] Herb. v. Ott. 2, 31.

[2] Archiv 1, 145.

[3] Archiv 9, 24.

Wenn sich die ersten Anzeichen des Frühlings fühlbar machten, um Mitfasten, zerschlugen noch vor kurzem die Slovenen eine Strohpuppe, das Sinnbild der winterlichen Erdkönigin Baba, auf den Brücken der Flüsse und warfen die Teile ins Wasser, um anzuzeigen, daß ihre Herrschaft zu Ende sei. Auf diese Sitte bezieht sich die Bemerkung eines Konzils von Posen (1422), daß die Leute am Sonntag Lätare den Tod austragen und in den Schmutz werfen.[1] Die Puppe[2] trugen die Knaben nach anderen Berichten auf einem langen Holze aus oder führten sie in einem Wagen. Sie entkleideten Mädchen, warfen sie jubelnd in den Hotzenplotz, in den Schmutz, sangen dazu schlüpfrige Lieder und begleiteten sie mit unanständigen Handbewegungen.[3]

Der Gottesdienst der Slaven war ursprünglich gleich dem der anderen Indogermanen bildlos; er vollzog sich in heiligen Hainen, auf Seeinseln und an Flüssen. Aber unter fremder Anregung versahen sie sich mit Bildern und Tempeln, worin sie ihre Kriegsbeute niederlegten. Die Tempel müssen zum Teil sehr schön gewesen sein, so daß sie die Bewunderung Ottos von Bamberg erregten.[4] Nach ihrer Zerstörung durch die Missionare kehrten die hartnäckigen Heiden zum bildlosen Kultus zurück, um so mehr als die Priester eine gewisse Nachsicht übten. So ließ der hl. Otto eine mächtige

---

[1] Prohibeatis ne in dominica Laetare superstitiosam consuetudinem observent, efferentes imaginem, quam mortem vocant, et in lutum postea proiiciant; ebenso eine Prager Synode 1384.

[2] Bei den Polen heißt sie Marzana.

[3] In eorum honorem ludi certis anni temporibus decreti et instaurati, ad quos peragendos multitudo utriusque sexus et vicis et coloniis in urbes convenire pro diebus institutis iussa, ludos huiusmodi impudicis lascivisque decantationibus et gestibus manuumque plausu et delicata fractura ceterisque venereis cantibus plausibus et actibus deos deasque praefatas repetitis invocando observationibus depromebat. Dlugosz Hist. Pol. I (Archiv 14, 171).

[4] Erant autem in civitate Stetinensi continae quatuor, sed una ex his, quae principalis erat, mirabili cultu et artificio constructa fuit, interius et exterius sculpturas habens, de parietibus prominentes imagines hominum et volucrum et bestiarum, tam proprie suis habitudinibus expressas, ut spirare putares ac vivere; quodque rarum dixerim, colores imaginum extrinsecarum nulla tempestate nivium vel imbrium fuscari vel dilui poterant, id agente industria pictorum. In hanc aedem ex prisca patrum consuetudine captas opes et arma hostium et quicquid ex praeda navali vel etiam terrestri pugna quaesitum erat, sub lege decimationis congerebant. Herb. v. 2, 31.

Eiche stehen, unter der eine liebliche Quelle hervorsprudelte, ein andermal einen Nußbaum. Als er einmal nicht schnell genug auf das Verlangen der Leute einging, erhob schon einer die Axt gegen ihn. Allerdings versicherten die Leute, daß sie die Erhaltung dieser Eichen nur des Schattens und der Annehmlichkeit wegen wünschten, aber in Wirklichkeit bot ein solcher Baum eine große Versuchung. Noch jahrhundertelang pilgerten die Bauern zu Bäumen, Felsen, Seen und Flüssen, trieben dort Zauber und holten sich Aufklärung. Aus dem Scheine des Wassers, aus dem, was es auswarf, erschlossen sie die Zukunft, Glück oder Unglück; ein blutiger Schein deutete auf Krieg, Getreideauswurf auf ein fruchtbares Jahr.[1] Gleich den Skythen und Germanen hielten sie das Pferd für ein heiliges Opfer- und Weissagungstier. Bevor sie in die Schlacht zogen, steckten sie eine dreifache Reihe von Speeren in den Boden: je nachdem die Pferde durchschritten, bedeutete es einen guten oder schlechten Ausgang.[2] Zauberer und Wahrsager hatten ungemein viel zu tun und fanden auch nach der Bekehrung reichliche Beschäftigung. Da gab es Luft- und Lichtbeschauer, Sterngucker, Vogelschauer, Blut- und Eingeweideschauer, Wind- und Wasserdeuter, Bierschaumdeuter, Wachs- und Bleigießer.[3] Unter der Hülle der Zauberer erhielt sich der alte Priesterstand.

Je mehr der Aberglaube eines Volkes Denken auf das Diesseits und auf diesseitige Vorteile lenkt, je stärker sich eine Religion materialisiert, desto unbestimmter pflegen die Vorstellungen über das Jenseits zu sein. So besaßen auch die Slaven nur höchst nebelhafte Begriffe von einem Fortleben, so daß Thietmar zur Ansicht kam, die Slaven meinen, mit dem Tode endige alles. Dieser Ausspruch ist nun allerdings zu stark. Daß sie an ein Fortleben ihrer Toten glaubten, erhellt klar aus ihren vielen Totengebräuchen und Totenfesten. Durch Tanz und Gesang, durch Darbringung von Met, Bier und Speisen glaubten sie den Schatten beispringen zu können. Viel von diesen Sitten hat sich in Rußland bis heute erhalten.[4]

Diese rohen Anschauungen waren eine ungünstige Vorbedingung für das Christentum. Da hatten die Germanen doch ganz

---

[1] Thietm. 1. 3.

[2] Herb. v. Ott. 2, 32; Saxo Gramm. 14; Grimm, Mythologie 628.

[3] Praetorius Deliciae Prussicae 4, 112; Voigt, Adalbert 143.

[4] Revue de l'histoire des religions 1900 (42) 7.

anders erhabene Ideen über das Jenseits und die überirdischen Mächte gehegt und vielfach mit großer Begierde und wirklichem Herzensanteil den Erzählungen der Missionare gelauscht. Missionaren setzten die Slaven den äußersten Widerstand entgegen; nicht wenige schlachteten sie ihren Göttern zur Sühne, so die Preußen den hl. Adalbert, obwohl er selbst ein Slave von Geburt war und Wojtech (Heerestrost) hieß.[1] Wenn die Missionare keinen Rückhalt an der Politik der fremden und einheimischen Herrscher gehabt hätten, würden sie trotz der Überlegenheit ihrer Bildung nichts ausgerichtet haben. Die Herrscher glaubten aber nur durch das Christentum der Widersetzlichkeit und Zuchtlosigkeit ihrer Untertanen Herr werden zu können. Das Christentum täuschte ihre Erwartungen nicht; es entriß die Slaven ihrer rohen Zersplitterung und schuf ihnen eine Schriftsprache, die Glagoliza und die Kyrilliza.

Die eigentlichen Apostel der Slaven waren die Brüder Kyrillos und Methodios, die aus der griechischen Kirche hervorgingen, aber ihre Kräfte doch schließlich in den Dienst der römischen Kirche stellten. Geboren zu Thessalonich hatten sie in ihrer frühen Jugend schon slavisch gelernt.[2] Eben diese Kenntnis machte sie dem Volke vertraut, das sein Herz den griechisch und lateinisch sprechenden Mönchen verschloß. Eine Gottesverehrung in fremder Sprache ließ es sich nicht aufdrängen und so konnte Rom um so weniger darauf bestehen, als Byzanz schon lange darin Nachgiebigkeit gezeigt hatte. Aus Byzanz hatte sich nämlich ein mährischer Fürst Glaubenslehrer erbeten und als solche die beiden Brüder erhalten; er wollte sich so frei machen von dem deutschen Einflusse, dem die lateinischen Mönche dienten. Die deutschen Bischöfe sahen es denn auch ungern, daß die Brüder die slavische Sprache in dem Gotteshause einführten;[3]

[1] Voigt, Adalbert von Prag S. 18.

[2] In der slavischen Legende von Method redet der griechische Kaiser die Brüder an: „Ihr beide seid Leute von Salonichi, und alle Salonichier sprechen rein slavisch." Da dieser Satz in anderen Legenden fehlt, schloß man auf eine absichtliche Einschiebung, um damit die sprachlichen Abweichungen, die sich die Brüder erlaubten, zu rechtfertigen.

[3] Methodios hatte wohl dem päpstlichen Legaten in Bayern versprochen, die lateinische Sprache anzuwenden, aber er hielt sich nicht daran, und als er sich später rechtfertigen mußte, stellte er dem Papste vor, die Mähren hätten die lateinischen Priester davongejagt. Mit Unrecht findet hier Brückner eine graeca fides; Allg. Ztg. 1903 B. 163.

sie waren schon ungehalten darüber, daß sich die Griechen überhaupt in ihr Gebiet eindrängten. Dieser Eifer war nicht ganz selbstlos, denn der Ausdehnung des Diözesanbereichs der Bischöfe von Salzburg und Passau brachte viele Vorteile. Es fällt namentlich auf, daß gerade Pfarr- oder Taufkirchen dieser Diözesen so häufig mit unfreien Wenden begabt wurden, wie die vielen Wendenorte Altbayerns in der Nähe alter Pfarreien beweisen.[1] Auf der bayrischen Synode 870 ließ sich der aus Ellwangen gebürtige Passauer Bischof von seiner Leidenschaft so weit hinreißen, daß er mit der Peitsche auf Methodios losging und ihn beinahe geschlagen hätte, wenn ihm nicht andere in den Arm gefallen wären. Umgekehrt reizte Method seine Gegner durch den spöttischen Hochmut, mit dem er sie als Idioten behandelte. Den Ansprüchen der beiden Bischöfe setzte Methodios die Behauptung entgegen, Pannonien gehöre dem heiligen Petrus. Rom ließ nicht vergebens anrufen; es stellte sich ganz auf die Seite der griechischen Brüder. Papst Johann VIII. gestattete den Gebrauch der slavischen Sprache und schrieb, es widerstrebe dem gesunden Glauben keineswegs, weder daß in der slavischen Sprache die Messe gesungen, noch daß das Evangelium und die gut übersetzten und gedolmetschten Lesestücke des Neuen und Alten Testamentes gelesen und die gesamten Offizien des kirchlichen Stundengebetes gesungen würden; denn derselbe, der die drei Hauptsprachen, das Hebräische, das Griechische und Lateinische, gemacht, habe auch alle anderen zu seinem Preise und Ruhme geschaffen.

Viel besser als gegenüber den Südslaven behauptete sich das Deutschtum gegenüber den Nordslaven, deren Unterwerfung den Ottonen gelang. Aber auch hier vollzog sich die Bekehrung nur äußerlich. Obwohl schon Otto der Große eine Reihe von Bistümern gründete, dauerte es noch lange, bis das Heidentum aus den Sitten und aus den Herzen verschwand.

---

[1] Darunter die vielen Wimpossing; Oberbayrisches Archiv 50, 430.

# XLIII. Die Ungarn.

Gleich ihren Aposteln Kyrillos und Methodios schwankten die Slaven immer hin und her zwischen dem Osten und Westen, zwischen Ost- und Weströmern, näherhin zwischen Ungarn, Skythen und Germanen. Gegen die Germanen suchten sie Zuflucht bei den Tataren und gegen diese bei den Germanen. Eben jetzt, wo die deutsche Übermacht ihnen immer gefährlicher wurde, schlossen sie sich wieder inniger an ihre alten Tyrannen, an die Ungarn an und verschuldeten durch ihren Anschluß das Wiedererwachen der tatarischen Eroberungslust, gewannen aber selbst viele neue Sitze mitten innerhalb deutscher Gebiete. Beweis davon ist die starke Verbreitung der Wendennamen in fruchtbaren Gegenden Deutschlands, während ihr Vorkommen in unfruchtbaren Gebieten auf unfreie Besiedler hinweist.[1] Ein arabischer Reisender schrieb sogar im zehnten Jahrhundert, Soest und Paderborn liegen im Lande der Slaven.[2]

Viel weniger Spuren hinterließen die Ungarneinfälle; denn diese hatten sich aus dem Nomadenleben noch nicht herausgearbeitet. Seit der Zeit der Völkerwanderung, wo sie uns in den Hunnen entgegentreten, haben sich diese Reitervölker ebensowenig geändert, als seit den Urzeiten, die noch Herodot im Auge hatte. Nach wie vor übertrafen sie alle Völker an Wildheit und Barbarei und glichen mit ihren großen Köpfen auf niederen Körpern nach dem Urteile damaliger Schriftsteller zweibeinigen Tieren; sie kannten weder Haus noch Herd, sondern zogen von Ort zu Ort. Wegen des Steppencharakters ihrer Ursitze mußten sie fortwährend wandern, ihre Herden

[1] S. S. 198, 217, I, 358 (v. Sturmi 7).

[2] Jacob, Ein arabischer Berichterstatter 17. Über die Ausbreitung der Slaven s. Buschan, Natur und Offenbarung 1890 S. 428.

von einer Gegend zur anderen führen aus den hochgelegenen Sommerweiden in die niedriggelegenen Winterweiden und umgekehrt. Wegen des ungünstigen Klimas ging immer viel Vieh darauf und sie litten selbst Hunger. Schon dieser Umstand nötigte sie zu Raubzügen, wenn sie auch nicht eine angeborene Abenteuer- und Raublust dazu angetrieben hätte. Bei ihren Raubzügen ließen sie vielfach ihre Frauen zu Hause, und diese fühlten sich ziemlich selbstherrlich. Andere zogen mit Weib und Kind davon; sie selbst ritten zu Pferd, mit dem sie ganz verwuchsen; ihre Familien aber zogen ihnen in Karrenhäusern nach. Wegen des vielen Reitens und ihrer feuchten Körperbeschaffenheit entbehrten sie wohl, wie ein alter Schriftsteller sagt, der Zeugungskraft.[1] Um aus ihren Gliedern die Feuchtigkeit zu vertreiben, brannten sie Teile an und versengten ihre Arme, ihre Brust, ihre Hüften, sie schoren ihren Kopf kahl, ließen aber einen großen Zopf oder mehrere kleinere Zöpfe herunterhängen.

Von Gestalt waren sie klein, daher konnte sie ein riesiger Germane mit Kröten und Würmern vergleichen. „Was soll ich mit diesen Kröten," fragte er, „sieben oder acht oder auch neun von ihnen spießte ich auf meine Lanze und trug sie hierhin und dorthin, weiß nicht, was sie dazu brummten; unnützerweise haben der Herr König und wir uns gegen solche Würmer abgemüht." Aber diese Zwerge hatten ein unheimliches Aussehen. Mit ihrem braunen Mongolengesichte, ihren funkelnden, tiefliegenden Augen, ihren drei Zöpfen erschienen sie wie die Gespenster der Hunnen. Gleich diesen verzehrten sie rohes Fleisch, Wolf- und Pferdefleisch, und tranken Blut, namentlich Pferdeblut und Pferdemilch. Dadurch glaubten sie die Kraft der Wölfe und Pferde zu erreichen. Sie rissen den Gefangenen das Herz aus dem Leibe, um es als kräftigendes Zaubermittel zu genießen. Darin steckte noch ein Rest von Kannibalismus.

Wenn sie sich gesättigt hatten, pflegten sie einander die abgenagten Knochen zuzuwerfen. Am Ende des Mahles aber stimmten sie Gesänge zur Ehre ihrer Götter an. Bei ihrem Einfalle in St. Gallen 926 zwangen sie auch einen gefangenen Priester, der ihre Sprache verstand, und den närrischen Mönch Heribald in ihre Gesänge einzustimmen. Aus übergroßer Furcht fügten sich die

[1] Vierteljahrschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte 1905 S. 222.

beiden dem Zwange und verleugneten damit ihren Glauben. Zum Schlusse aber suchte sich der Priester durch Absingen eines Kreuzliedes wieder reinzuwaschen. Während des ungewohnten Gesanges der Gefangenen tanzten die Ungarn in wilder Fröhlichkeit. Der Priester meinte, die Zeit sei günstig, um seine Befreiung zu erwirken. Da kam er aber schlecht an; die Ungarn zogen ihre Messer, um den Scherz, den nach Ekkehards Bemerkung die Deutschen das Picken nennen, gegen seinen geschorenen Kopf zu vollziehen, ehe sie ihn enthaupten würden. Nur ein Zufall rettete ihn. Viel glimpflicher verfuhren sie mit dem närrischen Mönche. Sie begnügten sich damit, ihm Ohrfeigen zu geben, wenn er nicht alle ihre Wünsche erfüllte, versöhnten ihn aber wieder durch reichliche Weinspenden.

Oft verwendeten die Skythen die Unterworfenen als eine Art Kanonenfutter. So berichtet ein fränkischer Geschichtschreiber, die Avaren oder Hunnen hätten die Böhmen als Vorkämpfer benützt, so daß, wenn die Hunnen gegen irgend ein Volk ins Feld zogen, sie selbst sich vor dem Lager aufstellten, die Wenden aber kämpfen mußten. „Siegten nun diese," berichtet er weiter, „so rückten die Hunnen vor, um Beute zu machen; unterlagen jedoch die Wenden, so sammelten sie, auf der Hunnen Hilfe gestützt, neue Kräfte. Darum wurden sie Belfuci von den Hunnen genannt, weil sie vor ihnen einherzogen und im Treffen einen doppelten Kampf bestanden."[1]

Alle Skythen raubten die Frauen der unterworfenen Völker und führten sie als Opfer ihrer Wollust fort. Noch später, als sie sich an regelmäßige Verhältnisse gewöhnt hatten und mitten unter den ruhig Feldbau treibenden Slaven sich niedergelassen hatten, ließen sie sich von diesen ihre Frauen abtreten. Um die Weiber zu demütigen, spannten sie ihrer drei, vier oder fünf an einen Wagen und ließen sich von ihnen fahren. Bei manchen Stämmen entwickelte sich aber gerade infolge der Abwesenheit der Männer eine Frauenherrschaft. Die Frauen übernahmen die Männerarbeit, ritten und kämpften.[2]

---

[1] Fredegar 4, 48.

[2] Die Frauen pflogen Umgang mit den Knechten; umsonst blendeten die Skythen, wie schon Herodot berichtete, ihre Knechte, die ihr Vieh warteten. Schon in der Jugend wurde den Mädchen die rechte Brust verbrannt, damit alle Fülle und Kraft in die rechte Schulter und in den rechten Arm sich ergieße; Vierteljahrsch. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 1905 S. 211.

Als Nomaden, kräftige Reiter und Pfeilschützen überwanden die Skythen und nun auch die Ungarn durch Beweglichkeit und Gewandtheit ähnlich den Arabern alle Gegner, die der schwerfälligen Kriegsweise älterer Zeit nicht entsagten. Nicht in geschlossenen Reihen, sondern in zerstreuten Gliedern stürmten sie ein, ihre Brust durch die volkstümlichen Filzpanzer oder Eisenharnische gedeckt, und scheuten sich in den Nahkampf einzulassen. Obwohl sie Schwert und Wurfspieß wohl zu handhaben wußten, bevorzugten sie Pfeil und Bogen nach Nomadenart, genau wie die Araber. Nirgends recht zu fassen, erschienen sie doch auf allen Punkten, beunruhigten durch unaufhörliche Scharmützel, größere Überfälle, Überflügelung, Hinterhalte die Gegner, lockten sie durch verstellte Flucht an, um sich dann plötzlich umzuwenden und in die getrennten Glieder einzubrechen. Obwohl sie sonst jeder Ordnung widerstrebten, hielten sie doch auf ihren Kriegszügen strenge Manneszucht und ordneten sich gemeinsamen Führern unter.

Nachdem sie ihre Nachbarn schon lange bedrängt hatten, wagten sie 899 bis nach Italien vorzustürmen, verheerten dann die Ostmark und schlugen die Bayern 907 in einer verheerenden Feldschlacht. Erbarmen kannten sie nicht; wer sich ihnen entgegensetzte, den verschonten sie nie; denn sie glaubten, je mehr Feinde sie erlegten, desto mehr Knechte würden sie einst im Jenseits bedienen; nur die Frauen verschonten sie und nahmen sie mit sich fort. Was hätten sie mit Gefangenen oder Unterworfenen anfangen sollen, da sie für ihre Herden wenig Sklaven bedurften und da erst der Ackerbau die Knechtschaft und Hörigkeit lohnt? So bezeichnete furchtbare Verwüstung ihre Spur, Feuer und Rauch, Schutt und Trümmer. Alles schien zu verdorren unter dem Fußtritt ihrer Pferde. Glücklich, wer noch das nackte Leben hinter Mauern und Türmen rettete!

Wie ein überwältigendes Gottesgericht nahmen die Bewohner die Züge der Ungarn auf; sie meinten, der jüngste Tag stehe bevor und die Ungarn seien Gog und Magog, die nach der Weissagung Johannis am Ende der Tage vom Satan zum Streit versammelt werden sollten. Zeichen in den Lüften verkündigten ihr Herannahen, gottgeweihte Jungfrauen sagten Verwüstung und ihren eigenen Martertod voraus. Nur auf Gott und die Heiligen setzte man noch Vertrauen, alle menschliche Hilfe schien vergebens, daher nahm man in die Litaneien den Ausruf auf: Vor der Ungarn Wut

beschütze uns, o Herr! wie in anderen Gegenden der Ruf: Von der Wut der Normannen befreie uns, o Herr! Wie die Heiligen wunderbar schützten, glaubte man in sichtbaren Zeichen handgreiflich zu sehen. Da gelang es z. B. den Ungarn nicht trotz aller Versuche, einen gefangenen Mönch zu töten; oder der Ungar, der die Hand an den Altar legte, brachte sie nicht mehr los.

Bis auf Otto den Großen wagte es kein Reiterheer, den Ungarn entgegenzutreten. König Heinrich I. hatte sich lange durch Tributzahlungen den Frieden erkauft, dann aber sein Volk doch allmählich an den Reiterkampf gewöhnt und Burgen angelegt,[1] so daß die Ungarn ihre Hauptangriffe auf Süddeutschland richteten. Ja sie mußten wiederholt den Rückweg über Italien antreten, weil sich ihnen im Osten die Deutschen entgegenstellten. Otto dem Großen gelang es endlich, die deutschen Stämme und ihre Herzoge zusammenzufassen und ihnen die nötige Zuversicht einzuhauchen. Sein Plan ging wahrscheinlich dahin, den Ungarn, während sie sich anschickten, Schwaben zu durchschweifen, in den Rücken zu fallen.[2] Wenn dies der Fall ist, wollte er die Ungarn dazu zwingen, zu Fuß zu kämpfen, denn im Kampf zu Pferde besaßen die Deutschen immer noch keine große Fertigkeit. Ottos Heer gliederte sich nach Landsmannschaften, die Bayern standen in den drei ersten Treffen; dann kamen die Franken, dann die Sachsen, dann die Schwaben, den Schluß bildeten die Böhmen. Die Lothringer waren zu Hause geblieben, um die Ungarn im Falle, daß sie sich dem Rhein zuwandten, dort abzufassen. Die Ungarn umgingen den Heerhaufen bei Augsburg und griffen zuerst die Böhmen an, trieben diese und die Schwaben in die Flucht, bis ihnen die Franken Einhalt geboten. Otto selbst führte die Seinigen dem Feinde entgegen. Endlich wankte der feindliche Heerhaufen und ein Teil ergriff die Flucht; viele Ungarn, darunter der König selbst und mehrere Herzöge, wurden gefangen genommen und wie gemeine Räuber und Friedensbrecher zum schimpflichen Tode des Erhängens verurteilt. Von nun an hatte Deutschland vor den Ungarn Ruhe.

[1] Delbrück, Kriegskunst 3, 93, verweist beide Angaben Widukinds in das Reich der Fabel, aber mit Unrecht, er selbst erklärt die Niederlage der Angelsachsen daraus, daß sie nicht zu Pferde zu kämpfen verstanden (149).

[2] Dann lag das Schlachtfeld auf dem linken Lechufer (so Delbrück, Kriegskunst 3, 113), während die allgemeine Annahme dasselbe auf dem rechten Ufer bei dem „Gunzenle“ sucht.

# XLIV. Die Araber in der Geschichte und Sage.

## 1. Die Araber in Unteritalien.

Bis tief nach Italien drangen die Ungarn vor, zerstörten Pavia und verheerten das Land bis Apulien. Da auf der anderen Seite von Süden her die Sarazenen immer und immer wieder Raubzüge unternahmen, kehrte für das vielbedrückte Land die Zeit der Hunnen-, Goten- und Langobardenkämpfe wieder. Nur in festen Städten und Burgen fand die Bevölkerung Sicherheit. Während in früheren ruhigen Zeiten auch in den Ebenen Städte sich ausdehnten, konnten sich jetzt nur noch die gutbefestigten und die Höhenstädte erhalten. Gewiß bestanden diese Städte auf den hohen Hügelrändern der Apenninen schon seit Jahrhunderten und wurden nicht erst jetzt gegründet, aber sie erlangten erst jetzt ihre Bedeutung und entfalteten im Laufe des Mittelalters ein blühendes Leben.

Wie bei der Eroberung Spaniens steht am Anfang der Araberherrschaft über Sizilien und Unteritalien eine Weibergeschichte. Ein reicher Grundbesitzer Euphemius hatte sich mit einem jungen Mädchen von großer Schönheit verlobt; der griechische Statthalter Photinus aber hatte sie seinem Nebenbuhler gegeben, der ihn bestochen hatte. Nach der griechischen Darstellung hatte Euphemius eine Nonne entführt und sollte deshalb zur Strafe gezogen werden. Der Strafe kam er aber durch Verrat zuvor. In der Tat erleichterte meist der Verrat den Arabern ihre Eroberungen.

Im Juni 827 fuhren die Araber nach Sizilien hinüber und eroberten im Laufe der Jahre die Westseite der Insel. Die Hauptstadt Syrakus konnten sie nicht erobern, da sie die Pest befiel. Erst 879 wiederholten sie einen Versuch. Sie schafften eine Menge von Belagerungswerkzeugen und Mannschaften herbei, so daß zuletzt

hundert Belagerer auf einen eingeschlossenen Krieger kamen, wie der Mönch Theodosius berichtet. Und doch konnten sie die Stadt schließlich nur durch Hunger bezwingen. Alle Lebensmittel gingen aus, ein Scheffel Weizen stieg auf 150 Goldstücke, ein Pferdekopf kostete 15 Solidi. Die Müller mahlten Beine und das Mehl, mit Wasser angemacht, wurde von den Belagerten mit Gier verzehrt. Sie mußten zu Leder und allerlei Abfällen greifen; mancher Mann schlachtete sein eigenes Kind. Nicht genug damit, überfielen noch verheerende Krankheiten die armen Leute. Kaum ein Mann lief ohne Wunden herum; dem einen fehlte die Nase, dem anderen das Ohr. Als endlich der Hauptturm gefallen war, stürzten die Feinde in die Stadt und hieben, bar aller Menschlichkeit, alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Die in der Kathedrale um ihren Bischof versammelten Kleriker und einige Vornehme mit dem Herzog und Patrizier der Stadt wurden gefangen genommen. An letzteren ließen die Eroberer ihre Grausamkeit und ihren Blutdurst aus; sie quälten sie langsam zu Tode. Dagegen schickten sie die Kleriker, die viel Ungemach in den verpesteten Gefängnissen zu erdulden hatten, nach der Hauptstadt Palermo zu dem Emir. Der Emir fragte den Bischof: „Betest du auch wie wir zu Gott?" „Wie sollte ich es nicht," antwortete der Bischof, „da ich Hoherpriester Christi bin, den die Propheten verkündet haben." „Dies sind keine wahren Propheten," meinte der Emir, „sondern sie führen euch irre; denn wie könntet ihr dann die Propheten lästern?" „Wir lästern keine Propheten," antwortete der Bischof, „wir wissen aber nicht, daß ihr einen aus ihnen verehret." Darauf ließ der Emir den Bischof ins Gefängnis werfen, wo die alten Qualen aufs neue begannen, ließ ihn aber schließlich samt seiner Begleitung doch frei. Mit kluger Berechnung vermieden es die Araber, aus den Christen Märtyrer zu machen. Nur wenn es die Christen in einem gewissen Übermut förmlich darauf ablegten, sie zu reizen, schritten sie zur Gewalt. So entstand in Spanien eine Partei der Exaltierten, die Mohammed öffentlich lästerten und sich beinahe mutwillig zum Bedauern selbst der Bischöfe, die freilich von den Arabern abhängig waren, dem Märtyrertod aussetzten. Die Araber sagten, sie seien Selbstmörder, und viele Bischöfe sprachen ihnen dieses Wort nach.[1]

[1] Dozy, Geschichte der Mauren 1, 334.

Eine volle Religionsfreiheit gewährten die Araber den Untertanen nicht, sie machten gleich zu Anfang einen auffallenden Unterschied zwischen den Weltgeistlichen, den mächtigen Bischöfen und den armen Mönchen. Schon Abubekr hatte die Weltgeistlichen mit unverhohlener Mißgunst betrachtet und ihre Mißhandlung gestattet, den Mönchen und Einsiedlern dagegen die Schonung empfohlen. Dementsprechend nimmt ein in Sizilien erlassenes Gesetz der Araber die Klöster in seinen besonderen Schutz, läßt aber auch den Pfarrern weitgehende Rechte. Das, was die Araber ihren Moscheevorständen zahlten, sollten die Christen ihren Pfarrern leisten, und diese sollten die Hälfte an die arabischen Beamten abliefern. Wenn die Christen ihre Kirchengesetze mißachteten, mußte der Pfarrer die Übeltäter dem Kadi anzeigen, der die Pflicht hatte, sie nach dem christlichen Gesetze zu bestrafen. Mehr noch als in anderen Ländern gestatteten die Araber freien, teilweise auch öffentlichen Gottesdienst und mußten sogar verbieten, daß die Geistlichen jenen, die zum Islam übertraten, Schwierigkeiten in den Weg legen. Freilich wenn einmal ein Christ abgefallen war, sei es auch nur im Leichtsinn oder in der Leidenschaft, so war ihm jeder Rückweg verschlossen. Wer Mohammed verleugnete oder beschimpfte, der mußte sich auf die Todesstrafe gefaßt machen.

Die Zinse, die die Unterworfenen leisten mußten, scheinen hinter den Leistungen der früheren Zeit zurückgeblieben zu sein. Vom Kriegsdienst waren sie ganz frei. Das Land blühte unter der Hand fleißiger Bauern empor, die Mais, Zuckerrohr, Baumwolle und andere Pflanzen einführten.[1] Trotzdem ertrugen die alten Einwohner die Fremdherrschaft nur unwillig, empörten sich wiederholt und machten verzweifelte Anstrengungen, das Joch abzuschütteln, aber ohne Erfolg. Die Sarazenen streckten ihre Hand nach dem Festlande, wohin ihnen Verrat die Wege ebnete. Der Kaiser Ludwig II. bekämpfte die Araber erfolgreich und nahm einen Sultan gefangen. Nach einer späteren Legende soll bei seiner Gefangennahme der Sultan gelacht haben; auf die Frage des Siegers, warum er lache, habe er geantwortet: „Ich denke an das Glücksrad; wie es mich heute niederdrückt, kann es mich morgen wieder erheben.“ Wegen dieser weisen Antwort habe ihn

[1] Hassen Husny, La domination Musulmane en Sicile; Tunis 1905 S. 8.

der Kaiser liebgewonnen und oft zu Rate gezogen. So habe er seine Meinung hören wollen, wie er die widerspenstigen Großen bezwinge. Der Sultan riet ihm nach jener Erzählung, er solle sie gefangen nach Frankreich schicken. In der Tat habe der Kaiser Ketten anfertigen lassen, aber der falsche Araber habe es den Großen verraten und diese haben dem Kaiser die Tore verschlossen, als er sich auf der Jagd befand, dem Araber aber die Freiheit geschenkt. Der Sultan kehrte bald mit einem neuen Heere wieder und brachte die Städte in Not.[1] Umsonst wandten sie sich nun an die fränkischen Könige; mit besserem Erfolge taten sie es nach der etwas legendenhaften Darstellung eines Griechen bei dem byzantinischen Kaiser. Den Boten, der das Versprechen der griechischen Hilfe den Städten überbrachte, griffen die Araber auf und stellten ihn vor die Wahl, entweder zu sterben oder seine Landsleute anzulügen, der Kaiser habe seine Hilfe verweigert. Geleitet von arabischen Truppen stellte er sich unter die Mauern der Stadt und rief den Belagerten zu: „Obwohl der Tod über mich verhängt ist, will ich die Wahrheit nicht verleugnen; der Kaiser will euch helfen; nimmt euch meiner Frau und Kinder an." Gestützt auf diese Aussicht, widerstand die Stadt, und die Araber mußten abziehen.

Noch lange beunruhigten die Araber die Küste Italiens. In Unteritalien stieß einmal der hl. Nilus am Schluß des zehnten Jahrhunderts auf eine feindliche Schar, die ihm wie ein Trupp leibhaftiger Teufel vorkam. Doch sie zeigten sich menschlicher, als er gedacht, und boten ihm Speise und Trank an. Als einmal die Bewohner des Herzogtums Neapel den Befehl eines byzantinischen Statthalters, eine Flotte gegen die Araber zu richten, lässig vollzogen, entbrannte der Beamte in heftigem Zorn, und nur der Fürsprache des hl. Nilus verdankte es die Stadt Rossano, daß sie nicht das schlimmste Schicksal ereilte. Nicht nur keine Unterstützung boten die Städte, sondern viele traten in Verbindung mit den Arabern und knüpften, trotzdem die Päpste mit dem Banne drohten, Handelsbeziehungen an, so namentlich Bari, das eine Zeitlang unter dem Sultan stand, Neapel, Gaeta, Amalfi, Salerno. Neapel teilte mehr und mehr das Schicksal von Palermo und wurde eine Hilfstation

[1] Über den geschichtlichen Hintergrund s. Cedren. Paralip. c. 109 bei Muratori. Annali ad a. 871.

von Afrika. Die Neapolitaner betrieben einen schwunghaften Sklavenhandel, den übrigens auch andere Städte, wie Venedig, nicht verschmähten. Als der langobardische Fürst von Benevent einen Friedensvertrag 836 mit Neapel schloß, bedang er sich aus, daß dieses seine Landsleute ungeschoren lasse. Ob sie die Menschenwaren von weiter nordwärts bezogen, kümmerte ihn offenbar nicht. Den Venetianern lieferten die Slaven in Istrien und Dalmatien die nach ihnen benannten Sklaven. Auch Schiffbauholz und Metall, sogar Waffen bildeten einen Ausfuhrartikel, trotzdem europäische Fürsten und selbst die Päpste dagegen auftraten.

Die Byzantiner selbst sahen, nachdem sie ihre besten Gebiete in Unteritalien verloren hatten, dem weiteren Vorstoße der Sarazenen nach dem Westen und Norden mit einer gewissen Schadenfreude zu. Sie befolgten eine alte Politik, die namentlich in der Völkerwanderungszeit in Gebrauch war, lenkten die Angriffe der Araber von sich selbst mehr ab und versetzten die abendländischen Fürsten dadurch in die Notwendigkeit, ihnen, ob sie wollten oder nicht wollten, Hilfe zu leisten. In diesem Sinne wandte einmal ein sizilischer Bischof ein Wort der Hl. Schrift auf die bestehende Lage an, indem er sagte, der Löwe und sein Junge werden zusammen den Waldesel verjagen, d. h. der griechische Kaiser und der fränkische König werden den Araber vertreiben.

## 2. Die Sarazenenkämpfe in der Sage.

Nach einer späteren französischen Sage hätten die Araber auch Rom selbst zerstört; wahrscheinlich liegt eine Verwechslung mit Syrakus vor; denn manche Züge der Sage erinnern an die Erstürmung dieser Stadt. Von Spanien, nicht von Sizilien aus, wie es der Wirklichkeit entsprach, sannen nach der Sage die Araber auf die Eroberung Roms. Auf einer Meerfahrt war eine Flotte an die Küste bei Rom verschlagen worden, die Bewohner hatten sich über die Landenden hergemacht und fast alle getötet. Nun schwört der Emir Balan Rache; auch seine Tochter Florigar stimmt überein: „Bringt mir Roland, Ogier und Guido von Burgund herbei, so will ich Euch erhören," ruft sie einem ungestümen Liebhaber zu. Sie zieht selbst aus auf einem prächtig eingerichteten Schiffe. Mit großer Mordgier werfen sich die Heiden auf die

Christen, entehren die Jungfrauen, töten die Kinder im Mutterschoße und verüben andere Greuel unter den Augen des Papstes, der von der Höhe der Mauern Roms aus der Plünderung zusieht. Tausend Flüchtlinge, alle verwundet, die einen ohne Ohren, andere ohne Nasen, stürzten sich in die Tore der Stadt. Mit einigen beherzten Männern stellt sich Savari von einem benachbarten festen Orte aus den Arabern in den Weg, der Papst selbst zieht, nachdem er zuvor die letzte Messe in der Peterskirche gelesen hatte, den Panzer an und ergreift die Lanze, auf deren Fähnlein der „Baron Petrus" dargestellt ist, aber sie unterliegen. Nun beginnen die Araber die Belagerung mit allen Werkzeugen der Kriegskunst. Zum Unglück gelingt noch einem Sarazenen die List, sich als Graf Savari zu verkleiden und in die feste Stadt zu dringen. Als wirklich Savari zurückkehrt, stürzen sich die Heiden auf ihn und schlagen ihn nieder, nachdem er kurz zuvor seine Sünden gebeichtet hatte. Er streckt seine Arme in Kreuzform aus und der Engel Gabriel holt seine Seele. In dem eroberten Rom fließen Ströme von Blut. Zu spät kommt der große Karl zu Hilfe. Der Hauptheld bei der Eroberung Roms, der Sohn Balans, Fierabras, ein gewaltiger Riese gleich Goliath, fordert die Palatine des Kaisers zum Zweikampf heraus. Die meisten entziehen sich ihm; nur Oliver wagt den Streit und besiegt ihn, Fierabras läßt sich taufen und reiht sich unter die Helden Karls ein. Die Großtaten der Franken gewinnen ihnen auch das Herz der Schwester des Fierabras, Florigar; sie befreit die gefangenen Helden und verliebt sich in Guido von Burgund. Ein anderer Heide, Otinel, den Roland besiegte, läßt sich wie Fierabras taufen. Dagegen wäre beinahe der Kaiser dem ritterlichen Eaumont unterlegen, aber zur rechten Zeit kommt noch Roland zu Hilfe und gewinnt dem Gegner das Schwert Durandarte ab. So berichtet die Sage von der Schlacht von Aspremont. In der großen Schlacht fechten auf seiten der Franken himmlische Reiter und verhelfen ihnen zum Siege. Am Schlusse wird ein Teil der Helden mit Herzogtümern belohnt.

Die eigentlichen Sarazenenhelden sind Roland[1] und Wilhelm von Aquitanien (Orange). Dem kräftigen Arm Rolands verdankt Karl der Große die Eroberung von Pampelona. Das Schicksal,

---

[1] Hruodlandus M. G. ss. 2, 448.

das bei dieser Gelegenheit einem Gesandten Karls, Guron, widerfuhr, traf auch Roland nach der ältesten, weit verbreiteten Legende. Beidemal hatte Ganelon die Hand im Spiele, ein tapferer Degen, den nur die Eifersucht auf Roland zum Verrat trieb. Von Karl als Gesandter an den König Marsilie geschickt, beredete er diesen, zum Scheine sich zu unterwerfen, Geschenke und vornehme Geisel zu schicken, die die Augen der Franken blenden. Karl werde nach Frankreich zurückkehren, Roland und Oliver aber mit der Nachhut in Spanien zurücklassen. Diese könne der König dann in den Engpässen der Pyrenäen angreifen. Nachdem sich beide Treue gelobt, Ganelon auf die Reliquien seines Schwertes, Marsilie auf den Koran, kehrt Ganelon ins Lager Karls zurück. Karl bestimmt in der Tat auf Anraten Ganelons Roland zum Führer der Nachhut. Roland schäumt vor Wut; denn er sei gewohnt, sagt er, an der Spitze des Heeres zu ziehen. Doch die anderen Helden sprechen sich gegen ihn aus und ihrer die besten versprechen, ihm beizustehen. Nun zieht das große Heer ab. Als sie die dunklen Höhen der Pyrenäen hinter sich haben, jauchzen die Truppen auf vor Freude, aber das Herz Karls ist von schwerer Sorge bedrückt, von düsteren Ahnungen und Träumen verdunkelt. Bald sollten diese Ahnungen in Erfüllung gehen. Mit einer großen Übermacht umzingelt König Marsilie das kleine Heer. Die Christen erkennen bald ihre verzweifelte Lage, aber Roland weigert sich, durch das Horn Olifant zu blasen und den Kaiser zu Hilfe zu rufen. Nachdem sie auf die Ermahnung des Erzbischofs Turpin hin gebeichtet hatten, besteigen sie ihre Pferde. Roland reitet voran, ein weißes Band an seiner Lanze, mit klarer froher Stirn. Unter dem Schlachtruf „Montjoie"[1] verrichteten sie Wunder der Tapferkeit, aber ihre Reihen lichten sich doch zusehends. Nun bläst endlich Roland in sein Horn, daß es dreißig Meilen weit schallt. Rolands Freund Oliver sinkt tödlich verwundet nieder. Mit seiner letzten Kraft holt er nochmal zu einem Schwertstreich gegen die Feinde aus, trifft aber Rolands Helm, ohne ihn jedoch zu verletzen. Auch Turpin bricht zusammen; zuletzt erfaßt auch Roland der Tod. Sterbend gedenkt er noch seines Heimatlandes, seines Kaisers, der ihn aufzog; mit einem Reuegebet stirbt er und überreicht Gott seinen Handschuh. Der

[1] Über die Entstehung dieses Rufes s. S. 8.

hl. Raphael nimmt ihn auf; Gabriel, Michael und Engelscharen tragen seine Seele ins Paradies.

Über das Unglück der Franken freuten sich die eingesessenen Basken. Ein altes baskisches Lied von Altabiçar, das manche ins neunte Jahrhundert hinaufrücken, ruft Karl dem Großen warnend zu, er möge fliehen. Karl erscheint in diesem Liede in einer Gestalt, die das Mittelalter dem Teufel zuschreibt. „Flieh, König Karl, mit deinen schwarzen Federn, mit deinem roten Hut. Flieh, dein Neffe, dein Tapferster, dein geliebter Roland liegt im Tode hingestreckt. Die Waffen sind mit Blut bespritzt und blitzen nicht mehr im Lichte der Sonne.“ Unbekümmert um solche Warnung kehrt nach dem Rolandsliede der Kaiser um, verjagt die Feinde und sammelt die Reste der Gefallenen und führt sie nach Aachen. Dort muß der Kaiser noch den Schmerz der Verlobten Rolands, Alda, mittragen helfen: „Wo ist Roland, der Hauptmann, der mir geschworen hat, mich zu ehelichen?“ Karl rauft seinen weißen Bart und weint bittere Tränen. „Schwester, teure Freundin, du wünschest von mir Nachricht von einem Toten!“ Mit einer auffallenden Raschheit des Überganges fragt er sie: „Möchtest du nicht an Stelle Rolands meinen Sohn und Erben Ludwig heiraten?“ „Diese Rede dünkt mich seltsam,“ erwidert sie. „Bewahre mich Gott, seine Heiligen und seine Engel, daß ich nach Roland noch lebe.“ Mit gebrochenem Herzen stürzt sie nieder und gibt ihren Geist auf. Nun wird Ganelon zur Rechenschaft gezogen und des Verrates angeklagt. Der Ritter, der sich für ihn zum Zweikampf anbietet, wird besiegt und damit ist der Verrat erwiesen. Nur die schreckliche Strafe des Vierteilens scheint groß genug zu sein, den Verrat zu sühnen. So stirbt der Verräter, Karl aber eilt zu neuen Unternehmungen. Mit dem Rufe: „Welche ein Mühsal ist mein Leben“ endigt das Lied.

Die ganze Geschichte vom Verrate und von der Bestrafung Ganelons ist ein späterer Zusatz der ausschmückenden Sage und geht auf dunkle Gerüchte aus den Kämpfen der Spanier gegen die Mohammedaner zurück. Unter den spanischen Goten fanden sich, wie die Geschichte und Sage berichtet, nicht selten Verräter, die den Arabern die Tore öffneten. So überlieferte Verrat die sieben Infanten von Lara dem Schwerte der Feinde und ihre Köpfe wurden, wie die Chronik Alfons X. berichtet, in der Kirche zu Salas

ausgestellt, wo sie noch zu sehen seien. Später spann die mythenbildende Phantasie die kurze Erzählung älterer Zeit in eine verwickelte Tragödie aus, in der die Sühne dem Verrate auf dem Fuße folgte, doch fehlt ihr noch jedes Liebesmotiv, das die Franzosen später mit Vorliebe zur Verwendung kommen ließen.

In den späteren Bearbeitungen der Sagen werden überall Liebesabenteuer eingeflochten, die Helden werden zu galanten Rittern und legen das Naturartige und Wilde ihrer Leidenschaft ab. Wenn die Helden ausziehen, um Lehen zu erobern, so geschieht es selten rein um dieses unpoetischen Besitzes willen, sondern um mit der Burg zugleich eine gefeierte Schönheit zu erringen. Auf die bloße Kunde von einem schönen Mädchen im Feindeslande verlieben sich Ritter in sie, und umgekehrt wirkt schon der Name eines christlichen Ritters auf die Mohammedanerin mit Zauberkraft. Die wirkliche Geschichte, wie sie aus den Erzählungen des hl. Eulogius hervorleuchtet, verrät einen viel tieferen Grund; sie zeigt, daß eine geheime Neigung zur christlichen Religion das Herz der arabischen Mädchen erfüllt, auch ohne daß sich ein Liebesmotiv einmischt. Ihre Neigung verhilft ihnen zum Sieg über alle Schwierigkeiten. Viel geringer denkt von ihnen die französische Sage, sie schiebt die sinnliche Liebe in den Vordergrund. In ihrer Leidenschaft opfern die schönen Frauen ihre Väter und Brüder, um in den Besitz der christlichen Helden zu gelangen. Oder es geraten Ritter mitten in feindliches Gebiet und vermögen mit Hilfe der Königstöchter sich gegen die unendlich überlegene Macht des Feindes zu halten.

Besonders deutlich treten diese Erscheinungen zutage in dem großen Liederkranze, den die französischen Dichter um die Gestalt des Herzogs Wilhelm von Aquitanien oder von Orange flochten. Dieser, ein Mann des Schwertes wie des Gebetes, hatte große Verdienste um die Rettung Frankreichs vor der Flut des Sarazenentums. Die späteren Dichter gesellen ihm einen ebenso verdienten Vater, Großvater und Urgroßvater und eine Reihe von nicht minder tüchtigen Brüdern bei, die viele Schlösser und Lehen erobern, meist mit Hilfe von Frauen. Aimerich, Wilhelms Vater, besetzt Narbonne, er selbst gewinnt Nimes und Orange und mit letzterem zugleich die schöne Orable. Diese war einem Heiden als Braut bestimmt, aber sie wußte ihn durch ihre Kunst fernzuhalten, ließ sich taufen und erhielt den Namen Wiburg. Bei allen

Unternehmungen Wilhelms von Orange spielt sie die antreibende Macht und waltet als ein Schutzgeist über ihn. In der Sage von der Schlacht von Alischans läßt sie den erschöpften flüchtigen Mann nicht ins Schloß, ehe er die Gefangenen befreit, die eben vorbeigeführt werden. Und auch dann noch nötigt sie ihn, ehe er sich erholt, an den Kaiserhof zu ziehen, sich Hilfe zu erbitten.

### 3. Die spanische Abwehr.

Die Wertschätzung der Frau, die aus den angeführten Erzählungen sich ergibt, verrät späteren Ursprung. Sowenig als bei den Arabern genoß die Frau bei ihren Nachbarn jenen hohen Einfluß, den ihr erst die spätere Zeit einräumte. Vermutlich hat eher die arabische Sitte die christlichen Spanier bestimmt, ihren Frauen eine gewisse Zurückhaltung aufzulegen. Diese blieben völlig in der Botmäßigkeit der Männer. Keine Frau durfte vor Gericht erscheinen ohne ihren Mann. Bei ihrer Verheiratung durften die Töchter kaum einen Willen äußern, dagegen förderten die Gesetze die Verheiratung selbst nach Möglichkeit, da die auf enge Grenzen zurückgedrängten Goten infolge ihrer fortwährenden Kämpfe immer an Leutemangel litten. Während die Gesetze anderer Völker unter dem Einfluß der Kirche die Ehelosigkeit wenigstens nicht ungünstig ansahen, machten hierin die spanischen Gesetze allein eine Ausnahme. Sie begünstigten ganz auffallend die Verheirateten, namentlich bei gerichtlichen Prozessen, bei Besteuerungen, beim Kriegsdienste; sie beförderten formlose Verbindungen weit über das übliche Maß hinaus. Auch bei anderen Völkern legte die Kirche formlosen Verbindungen keine Schwierigkeiten in den Weg, sofern sie nur Einehen waren. Noch weiter gingen die spanischen Gesetze, sie begünstigten die Konkubinen, die Massipien, Barraganen und sicherten ihnen und ihren Kindern ein Erbrecht zu.[1] Allerdings gingen,

[1] So lautet eine Bestimmung: Hat ein Mann eine Barragana, d. h. eine ledige Person, im Hause, die mit ihm aus einem Napf und an einem Tische ißt und mit ihm in einem Hause wohnt, und hat er keine priesterlich getraute Frau, so sollen die Kinder erben, und von allem, was jene erwerben, ihre Hälfte haben. Die Barragana, heißt es in einem anderen Fuero, wenn sie sich ihrem Herrn treu und gut bewährt, erbt die Hälfte von dem, was beide zusammen erwerben an beweglichen Gütern und Grundstücken. Eine

wenn ein Mann eheliche und uneheliche Kinder besaß, jene diesen vor, aber die Gesetze erleichterten die Möglichkeit, auch diese mit Vermögensteilen zu bedenken.[1] Auch waren sie sonst sehr milde gegen die Schwächen der Natur.

Der Bestand des Staates hing eben ab von seiner Volkskraft und Kriegstüchtigkeit. Alle Männer waren zum Feldzug verpflichtet. Sie mußten je nachdem zu Fuß oder zu Pferd ausrücken. Zwangen die arabischen Heere schon die Franken zu einer stärkeren Ausbildung der Reiterei, so überwog diese noch mehr bei den spanischen Goten. Jeder, der es nur einigermaßen vermochte, mußte ein Pferd stellen, schon der Besitzer von hundert Schafen und zwei Ochsen. Daher nannte sich jeder bessere Mann einen Ritter, einen Caballero. Dies ist noch heute so. Der Titel Caballero hat in Spanien beinahe die nämliche Bedeutung, wie bei uns der Titel Herr. Wenn jemand verreiste, mußte er an seiner Statt einen Caballero stellen.

Wie zum Frondienste, war jeder zur Mithilfe am Burgbau verpflichtet. Wer nicht selbst mithalf, mußte die Burgbausteuer leisten.[2] Zahlreiche Burgen erhoben sich allerorten, namentlich an den Grenzen. Die fortwährende Beunruhigung durch die Araber zwang die Leute zur starken Befestigung ihrer Städte und Burgen. Sie konnten nur wenig Ackerbau treiben und gewöhnten sich in den gebirgigen Gegenden an die Schafzucht und blieben dieser Gewöhnung treu, nachdem sie auch fruchtbare Gegenden besetzt hatten. Sie ließen die fortgeschrittenen Kulturen, die Meliorationen, die Bewässerungsanstalten der Araber zerfallen und an Stelle der Saatfluren Weiden sich ausdehnen. Die Viehzucht vertrug sich allerdings besser mit der steten Kampfbereitschaft als der Ackerbau, er erzeugte aber auch jenen tierischen Zug, der den Charakter des Spaniers mit seinen blitzenden Augen, seiner vorspringenden Stirn und seinem Stiernacken unverkennbar verrät.

---

gesetzliche Ehefrau erbte das gesamte Gut, gemäß der gesetzlichen Gütergemeinschaft, nur wenn die Witwe zur zweiten Heirat schritt, erfolgte eine Teilung. Witwenheiraten verpönte die Sitte. Schäfer, Geschichte Spaniens 2, 441.

[1] Selbst den Klerikerkindern, die andere Gesetze ungünstig behandelten, wandten spanische Gesetze derartige Vorteile zu; Schäfer a. a. O. 2, 442; vgl. Mariana De reb. Hisp. 9, 11; Lea Celibacy 317.

[2] Die Castilleria, die Heerbannsteuer hieß fonsadera; Schäfer, Geschichte Spaniens II, 469.

Kriegstüchtigkeit, Tapferkeit und Mannesmut waren die ersten Erfordernisse, die das Volk an einen Jüngling stellte. Auch die Geistlichen beugten sich diesem Ideal. Nach den späteren Schilderungen eines Kanonikers von Compostella waren sie sehr ungebildet, der Jagd ergeben, stets zu Raufhändeln geneigt.[1] So übte sich denn auch die Jugend viel mehr in den Waffen als in den Künsten des Friedens. Die Waffenspiele verbanden sich mit allen Festlichkeiten, auch mit Hochzeiten. Spanien war die Hauptstätte jener Turniere und Wettrennen, kurz jener Spiele, die dem Rittertum ihr charakteristisches Gepräge gaben, in Spanien aber besonders ausarteten, nachdem das Rittertum seine Aufgabe vollzogen hatte.[2] In der besseren Zeit bewahrte davor die strenge Unterordnung unter das Königtum, worin sich gerade die spanischen Ritter sehr zu ihrem Vorteil von den französischen und deutschen Rittern unterschieden. Sie achteten viel mehr auf die Autorität und erwiesen dem Könige beinahe göttliche Ehre; tief verdemütigten sich vor ihm alle Vasallen; niemand wagte seine Geliebte oder seine Frau zu berühren. Die Witwe eines Königs mußte auf jeden Gedanken an eine Wiederverheiratung verzichten. Doch gab es über dem König noch eine höhere Gewalt, nämlich die der Kirche. Der König selbst warf sich vor den Bischöfen auf die Kniee. Im Kampfe gegen die fanatischen Mohammedaner lernte der Spanier erst recht seine Kirche schätzen. Der Glaubenseifer der Araber entfesselte seine Begeisterung für die Religion. Daher übertraf kein Volk das der Spanier an kirchlicher Ergebenheit, sie steigerte sich zu einem feurigen, alles Feindliche niederzwingenden Fanatismus. Dieser Fanatismus vertrug sich aber sehr wohl mit höchst unchristlichen Tugenden, darunter Fehlern, die selbst ein Muselmann verabscheut hätte.

---

[1] Hist. Compostel. 1, 20; 2, 1; Florez, Espana sagr. XX, 57, 253.

[2] Man denke an die Duelle und die Stierkämpfe.

# XLV. Das Volkskönigtum.

Nur infolge innerer Schwäche können über ein Volk barbarische Feinde Macht gewinnen; daraus folgt, daß eine Abwehr nur einsetzen kann, wenn der innere Friede gesichert ist. Auf diese innere Einigung mußte daher vor allem der Blick des Volksfreundes gerichtet sein. Die Kirche erfaßte von Anfang an diesen Zusammenhang und drängte immer und immer wieder auf die Einigung. Sie betrachtete die Fehdefreiheit immer mit Abscheu und hielt wie Augustinus die Einheit und den Frieden für den wahren Zweck des Staates. Sie hat zuerst in Südfrankreich fast ohne Mithilfe der weltlichen Gewalt Friedensgebote erlassen, da gerade hier die Verhältnisse sich infolge der Arabereinfälle ganz unerträglich gestaltet hatten. In anderen Ländern, in England, Deutschland und dem Frankenreiche, tat sie wenigstens das Ihrige, die Stämme zu einigen.

So geschah es unter kirchlichem Einflusse, daß 828 die Einheit der angelsächsischen Reiche ausgesprochen und das Gesamtreich Anglia genannt wurde. Durch die Not getrieben, schlossen sich jetzt Briten und Angelsachsen enger aneinander an, um die Nordmänner zurückzudrängen. König Alfred nahm sich der Briten kräftig an, sie betrachteten ihn denn auch als ihren besten Freund und Schützer. Ein kymrischer Bischof Asser schrieb Alfreds Leben.[1]

Zur Zeit der größten Demütigung der Sachsen bestieg 871 der große König Alfred den Thron. Schon als fünfjähriges Kind hatte Alfred eine Romfahrt mitgemacht und den Segen des Papstes erhalten; mehrere Jahre später wiederholte Alfred diese Reise. Er war sehr lernbegierig, hörte gerne sächsische Gedichte und wußte

---

[1] Als Kelte aus Wales verrät sich Asser u. a. durch Verwechslung Deutschlands mit Norwegen; Plummer, Alfred 40; M. G. ss. 13, 121.

sie bald auswendig. Nur das Lesen und Schreiben ging ihm schwer. Drei seiner Brüder gingen ihm in der Regierung voraus, eine Zeitlang stand er seinem Bruder Äthelred als Tanaist zur Seite.[1] Er überragte alle Brüder an Einsicht und Ansehen, obwohl er von Jugend auf an einer geheimnisvollen Krankheit litt.[2] Nach dem Tode Äthelreds erhoben ihn die Großen mit Begeisterung auf den Thron und bestätigten sein Erbrecht. Bei der Krönung zu Winton kniete Alfred vor dem Altare nieder, trat dann während des Tedeums vor das Volk und versprach, die Kirche und das Volk zu schützen, Raub und Unrecht zu hindern und zu gebieten, daß in allen Urteilen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit walte. Dann riefen alle „Amen". Die Bischöfe setzten ihm die Krone auf, überreichten ihm das Schwert, das Szepter, das Kreuz, beteten über ihn lange Gebete. „Lange lebe der König!" rief das Volk am Schlusse, und wer wollte, trat in den Chor, um ihn zu küssen. Mit einem Segen schloß die Feier.

Jahr für Jahr hatte Alfred gegen die Dänen zu kämpfen; er widerstand ihnen mit Macht zu Wasser und zu Land. Aber sie verdoppelten ihre Wut, obwohl sie ihre Flotte durch einen Sturm verloren. 877 wurde Alfred geschlagen und mußte in die Wälder fliehen. Er zog sich auf die Äthelingsinsel, die gut geschützt und mit Wald bedeckt war, in die Hütte eines Kuhhirten zurück und hielt sich einen Teil des Winters dort auf. Nur dem Manne, nicht der Frau — aus begreiflichen Gründen — offenbarte er sich. Der fremde Kostgänger war der Frau denn auch bald zur Last. Eines Tages hatte sie Brot in den Ofen geschossen und bat Alfred, der

[1] Secundarius übersetzt Asser die keltische Bezeichnung Tanaist; ad. a. 868; M. h. Brit. 1, 475.

[2] Die Berichte über diese Krankheit stimmen nicht überein und lassen im Zweifel, ob es Fallsucht oder eine Geschlechtskrankheit war. Während seines Ehestandes vom zwanzigsten zum fünfzigsten Jahre sei sie, hören wir, böser und stärker gewesen als vorher und nachher. Damit stimmen andere Aussagen nicht überein, er habe in früher Jugend darunter gelitten und viel gebetet und dann vom Himmel eine Linderung erhalten, aber die Furcht vor dem Übel habe ihn nie verlassen. Neuerdings erklären sie Ärzte als ein Blasenleiden, mit dem sich ficus verband; Plummer 215. Bei Wolfram von Eschenbach leidet der Gralkönig Amfortas furchtbar an einer Wunde an der hegedruose. J. Weiß (Alfred 204) bezeichnet den Bericht von der Krankheit Alfreds aus inneren Gründen für unwahrscheinlich. Wie hätte, meint er, ein Epileptiker die Feldzüge leiten können, die Alfred ausführte? Als ob es nie einen Cäsar gegeben hätte!

dabei Pfeil und Bogen schnitzte, darauf acht zu geben, aber Alfred dachte an anderes; das Brot brannte an und die Frau schalt ihn nach den Worten des Dichters mit Versen: „Siehst nicht brennen das Brot, du Mensch, und säumst es zu drehen, der du das heiße zu gern nur zu oft schon hast uns verschlungen.“ In der Nähe verlor er den berühmten Halsschmuck, den unsere Abbildung vorführt. Inzwischen bemühte sich Alfred mit den Getreuen seines Volkes Verbindungen anzuknüpfen und die feindliche Stellung auszukundschaften. Als Harfner verkleidet, schlich er sich sogar selbst in die feindliche Festung ein. Mit seinem Gefolge machte er wiederholt glückliche Streifzüge gegen die Feinde. Mit Hilfe der seekundigen Friesen baute er viele Schiffe, so daß ihn die Engländer als den Gründer der englischen Flotte rühmen. Namentlich aber sicherte er das Land durch viele Burgen und Festungen und verpflichtete sich viele Vasallen; denn er beherzigte das Wort seines Lieblingsschriftstellers Boethius: „Könige, die nicht auf ihre Großen fest rechnen können, sind elend und machtlos.“ Doch schärfte er darüber hinaus allen Freien ihre Pflicht zur Landwehr ein. Auf Grund alter Sitten und Gesetze mußte die Hälfte das Land bewachen und bestellen, die andere Hälfte in den Krieg ziehen.[1]



König Alfreds Juwel mit der Inschrift Alfred mec heht gewyrcan, d. h. Alfred ließ mich machen. In der Mitte steht ein Mann im grünen Wams mit roten Hosen, vermutlich ein Heiliger im Kriegergewand, vielleicht der hl. Neot, ein Verwandter Alfreds, von ihm hoch verehrt († 877), hält in jeder Hand einen Zweig mit roter Blüte als ein Szepter. Die Farben sind ausgeführt in einem aus Glasflüssen ohne trennende Zwischenglieder bestehendem Email; es ist kein reines Grubenemail. Das Juwel, gefunden zu Athelney, wird aufbewahrt im Ashmoleanmuseum zu Oxford.

Mit der Heerpflicht stand im Zusammenhang der Gerichtsdienst. Der freie Mann schirmte den Frieden nicht nur nach außen, sondern auch nach innen, und beide Aufgaben griffen ineinander. Daher schärfte Alfred zugleich mit dem Heerdienst die Verantwort-

[1] Diese Einrichtung, fyrd genannt, kannten schon die alten Germanen, Caes. 4, 1; Alfred brauchte dazu nicht erst die Geschichte des Boethius aufzuschlagen, wo über die Amazonen etwas Ähnliches erzählt wird, wie Plummer a. a. O. S. 110 meint.

lichkeit der Freien für den inneren Frieden und die Sicherheit ein. Die schon seit alters bestehende Freibürgschaft, Gesamtbürgschaft der Gemeinden, der Zehnschaften, Hundertschaften[1] bildete die Grundlage einer neuen Gerichtsordnung, deren Einzelzüge sich unserem Wissen entziehen. Infolge dieser Neuordnung soll eine solche Sicherheit geherrscht haben, daß der Reisende, der seine Börse auf der Landstraße verlor, ohne Zweifel diese nach Monatsfrist unberührt wiederfinden konnte, daß kein Wanderer goldene, am Scheidewege aufgehängte Armbänder wegzunehmen wagte.



Die Erstürmung Jerusalems mit der Flucht nach Ägypten. Unten links Gerichtsszene (dom); rechts wird ein Gefangener (gisl) abgeführt. Die Runenschrift oben heißt: Hier fechten Titus und die Juden; hier fliehen von Jerusalem die Bewohner. Angelsächsische Darstellung aus dem achten Jahrhundert auf dem nämlichen Kästchen, von dem das Bild S. 41 stammt.

Allerdings kostete diese Sicherheit den Bauern die Freiheit; denn so wenig als auf dem Festlande konnten in England die Bauern die Lasten, die ihnen der Gerichts- und Heerdienst auflegte, unbeschadet ihrer Freiheit ertragen. Noch ein anderer Umstand trat erschwerend hinzu: nur ganz reiche Bauern konnten die starke Bespannung stellen, die der englische Acker erfordert. Daher mußten meist mehrere Bauern zusammenhelfen. Als im elften Jahrhundert die Normannen erschienen, erfreuten sich nur noch 35000 Bauern der Freiheit, und selbst diese befanden sich der Mehrzahl nach in den von den freiheitliebenden Dänen eingenommenen Sitzen.

[1] Frankpledge, plegium liberum.

Das Ideal und die Wirklichkeit lagen eben weit auseinander. Als Ideal stand Alfred wie Karl dem Großen der Gottesstaat vor Augen. In einem schönen Gedichte führt Alfred aus, wie Gott alles Volk selbst regieren und die Menschen in Liebe vereinigen soll. Wo Gott herrscht, da ist Friede, und wo Friede, da Sicherheit und Wohlstand.[1] Das wichtigste Mittel zur Herbeiführung der Herrschaft Gottes erblickte Alfred genau wie Karl in der Herrschaft der Kirche, und daher wandte er ihr alle Sorge zu. Die Hälfte seiner Einnahmen bestimmte er für geistliche Zwecke, verstand aber unter geistlichen Zwecken auch die Armenpflege und Schule; beiden wies er ein Viertel, Kirchen und Klöstern ein anderes Viertel an.

Noch viel unmittelbarer als auf die Angelsachsen wirkte Karls des Großen Beispiel auf die Deutschen und Franzosen. Wie Brüder, wie ein Volk standen die Deutschen zusammen, sagt Widukind von Korvei, dies hat der große Karl durch den christlichen Glauben bewirkt. Wer die spätere Geschichte kennt, der weiß, daß dieses Lob verfrüht war, weil die Deutschen immer einem Zusammenschluß widerstrebten, den die Franzosen und Engländer früher erreichten. Damals aber, als Widukind schrieb, sah es bei diesen nicht besser, eher noch schlimmer aus. Auch wo die Kirche feste Wurzeln besaß, beförderte sie keineswegs überall die Zentralisierung, sie wirkte überall im kleinen, im einzelnen; denn sie hatte ihre Wurzel in den einzelnen Gauen und da begünstigte sie auch unfreiwillig und unbewußt die Volkssprache. Doch noch viel stärker war in ihr der universalistische Trieb, die Richtung auf die Einheit des Gottesreiches und zwar so stark, daß ihr heute der Vorwurf gemacht wird, sie habe den Nationalismus und Individualismus im Mittelalter erstickt und dadurch die allein fruchtbaren Lebenskräfte

[1] But the same God, who meteth all things thus, makes folk to be at peace with all and us, in friendship true and fast: he knits together in a love most fond, unending wedlock, and the kindred bond for evermore to last. So too, the skill'd all-worker well unites the fellowship of men in friendly rights. that they may live at peace in simple truthfullness and single strength thenceforth for ever of one mind at length to make all evil cease. O God all-conquering! this lower earth would be for men the blest abode of mirth. if they were strong in Thee, as other things of this world well are seen; on then, far other than they get have been, how happy would men be! Works 1858 I, 198.

getötet.[1] Allein jene, die so sprechen, übersehen, daß der Individualismus im frühen Mittelalter das Recht der Stärkeren, die Anarchie bedeutete, die jede Kultur unmöglich gemacht hätte. Die Einheit war nicht nur die Voraussetzung der geistlichen, sondern auch der weltlichen Kultur. Verderblich ist nur ein Übermaß, wie es einst im römischen Reiche geherrscht hatte, aber eine solche Gefahr lag in weiter Ferne. Zudem geriet die Kirche bald in Widerspruch mit den Stammesherzögen. Die Herzöge gingen nur auf die Plünderung der Kirchengüter und auf die Schwächung der Bischofsrechte aus. Daher lehnten sich die Bischöfe an das Königtum an.

Auf dem Konzil in Hohenaltheim im Riesgau 916 retteten die Bischöfe die deutsche Einheit: Traurig saßen die Bischöfe da, berichten die Akten, und alles schwieg, niemand wußte zu beginnen. Da erhob sich der Legat des Papstes und löste ihnen die Zunge. Sie bekannten ihre Sünden und Vergehen und gestanden, auch sie hätten das allgemeine Verderben verschuldet, fortan aber sollte es anders werden. Wir haben vernommen, verkünden sie, daß viele Völker so treulos sind, daß sie den ihren Königen und Herren geschworenen Eid nicht mehr halten und des göttlichen Gerichtes nicht achten. Das soll nicht mehr sein, sie selbst geloben Gehorsam dem Könige, und strenge Maßregeln wurden gegen die Empörer beschlossen.

Die sächsischen Bischöfe hatten sich dem Konzil ferngehalten. und König Konrad war zu schwach, die Sachsen im Felde zu besiegen. Er erkannte, daß ihr Gehorsam nur auf dem Wege zu erreichen sei, daß man auf sie die Vorherrschaft und das Königtum übertrug, und war selbstlos genug, für sein Haus auf das Königtum zu verzichten. „So sehr lag ihm das Wohl des Vaterlandes am Herzen, urteilt der alte sächsische Chronist, daß er selbst durch die Erhebung seines Feindes — eine seltene Tugend — es zu fördern suchte." Wenn Konrad das Augenmerk auf den Sachsenherzog lenkte, so mag vielleicht auch eine dunkle Kunde von den Taten des Angelsachsen Alfred ihn dazu bewogen haben. Sterbend sprach er zu seinem Bruder Eberhard: „Ich fühle, mein Bruder, nicht länger trage ich die Last dieses Lebens; Gott will es so, ich muß sterben. Was nun aus dem Reiche der Franken werden soll, steht vornehmlich bei dir: darum erwäge es wohl und achte auf

[2] Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts 2, 651.

meinen Rat, den Rat deines Bruders. Wir haben viele Getreue und ein großes Volk, das uns im Kriege folgt, wir haben Burgen und Waffen, in unseren Händen sind Krone und Zepter, und es umgibt uns aller Glanz des Königtums. Aber es fehlt uns das Glück und die rechte Sinnesart. Das Glück, mein Bruder, und diese Sinnesart fielen Heinrich zu; die Zukunft des Reiches steht bei den Sachsen. Nimm also diese königlichen Abzeichen, die goldenen Spangen aus dem Königsmantel, das Schwert und die Krone unserer alten Könige, gehe hin zu Heinrich und mache deinen Frieden mit ihm, auf daß du ihn fortan zum Freunde habest. Oder soll das ganze Volk der Franken mit dir vor seinem Schwerte fallen? Denn wahrlich, er wird ein König und Herr sein vieler Völker!" Zu solcher Aufopferung und Selbstlosigkeit konnte ein Deutscher sich erschwingen, wenn ihn die richtige Stimmung erfaßt hatte, während sonst in hartnäckigem Trotze jeder seine eigenen Wege ging.

Die Sage läßt Heinrich sorglos beim Vogelherd sitzen, als man ihn von der geschehenen Wahl unterrichtete. Noch dachte man sich die Sachsen als ein Volk von Jägern und Voglern, das halb in der Barbarei steckte. Sie unterschieden sich auch in der Sprache schon stark von den Oberdeutschen.[1] Unter Führung der Sachsen sollte sich das Nationalbewußtsein heranbilden, und unter ihrer kraftvollen Hand wurde dem selbstsüchtigen Bestreben der Stammesherzöge Einhalt getan. Dies gelang den sächsischen Königen freilich nur durch große Nachgiebigkeit und Schonung der Sonderart der Stämme, durch Anlehnung an die Kirche und an das Volk.

Das Königtum Heinrichs erwies sich in ganz anderer Weise als volkstümlich als das der Karlinger, ähnlich wie das Königtum Hugo Capets und Berengars in Italien. Allerdings beruhte auch das karlingische Königtum auf der Zustimmung des Volkes, d. h. der Großen, der Führer des Volkes. Zu allen Gesetzen mußten die Fürsten, die Bischöfe beistimmen; ja die Kapitulare erschienen geradezu als Vorläufer der späteren Wahlkapitulationen, als Verträge, als Feststellungen der gegenseitigen Pflichten des Königs und Volkes.[2] Das gleiche gilt für die Kriegshilfe, die die hohen Vasallen des Reiches, weltliche und geistliche leisteten, ob diese nun

[1] In Regensburg berichtet Arnoldus de S. Emer. 1, 7: imperator ore iucundo saxonizans dicit; M. G. ss. 4, 552.

[2] M. G. Cap. 2, 73, 155, 451; Carlyle, Medieval Political Theory 1, 246.

in der Stellung von Mannschaften oder in Geldleistungen bestand. Gerade in dieser Hinsicht nahmen die Rechte der Fürsten noch zu, sie schätzten sich auf den Reichstagen selbst ein, bestimmten ihr Aufgebot und ihre Steuerleistung. Daraus entwickelten sich dann mit der Zeit die Parlamente. Unfähige Könige konnte das Volk absetzen.[1] Je unfähiger ein König wurde, desto mehr trat das Wahlrecht des Volkes in den Vordergrund. Das alte keltische und germanische Recht hatte darin übereingestimmt, daß die Nachfolge in der Häuptlings- wie in der Königswürde durch eine Verbindung von Wahl- und Erbrecht bestimmt würde.

Solange es ging, hielten sich die Großen an das Geschlecht der Karlinger und berücksichtigten bis auf den fränkischen Konrad diesen Zusammenhang. Erst als sich keine andere Aussicht mehr eröffnete, übertrugen sie die Königswürde an einen fremden Stamm. Wie sich zu Fritzlar die deutschen Großen versammelten und Heinrich zum Könige ausriefen, das Volk aber mit Heil- und Segenswunsch beistimmte, so versammelten sich zu Senlis 987 die französischen Bischöfe und Großen und sprachen es als Grundsatz aus: „Man erwirbt die Königswürde nicht durch Erbrecht, man muß vielmehr den erheben, den nicht allein der leibliche Adel, sondern auch Geistesweisheit ziert.“ Diese kühne Sprache fällt um so mehr auf, als gerade damals zuerst die Herzöge, dann auch die Grafen ihr Amt zu einem erblichen umwandelten. Ein Herzog von Bayern nannte sich von Gottes Gnaden, maßte sich also einen Titel an, den einst Karl der Große auf sich angewandt hatte. Als Hugo Capet den Grafen Adelbert von Perigord fragte: „Wer hat dich zum Grafen gemacht?“ entgegnete dieser: „Und wer hat dich zum König gemacht?“[2]

Bezeichnend für den volkstümlichen Ursprung des neuen Königtums sind die Sagen über den niederen Ursprung der neuen Königsgeschlechter, Sagen, die geflissentlich den Abstand der neuen von den altehrwürdigen Königen erweitern. Man erzählte sich, Herzog Heinrich sei ein Vogelsteller oder Finkler gewesen und Hugo Capets

[1] Nostra aetate pium Augustum Ludovicum a regno deiectum, post satisfactionem episcopalis unanimitas, saniore consilio, cum populi consensu, regno restituit; Hinc. Rem. De div. Loth. et Tet. q. 6; von der unanimitas episcoporum et fidelis populi spricht noch deutlicher cor. Carol. Calv. M. 125, 751, 806.

[2] Chronic. Ademar. Cabanens. ad a. 996; Bouquet 10, 146.

Vater gar ein Fleischer, eine Sage, die zuerst bei Dante auftritt.[1] So war nach der böhmischen Sage der erste König ein Bauer.[2] Das gleiche meldet die polnische Sage von Leschek und den Piasten. In der Epopöe Hugo Capet kommt der Spott vor: Gott ist dumm geworden, daß er solch einen Menschen befördert. Hugo selbst hat wie Heinrich nur mit Scheu die Krone getragen und konnte selbst nicht recht glauben, daß er voller und dauernder Nachfolger der Karlinger geworden sei. Die Chronik erzählt, er habe das Diadem nie aufgesetzt. Ebenso wissen wir von Heinrich, daß er die kirchliche Krönung zurückwies mit der Begründung, ein Würdigerer möge sie nach ihm empfangen. Die Geistlichkeit sah es ungern, daß Heinrich die kirchliche Weihe verschmähte, und der hl. Ulrich hatte einmal eine Vision, in welcher die Kirchenpatronin Afra zwei Schwerter, eins mit, eins ohne Handgriff, zeigte und sprach: „Sage dem König Heinrich, daß jenes Schwert ohne Griff einen König bezeichnet, der das Reich ohne bischöflichen Segen inne hat, jenes mit einem Griff einen König mit der Weihe.“ Heinrich selbst erklärt seine Anschauung: „Nicht verachte ich die Weihe, möge sie einem Würdigeren aufgehoben sein, aber mir ist es genug, daß ich als der erste Sachse durch die Gnade Gottes und die Liebe des Volkes zum König erwählt bin.“ Im Volke ging später eine Sage: König Heinrich habe sich die Krone auf einer Stange vortragen lassen, er wollte damit sagen: aufs Haupt habe er sie nicht gesetzt, aber besessen habe er die Macht der Krone doch.

Die weltliche Macht lag Heinrich mehr am Herzen als der Schein der Macht. Hierin glücklicher als Hugo Capet, dessen Macht nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb seines Reiches viele Große beengten,[3] erreichte es Heinrich, die widerspenstigen Stammesherzöge teils zu gewinnen, teils zu unterjochen. Da zur Bekämpfung

[1] Purg. 20, 52; Villani Stor. Fiorent. 4, 3.

[2] Zum Beweis führt Kosmas die Bauernschuhe an, die seinerzeit noch auf dem Wischegrad aufbewahrt wurden. Übrigens berichtet die Sage auch von einem Herzog Hermann Billung, er habe sich von einem Siebenhufner zu seiner Würde emporgeschwungen, und zwar mit Unrecht; denn er besaß schon von Haus ein großes Stammgut. Nach der Sage stammte der Capetinger von dem Sachsen Widukind, dessen Sohn Robert der Tapfere von Karl dem Kahlen das Land zwischen Seine und Loire zum Lehen erhielt (Richer 1, 5). Der Name Capet kommt von der cappa einer Abtei, die Graf Hugo besaß.

[3] Lot, Etudes sur le règne de Hugues Capet 215.

der Ungarn das Gefolgsheer nicht ausreichte, griff er zur allgemeinen Dienstpflicht zurück und wußte so ein ansehnliches Heer zu stellen. Sein Hauptverdienst bestand aber darin, daß er eine feste Grenzwehr herstellte, Burgen baute und einen Wachdienst einrichtete.

Bis jetzt hatten sich die Grundherren, die Klöster, die Bauernschaften geholfen, so gut sie konnten. Das Volk befestigte Dörfer und Höfe mit Zäunen, bezog alte Volksburgen oder flüchtete in verlassene Römerkastelle.[1] Wenn keine Rettung mehr möglich war, überließen die Mönche und Bauern ihre Ansiedelungen den plündernden Feinden und zogen sich in einen festen, von Zäunen umgebenen Turm zurück, in dem sie sich aber nicht lange aufhielten. Vor dem Ungareinfall 925, erzählt Ekkehard, wurde ein günstig gelegener Platz in der Waldwildnis, wo drei Bäche zusammenflossen[2] und nur auf einem schmalen Berghalse ein Zugang war, mit Pfählen und Baumstämmen umschanzt; dahin flüchteten sich die Mönche mit allen Kostbarkeiten und Dienstleuten. Obwohl die Ungarn die Burg erspäht hatten, wagten sie doch wegen ihrer Uneinnehmbarkeit keinen Angriff und zogen nach Konstanz ab. Noch während sie dort lagen, eilten, von Sehnsucht nach den heimischen Altären erfüllt, beherzte Mönche ins Kloster, um Messe zu lesen. So zog sich der hl. Ulrich einmal in die Burg Schwabmünchen zurück, die nur aus einem Turm bestand. Die Krieger mußten in Zelten lagern und dann nach und nach einige Holzbauten errichten und das Ganze umzäunen. In der Not mußte oft die ganze Klosterfamilie zusammen helfen, um in der Eile eine Sicherung zu schaffen.[3]

Leichter ging es in den schon früher befestigten Städten Italiens und Frankreichs, eine starke Wehr zu machen. Wie uns Urkunden vorliegen, in denen Bischöfe vom König das Recht zur Befestigung

[1] Direkt aus der Römerzeit stammen die Burgen Kempten, Nimwegen.

[2] Von Gallus in Anlehnung an eine volkstümliche Bezeichnung, vielleicht Sintariruna Quarzmurmler (Sinterrauner), Sint-tria-unum genannt zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit. Gemeint ist wohl der Platz der späteren Waldburg an der Sitter.

[3] Decreto sancitum est et iussum honestorum virorum feminarumque conventiculis loca privata munitionibus firmis murisque circumdari. Quod ut et apud nos ita fieret, ex omni abbatia familia convocata labori cotidiano huic operi instabat peragendo. M. G. ss. 4, 225.

erhalten,[1] so verkündigt nicht selten ein Grabstein es als höchsten Ruhm eines Bischofs, feste Mauern, Wälle und Türme errichtet zu haben.[2] In Deutschland dauerte es lange, bis sich das Bewußtsein von einer Pflicht, für eine Befestigung zu sorgen, bei den Bischöfen durchsetzte. Ludwig der Fromme hatte gestattet, daß die ehemaligen Stadtmauern von Regensburg und Frankfurt als Steinbrüche für Kirchenbauten benützt wurden. Noch um das Jahr 1000 drangen in Worms, dessen Mauern in Schutt lagen, die Wölfe ein und Räuber trieben dort ihr Unwesen. Die Sage meldet, daß die Wölfe oft vor aller Augen das Vieh verschlungen hätten, und die Menschen, die es verhindern wollten, hätten sie mit andauernden kühnen Angriffen zurückgeschreckt; schließlich seien sie, wenn man sie gemeinsam verfolgt habe, unversehrt entflohen. Die Räuber aber rühmten diesen Ort als sehr geeignet zur Ausführung ihrer frevelhaften Pläne, weil weder Wallbefestigungen noch hindernde Mauern ihren Zugang erschwerten. Wenn jedoch ein Bürger ihnen Widerstand leistete, suchten sie ihn in nächtlichem Überfalle heim, schleppten alle seine Habe als Raub davon und ließen ihn tot oder halbtot liegen. „Das war der Friede und die Sicherheit, das der Schutz und Schirm, unter dem die Bürger von Worms in jenen Tagen lebten. Zuletzt verließen die Bürger die zerstörte Stadt ganz und bauten außerhalb der Mauern und Wohnungen, wie es ihr Lebensunterhalt erforderte, und schützten sich und ihre Angehörigen mit Zäunen, Planken und anderem Holzwerk gegen Räuber und Tiere."

Die Stadtbefestigungen beschränkten sich wie die Dorf- und Hofbefestigungen auf Holzpfähle und Erdwälle. Doch mögen sich auch allmählich innerhalb größerer Besiedelungen, auf Fronhöfen und Kirchhöfen Türme erhoben haben;[3] noch im zehnten Jahrhundert besaß das Kloster St. Gallen nur einen massiven Turm auf der Nordseite, den gegen Feuersgefahr ein dreifacher Mantel schützte. Erst 956 hat der Abt Anno eine gewaltige Mauer mit dreizehn Türmen aufgeführt. Hamburg erhielt um die Mitte des

---

[1] Hegel, Städteverfassung 2, 70.

[2] Von Leodoino, Bischof von Modena, sagt die Grabinschrift 893: Hic tumulum portis et erectis aggere vallis firmavit, positis circum latitantibus armis ... cives proprios cupiens defendere tectos. Ähnliches wird vom Erzbischof Ansbert von Mailand berichtet (882), Ughelli Italia s. 4, 88.

[3] Maurer, Einl. zur Mark- und Stadtverfassung S. 25.

elften Jahrhunderts eine starke Mauer mit zwölf Türmen, deren Unterhaltung und Bewachung zur Hälfte den Geistlichen, zur Hälfte den Bürgern oblag.[1] Zur Befestigung von Worms verpflichtete ein noch erhaltenes Statut die umliegenden Ortschaften neben den Friesen und Heimgereiden und wies jedem ein Stück der Mauer zu.[2] Im elften und zwölften Jahrhundert begannen bereits kleine Bauerngemeinden, ihre Kirchhöfe zu befestigen, d. h. neben den Holzkirchen einen Bergfried zu stellen und den Holzzaun durch Steinmauern zu ersetzen. Solche Befestigungen befinden sich besonders an Orten, an denen keine Rittergeschlechter saßen. Ohne Zweifel dürfen wir solche Anlagen für größere Orte schon jetzt voraussetzen. Hören wir doch frühe von Blockhäusern, die von den Kirchhofsmauern, und von Erkern, die an der Kirchenmauer vorsprangen und eine gute Abwehr ermöglichten.[3]

Die Hauptlast der Abwehr trugen die an der Reichsgrenze, am Hag und an anderen gefährdeten Orten verteilten Kastelle, Herbergen, deren Präfekte Kastellane, Burggrafen hießen. Wo sie noch nicht bestanden, wurden sie eben jetzt neu errichtet. So haben die Grafen von Flandern nachweisbar nicht nur Klöster befestigt, sondern auch ihr Land in Burgbezirke eingeteilt und mit der Bewachung Kastellane betraut, die zugleich die benachbarten Fronhöfe verwalteten.[3] Viele gingen aus alten Volksburgen und Römerkastellen hervor, und an manche lehnte sich nachmals eine Stadt an. Wie zu Ende des römischen Reiches hatten in der Nähe der Villen angesiedelte Krieger, Ministerialen oder waffenfähige Hörige, agrarii milites, den Dienst bei den Burgen zu leisten. Diese Dienstleute zerfielen in Zehnschaften. Nach einer Anordnung Heinrichs I. sollte von jeder Zehnschaft einer beständig in der Burg wohnen und mußten die neun, richtiger gesagt, die acht übrigen ihn verpflegen. Der Zehnschaftführer, der Dekan bleibt eigentümlicherweise ganz außerhalb der Berechnung und verschwindet vollständig. Vielleicht lebte

[1] Den ersten Turm sollte der Bischof, den zweiten der Vogt, den dritten der Propst, den vierten der Dekan, den fünften der Scholaster, den sechsten die Priester und Kanoniker einrichten. Adam Brem. schol. 2, 68 (55).

[2] Boos, Städtekultur 1, 247.

[3] Propugnacula, vgl. Mone, Ztsch. f. G. des Oberrheins VI, 43; Westd. Ztsch. 1902 S. 220.

[4] Pirenne, Geschichte Belgiens 1, 128.

er im Maier des Hauptfronhofes fort. Der neunte, sagt Heinrich soll in einer festen Burg wohnen und hier für seine acht Genossen Wohnungen errichten, auch von aller Frucht den dritten Teil erhalten und bewahren, die übrigen acht aber sollen säen und ernten und die Frucht sammeln für den neunten und dieselbe an ihrem Platze aufbewahren.

Von den Ungarn erzählt ein Geschichtschreiber des zwölften Jahrhunderts, von zehn Bauern pflegen je neun Mann den zehnten oder je den siebten oder achten zum Feldzug auszurüsten und während die Krieger auf Eroberungen ausziehen, ruhig zu Hause zu bleiben und das Feld zu bestellen.[1] Wir sehen daraus, daß die Ordnung Heinrichs nichts Neues und nichts den Deutschen Eigentümliches war. Zahlreiche Burgen standen ohnehin schon vor Heinrich. Seine Anordnung bezog sich jedenfalls nur auf wichtige Punkte namentlich an der Grenze, aber auch im Innern, und ihr verdanken wohl manche Höhenburgen ihre Entstehung, die unmittelbar in der Nähe alter Fronhöfe liegen. Während früher die Fronhöfe zugleich der Verteidigung dienten und befestigt waren, konnten sie nun umgekehrt friedliche Zwecke verfolgen. Die Absonderung förderte zugleich die ausschließliche Bestimmung des Burgwächters für seine kriegerischen Zwecke. An sich waren ja auch die übrigen Dienstleute, die agrarii milites, die scararii, die Antrustionen zum Kriegsdienst verpflichtet, aber mehr und mehr gewann der ausgewählte Burgmann, der caballarius, paraveredarius neben dem Dekan und Senior die Oberhand und er diente als Ritter in engerem Sinne.

Das Rittertum stellte sich mit der Zeit auf eigene Füße, aber jetzt ist es noch abhängig von den Großen des Reiches, von König, Herzögen und Grafen. Der Besitz einer Burg oder festen Stadt entschied geradezu über die soziale Stellung eines Mannes. Bezeichnend sind die Worte, mit denen einer der letzten Karlinger Laon aufgab: „Es war die letzte Festung, wo ich Sicherheit fand, aber was konnte ich tun? Ich zog mein Leben meiner Burg vor und bezahlte mit Laon meine Freiheit."[2]

Unter den Großen des Reiches besaß der Glemsgaugraf schon im neunten Jahrhundert die Burg von Asperg, der Markgraf Ernst

[1] Otto Fris. G. Frid. 1, 31.
[2] Richer 2, 73.

die Wasserburg Lauffen, die schwäbischen Kammerboten Erchanger und Berthold die Burgen Hohentwiel, Diepoldsburg, Stammheim und Fridingen. Außerdem werden genannt Weilburg, Desenburg, Karlsburg, Walburg, Wasenburg. Weit zurück reichen die den Römerkastellen nachgebildeten Festungen Salzburg und Hammelburg.

---

# XLVI. Die Klöster als Kulturträger.

## 1. Das Klosterasyl.

Mit den Festungen und Burgen zur Sicherung des Landes berührten sich enge die Festungen des Glaubens; ja sie gingen sogar manchmal ineinander über. So erzählt Adam von Bremen, ein Hamburger Bischof habe auf dem Süllberge eine feste Burg zum Schutze des Volkes angelegt und Mönche dahin verpflanzt, aber die Insassen hätten, statt die Umgebung zu schützen, sie vielmehr beraubt.[1] Daran mag wohl die halbheidnische Umgebung mit ihrer slavischen Bevölkerung Schuld gehabt haben.

Allerdings sah es nicht überall glänzend aus in den Klöstern. Vielfach hatte die Unordnung eingerissen, was die Bischöfe und Fürsten mit Unwillen bemerkten. Daher unterstützte ein Mann wie Ludwig der Fromme den Reformator des Mönchtums Benedikt von Aniane mit Freuden und förderte seine Bestrebungen um Wiederherstellung der Mönchszucht mit großem Eifer. Benedikt entstammte einem vornehmen Geschlechte und hatte in der Jugend Kriegsdienste getan. Aber der jähe Tod seines Bruders hatte ihn in das Kloster getrieben, wo er sich wie ein Einsiedler des Orients benahm, ein rohes Leben liebgewann und nie sein Brot ohne Tränen aß. Gleich dem Iren Kolumban konnte er sich selbst und konnten seine Brüder ihm nicht genug tun in der Kasteiung.[2] Er duldete keinen Moment der Rast, in dem die Mönche sich gehen lassen konnten, sah es gerne, wenn sie nur Brot und Wasser und hie und da noch Milch genossen, verbot ihnen, sich zu baden, und drückte den Wunsch aus, sie sollten mit den Laien möglichst wenig verkehren und die Muttersprache unter

---

[1] G. Ham. 3, 25.

[2] Mab. a. 4 a, 187, 194; annal. 2, 249, 262.

sich selbst vermeiden. Die Selbsterniedrigung wurde hochgespannt: um einem Vorgesetzten oder einem Fremden Ehre zu erweisen, sollte der Mönch das Knie beugen, beim Namen Gottes aber sich zu Boden werfen. Selbst in der Kirche sollte alles einfach sein. Statt silberner Gefäße führte Benedikt hölzerne ein und erschwang sich höchstens zu gläsernen und zinnernen Kelchen; er gab Leinwandgewändern den Vorzug vor seidenen, golddurchwirkten Stoffen und seine Kirchen bedeckten Strohdächer; der Boden bestand in festgestampfter Erde und die Wände aus Lehm. Doch ist auch er dem wachsendem Reichtum erlegen und hat seinen dritten Bau mit aller Pracht ausgestattet. Dank der Unterstützung durch Ludwig den Frommen konnte er viele Klöster bauen[1] und in vielen anderen Klöstern die Zucht wiederherstellen.

Während unter Karl dem Großen nur wenige Klöster entstanden waren, verbreiteten sie sich in der Folgezeit mit überraschender Schnelligkeit. Alle Umstände begünstigten ihre Ausdehnung; in der Welt wurde es immer ungemütlicher und unsicherer. Das Übermaß der Leidenschaften bewirkte einen Rückschlag. Die verstimmten Gemüter verfielen der Verzweiflung, so daß uns sogar öfters, als wir von einem unverzärtelten Naturvolke erwarten, Fälle von Selbstmord begegnen.[2] Die Klöster boten eine Zuflucht und Heimstätte. Als dem hl. Otto von Bamberg der Vorwurf gemacht wurde, er baue zu viel Klöster, sagte er: „Diese Welt ist ein Verbannungsort. Darum bedürfen wir der Herbergen und Zufluchtsorte, und wenn die in der Welt Lebenden von Räubern überfallen und halbtot geschlagen werden, erfahren sie es, wie gut es ist, wenn die Herberge nahe ist.“[3] Während ringsum der Kampf tobte, herrschte in den Klöstern Frieden, beruhend auf der christlichen Liebe. Wo statt der Brudergesinnung, der duldenden, tragenden Liebe der Haß herrschte, da war das Kloster eine Hölle; die Liebe aber verwandelte es in ein Paradies. Liebe, sagt Otfried, ist die wahre Bruderschaft, die uns zur wahren Heimat geleitet; wenn wir uns in rechter Weise minnen, so sind wir den Menschen angenehm, und wo die wahre Liebe fehlt, da trifft Schmerz unsere

[1] Maursmünster im Elsaß und Kornelimünster bei Aachen.

[2] Exsecrabile malum est sibi inicere manus ... Sed quod dici dolor est, adhuc hodie nomine tenus Christiani hoc faciunt; Christ. Druthm. in Matth. 43.

[3] Stabulum, diversorium, M. G. ss. 12, 761.

Herzen und Trauer erfüllt uns gegen unseren Willen; der Herr selbst hat in der Nacht, ehe er für uns dahinsterben wollte, uns noch zur wahren Liebe ermahnt, von der er uns selbst ein Vorbild gab. Ein schönes Nest nannten die Bischöfe, die um 973 St. Gallen visitierten, dieses Stift und meinten, ein solches Nest schicke sich für gute Vögel. Die Klöster sind Wohnungen, Schatzhäuser, Geheimkammern Gottes, sagt Petrus von La Celle, aber auch Rennbahnen und Kreuzwege.[1]

An den um die Klöster und Gotteshäuser herrschenden Gottesfrieden knüpfte die Kirche an, als sie an die schöne Aufgabe herantrat, der öffentlichen Unsicherheit zu steuern. In die Klöster flüchteten Verfolgte aller Art, Verfolgte der rohen Gewalt und Beutegier, wie die Verzweifelten und um ihr Seelenheil Besorgten, Große und Kleine, Reiche und Arme, Gescheite und Einfältige. Manchmal fanden ganze Familien Aufnahme bei den Mönchen. Der Schutzsuchende näherte sich dem Altare, beugte Hände und Haupt und sprach in dieser Stellung die Bekenntnisformel aus; er erklärte, daß er Gott, der heiligen Dreifaltigkeit und den hl. Patronen der Kirche seine Güter und seine Person weihe, daß er sich verpflichte, als Knecht während der ganzen Zeit seines Lebens zu dienen. Die Eifrigsten umgaben den Hals mit einem Stricke, um das Opfer auszudrücken, oder sie legten ihren Kopf auf den Altar und umhüllten sich mit dem Altartuch.

Durch ihre Bedrückung zwangen die Großen viele, sich in diese Asyle zu flüchten, und nicht selten verbannten Fürsten und Könige ihre besiegten Gegner in ein Kloster. Aber sie selbst gingen, wenn die Schicksalsstunde schlug, gelassen durch die enge Pforte und betraten den schmalen Pfad. So beschloß der Langobardenkönig Rachis sein Leben in einem Kloster, wo er einen Weinberg gepflanzt hatte, der in der Folge seinen Namen trug. Karls des Großen Oheim Karlmann hatte sich in dem von ihm zuerst gestifteten Kloster zu Soracte niedergelassen, hatte aber dann, weil er zu sehr geehrt wurde, sich nach Monte Cassino gewandt und sich für einen Verbrecher ausgegeben. Zum Küchendienst bestimmt, trug er mit Geduld die Launen des Küchenmeisters, der ihn manchmal ohrfeigte, und übernahm dann die Schafhut. Der gefeierte Herzog Wilhelm von Aquitanien, Waffengefährte Karls des Großen, baute selbst ein

[1] Cubicula, stadia, patibula (Disc. claust. 6 ff.).

Kloster, nahm das Ordenskleid, und man sah ihn oft zur Zeit der Ernte auf einem Esel reitend, wie er den Schnittern der Reihe nach aus einem großen Kruge zu trinken bot. Auch Kaiser Lothar I. entsagte, von einer Krankheit ergriffen, der Welt und ließ sich im Kloster zu Prüm die Tonsur geben. Viele hochgestellte Männer zogen sich wenigstens vorübergehend in ein Kloster zurück oder ließen sich als Brüder „eintragen". So pflegte der Erzkaplan Salomon je an den ersten Tagen im Monat die demütigen Dienste eines Koches und Tischdieners zu verrichten. Kaiser Karl III. verrichtete zeitweise die Geschäfte eines Speisevorlegers und Schenken. Der oströmische Kaiser Nikephoros Phokas führte das Leben eines Mönches, schlief auf der Erde nur mit einem Mantel bedeckt und mied seine Frau. Ganze Nächte brachte er im Gebet und Psalmengesang zu, stets unterhielt er mit Mönchen gute Beziehungen, obwohl er die zu große Ausdehnung der Klöster hintanhielt. Besonders hoch verehrte er den großen hl. Athanasios auf dem Berge Athos, den Gründer vieler Koinobien, dessen Tätigkeit wie kaum die eines anderen Mönches sich dem Gedächtnis der Nachwelt einprägte. Seinem Gebete glaubte Nikephoros den Sieg über Kreta zu verdanken. Wie Nikephoros versicherte, hätte er sich gerne von der Welt zurückgezogen, nur sein Pflichtgefühl hielt ihn aufrecht. Ebenso dachten auch andere hohe Herren; sie hätten den Klosterfrieden gerne den Sorgen und Kümmernissen des Weltlebens vorgezogen, wenn sie nicht die Stimme der Pflicht zurückgehalten hätte. So ersuchte einmal der hl. Otto von Bamberg um Aufnahme in ein Kloster, indem er sich auf ein Gelübde berief. Der Abt aber, ein vorsichtiger und kluger Mann, bedauerte diesen Entschluß und befahl Otto kraft des Gehorsams, den er seinem Gelübde gemäß geschworen hatte, in der Welt zu bleiben zum Nutzen der Kirche, zum Troste der Bedürftigen. Keines Mönches Vollkommenheit, sagte er, sei so groß, daß sie den Verdiensten Ottos gleichkomme.

## 2. Klosterordnung.

Ein Kloster hatte für das frühe Mittelalter die nämliche Bedeutung wie eine Großstadt für die moderne Kultur. Beide sind Brennpunkte der Kultur, bezeichnende Erscheinungen der Zeit; nur war das Leben in einem Kloster viel natürlicher als in einer

modernen Großstadt. Die Klöster verbanden die Stille und Frische des Landlebens mit der Wärme und Lebendigkeit einer gesteigerten Kultur. Inmitten des Glanzes der Höfe überfiel manchen Klosterzögling und Mönch die Sehnsucht nach einer ruhigen Einsiedelei fern von der Welt. So gedachte Alkuin seiner einsamen Zelle, die versteckt lag in einem Walde von Obstbäumen und Blumengärten. „O wie war das Leben süße," schreibt er, „als wir ungestört an den Schreinen saßen, die den Weisen erfreuen, zwischen den Reihen der Bücher, vor den ehrwürdigen Aussprüchen der Väter: da fehlte nichts, was für ein frommes Leben und Studium der Weisheit erforderlich ist." Wenn Walafried Strabo sich einen schönen Ort vorstellen wollte, dann dachte er an den sonnigen, blumengefüllten Klostergarten, an einen einsamen Berggipfel oder an ein abgeschlossenes Waldtal, in dem der Efeu über den Boden hinkriecht und die scheuen Vögel sich hören lassen.[1]

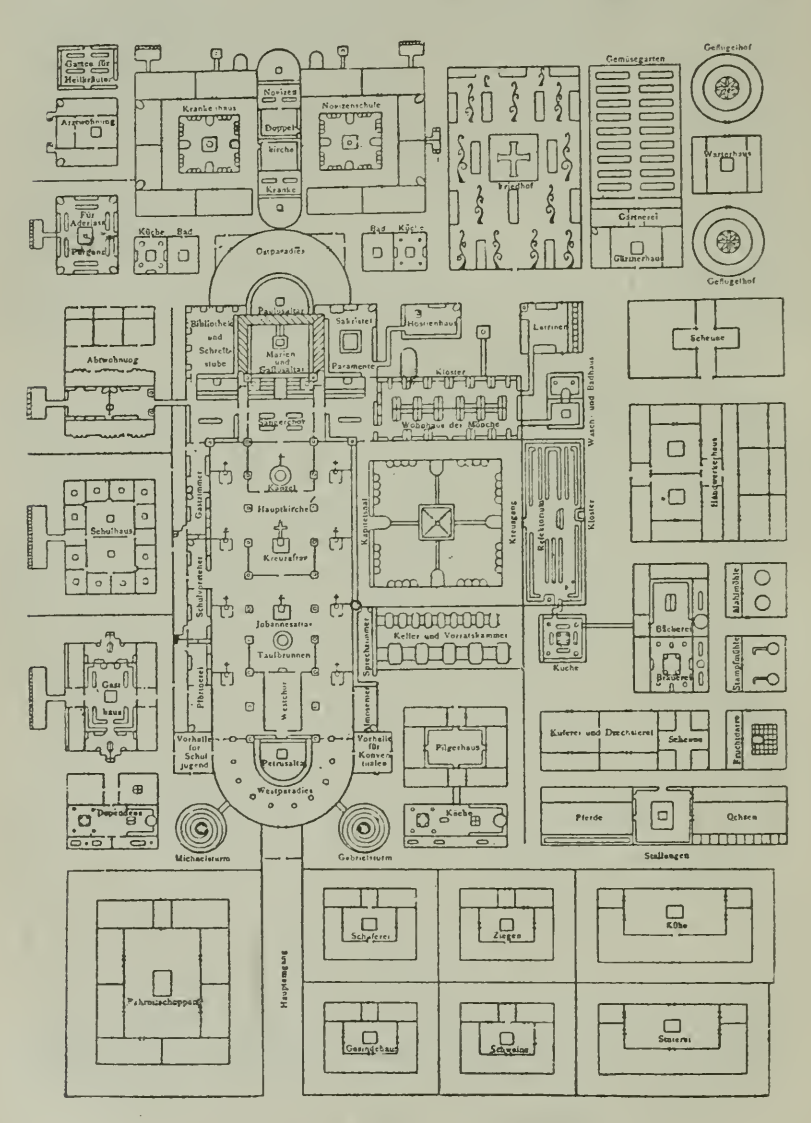
Kleine Ansiedelungen, Zellen beschränkten sich auf die heilige Drei- und Zwölfzahl. Außer der Kirche, den Zellen und dem Garten, Paradies genannt, besaßen solche Ansiedelungen höchstens noch einen Turm, und ein Wall und Graben grenzte den Platz ab. Solche Zellen schoben die größeren Klöster vor als Rodungsposten. Bischöfe und Fürsten wetteiferten wohl miteinander in der Anlage solcher Mönchsposten, um ihr Gebiet auszudehnen. Als die Zahl der Mönche zu Aniane 300 überschritt, entschloß sich der Abt zur Gründung neuer Zellen. Die Klosterfamilie erstreckte sich weit hinaus über die eigentlichen Mönche, sie umfaßte vor allem Schüler und Oblaten, in zweiter Linie abhängige Handwerker und Knechte. In vielen strengen Klöstern, wie in Fulda, gehörte der größte Teil der Dienstleute zu den Brüdern, aber sonst mußten sich die Klöster mit Laien begnügen, die nicht wie die späteren Konversen zum Klosterverband gehörten.

Während die einfachen Klosterbauten sich deutlich an die römische Hausanlage anlehnten und um einen Innenhof, den Kreuzgang die Kirche, das Refektorium, Dormitorium, Cellarium sich reihen, glichen große Klöster den großen römischen Lagern und dehnten sich zu förmlichen Städten aus. In allen Klöstern, ob groß oder klein, mußten starke Zäune mit Wall und Graben, womöglich aber feste Mauern

---

[1] Carm. 4 et 23.

und Türme die Niederlassung schirmen. Besonders starke Mauern schrieb das Konzil von Aachen 817 den Nonnenklöstern vor, um ein Ein- und Aussteigen zu verhindern. Denn nicht nur böse Männer sprangen über die Zäune, sondern auch, wie die Legenden




Plan von St. Gallen. Neuntes Jahrhundert.

berichten, entwichen weltsüchtige Nonnen. Nur ein Tor sollte einen Zugang gewähren.

Wie uns der aus dieser Zeit stammende Plan von St. Gallen lehrt, nimmt das Kloster im engeren Sinne den mittleren Raum der ganzen Anlage ein, wo im römischen Lager das Prätorium mit dem Tempel und Markt sich befindet. Davor dehnte sich entsprechend dem römischen Hinterlager der Wirtschaftshof im Westen und dahinter das Schul- und Krankenviertel aus. Die Kirche, die sonst die freie Nordseite einnahm, versteckt sich hinter der Abtwohnung, der äußeren Schule und einem Gasthaus. Der Abt, der Vater der ganzen Klosterfamilie, vertrat das Kloster nach außen, wobei ihm der Vogt zur Seite stand, und überwachte die innere Ordnung zusammen mit dem Prior. Der Prior verteilte die Arbeit, und der Sakristan läutete zum Gottesdienst. Der Kantor leitete die kanonischen Stunden, und der Scholaster hielt die Schule.

Unmittelbar an die Kirche stieß das Wohn- oder Wärmehaus, über dem der Schlafsaal lag. Nicht nur in Klöstern, sondern auch in Bischofshöfen und Domstiften stieß der Schlafsaal unmittelbar an die Kirche an,[1] ein Umstand, der den Nachtgottesdienst wesentlich erleichterte. Der Kirche gegenüber lag der Speisesaal, das Refektorium, und hier steht, wie der Plan von St. Gallen zeigt, genau wie in der germanischen Halle dem Eingang gegenüber zunächst die hufeisenförmige, wohl erhöhte Abtstafel und davor das Lesepult. An den Wänden entlang ziehen sich die Mönchtafeln und in der Mitte steht die Gasttafel. Mit dem Speisesaal verbindet sich Küche und Keller, mit der nach Osten gelegenen Mönchswohnung das Wasch- und Badehaus und der Abort, mit der Abtwohnung hängt die Schreibstube, Archiv und Bibliothek zusammen. Ein Archiv und eine Bibliothek, ein Zeughaus, Gerhaus, armarium, wie es sinnig genannt wurde, durfte nirgends fehlen. Daraus entnahmen die Mönche die Waffen, um den Feind und die bösen Geister zu bekämpfen. Ohne Erlaubnis der Obern durften die Mönche nicht jeden Raum betreten. Der gewöhnliche Aufenthalt war die Mönchshalle, das Wohnhaus, dessen Oberstock der Schlafsaal mit fünfzig Schlafstellen einnimmt. Einzelzellen fehlten noch. Das Erdgeschoß konnte geheizt werden, wie der nach außen stehende Kamin beweist, was aber nicht regelmäßig geschah.

[1] V. Udalr. 4; Lamb. ann. a. 1074; M. G. ss. 4, 391; 5, 213.

Da die Mönche sich oft in ungeheizten Räumen aufhalten mußten, gestatteten Regeln und Konzilien eine ausreichende Kleidung, eine wärmere Umhüllung, als wir sie sogar bei den Laien antreffen. Dem kalten Norden genügte die einfache regelmäßige Kleidung nicht, die in den italienischen Klöstern üblich war; sie bestand in der Tunika, dem Skapulier oder Arbeitskleid, der Kukulle oder dem Kirchenkleid, und zwar mußte jedes Stück in doppelter Zahl vorhanden sein, damit je das eine Stück in die Wäsche gelangen könne. Nun hatte schon die Regel des hl. Benedikt eine gewisse Freiheit gewährt, denn sie sagt: „Man gebe den Brüdern eine Kleidung, die der Natur und dem Klima angemessen ist, mehr in den kalten Ländern, weniger in den warmen.“ Diese Freiheit haben denn auch so fromme Männer wie Benedikt von Aniane und die Stifter der Cluniazenser in weitem Umfange benützt, obwohl sie die Gefahr des Mißbrauches in sich barg. Nach einer Konzilsbestimmung von 817 durfte sogar in strengen Klöstern jeder Mönch außer zwei Tuniken noch zwei Hemden, außer zwei Kukullen noch zwei Kappen (Mäntel) besitzen. Die Beine schützten Hosen oder Oberbeinkleider und Unterbeinkleider oder Strümpfe,[1] den Fuß Schuhe, im Sommer Pantoffeln,[2] im Winter Überschuhe.[3] Bei großer Kälte durfte sogar noch ein eigenes Oberkleid, ein Rock oder ein Pelzrock und bei Reisen Sommerhandschuhe[4] angezogen werden. Doch muß selbst in einem so reichen Kloster wie St. Gallen nicht jeder Mönch gleich bedacht worden sein. Denn der närrische Heribald beklagte sich nach Ekkehard, daß ihm der Kämmerer nicht das nötige Leder zu den Schuhen gegeben habe. Auch beschwerte er sich über die Kargheit des Kellermeisters, der ihn mit dem Wein knapp hielt. Die dienenden Brüder mußten sich oft mit Hafergrütze begnügen.

Die Regel des hl. Benedikt verbot Fleischspeisen und gestattete nur ausnahmsweise Geflügel. Wo es daher streng herging, mußten die Mönche sich mit Brot, Bohnen und Gemüse, Milch und Käse begnügen, höchstens, daß Fische eine Abwechslung brachten. Doch war der Geflügelgenuß fast allgemein eingerissen; selbst strenge Äbte

---

[1] Pedales.

[2] Subtalares.

[3] Socci.

[4] Wantones, M. 103, 1229; vgl. Const. Anseg. Mab. a. 4a, 602, 203.

hatten nichts dagegen einzuwenden. Schon die alten Väter hatten die sonderbare Erklärung erlassen, das Geflügel sei mit den Fischen verwandt, und hatten seinen Genuß schwachen Brüdern da gestattet, wo sonst Fleisch verpönt war. Wenn man sich aber einmal Geflügel erlaubte, so war der Schritt nicht mehr weit zum vollen Fleischgenusse. Es ging dann ähnlich wie bei der Duldung des Weines an Fasttagen. Der eine Schritt hatte viele andere im Gefolge. Wenn das zarte Fleisch der Tauben, Hühner, Enten erlaubt ist, mochte mancher Mönch fragen, warum nicht das harte Fleisch der Vierfüßler? Wozu ziehen wir die vielen Schweine und Rinder auf, sollen wir sie den Knechten und Mägden allein überlassen? Diese Frage verneinten viele nachgiebige Väter, und so riß die Schlemmerei ein. Der Dekan Ekkehard führte um 958 sieben Gerichte des Tages mit einer entsprechenden Zahl von Getränken ein.[1] Mehrere dieser Gerichte fielen zusammen, da die Regel eigentlich nur zwei Mahlzeiten gestattete; sollte doch sogar das Frühstück, die „Mischung", bestehend in Brot und Wasser, nach dem Wortlaut der Regel des hl. Benedikt nur eine Ausnahme sein für die Brüder, die in der Kirche singen mußten, und so klein ausfallen, daß es nicht für einen Fastenbruch gelten konnte. An den Wortlaut der Regel klammerte man sich auch in anderen Stücken; so erhielt jeder Bruder ein Pfund Brot und eine Hemina (einen halben Sextar) Wein, bei Bier das Doppelte,[2] aber sonst noch viel mehr. Als einmal ein lustiger Gast Bernhard im Kloster einkehrte und er das erste Glas hastig hinuntertrank, flüsterte ihm der Unterdekan ins Ohr: „Nach der Regel ist das unser Teil." Uneingedenk des gebotenen Stillschweigens aber schrie Bernhard: „Wenn das unser Teil ist, so trinken wir dasselbe." Da ihm der Becher erneuert wurde, fuhr er trotzdem fort: „Siehe, auch dieser ist unser, trinken wir also auch dieses," und so fuhr er im Trinken weiter.

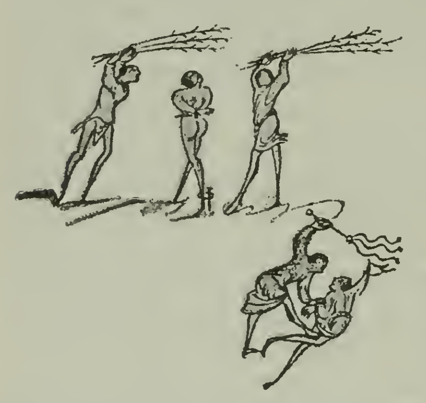
Statt sich mit nützlicher Arbeit zu beschäftigen, überließen sich viele Mönche der Faulheit, holten am Tage den Schlaf nach, den sie in der Nacht unterbrechen mußten, und machten viele Ausgänge und benützten jeden Anlaß, um sich aus dem Kloster zu stehlen. Schon das Konzil von Aachen mußte in dieser Hinsicht vieles rügen.

[1] Casus 9, 80; M. G. ss. 2, 117. Vgl. I. Band 145.

[2] Eine Hemina Wein wog nach Smaragdus ein Pfund. Drei Pfund Brot und drei Pfund Wein erhielten die Kanoniker, Mansi 14, 270, 296.

Es empfiehlt, den Dämon der Weichlichkeit durch Stockhiebe auszutreiben und unfolgsame Mönche einzusperren.

Das Bußgericht erging über die Mönche im Kapitelsaal. Hier mußte jeder offenbaren, nicht nur, was er bewußt selbst gefehlt, sondern was er an anderen Regelwidriges beobachtet hatte. Es war keine eigentliche Beicht: diese hatte sich wohl schon losgelöst und folgte dem Kapitel nach. Im Kapitel mußte der Schuldige niederknien, Besserung geloben und empfing die Züchtigung,[1] sei es mit der leichten Rute oder mit der schweren Peitsche.[2] Vornehme Brüder kamen vielfach mit einer leichteren Züchtigung davon als niedriggeborene.[3] Trotzdem es ein Konzil mißbilligte, geschah die Züchtigung meist auf den bloßen Körper.[4] So hören wir von dem Kölner Mönch Sandrat, den um 970 Kaiser Otto zur Visitation des Klosters St. Gallen abgeordnet hatte, daß er freiwillig seine Tunika ausgezogen und Züchtigung begehrt habe, als er sich eine unanständige Handlung zuschulden kommen ließ. Er legte sich auf das ausgebreitete Kleid nieder, und der Mönch, dem er Übles getan, hieb mit Zulassung des Dekans ein, bis er „o wehe" schrie.[5] Zur Beruhigung ängstlicher Gemüter mochten Erzählungen dienen, wie der Biograph Virgils von Salzburg eine mitteilt, wonach ein Mönch einmal durch Schläge von seiner Schulterkrankheit befreit wurde. Auch in Frauenklöstern mußten die Nonnen ihren Oberkörper entblößen, wenn die Obern sie zu Züchtigungen verurteilten.[6] Viele gingen in der



Züchtigung nach einer angelsächsischen Handschrift des Alten Testamentes (M S. Harl. 603).

[1] Disciplina.

[2] Ferula — virga — flagellum.

[3] Lamb. a. a. 1063; M. G. ss. 5, 166.

[4] Konzil von Aachen 817 c. 14; Schannat C. G. II, 4; M. G. Cap. 1, 344.

[5] Ekkeh. c. 16, 142; M. G. ss. 2, 145.

[6] Im Jahre 874 verfügte ein Konzil eine solche Züchtigung über eine Nonne Duda. Nudo dorso, remota virorum praesentia, virgis flagelletur; Mans. 17, 293; Hard. 6, 155.

Züchtigung zu weit, überschritten alles Maß genau wie die Lehrer in der Schule und trieben, wie sogar Benedikt von Aniane klagt, die Mönche zur Verzweiflung.[1] Eine besonders harte Strafe war der Ausschluß, die Exkommunikation, die Absonderung und die Haft. Ein so strenger Mann wie Benedikt von Aniane ordnete an, daß sogar der Kerker im Winter geheizt werden sollte und daß die Büßer beschäftigt würden; er verlangte daher, daß sich ein Hofraum an den Kerker anschließe.[2] In den Klosterkerkern mußten oft auch Geistliche Buße tun. Die einfache Haft verschärfte noch Fesselung, Geißelung, Ernährung durch Wasser und Brot. Aber auch ohne die Verschärfung genügte der Kerker oft an sich zur völligen Erschöpfung eines Menschen. Namentlich die weltlichen Gefängnisse waren schreckliche Verließe, die der Kot verpestete und die Ungeziefer in Scharen durchschwirrten.[3]

Die eigentliche Mönchsniederlassung schützte vor der Außenwelt eine streng überwachte Klausur, deren Durchbrechung selbst hochgestellten Personen nicht leicht gestattet wurde. Besonders waren die Mönche auf der Hut gegen unwillkommene Visitatoren — und solche vermuteten sie leicht hinter Bischöfen und Fürsten. Manchmal mußten sich diese einer List bedienen, um überhaupt einzudringen. Zur Aufnahme Fremder dienten zu St. Gallen, wie der obige Plan (S. 254) zeigt, zwei Häuser, ein gemeines Pilgerhaus und ein gutes Hospiz für vornehme Gäste. In letzterem, das in der Nähe der Abtswohnung lag, standen im großen Saale in der Mitte ein Herd, in den Ecken Tische mit Bänken. Um den Saal lagen die einzelnen Kammern für Herren und Diener, dabei wohl ein Stall, abseits ein geheimes Gemach.

Das Gasthaus samt dem Schul- und Abthaus nördlich von der Kirche, das Krankenhaus und die Novizenschule im Osten, das Pilgerhaus im Südwesten, das Arbeiterhaus im Süden bildeten geschlossene Abteilungen für sich, förmliche Abbilder des Klosters, ganz gleich ausgestattet mit Küche, Waschraum, Badstuben und Aborten (bei den Römern waren meistens beide Teile zusammengefallen). So standen eigene Badestuben sichtbar in Verbindung

[1] M. G. Cap. 1, 63, 76; Frankfurter Konzil von 794 c. 18; Schannat, Codex Prob. hist. Fuldens. n. 10 n. 84; v. Liobae 3.

[2] Konzil von Aachen 817 c. 40; M. 103, 507, 549.

[3] Krauß, Im Kerker S. 277.

mit dem Schüler-, Kranken- und Dienerzimmer. Wenn Fremde, Arme, Bettler oder andere Fahrende kamen, erhielten sie zuerst ein Bad zugerichtet. Auch für das Aderlassen war ein eigener Raum bestimmt. Besonders merkwürdig ist aber die Ausstattung verschiedener Viertel mit Back- und Brauhäusern. Der Backofen der Brüder muß eine Aufsehen erregende Größe gehabt haben, denn es rühmte einmal ein Abt seinem Gaste gegenüber, er besitze einen Ofen, der ihnen beiden von einmaligem Heizen Brot für ein Jahr, d. h. tausend Brote liefern könne; ebenso rühmte er den großen ehernen Braukessel und die für hundert Malter Haber genügende Darre.[1]

Die ganze Ostseite der Niederlassung bildete gleichsam den stillen Winkel, das stille Viertel. Hier lag der Gemüsegarten, der Friedhof und als zwei symmetrisch gebaute Anlagen das Krankenhaus und die innere Schule. Den Gegensatz dazu stellt die Westseite dar mit den Ökonomiegebäuden, den großen Stallungen und geräuschvollen Werkstätten. Die Stallungen faßten große Herden, darunter auffallend viele Pferde. Die Einrichtung widerspiegelt noch ganz die altgermanische Wirtschaft mit ihrer starken Viehzucht. Auf die vielen Viehherden der reichen Klöster schauten strenge Männer mit gemischten Gefühlen; denn sie verführten zum Fleischgenuß. Daher versuchte es einmal ein Bischof, die Sorge der St. Gallener Mönche von der Viehzucht auf die Fischzucht abzulenken. Wunderbar ist es, sagte er, daß ein so breiter See hier sich ausdehnt und dennoch keine Fülle von Fischen sich darin befindet. Weder ist der See ganz unser, sagte Ekkehard, noch ist derselbe so reich an Fischen, daß er mitunter auch nur unserem Herrn Abte mit dem, was er spärlich gibt, für seine Person allein genügt. Wenn wir einmal Fische zu kaufen fanden, hätten wir mit dem Preise, der zur Bestreitung eines Ganges für einen einzigen Bruder verschleudert wurde, eine ganze Woche hindurch einen tüchtigen Mann ernähren können.[2]

### 3. Volkserziehung.

Für ihre ausgedehnte Wirtschaftstätigkeit bedurften die Klöster vieler unfreier Arbeitskräfte, vieler Knechte und Mägde. Ursprünglich leisteten die Mönche selbst diese Arbeit, gehörten sie doch selbst

[1] Ekkeh. casus 1, 13; l. c. 84.

[2] Ekkeh. 14; l. c. 129.

früher meistens den unfreien Ständen an und genossen nur wenige eines Vorranges als Priester. Im Jahre 811 beklagten sich die Mönche von Fulda, daß sie übermäßig mit Arbeit belastet und daß selbst kranke und alte Brüder nicht verschont würden.[1] Nach Benedikt von Aniane verlangt, daß die Mönche alle Arbeit selbst leisteten. Je rascher aber die Klöster wuchsen und Reichtum und Bedeutung gewannen, desto breiter machten sich die Priester und Adeligen, desto stärkere Unterschiede trennten den freien von dem unfreien Bruder, desto mehr wälzten sie die Handarbeit auf die Unfreien ab und beschränkten sich selbst auf die Aufsicht. Zur Entschuldigung führten die Äbte aus, es errege immer ein großes Aufsehen und es strömen viele Neugierige hinzu, wenn ein vornehmer Mann auf einmal wasche und koche.[2] Solche Arbeiten besorgten nun unfreie Brüder oder eigentliche Knechte und Mägde. Diese blieben außerhalb des engeren Klosterverbandes; erst im elften Jahrhundert nahmen viele Klöster sie als Konversen in ihren engeren Kreis auf. Bis dahin arbeiteten sie in jungen Jahren als Tagschalken, Pfründner, Matrikler, bis sie eine Hube erhielten und in die Reihen der Hörigen einrückten. Ohne Zweifel drückte sie die Knechtschaft, die Sklaverei nicht allzu schwer;[3] denn die Klöster hatten nie über einen Mangel an Leuten zu klagen. In der Klosterwirtschaft lernten sie einen geregelten Betrieb, und von da aus verbreiteten sich Kenntnisse über die weiteren Umkreise.

Die Mönche gingen voran und gaben das Beispiel eines höheren Bodenbaues. Es war nicht Karl der Große, sondern vielmehr die Mönche, denen Deutschland die Stallfütterung und die Dreifelderwirtschaft verdankt. Ohne das fortwährende Beispiel der Klöster hätte die Anregung Karls keinen Erfolg gehabt. Die Mönche lehrten erst die Schätzung des Dunges, des Mergels — letzteres ist ein keltisch-lateinisches Fremdwort —, sie legten Wiesen an und bauten Winterfrüchte, den Weizen neben zahlreichen Leguminosen. Wenn schon in Volksgesetzen Linsen-, Erbsen- und Bohnenfelder genannt werden, die ganz an die römischen Verhältnisse erinnern,[4] so denkt jeder zunächst an Klostergüter. Die Mönche bedurften, da ihnen

[1] Schannat, Cod. Prob. hist. Fuld. p. 85.

[2] Herrgott, Vet. discipl. monastica 489.

[3] Eine unberechtigte Züchtigung s. v. Pard. 16; Mab. a. 3a, 540.

[4] 1. Band 216.

Fleisch verboten war, viele Arten von Gemüse. Ihre Gärten enthielten eine Menge ganz neuer, diesseits der Alpen unbekannter, auch von den Römern zur Zeit ihrer Herrschaft nicht gebauter Pflanzen. Schon der Name Frucht ist lateinisch, ebenso der Ausdruck Wein und Öl, Kohl, Rübe, Linse, lateinisch sind die Namen Rose, Lilie, Veiel, ferner Petersilie, Kappes (Kraut), Lattich, Rettich, Spargel, Minze, Fenchel, Körbel, Kürbis, Salbei, Eppich, Kümmel, Senf, Koriander, Kichererbse, Zwiebel. Zu den Nutzbäumen gesellten sich Pappeln und Kastanien.[1] In Klostergärten begegnen uns Anlagen von Kirschen, Aprikosen, Pflaumen, Quitten, Pfirsichen, Pfeben, Melonen, Mandeln, Maulbeeren, Feigen. Okulieren, impfen, pelzen ist lateinisch, auf dem Gebiete des Weinbaues die Kelter, Presse, der Trichter, Ohm, Eimer, die Kufe, der Kübel, das Pech, der Most, Essig, Saft, Winzer. Die schwäbischen und bayrischen Klöster haben in Gegenden Wein gebaut, wo er schon einige Jahrhunderte später wieder einging. Den Segen, der auf der Arbeit der Mönche ruhte, veranschaulichte das Volk durch märchenhafte Ausschmückung. Da brauchte einer bloß mit dem Stocke oder der Gabel zu ritzen, und der Acker war gepflügt.

Die Klöster verbreiteten die Wassermühlen[2] an Stelle der alten Handmühlen, Quirne; in Lorsch, Hersfeld, Prüm werden sie zuerst erwähnt. Allerdings dauerten daneben die Handmühlen noch immer fort; in Burgen, in denen Wasser fehlte, erhielten sie sich bis ins sechzehnte Jahrhundert. Die Klosterwirtschaft ermöglichte eine größere Teilung der Berufe; wie in den alten Römerstädten arbeiteten hier Pfister oder Bäcker, Metzger oder Fleischer; jene bereiteten besseres Brot, diese bessere Fleischwaren als die Bauern; denn der Ausdruck Metzler stammt vom lateinischen macellum, dem Fleischmarkt. Die Klöster versuchten es mit allen möglichen Arten von Beerweinen, worunter namentlich der Morat, der Maulbeerwein, sich später großer Beliebtheit erfreute. Sie probierten auch verschiedene Sorten von Bier, Gerstenbier, Haberbier, Weizenbier, Afterbier, wie aus den Glossen hervorgeht. Vielleicht waren es auch Klöster, denen die Erfindung des Hopfenbieres gelang.[3] Allem

[1] Im Mittelhochdeutschen kommen die Ausdrücke Baldrian, Kampfer, Majoran, Kren, Spinat, Salat, Veilchen auf.

[2] S. I, 218.

[3] Den humolo erwähnt Ansegisus Mab. a. 4a, 603.

nach verbreitete sich das Hopfenbier von Belgien aus, wohin die Sage den König Gambrinus oder Cambrius versetzt. Auf dem Plan von St. Gallen stehen mehrere wohleingerichtete Brauhäuser mit Malzdarren und Kühlräumen, eines neben dem Backhaus, ein anderes neben der Küferei und der Tenne. An das Brauhaus, Backhaus und die Mühle schlossen sich immer Schlafräume an.

Gute Arbeit lieferten die Schuster oder Suter, die Töpfer oder Ulner. Zu St. Gallen reihten sich um das Haus des Kämmerers gesonderte Räume für Schuster, Sattler, Schwertfeger, Schildmacher, Schnitzer, Gerber, ferner für Gold- und Eisenschmiede und Walker; neben jeder Werkstätte lag immer die Herberge der betreffenden Handwerker. Den Drechslern und Böttchern[1] war ein eigenes Haus bestimmt. Ob diese Handwerker in ihrer vollständigen Zahl vorhanden waren, ist allerdings zweifelhaft; denn in dem nicht weniger reichen Kloster Corbie arbeiteten Handwerker verschiedener Art zusammen, so in einer Werkstätte Schuhmacher, Sattler und Walker, in einer zweiten Kammer Grob- und Goldschmiede, Schuhmacher, Schildmacher, ein Pargamenter, ein Schwertfeger, drei Spindler. Das Gewerbe der Schuhmacher ist, wie wir sehen, auseinandergerissen: die erste Kammer beherbergte drei, die zweite Kammer zwei Ausüber dieses Gewerbes.[2] Die meisten dieser Handwerker gehörten dem Stande der Hörigen an; daneben wurden aber viele Freie eingestellt gegen volle Verköstigung und Beherbergung und diese hießen Pfründner, Matrikler. Oft müssen die Klöster durch allerlei Vorteile Handwerker von auswärts angelockt haben; denn Handwerker ließen sich nicht einfach aus dem Boden stampfen.[3] Daraus folgt, daß die Klöster lange nicht in jenem Umfange Mustergültiges leisteten, wie auf dem Gebiete des Ackerbaues. Schon lange vor den Klöstern verbreiteten sich daher viele technische Ausdrücke, die sich auf den Hausbau oder die Hausausstattung beziehen: Estrich, Pflaster, Pforte, Gruft, Tafel, Tenne, Butte, Korb, Matte, Sechter, Sockel, einer jüngeren Zeit gehören an die Worte: Firnis, Kamin, Matraze. Sicher aber haben die Mönche Brücken und Straßen gebaut, Krankenhäuser und Badeanstalten errichtet.

---

[1] Turnarii, tornarii.

[2] Statuta Petr. Corbeiens. 1, 1, D'Achery 1, 587; Guérard 2, 507.

[3] Dies geht hervor aus dem Privileg Heinrichs IV. 1065, 1075 und Ottos III. 998 für Allensbach; Keutgen, Ämter u. Zünfte 19, 46.

Die wirtschaftliche Tätigkeit der Klöster war nicht ihr größtes Verdienst, viel höher stand ihre geistige und geistliche Tätigkeit. Sie erzogen und unterrichteten das Volk.[1] Es war schon von hohem Werte, daß die Mönche überhaupt Gelegenheit hatten zu lesen, ja daß ihnen das Lesen zur Pflicht gemacht war und sie sich täglich üben mußten; mit dem so mannigfachen Verkehr, in dem sie doch mit der Welt standen, verbreiteten sich viele Kenntnisse von Mund zu Mund, auch abgesehen von den Schulen, die sie unterhielten. In den Klosterschulen begann das ungelenke Barbarenkind die ersten römischen Laute zu stammeln, die schwere Hand bog sich mühsam zum Griffel, und mit Widerstreben entwöhnte sich die Phantasie der kriegerischen Stoffe und Sagen, von denen sie voll war. Die Kampflust lag im Blute und der Geist war gesättigt von kriegerischen Vorstellungen, noch ehe die erziehende Hand den weichen Geist des Kindes zu bilden vermochte. Diesen wilden Schößlingen edle Christenbildung aufzupfropfen, war noch schwerer als Wälder zu roden und Neubruchland ertragsfähig zu machen, der Kampf mit barbarischen Leidenschaften schwerer als die Abwehr des Wolfes und Bären. Man kann dies nicht genug wiederholen, denn man täuscht sich nur zu gerne über die Bildungsfähigkeit unserer Vorfahren in grauer Urzeit und übersieht, wie selbst in den Klöstern sich die Roheit breitmachte. Welche Kampfader schlägt im mönchischen Verfasser des Waltariliedes und welche ungeistliche Gesinnung verrät erst der Verfasser des Ruodliebromans! Nicht selten stürzten sich die Mönche statt mit Waffen mit Prügeln aufeinander und fochten Zweikämpfe aus.[2]

## 4. Klosterschulen.

Die Söhne der Vornehmen, die in die Klosterschulen gingen, brachten in die stillen friedlichen Räume Kampfgesinnung, den Weltgeist, und mancher junge Mensch wurde davon angesteckt. Eben darum sträubten sich viele Klöster, vornehme Kinder aufzunehmen, und hatten schon im achten Jahrhundert Kinder unfreier Leute

[1] Vgl. unten S. 282.

[2] Domus semota his qui pugnis baculisve inter se voluerint confligere, . . . habeatur, M. G. Cap. 1, 346; vgl. Migne 103, 1365.

vorgezogen.[1] Nur den Oblaten, den gottgeopferten Knaben sollte der Zutritt offen stehen und an Domstiften nur solchen, die eine Anwartschaft auf eine Pfründe besaßen.[2] Doch erkannte man bald, daß der vollständige Ausschluß aller derer, die nicht Mönche oder Kanoniker werden wollten, zu weit ging; schon 822 tauchen Klagen auf, daß für den Unterricht zu wenig geschehe.[3] Selbst in Frankreich, das immer viel auf Bildung hielt, hatte eine edle Frau wie die Mutter Guiberts von Nogent im elften Jahrhundert Mühe, einen Gammatiker aufzutreiben. Es fand sich damals, schreibt Guibert später, kein Lehrer auf dem Lande, kaum einer in den Städten, und die, die sich fanden, verstanden nicht viel.[4] So unterrichtete den jungen Guibert wohl ein guter Mann, aber ein schlechter Lehrer. Wegen dieser Lehrernot gestatteten die Bischöfe, daß wenigstens alle, die Geistliche werden wollten, an den Stiftsschulen zuzulassen seien; nur sollten die Eltern für den Unterhalt sorgen.[5] In der Folge mehrten sich die Stiftungen für arme Schulen. Viele Schüler unterhielten sich selbst durch Chorsingen und Bücherabschreiben. Nicht alle Schüler mußten sich weihen lassen; selbst die Oblaten der Klöster konnten wieder austreten.

Um nun den verschiedenen Bedürfnissen gerecht zu werden, richteten Klöster und Stifte eine Doppelschule ein, eine innere Schule für künftige Mönche und Kanoniker, eine äußere Schule für solche, die in den Stand der Weltgeistlichen treten oder auch andere Berufe ergreifen wollten. Die äußere, meist sehr stark besuchte Schule hieß auch öffentliche Schule.[6] Manche dieser Klosterschulen waren so berühmt, daß selbst Mailänder Kleriker nach Deutschland kamen; in Würzburg lockte ein italienischer Grammatiker im zehnten Jahrhundert viele Schüler an. Immer stärker

[1] Dagegen sprachen sich unter dem Einfluß Karls des Großen Synoden von 789 u. 817 aus; s. S. 14.

[2] Vgl. Konzil von Aachen 817 c. 45.

[3] Synode von Attigny 822, Valence 855; Specht, Gesch. des Unterrichtswesens 35.

[4] Erat paulo ante id temporis et adhuc partim sub meo tempore tanta grammaticorum charitas, ut in oppidis pene nullus, in urbibus vix aliquis reperiri potuisset, et quos inveniri contingerat, eorum scientia tenuis erat, nec etiam moderni temporis clericulus vagantibus comparari poterat. Vita 1, 4.

[5] M. G. Cap. 1, 357.

[6] Schola exterior, publica. Vereinzelt gab es auch Pfarrschulen.

wuchs daher die Zahl der vagierenden Schüler, der Vaganten; sie vermischten sich nur allzu früh mit dem Heer der fahrenden Leute. Zu Reichenau zählte die äußere Schule 400, die innere bloß 100 Schüler. Da die Söhne reicher Eltern das Kloster gut entschädigten, wünschten diese selbst eine große Zahl. Die äußeren Schüler genossen mehr Freiheit als die inneren Schüler. In St. Gallen lag die äußere Schule etwas getrennt vom Kloster zwischen der Abt- und Fremdenwohnung im Norden der Kirche; ihre Insassen brauchten nicht immer zusammen zu arbeiten und zu schlafen; die um eine Halle verteilten kleinen Zimmer nahmen kleinere Gruppen auf. Die innere Schule dagegen, östlich von der Kirche, bestand aus sechs großen Zimmern, aus Unterrichts-, Schlaf- und Krankenräumen und der Stube des Lehrers. Auf drei Seiten umgaben die Zimmer einen offenen Hof mit Kreuzgängen, an der vierten Seite stießen sie an eine kleine Kirche.

Zwischen den Klosterschulen und den Stiftsschulen, die von den Kanonikern an größeren Orten geleitet wurden, bestand kein wesentlicher Unterschied. Die Domstifte richteten sich ganz nach dem Beispiel der Klöster; nur war die Regel der Mönche immer etwas strenger und diese Strenge erstreckte sich auch auf die Schule. Wie in den Mönchszellen herrschte in den Schülerräumen eine peinliche Zucht und ein starkes Mißtrauen leuchtet aus allen Anordnungen. Die Knaben standen Tag und Nacht unter der Aufsicht und überallhin begleiteten sie die Kustoden. Auf je zwei kam ein Aufseher, der sie wohl zur Schule begleitete, nachts zwischen ihnen ruhte und selbst an geheimen Orten sie nicht verließ. Außerdem machten stets Umgeher, Circitoren, die Runde, um auch die Mönche zu überwachen. Im Schulsaale saß jeder Schüler auf einem eigenen Stühlchen so weit von dem anderen entfernt, daß sie sich nicht berühren konnten. Wenn Knaben des Weges kamen, mußte stets Raum gemacht werden; niemand durfte durch ihren Zug gehen. Die Mönche mußten die Knaben freundlich grüßen. Nur in den kurzen Freizeiten durften die Knaben miteinander reden und spielen, sonst mußten sie sich durch eine Fingersprache verständigen, die auch die Mönche gebrauchten. Von außen waren sie vollkommen abgeschlossen, selbst von ihren Eltern. Von niemand durften sie etwas annehmen, außer von ihren Vorständen. Als König Konrad I. St. Gallen besuchte, steckte er einem Knaben eine Goldmünze in

den Mund und dieser spie sie aus; er ließ Äpfel unter sie werfen und keiner bückte sich danach, so strenge war die Zucht.

Die Knaben spielten im Leben des Klosters eine große Rolle. Die Mönche mußten im Chore und Speisesaale auf sie warten. Die Kleinen halfen die Stunden mitsingen und verschönten mit ihren jungen Stimmen den Gottesdienst. Arme Knaben erhielten für diese Mühe freien Unterhalt. Angilbert machte eine Stiftung des Inhalts, daß stets 100 Knaben Unterhalt und Unterricht erhielten, wofür sie aber den drei Mönchschören des Klosters beim Gesange Hilfe leisten sollten. Schon bald nach Mitternacht mußten sich die Knaben der inneren Schule zur Matutin erheben. Säumige weckte die Rute. Von der Prim bis zur Terz dauerte der Unterricht, dann eilten sie in das Schlafzimmer, kleideten sich für den Tag an, wuschen sich und zogen dann zur Messe. Auch zum Kapitel versammelten sie sich mit den Mönchen; sie mußten ihre Verfehlungen und die der anderen angeben, die diese verschwiegen; die Aufseher brachten ihre Beobachtungen vor. Zweimal in der Woche mußten die Schüler dem Abt oder Prior beichten; zum Mahle um die Sext versammelten sie sich mit den Mönchen, erhielten aber auch ein Frühstück, zumal wenn nur eine Tagesmahlzeit gestattet war. Zur Ruhe nach dem Mittagstische mußten sich die Jungen wie die Alten niederlegen und durften dann nicht lernen oder lesen. Erst um die Non begann wieder der Unterricht und dauert bis zur Vesper. Zwischen Terz und Non fiel also eine Pause, aber wahrscheinlich nur dann, wenn die Regel des hl. Benedikt auch den Mönchen die Ruhe vorschrieb. Im Winter drehte sich die Tagesordnung geradezu um und da dauerte gerade von der Terz bis zur Non die Arbeitszeit — Terz und Non fielen aber etwas früher als im Sommer.[1]

Über die nähere Organisation der Schule wissen wir nicht viel, nichts über die Klassen, nichts über die Hilfskräfte des Schulvorstandes.[2] Einmal begegnet uns die sonderbare Einteilung der Schule in eine Leseschule, eine Schreib- und Singschule, je mit eigenen Lehrern. Der Unterricht lag im allgemeinen in einer Hand, in der Hand des Hauptlehrers, des Schulmeisters, der später Scholastikus hieß. Die Rute war das A und O der Schule. Unter

[1] Die Terz um 8 Uhr, die Non um 2 Uhr. S. S. 52 u. Kap. LVII, 1 (I, 145).

[2] Magister principalis, scholae magister.

der Rute stehen hieß soviel als Schüler sein, die Lehrer schlugen auf die Hände und auf den Rücken mit Weiden- und Birkenruten, durften sich aber der bloßen Hände nicht bedienen. Die Klosterschüler mußten, wenn sie geschlagen wurden, ihre Kutten ausziehen; der Ruf „zieht euch aus" hatte einen schrecklichen Klang. So schlug auch den jungen Guibert sein Lehrer so heftig, daß seine Haut alle Farben des Regenbogens zeigte. Durch Schläge suchte er zu ersetzen, was ihm selbst an Klarheit und Gewandtheit abging. Als Guiberts Mutter seine Wunden entdeckte, schrie sie: „Ich will nicht mehr, daß du den Unterricht besuchst und Kleriker wirst," aber Guibert antwortete: „Selbst wenn ich sterben müßte, würde ich nicht aufhören zu lernen." Nicht alle Schüler waren so standhaft, viele liefen vor den furchtbaren Schlägen davon; in St. Gallen steckte ein Knabe sogar das Schulhaus in Brand. Daher ermahnten verständige Männer, mit den Hieben innezuhalten. Linde, sagt Otfrid, laß, Herr, die Züchtigung sein, schlage wie die Mutter tut, die mit Bedauern züchtigt.

In den freien Stunden durften die Knaben Kreisel schlagen, Ball spielen, mit Holzpfeilen schießen. Zur Unterhaltung der Schüler gehörte auch das Aufgeben und Lösen von Rätseln, und zur Abspannung dienten Schulfeiern und Schulfeste und Ausflüge. Das Hauptfest, an manchen Orten allgemeiner Prügeltag, war der Tag der unschuldigen Kinder, wo ein Schulbischof gewählt und allerlei Scherz getrieben wurde.[1] Bereits am Sonntag vor Katharina, der Patronin der Philosophie, erwählten die Schüler einen Schulabt, dieser erkor sich zwei von seinen Mitschülern zu seinen Kaplänen. Die eigentliche Zeit des Festes begann aber erst am Vorabend vor dem unschuldigen Kindleintag: bis zum folgenden Abend traten die Knaben mit ihrem Abte an die Stelle der Mönche, sangen für sie im Chore, saßen im Speisesaal an ihrem Platze und trieben andere Possen. Auch in der Schule führten sie die Herrschaft; wer in sie eintrat, mußte sich durch eine Spende loskaufen. Einmal ließ sich auch der greise Bischof Salomo von Konstanz in den Scherz der Schüler von St. Gallen ein. Salomo wurde von den Kleinen auf den Sitz des Lehrers geschleppt, er befahl „die Kutten herunter zum Rutenstreiche". Wer gute Verse machte, konnte sich

[1] Schubiger, Sängerschule von St. Gallen, Einsiedeln 1858 S. 66; Specht a. a. 216.

loskaufen. Da entzückten ihn die Kleinen so durch ihre gelungenen Antworten, daß er sie so, wie sie waren, in ihren Linnenhemden in die Höhe hob, sie unter Küssen umarmte und sprach: „Zieht euch an“; er fügte bei: „Ich werde mich loskaufen, wenn ich das Leben habe.“ In der Tat hinterließ er eine Schenkung, woraus die Schüler an drei Tagen mit Fleisch, mit drei Gerichten und Getränken gespeist werden sollten.

## 6. Lehrgegenstände.

Im Unterricht hatte sich gegen früher nicht viel verändert.[1] Zuerst lernten die Kinder das Lesen und zwar am Psalter, den die Kinder meist schon auswendig kannten, und dann das Schreiben. Oft kostete es viel Mühe, das Barbarenkind an den Griffel zu gewöhnen.[2] So hatte der spätere König Alfred schon das zwölfte Jahr erreicht und konnte noch nicht lesen und schreiben, seine Mutter reizte ihn dazu, indem sie ihren Kindern ein schön geschriebenes, mit Malerei versehenes Gedicht vorhielt und sagte: „Wer am schnellsten lesen kann, dem schenke ich es.“ Alfred ging zu einem Lehrer und bequemte sich zu der schwarzen Kunst. Die Psalmen und Stundengebete schrieb er selbst zusammen und trug sie immer bei sich. Viel Schwierigkeit bereitete auch die Notenschrift; die Vorsteher der Schule sahen sich oft genötigt, dem Unterricht beizuwohnen, damit der Zorn die Singmeister nicht gar zu weit fortreiße. Viel Schwierigkeit bot endlich die Grammatik; denn es fehlte an den heutigen bequemen Hilfsmitteln und Wörterbüchern.

Das Verhältnis zwischen lateinisch und deutsch war noch nicht klargestellt, das Deutsche war noch roh und ungeschliffen. Allerdings suchten die Lehrer zwischen beiden Sprachen ein innigeres Verhältnis herzustellen, als es bisher bestand: sie übersetzten lateinische Texte, z. B. die Psalmen, ins Deutsche, wie Notker Labeo in St. Gallen, übersetzten umgekehrt deutsche Volkslieder, z. B. das

[1] Specht S. 67 ff.

[2] Schreiben konnten schon die alten Germanen, sie hießen es reißen, im Englischen als write erhalten, denn der Schreibstoff war schwer. Aber die römische Schreibkunst verdrängte die deutsche und damit auch den Namen, denn Schreiben kommt von scribere. Das Schreiben galt als Kunst und ernährte wohl seinen Mann.

Waltharilied ins Lateinische. Froumund von Tegernsee griff zur Muttersprache, die lateinischen Ausdrücke zu veranschaulichen. Aber die eigentliche Schul- und Klostersprache blieb Lateinisch, auch wo die Brüder nur aus deutschredenden Gebieten stammten. In vielen Gegenden, in den Alpenländern hatte das Latein die Bedeutung einer lebenden Sprache. Die Romani und Retiani kommen bei Ekkehard oft vor als kluge Leute. So erklärten die Lehrer die alten Klassiker womöglich lateinisch, wie aus den erhaltenen Kommentaren hervorgeht.

In St. Gallen befaßten sich die Schulen mit folgenden Dichtern: dem Homerus Latinus, Marcianus Capella, Horaz, Persius, Juvenal, Statius, Terenz, Lucanus und mit des Boethius Schrift über den Trost der Philosophie. Die ausschließliche Beschäftigung mit den heidnischen Schriftstellern erregte vielfach Anstoß, sie bereitete manchen Mönchen Schwierigkeiten und Skrupel. Es liefen strenge Ansichten um, die alle heidnischen Schriftsteller verbannen wollten. Sogar Alkuin teilte in seinem Alter diese Ansicht; er sprach von virgilischen Lügen und meinte, seinen Schülern sollten die göttlichen Dichter genügen und sie sollten sich nicht mit der unlauteren Beredsamkeit Virgils beflecken. Früher hatte er sich geäußert: „Selbst das Gold, das auf dem Schutthaufen gefunden wird, soll aufgelesen und in den Schatz des Herrn gelegt werden." Übrigens hatte schon Cassiodor zur Vorsicht gemahnt und sich geäußert, man solle die heidnischen Schriften gleichsam nur im Vorbeigehen anschauen. Hrabanus sagte, man solle es machen wie mit der gefangenen Fremden im fünften Buche Mosis, die der Israelite zum Weibe nahm, ihr zuvor die Kleider herabtun, die Nägel beschneiden und die Haare abscheren und sie erst dann, nachdem sie rein geworden, ehelichen. Der Mönch Ermenrich von Ellwangen erklärte die Werke der heidnischen Dichter in derselben Weise für nützlich, wie den Mist für den Acker: seien sie auch garstig, weil nicht wahr, so fördern sie doch das Verständnis des göttlichen Wortes. Trotzdem verschmähten viele Klöster diese Bildungsmittel, während die Stiftsschulen sie unbedenklich zuließen.[1] Infolge dieser Gleichgültigkeit gegen heidnische Schriftsteller gingen manche Werke verloren. Doch haben auch die Araber nicht alles überliefert und

[1] Pfister, Robert le Pieux 3.

erhalten, was sie in die Hände bekamen. Auf der anderen Seite bestand in vielen Schulen eine auffallende Vorliebe für die klassischen Schriftsteller, Ottos des Großen Bruder Bruno trat warm für sie ein, so daß eine Art ottonischer Renaissance entstand. Scheuten sich doch selbst Regensburger Klostermaler nicht davor, ihren Handschriften Bilder heidnischer Götter, des Jupiter, Apollo, der drei Grazien einzufügen.[1] Italienische Gelehrte wie Vilgard von Ravenna gingen ganz im Altertum auf.

Dagegen trat das Interesse für die griechische Sprache und Literatur in hohem Grade zurück. Wohl begegnen uns in St. Gallen Kenner des Griechischen als Ellinici fratres. In Fulda verraten die Schulhäupter Hrabanus und Walafried wenigstens einige Kenntnisse. Der Tegernseer Mönch Froumund flocht seinen Werken gerne griechische Ausdrücke ein.[2] Tiefer gingen die Kenntnisse bei den Iren, bei Sedulius, besonders aber bei Johannes Skotus Erigena, der die Hauptphilosophen in der Muttersprache lesen konnte. Aber der gelehrte Gerbert, das Wunder seiner Zeit, verstand kein Griechisch, und die Folgezeit bekümmerte sich kaum mehr um die Griechen.

Mit der Lektüre der Schriftsteller verbanden sich Übungen des eigenen Ausdruckes, Stilübungen (dictamina)[3] in Versen und in Prosa als Bestandteil der Grammatik. Daher dauerte dieser Unterricht wohl neun Jahre. Einen kleinen Einblick in den Lehrgang gewährt ein Schuldialog, den Alkuin niederschrieb. Da werden alle Teile der Grammatik bis zu den Interjektionen mit frohem Humor durchgegangen. Ein älterer Schüler, auffallenderweise ein Sachse, muß dem jüngeren Franken auf dessen Frage alles auseinandersetzen, und da dieser zu viel wissen will, wird der Sachse ungeduldig über die maßlose Neugier, der Franke aber meint, es wäre wohl genug gefragt, aber die Mücken im Hause des Meisters (Alkuin) summen ihm immer wieder was Neues ins Ohr. Als endlich die Interjektionen erreicht sind, meint der Sachse: „Was fragst du noch nach solchen Seufzern und Schmerzenslauten? Hast du sie nicht oft genug gehört, wenn ich zu Füßen des Gestrengen lag und die Waffe der Züchtigung drohte?" Zur Übung von Phantasie und Verstand pflegte Alkuin dichterische Umschreibungen, Definitionen und Rätsel

[1] Swarzenski, Regensburger Buchmalerei 172.

[2] Er heißt einmal comarcus, Dorfherr; vgl. Kempf, Froumund 54.

[3] Von dictare (componere) kommt „dichten".

aufzugeben. So fragte er: Was ist der Mensch? A.: Ein vorbeiziehender Wanderer. Was ist das Meer? A.: Der Weg der Kühnheit, der Gürtel der Erde, das Mutterhaus der Wolken und Flüsse. Oder er gab das Rätsel: Wen sieht man nur mit geschlossenen Augen? A.: Der Schnarchende zeigt ihn dir (Schlaf). Rätselreden waren eine Liebhaberei der Angelsachsen.[1] Dagegen hatte die Rhetorik und Dialektik ihre frühere Bedeutung verloren. Die Rhetorik verknöcherte zur mechanischen Aneignung gewisser Formeln und die Dialektik zur Logik. Eine Reihe von Formeln liefen um und erleichterten die Aneignung des Geschäftsstiles und einige oberflächliche juristische, genauer kanonische Grundsätze.

Wer auf eine vollendete geistige Bildung Anspruch machte, durfte bei der Grammatik nicht stehen bleiben, er mußte auch in die schwierigen Gegenstände des Quadriviums eindringen. Gegen die höheren Fächer galt der niedere Unterricht nur als Kinderspiel, und doch beruhten jene Fächer auf einer ungenügenden Grundlage. Die Arithmetik erstreckte sich nicht über die einfachsten Rechnungen, solange sie der arabischen Ziffern noch entbehrte. Doch wurde die alte Rechnungsart, der Computus, schon von Gerbert durch die Rechnungstafel, den Abakus, das Kolumnenrechnen verdrängt, das seinerseits später dem arabischen Algorismus Platz machte. Schon Gerbert gebrauchte orientalische Ziffern (apices), die den am Schluß des Mittelalters verbreiteten arabischen mit Ausnahme von 8 und 9 noch sehr unähnlich sehen.[2] Die Namen der Ziffern weisen auf eine griechisch-römische Vermittlung hin.[3] Auch die Geometrie erfuhr durch Gerbert eine große Förderung; er kannte den pythagoreischen Lehrsatz, dessen praktische Bedeutung ein treffendes Beispiel erläutert: ein Schütze bestimmt die Höhe einer Mauer durch Abschießen zweier Pfeile, die mittelst Schnüren zurückziehbar sind, auf den Mauerfuß und die Mauerkrone. Er wußte, daß der Kubikinhalt ähnlicher Körper sich wie die dritten Potenzen gleicher Strecken verhalten u. a. Endlich verstand Gerbert auch etwas von der Physik und soll die Pendeluhr wo nicht erfunden, so doch verbreitet haben.

---

[1] Ebert, Leipziger Akademieverh. 1877 I, 47; einige Proben s. S. 53, 54, 132.

[2] Günther, Gesch. d. mathem. Unterrichts 67. 96.

[3] Igin, Andras, Ormis, Arbas, Quimas, Calcis, Censis, Termenias, Sipos oder Celentis.

Im allgemeinen verlegte sich die Zeit lieber auf Zahlenmystik als auf schwierige Rechnungsaufgaben und stellte alle höheren Fächer in den Dienst der Theologie. In seiner Erziehungslehre sagt Hrabanus Maurus, die höheren Künste, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, sollten alle auf Gott hinführen. Die Schüler sollten daraus erkennen, wie Gott alles weise nach Zahl und Maß und Gewicht eingerichtet habe. Die Zahlen drei, vier, sieben sind heilig und bestimmen die Welt. Die Musik hilft dazu, auch in das Leben Harmonie zu bringen. Wenn wir uns eines guten Lebenswandels befleißigen, bekunden wir uns, meint Hrabanus, als Jünger dieser Kunst. „Wie Pythagoras lehrt, wird Himmel und Erde durch die Musik regiert." Die Astronomie hatte den Lauf der Sonne und des Mondes festzustellen und gipfelte im Kalender. Einen Kalender zu bearbeiten, war damals keine Kleinigkeit; der Kalendermann, der Zeitmacher, galt bis in die Neuzeit hinein für eine geheimnisvolle Person. Nur wenige Geistliche konnten das Osterfest richtig berechnen, und die Landeskirchen feierten es immer noch zu verschiedenen Zeiten. Der Anfang des Jahres stand nicht fest; Karl der Große hat sich für den Julianischen römischen Kalender entschieden gegenüber dem ägyptischen, an dem die Iren, wie es scheint, festhielten.

Dem Zustand jener Wissenschaften entsprach auch die Geographie und Naturkunde. Die Kenntnis der Erde hatte immer mehr abgenommen. Die Karten sind alle geostet, orientiert, d. h. haben den Osten oben, anstatt wie bei unseren Karten den Norden: dort liegt das Paradies mit Adam und Eva, und im Anschluß daran füllt Asien das obere, Europa und rechts davon Afrika das untere größere Kreissegment aus. Auf der Beatuskarte des achten Jahrhunderts bewohnen den äußersten Süden die Antipoden, und Wasser umfängt den alten Erdkreis. Die ganze Erdauffassung verlor sich immer mehr in bloßen Umrissen, wurde immer schematischer und beschränkte sich bei den T-Karten auf eine oberflächliche Andeutung der Erdteile mit der Hauptstadt des Paradieses, Jerusalem. Der senkrechte Pfahl von T bezeichnet das mittelländische Meer, wovon links Südeuropa, rechts Afrika liegt, der Querbalken scheidet Europa und Afrika von Asien und ist eine konfuse Verbindung des ägäischen und levantischen mit dem roten und indischen Meere.[1]

---

[1] Miller, Die ältesten Weltkarten, 6 Hefte, Stuttgart 1894 ff.

Die Erde liegt nach allgemeiner Annahme im Mittelpunkte der Welt, sie ist der Mittelgarten, oben hausen die guten, unten die bösen Geister, oben glänzt das freundliche Licht, unten das verzehrende Feuer. Auf der Erde, wo Licht und Dunkel um die Vorherrschaft streiten, stoßen die guten und bösen Geister zusammen. Sie ist die Schaubühne der Erlösung, worin Gott selbst eingreift. Die ganze Schöpfung zielt auf die Erlösung, auf Gott ab, jedes Tier, jede Pflanze, jeder Stein verrät eine geheime Beziehung zu dem verborgenen Sinn der Welt, zu Christus. Diese Beziehung, den Sinn jedes Erdenwesens zu ergründen, beschäftigte den Geist und die Phantasie in gleicher Weise. Darin erschöpfte sich die Naturbetrachtung.

Im Zusammenhang damit steht die Überschätzung der Form und die Vernachlässigung des Inhaltes. Eine merkwürdige Vorliebe trieb die Geister des Mittelalters zu abstrusen Grübeleien über Quantitäten. Bei den Begriffen erschien der Umfang viel wichtiger als der Inhalt, und die Logik glaubte aus der Ordnung und Unterordnung der Begriffe wunder welche Aufschlüsse zu erzielen. Dadurch erklärt sich die berühmte Disputation zwischen dem Sachsen Ohterich und dem Franzosen Gerbert, bei der sie auf die Zusammenfassung aller Ursachen, d. h. zu einer unmöglichen Aufstellung gelangten. Mit Recht bemerkt Gerbert, nicht jede Ursache könne mit einem einzigen Worte kurz ausgedrückt werden, am ehesten gehe das noch bei den Gattungsbegriffen, die die Gründe der Arten seien. Aber auch hier ergäben sich Lücken; so könne das Vernünftige nicht als Gattungsbegriff des Sterblichen ausgesagt werden. Mit dieser Bemerkung gab sich Gerbert eine große Blöße, die sein Gegner nach Gebühr ausnützte. Ohterich sagte mit lebhafter Verwunderung: „Ordnest du das Sterbliche dem Vernünftigen unter? Wem ist es unbekannt, daß in dem Vernünftigen Gott, die Engel und die Menschen begriffen sind, während in dem Sterblichen, als in einem weiteren und umfassenden Begriff, alles Sterbliche, mithin unendlich viel enthalten ist?"[1]

Gerbert, der spätere Papst Silvester, war ohne Zweifel seinem Gegner überlegen, er besaß mehr als bloße formale Kenntnisse und anerkannte wenigstens praktisch die Wichtigkeit des realen Wissens.

[1] Richer. 3, 57; Werner, Gerbert 46.

Sein Wissen ging weit hinaus über den dürftigen Inhalt der damals viel verbreiteten Enzyklopädie des Bischofs Isidor von Sevilla (origines), von der wir hören: an ihr saugen die Knaben, essen die Jünglinge und lernen die Greise. Über ganz andere Wissensquellen verfügten die Araber und verführten damit christliche Jünglinge, wie schon im neunten Jahrhundert Bischof Alvarus von Cordova klagt.[1] Zu ihnen ging der Aquitanier Gerbert in die Schule und lernte so viel, daß er als ein Wunder der Weisheit angestaunt wurde.[2] Dieses Wissen hatte freilich keinen religiösen Anstrich, und daher machte es auf das Abendland einen so fremdartigen Eindruck, daß es an eine Offenbarung des Fürsten dieser Welt dachte und Gerbert des Bundes mit dem Teufel bezichtigte.

## 7. Bildung der Geistlichen.

Da der ganze Unterricht von der Theologie durchhaucht war, bedurfte es, wie es scheint, keines besonderen theologischen Unterrichts; wenigstens erfahren wir nichts davon. Der junge Otloh, der später Ausgezeichnetes leistete, hatte in seiner Jugend die Klosterschule in Tegernsee besucht und war zu einem Landpfarrer in die Lehre gegangen. Das Pfarrhaus war für unzählige der Weg, der sie vom Bauern- zum Priesterstand führte, und hier gab die praktische Unterweisung und Einübung den Ausschlag.[3] Allerdings stand die Wichtigkeit des theologischen Unterrichts über allen Zweifel fest. „Der künftige Lehrer des Volkes," schreibt Hrabanus, „muß, solange er noch Muße hat, sich die Waffen bereiten, mit denen er den Feind überwinden und die ihm angetraute Herde beschützen soll, und es ist schimpflich, wenn einer erst dann etwas lernen will, wenn er bereits als Seelenhirt und Lehrer aufgestellt ist."

Sowohl in den Pfarr- als in den Klosterschulen mußten die jungen Zöglinge vor allem die Psalmen auswendig lernen, meist schon, bevor sie schreiben und lesen konnten; später übernahmen häufig Nonnen diesen Unterricht im Psalter. Bevor der hl. Adalbert an die Domschule zu Magdeburg kam, hatte er schon bei einem slavischen Priester außer dem Glauben und dem Vaterunser den ganzen

---

[1] In seinem Indiculus luminosus.

[2] Historical Review 1892, 7 b, 626.

[3] Das berühmte Seminar St. Sulpice zu Paris ging aus einer einfachen Pfarrschule hervor.

Psalter gelernt. Daß die Geistlichen die Psalmen auswendig kannten, geht aus dem Schwanke „Priester und Wolf“ hervor: in der Wolfsgrube betet der Priester in seiner Todesangst zuerst die Bußpsalmen, sodann für die Toten die Vigil (Placebo) und für die Lebenden den ganzen Psalter.[1]

Wo ein eigentlicher theologischer Unterricht bestand, da lag ihm, wie es eigentlich immer sein sollte, die Hl. Schrift zugrunde, kein Lehrbuch der Dogmatik und Moral. Das Alte Testament stand ebensohoch im Ansehen als das Neue, obwohl Alkuin einmal den Satz aussprach, es hieße das Alte, weil es aufhörte, als das Neue begann. Die Predigten des Mittelalters verraten eine überraschende Kenntnis der Hl. Schrift. „Denke immer,“ ermahnt Otfrid seinen Mitbruder, „dem schlichten Sinn der Hl. Schrift nach, dort findest du geistliches Brot unter der Kruste, das dich wohl gelüsten mag, und wenn du emsig dich bemühst, so welken die bösen Gedanken. Das Gras, das du niedergetreten hast, richtet sich weniger gegen dich auf und die bösen Lüste geben dir längere Frist; einen viel teureren Schatz findest du dort, den Herrn Jesum Christum, der dich vor dem Tode bewahren wird.“

In der Auslegung der Hl. Schrift bewährte sich die Meisterschaft eines Mannes. Zu Addula, der verwitweten Tochter des Königs Dagobert II., die ihren Enkel Gregor, einen vierzehnjährigen Knaben, unterrichtete, kam einmal der hl. Bonifatius. Der Knabe las aus der Hl. Schrift vor. Nach einiger Zeit unterbrach ihn der Heilige und sprach: „Du liest schon recht gut, mein Sohn; hast du auch ganz verstanden, was du gelesen hast?“ „Ja,“ sagte der Kleine. „Gut, dann sage es mir noch einmal.“ Der Knabe wollte nun das Gelesene noch einmal lesen. „Nein, nicht so! Wiederhole mir mit deinen eigenen Worten, so wie du mit deinen Eltern sprichst, was du eben gelernt hast.“ Das konnte aber der Kleine in seiner Verwirrung nicht. „Willst du, daß ich es tue?“ Da fing er nun an, mit so glühender Beredsamkeit die Hl. Schrift zu erklären, daß es war, als ob der Heilige Geist durch den Mund des Bonifatius spreche. Alles war hingerissen, am meisten Gregor, der ihm folgen und sein Schüler werden wollte.[2]

---

[1] Grimm, Lat. Gedichte S. 341.

[2] „Wenn du mir kein Pferd gibst,“ sprach er zu seiner Großmutter, „dann verreise ich zu Fuß.“ Und er wich nicht mehr von der Seite seines

Eine oberflächliche Kenntnis im Kirchenrecht gewährte die Verlesung der Kanone der Apostel und der Konzilien. Durch praktische Übung gewannen die Kleriker auch einige Rechtskunde; denn sie mußten an vielen Orten die Rechtsbeistände und Notare machen.[1] Schon über das gewöhnliche Maß hinaus führte die Lesung der Pastoralanweisung Gregors des Großen und einiger Schriften von Hieronymus und Augustinus, deren Verwendung für Schulzwecke die altdeutschen Glossen beweisen, die sich in den betreffenden Handschriften finden.[2] Gregors des Großen derber Realismus und der Volksauffassung schmeichelnder Wunderglaube sagte dem Mittelalter viel mehr zu, als der Spiritualismus Augustins.[3]

Überall begegnet uns ein kräftiger, beinahe massiver robuster Glaube, nicht angekränkelt von Zweifeln, ein festes Zutrauen zur Überlieferung. Der Glaube war Volkssache geworden. Wenn uns ein Zweifel auftaucht, so war es die eine Schwierigkeit, warum die Überlieferung nicht die gleiche geblieben sei. So beschäftigten sich zur Zeit des hl. Bonifatius viele mit der Frage, warum denn Christus erst so spät auf die Welt kam und so viel Tausende zugrunde gingen.[4] Viele zweifelten an den Sakramenten, namentlich an der Brotverwandlung. Die Lebensbeschreibung Gregors des Großen berichtet, daß ein Bauer dem Papste ins Gesicht, lachte als er ihm die Hostie reichte mit den Worten: Das ist der Leib des Herrn. Als Gregor fragte, warum er lache, antwortete er, er habe doch kurz vorher das Brot geopfert. Germanische Bauern dachten gerne an einen mächtigen Zauber, den sie selbst anwenden könnten. Deshalb verbot die Kirche später das laute Hersagen der Verwandlungsworte. Soweit uns Zweifel in dieser Zeit begegnen, verraten sie meist eine jüdische Quelle, knüpfen aber vielfach an die uralten manichäischen Anschauungen an. Denn im stillen wucherten solche Anschauungen, verbunden mit heidnischem Aberglauben immer fort. Diese Unterströmung, die sich gegen das gesamte äußere

Meisters bis zum Tage des Martyriums. M. G. ss. 15, 68; Laacher Stimmen 68, 495.

[1] Die Einführung in die lex Theodosiana rechnet Gregor von Tours 4, 46 neben der ars calculi zu den wichtigsten Bildungsmitteln.

[2] Raumer, Einwirkung des Christentums auf die altdeutsche Sprache S. 220; Schönbach im Österr. Lit.-Blatt 1899 Nr. 2.

[3] V. Ioh. Gorz. 83. Mab. a. 5, 393; s. unten S. 311.

[4] Conc. Liftinense; Mansi 12, 377.

Kirchentum wandte, verband die letzten Zeiten des Heidentums mit den Zeiten des Katharertums. Dann und wann tritt diese Unterströmung unverkennbar zutage. Gegen die Manichäer kämpfte ein Agobard und ein Radulfus Glaber.

Allerdings viel nachgegrübelt haben die Leute sonst nicht, ihre Anschauungen erwuchsen nicht aus eigenem Nachdenken, sie stützten sich ganz auf die Überlieferung, auf die Anregungen älterer Zeiten. Stand doch ein Übersetzer fast noch höher im Ansehen als ein selbständiger Denker und Dichter. Daher kennen wir wohl den Namen eines Otfrid und Notker, nicht aber den Verfasser des Heliand. Die Bildung bestand mehr in mechanischer Aneignung eines feststehenden überlieferten Bildungsstoffes, in der sicheren Aneignung des tüchtigen Handwerkszeuges als in der selbständigen Verarbeitung des Gegebenen und in der selbständigen Ausarbeitung der Seelsorgsmittel.

Vor eigenen Gedanken hatte alle Welt eine förmliche Angst. Jeder selbständige Versuch führte, wie leicht zu bemerken war, auf Abwege. Als der Mönch Gottschalk eigene Gedanken über die Vorherbestimmung äußerte, entsetzten sich die frommen Männer. Die Abweichung von der reinen Lehre erschien als das größte aller Übel. Hrabanus Maurus behandelte den Gottschalk sehr hart. Dagegen suchte er praktisch in Wort und Tat das Christentum auszubreiten. Überall, wo er es vermochte, gründete er Kirchen und vermehrte die Zahl der Priester. Auf den Wunsch von Laien und Geistlichen hin verfaßte Hrabanus Predigten, hielt sich dabei aber ängstlich an ältere Vorlagen, namentlich an die Homilien des Cäsarius, die unter des Augustinus Namen umliefen. Wo seine eigenen Anschauungen durchbrechen, verraten sie germanische Eigenart, sie drehen sich um den Kampf zwischen guten und bösen Geistern. Christus ist der gute König, der Teufel das Haupt seiner Widersacher. Ganz von den gleichen Anschauungen erfüllt sind die Visionen des Reichenauer Mönches Wettin: die Dämonen, die ihn belästigen, weichen gespenstergleich vor der strahlenden Erscheinung der Engel. So nüchtern Hraban und sein Schüler Walafried, der Wettins Visionen bearbeitete, und Rudolf von Fulda sonst dachten, so stark drängte sich eine phantastische Mystik vor. Die Mystik verliert leicht den Boden unter den Füßen und wird von dem in den Dingen liegenden Gegensatz hin- und hergetrieben, so daß sie oft am anderen

Ende ankommt, während sie am Anfang zu stehen glaubt. Sie sucht sich, um das Unerkennbare zu erfassen, aller Bilder zu entledigen, kann aber das über alles Sinnliche Hinausliegende nur mittels sinnlicher Bilder anschaulich gestalten und reiht in die Bilderwelt auch die Dogmen ein, entleert diese ihres Gehaltes und behandelt sie als bloße Symbole.

An demselben Ende gelangte Johannes Skotus Erigena an, obwohl er vom Gegenteil ausging. Er wollte das Sinnliche vermittelst des Übersinnlichen erfassen und schaute die Welt und ihre wechselnden Erscheinungen durch die Ideen an. Ganz im Sinne des Mittelalters, das die Bedeutung des Geistigen überschätzte und die Natur symbolisch auffaßte, verflüchtet sich bei ihm die Wirklichkeit in einem kühn über den Wolken fliegenden Idealismus. Zwischen Gott und den irdischen Geschöpfen liegt nach ihm eine ganze Welt von Ideen „geschaffener und schaffender“ Wesen, die ewigen Urbilder aller Dinge, die zwischen Gott und der Welt vermittelnd hin- und herwogen. Wegen der idealen oder potentiellen Präexistenz der Kreatur in Gott spricht der tiefer Blickende nach Skotus mit Recht von einer Ewigkeit der Schöpfung. Die Schöpfung ist viel weniger eine Entstehung als ein Ausfließen der Dinge aus Gott, und das Ende ist die Wiederkehr, die Rückkehr aller Dinge zu Gott, und zwar ohne Ausnahme. Die Schöpfungstage sind keine wirklichen Tage, wie Augustinus schon lehrte, sondern verschiedene Anschauungen der Engel. Den ganzen Schöpfungsvorgang idealisiert Skotus und geht in der allegorischen Deutung noch weit über Origenes hinaus. Gleich Plato sah er in den Ideen mehr als bloße Begriffe; er sah in ihnen volle Wirklichkeit, die Gattungstypen der Dinge, die die Menschennatur, die Tier-, Pflanzen- und Steinnatur in ihren verschiedenen Typen darstellt.

In den Ideen erfassen wir nach platonischer Lehre nicht bloß das Wesen der Einzeldinge, begreifen in dem Begriffe „Pferd“ z. B. nicht bloß alle einzelnen Pferde, sondern die einzelnen Pferde sind das vermöge der Pferdenatur oder Pferdheit, die Menschen vermöge der Menschheit, die Eichen vermöge der Eichheit. Die Idee, der Begriff, das Universale hat objektiven, nicht bloß subjektiven Wert. Wenn wir in einem Universale, einem Allgemeinen alle Einzeldinge gleicher Art und Gattung zusammenfassen, so entspricht dem vollständig die Wirklichkeit. Die Dinge bestehen in der Idee und durch

die Idee, sie sind ihre Schattenbilder. Skotus erkannte freilich den Einzeldingen Realität zu, er ließ die Einzeldinge nicht dadurch entstehen, daß sich die Ideen mit dem bloßen Schein, mit der eigentlich nichtseienden Materie, sondern daß sie sich mit Accidentien verbinden, daß das Allgemeine durch das Besondere bestimmt werde. Trotzdem war Erigena ohne Zweifel Idealist oder, wie das Mittelalter sagte, Realist,[1] er ging hinaus über Aristoteles und lehrte nicht nur die Realität, sondern auch eine eigenartige Sonderexistenz der allgemeinen Begriffe und faßte sie sogar als schaffende Wesen.

Über diese Frage hat das Mittelalter viel nachgegrübelt und zwar im Anschluß an die Isagoge des Porphyrius.[2] Den Realisten setzten sich die Nominalisten entgegen. Im allgemeinen überwog die realistische Stimmung; denn das Mittelalter neigte überhaupt zur Objektivierung geistiger, gedanklicher Elemente, daher hatte auch der Begriff „objektiv" eine geradezu umgekehrte Bedeutung als heute. Als das Wirkliche im höchsten Sinne erschien das Allgemeine, das Geistige, erst in zweiter Linie das Besondere, das Einzelding. Der gemeine Menschenverstand denkt umgekehrt, er hält das Einzelding für wirklich, das Allgemeine daran, alles, was wir von einem Ding in Prädikaten aussagen, für eine bloße Abstraktion, und diese Anschauung verteidigt im Mittelalter der sogenannte Nominalismus, so genannt, weil er die Begriffe als bloße Namen hinstellte. Er begleitete den Realismus das ganze Mittelalter hindurch gleich einem Schatten und gewann gegen Ausgang desselben das Übergewicht. Zunächst hob aber das Mittelalter mit der Vorherrschaft des Realismus, richtiger gesagt des Idealismus an. Einer ganz im Materiellen versunkenen Kultur gegenüber schien der Idealismus nicht hoch genug gespannt werden zu können. Der Geist überschlug sich beinahe selbst in seinem Hochflug und endigte in den übertriebensten Anschauungen. Gar oft gelangte die asketische Gesinnung zur Weltverneinung und zur Kulturfeindschaft. In der

[1] Daß er Nominalist war, ist unbeweisbar, auch wenn es Prantl annahm.

[2] Gerade der Umstand, daß Porphyrius diese Frage als sehr schwierig bezeichnete und sich sehr zurückhaltend benahm, reizte die Wißbegierde. Er sagt nämlich: Mox de generibus et speciebus illud quidem sive subsistant sive in solis nudis intellectibus posita sint, sive subsistentia corporalia sint an incorporalia, et utrum separata a sensilibus an in sensilibus posita et circa haec consistentia, dicere recusabo. Altissimum enim negotium est huiusmodi et maioris egens inquisitionis.

Naturbetrachtung verlor sie den wirklichen Boden und ebenso in der Geschichtsbetrachtung. Hier wie dort lösten sich alle Realitäten in Allegorien und in Symbole auf, freilich in Allegorien und Symbole der wirklichsten und wirksamsten Art. Selbst ein so nüchterner Mann wie Hrabanus hielt es für selbstverständlich, daß die Heil. Schrift allegorisch zu erklären sei.

Die Philosophie ging über in die Theologie, das Wissen in den Glauben. Zwischen Wissen und Glauben empfand niemand einen Zwiespalt, vielmehr fiel beides zusammen, auch bei einem Mann wie Erigena. Er bewies die Dreifaltigkeit philosophisch als eine Denknotwendigkeit und damit als eine Seinsnotwendigkeit. Gott verwirklicht sich selbst als Selbstursache, schafft sich aus dem Nichts zu etwas Bestimmten durch den Logos, der zwischen dem Einzelnen und dem Vielen vermittelt. Die Vereinzelung, die Zersplitterung ist der Sündenfall und die Wiedervereinigung durch den Logos die Erlösung, in der die Kreatur vergottet wird. Alles kehrt wieder zu Gott zurück, wie es von ihm ausging. Diese Weltauffassung, die auf Origenes beruht und in einer neuesten Theologie ihre Wiederauferstehung gefeiert hat, entbehrt nicht einer gewissen inneren Folgerichtigkeit; nur stößt sie sich allzusehr an der Realität der Dinge und an der positiven Offenbarung. Keine innere Verbindung verknüpft den Logos des Gedankens mit dem Logos der Geschichte. Sowohl die Geschichte des Neuen als des Alten Testamentes erhebt Widerspruch gegen die Einzwängung in den spekulativen Kreislauf logischer Gedanken. Allerdings empfand die damalige Zeit den Widerspruch zwischen den positiven Realitäten des Lebens und dem reinen Gedanken viel weniger als die heutige Zeit. Aber ganz entgangen ist ihr dieser Widerspruch doch nicht, und so übte das System keinen größeren Einfluß auf die Folgezeit aus als die Gedankenarbeit des Origenes.

## XLVII. Deutsche Dichtung.

Es ist erstaunlich, wie rasch sich die Germanen, allen voran die Angelsachsen, in die römische und christliche Kulturwelt einlebten. Die Bescheidenheit, mit der sich die Mönche nur schwache Nachahmer nannten, darf uns nicht abhalten, ihren Leistungen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn man bedenkt, wie lange die Slaven brauchten, bis sie selbständig arbeiteten, gar nicht zu reden von den heutigen Negern, so wächst unser Erstaunen noch bedeutend. Die Mönche haben nicht bloß nachgeschrieben und nachgeahmt, sondern sie haben auch selbständig gedacht, geformt, gedichtet. Namentlich in der Dichtung schlugen sie eigene Wege ein. Es war ein entschiedenes Verdienst der damaligen Klosterleitung, daß sie so viel Einsicht besaß, den Talenten freien Spielraum zu gewähren.

Die Klöster besaßen viele Talente, die in der Welt, an den Höfen und in den Burgen keine Verwendung fanden, darunter viele, die für ganz andere Dinge als für spekulative und theologische Fragen Freude und Geschick besaßen. Viele verrieten eine ausgesprochene Begabung für die Kunst, und mancher hatte ein feines Ohr für den Reim. Sollten die Klöster aus übertriebener Strenge diese Gaben brachliegen lassen? Konnten sie nicht passend für höhere Zwecke verwendet werden? Im Unterschied vom Morgenlande bejahte das Abendland diese Frage, und diese Bejahung ermöglichte eine nationale Dichtung von unvergänglicher Schönheit. Die Mönche konnten sich ungestört ihrer literarischen Neigung hingeben, sofern es ihnen gelang, sie irgendwie mit der Religion zu verknüpfen.

In dem flandrischen Kloster St. Amand dichtete ein Mönch Hugbald 881 einen Gesang auf Ludwig III., den Urenkel Karls des

Großen, der ganz den religiösen Geist atmet, der uns aus den Königsbüchern des Alten Testamentes entgegenweht. Darin heißt es, Gott habe den verwaisten Ludwig frühzeitig in Schutz genommen und ihn mit guten Eigenschaften begabt. Zu seiner Prüfung habe er die Normannen den Franken auf den Hals geschickt, damit sie ihre Sünden erkennen. „Ludwig machte sich unverzüglich auf,“ fährt das Lied fort, „wie froh waren da die Franken!“ Sie dankten Gott und Ludwig sprach: „Fasset Mut, Gott hat mich gesandt, euch zu retten.“ Er ergriff Schild und Speer, ritt kampfmutig vorwärts, bis er die Feinde erreichte, da stimmte er das heilige Lied an und alle sangen Kyrie eleison — dies war der Schlachtruf von altersher und blieb es das ganze Mittelalter. „Der Gesang war gesungen, der Wig (Kampf) war begonnen, Blut schien in den Wangen, es spielten[1] die Franken! Bitteres Leid schenkten sie den Normannen ein.“ Ein ähnlich kriegerischer Geist spricht aus dem etwas später in lateinischer Sprache abgefaßten Gedicht auf Walter von Aquitanien, an dessen Siegen sich ein frommes Gemüt aufrichtete und erbaute. Nicht lange zuvor hatte ein Wilhelm von Aquitanien ähnliche Heldentaten gegen die Sarazenen verrichtet. Die alter Sage von Walter stammt aus heidnischer Zeit und verrät noch ungebändigte Kraft und kühnen Waffenmut.

Heidnische Stoffe erfuhren oft nur eine leise Umgestaltung. Im Wessobrunner Gebet weht noch ein Hauch aus einer anderen, versunkenen Welt uns an; es lautet: „Das erfuhr ich als der Wunder größtes, daß weder die Erde war, noch der Himmel darüber, weder Baum noch Berg war, die Sonne nicht schien, der Mond nicht leuchtete, als da nichts war, da war der eine allmächtige Gott und bei ihm viele himmlische Geister.“ Beschränkt sich hier das Heidnische auf einige Ausdrücke, wie die Bezeichnung Gottes als mildesten Mannes, so sind die Anlehnungen an alte Vorstellungen viel häufiger in dem Muspilli, dem Weltgerichtsliede. Das Weltgericht ist in diesem Liede in naheliegende Verbindung mit dem Einzelgericht gleich nach dem Tode des Menschen gesetzt. „Wenn die Seele sich auf den Weg begibt,“ heißt es da, „und den Leichnam liegen läßt, so kommt ein Heer der Himmelsflämmchen, und ein anderes aus dem Höllenpeche: Sorgen mag da die Seele, bis es entschieden

[1] Spilodun, soviel wie Kampfspiel treiben.

ist, zu welchem Heere sie gehöre. Wenn sie des Satans Gesinde gewinnt, so wird sie dahin geleitet, wo ihr Leid geschieht in Feuer und Finsternis, das ist ein recht fürchterlich Ding; wenn sie aber den Engeln eigen wird, kommt sie in des Himmels Reich, da ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finsternis. Wer im Paradiese Bau gewinnt und ein Haus im Himmel hat, dem ist geholfen. Darum ist es gut, daß der Mann selbst zu Gericht sitzt und nach Recht urteile." Ohne Unterbrechung folgt nun die Schilderung des Weltgerichtes: „Ich hörte sagen die Weltweisen, daß der Antichrist mit dem Elias streiten soll. Der Wolf ist bewaffnet und der Wig beginnt. Elias kämpft mit Himmelsgewalt, und der Antichrist steht bei dem Altfeind, dem Satan . . . Wenn des Elias Blut auf die Erde träufelt, dann brennen die Berge, die Wasser vertrocknen, der Mond fällt herab, der Mittelgarten zwischen dem Nebelreich und der Götterburg entbrennt. Keiner mag dem anderen helfen vor dem Muspilli, dem Weltenbrand." Daß die Erde vom Blute des Elias aufflammt, ist echt germanische Vorstellung, die Sage vom Götterkampf und dem Falle Thors hat nur leicht christliche Färbung erhalten. Wieder näher rückt das Gedicht der christlichen Offenbarung in den folgenden Versen: „Wenn das himmlische Horn geblasen wird und der Weltenrichter sich zum Sind begibt, dann erhebt sich ein mächtiges Heer, so kühn, daß ihm niemand widersteht. Es fährt zur Malstätte, die gemarket (abgegrenzt) wird, da soll die Sühne (das Gericht) stattfinden. Dann fahren Engel über die Mark, wecken die Toten und weisen zum Tinge. Wenn der Herr erscheint, tragen die Engel das hl. Kreuz herbei." Damit bricht das Gedicht ab, das uns kein geringerer als der Enkel Karls, Ludwig der Deutsche, überliefert hat. Das Gedicht, das sich vornehmlich an höhere Stände wendet und ihnen die Pflicht der Gerechtigkeit einschärft, muß besonderen Eindruck auf ihn gemacht haben, er mochte des langjährigen Kampfes gedacht haben, den er um Länderbesitz mit seinen Brüdern geführt, und nicht ohne Bangen dem jüngsten Gerichte entgegengesehen haben und nunmehr nach Anweisung des Gedichtes entschlossen sein, durch Almosen und Fasten die Sünden zu büßen.

Auch der Heiligen Schrift selbst wendete sich der dichtende Volksgeist zu. Im Sachsenlande bearbeitete ein Laie die Heilige Schrift und ein Rheinfranke schrieb die altsächsische Bearbeitung

um 900 ab.[1] Die Genesis verrät wie der ebenfalls in Sachsen entstandene Heliand den echten Germanen. Die Schilderung der Kraft, des Trotzes gelang dem Sachsen besonders gut; er führt die Sünde auf die Untreue und den Hochmut zurück und schildert die Empörung und den Sturz der Engel mit lebhaften Farben. Der böse Engel, ursprünglich herrlich gebildet „gleich den lichten Sternen", wandte sich nach ihr zur bösen Tat. Es dünkte ihn, daß er mächtiger und kräftiger über die Heerscharen herrschen könne als der heilige Gott. Er dachte darauf, wie er sich einen festeren Stuhl schaffen könnte, einen höheren in den Himmeln, er sagte, daß ihn sein Herz antreibe, nach West und Nord vorzudringen und Niederlassungen zu gründen. So pflanzte er die Fahne der Empörung auf, aber Gott stürzte die bösen Engel zur Hölle, zur schwarzen Unterwelt. Hier brennt nachts ein Feuer, das sich immer erneuert, morgens bläst von Osten her ein scharfer Wind, der harten Frost bringt. Das fremde Land, das die Büßer aufsuchen mußten, war lichtlos und doch voll Flammen. Die Phantasie des Dichters verbindet die Schrecken des frostigen Nordens, einer endlosen Winternacht mit der ausdorrenden Glut des Südens. Die Lohe nimmt nicht ab, klagt der Teufel, es liegen rings um mich von hartem Eisen starke Bande; die schweren Eisenringe und das Gespänge hat mich des Gehens beraubt, mir genommen meine Freiheit: die Füße sind gebunden, die Hände gekettet, es sind dieser Höllentore Wege versperrt, so daß ich auf keine Weise loskommen kann von diesen Gliederbanden. Wieviel glücklicher ist Adam und Eva, sie dürfen den Reichtum besitzen, den die Engel im Himmelreich hätten genießen können!

Einer der „Widersacher" Gottes macht sich auf, Adam zu berücken, setzt sich den unsichtbar machenden Helm, den Hehlhelm aufs Haupt, schwingt sich wie ein Alb in die Luft und über die Lohe, bis er in den Garten des Paradieses kommt. Dort verwandelt er sich in Wurmgestalt und verstellt sich zu einem Gesandten Gottes. Gott befahl Adam, von dem Obst zu essen, verkündigt er, Gott sorgte, daß die Stärke und Kraft und der Mut größer würden, der Leib viel lichter, das Aussehen schöner; er aber verspricht, Adam werde nie Mangel an Geld und Gut haben, wenn er von der Frucht

[1] Zangemeister entdeckte sie in der vatikanischen Bibliothek; Allg. Ztg. 1894 Beil. 106; Hist.-pol. Bl. 115 B. S. 915.

genieße. So dachte der Germane, dem Körperkraft und Schatzreichtum über alles stand. Adam weist den Versucher zurück als einen Lügner. Da wendet sich der Wurm zornig von ihm ab und kehrt sich zur Eva und reizt ihre Wißbegier. Nicht Macht und Reichtum, sondern Erkenntnis verheißt ihr der böse Geist. Eva solle nur von dem Obst essen, schmeichelt der Drache, dann werde Erleuchtung über sie kommen, sie werde über alle Welt sehen und Gott selbst im Himmel schauen. Adam habe ihn tief beleidigt, sie sei besser und lieber, Gott habe ihr einen weicheren Sinn gegeben. Da beginnt sich ihr Herz seinen Lehren zu öffnen. Das Weib will schauen und Geheimnisse ergründen. Aus diesen und anderen Darstellungen[1] spricht echt germanischer Geist.

Noch deutlicher und klarer tritt germanische Eigenart zutage im Heliand, den ein Laie, kaum ein Mönch, wie andere meinen, schon bald nach der Bekehrung der Sachsen niederschrieb.[2] Alles Große und Bedeutsame kleidete sich dem deutschen Volke in kriegerische Bilder, und daher erschien ihm auch das Göttliche in kriegerischer Gestalt. Ihr Christ war ein Held, wie Balder und Siegfried, und was er begonnen, das müssen — so schloß der Germane — seine Gläubigen und Getreuen fortsetzen, den Kampf wider alles Böse, wider Sünde und Heidentum. Den Erlöser umgeben treue Dienstmannen, die Apostel, aber auch untreue und falsche Leute stehen ihm gegenüber, wie dem Siegfried ein Hagen, dem Herwig ein Ludwig, dem Roland ein Ganelon entgegen ist, und suchen ihn durch List und Verrat zu umgarnen. Der Heiland empfängt schon als Kind die Huldigung gewaltiger „Degen" aus dem Morgenlande und „Rossehüter" werden von den Engeln auf ihn aufmerksam gemacht. In Nazareths Burg wächst das Gotteskind heran. Die Edelinge des Volkes strömen von den Burgen ihm zu und er kehrt in ihren Holzhallen ein. Unter freiem Himmel hält er seine Tingtage im Angesichte des ganzen Volkes, wie es der Dichter schildert:

Und näher traten dem trauten Christ, die er sich zum Geleit erwählt,
Sie stunden weiß um ihn her, von Wunsch nach seinem Wort erfüllt,
Löblich bereit zu tragen, zu tun, wie ihnen sein Befehl entbot.

---

[1] So aus der Episode von Kain und Abel, Sodoma und Gomorrha.

[2] Vgl. Jostes, Ztsch. f. deutsches Altertum 40, 341. Jellinghaus versetzt die Dichtung als die Frucht der irisch-schottischen romfreien Kirche in die Niederlande, vgl. die Widerlegung von Nordhoff im hist. Jahrbuch 1891 S. 766.

Dann setzte sich des Landes Hirt von Angesicht zu Angesicht
Dem Volke, verkündet ihm sein Gebot, das sie leisten sollen zu Gottes Lob.
Und schweigend saß er, sah lang sie an, mit dem sanften Mut und holden Herzen.
Und als er den heiligen Mund erschloß, floß herrlich seine Rede hin
Zu allen, die er dazu erwählt, des Volkes Mannen, die Gottgeliebten.
Und also spricht der Wahrheit Mund: „Selig sind auf dem Erdenkreis,
Die arm sich fühlen in Demutssinn, sie haben das ewige Freudenreich.
Und selig sind die Sanftmütigen, sie haben auf Erden mein sanftes Reich."

Die Dichtung versetzt uns ganz in den germanischen Anschauungskreis. Die Erde ist der Mittelgarten. Das Schiff, auf dem der Herr über das galiläische Meer dahinfährt, ist das Hochbordschiff der alten Seehelden. Die Heergenossen sitzen auf Bänken in der Halle, der König auf dem Königsstuhl. Der König ist der Kleinodspender, der Ringspender, Schutzherr, Rater und Ratgeber.[1] Er hat das Bannrecht, erhält Anteil an Bußen und teilt Lehen aus. Der Statthalter Pilatus heißt ein Herzog. Am Hofe dienen Kellermeister, Schenke, Gärtner. In Humpen und Henkelglas schenken die Mundschenken Wein aus Schalen; die Truchsesse tragen auf. Die Tafelgenossen und Wehrmänner werden heiter und auf der Diele beginnt der Tanz. An die Schar der Adeligen und Freien reihen sich die Schalke, die Gefolgsleute, die Hagustalden und Laten. Priester hegen das Ting, die schriftgelehrten Männer beraten die Richter als Esagen und Schöffen.[2] Wenn sich der Heiland in die Einsamkeit zurückzieht, besteigt er einen Steinholm oder eine Holmklippe. Der Ölberg ist ein mächtiger Berg, breit und hoch, grün und schön.

Gleich einem König zieht der Heiland umher als ein großer Schatzspender und teilt Gnaden und Wohltaten aus, spricht weises Urteil, er richtet das Manngeschlecht am Weltenende vor dem Muspilli. Im Angesichte des herrlich daliegenden Jerusalem verkündet der Himmelkönig, daß „das Feuer es hinwegnimmt, die gefräßige Flamme, während es jetzt so herrlich ist, so weislich gewirkt; so tut das Feuer dieser Welt Geschöpfen, es zergeht die grüne Aue."

Als das große Wunderwerk der Auferweckung des Lazarus unter dem Volke verbreitet wurde und viele zu Christo zog, war es „widerwärtig verwegenen Männern". Denn es gab „unter dem

[1] Medomgebo, baggebo, mundbaro, radgebo.
[2] Lagenpusch, Das germanische Recht im Heliand. Breslau 1894.

Wehrvolke auch viele mutstarrige Männer, die die Macht Gottes nicht erkennen wollten: wider seine Kraft, die große, kämpften sie mit Worten: ihnen war des Waltenden Lehre so leid." — „Sie suchten nun der Leute andere in Jerusalem auf, wo der Judenleute Hauptstadt war und des Heervolks Gerichtsstätte, und eine große Menge grimmer Männer, und diese hießen aus den Gauen sich sammeln das Volk und zur Versammlung rufen Männer in Menge. Wider den mächtigen Christ berieten sie sich und redeten also: Nicht mehr ratsam ist's, daß wir das dulden, es wollen der Degen zu viele seinen Lehren glauben. Dann überfahren die Leute uns unter ihren Hauptleuten und übers Haupt wachsen uns die Recken von Rom, daß wir beraubt des Reiches leben fortan oder gar den Leib verlieren, wir Helden unser Haupt."

Da die Lage Jesu immer gefährlicher wird, befällt die Zwölfboten große Mutlosigkeit, eine größere, als sie von Dienstmannen nach germanischen Begriffen zu erwarten war. Wohl sprach Thomas mutvoll: „Dulden wir mit dem Dienstherrn, das ist Degens Ruhm, daß er seinem Fürsten zur Seite steht, dann folgt uns Ehre nach, guter Leumund unter den Leuten." Nur Judas wird treulos. Gramgeister fahren in seinen Leichnam, leidige Wichte und Satan umschnüren sein hartes Herz. Christus kannte den Verrat und wußte seine Stunde, aber er ging unerschrocken dem Leiden entgegen. Den Seelenkampf am Ölberg mildert die Darstellung bedeutend, sie läßt sogar den Wunsch aus, daß der Kelch vorübergehe. Daß in der entscheidenden Stunde die Jünger den Herrn verließen, brachte dem Dichter viel Verlegenheit; sie zu entschuldigen erinnert er an das Schicksal: „Blöde Furcht war's nicht bloß, daß sie den Geborenen Gottes, den lieben, verließen: lange zuvor schon war's der Wahrsager Wort, daß es so werden würde; darum mochten sie's nicht meiden." Von Petrus, der den Herrn sogar verleugnete, meint er: „Seiner Worte hatte er nicht Gewalt; es sollte so werden, wie es der gemessen, der des Menschengeschlechts wartet in dieser Welt." Sodann hat er seine Tat aufrichtig beweint: „Kein Held ward noch so alt, daß er je gesehen eines Menschen Sohn sein Wort so beweinen, beklagen." Am Kreuze, am Galgen, dem Verbrecherbaum,[1] erlitt wohl der Landwart den Tod, aber er überwand ihn auch und erhob sich als Siegesherr aus dem Grabe.

[1] Warachtreo.

Gegenüber der volkstümlichen Frische und Kraft, die uns in jeder Zeile des Heliand anspricht, macht die verwandte Dichtung eines Mönches einen etwas schwächeren Eindruck; ich meine Otfrids Evangelienharmonie. Allerdings versucht auch Otfrid die heilige Geschichte der Anschauung und Empfindung des Volkes näherzubringen. Aber es überwiegen gar zu sehr die frommen Betrachtungen und mystischen Auslegungen.[1] Nur selten bricht ein Gemüt durch, so bei der Schilderung der Mutter- und Heimatliebe. Als Gabriel der Jungfrau die wunderbare Geburt verkünden soll, geht er der Sonne Pfad, den Weg der Wolken, kommt zur Burg, eben als Maria den Psalter singt und dabei ein Tuch aus kostbarem Garne wirkt. Für ihr Neugeborenes vermißt Maria nicht nur eine Lagerstätte, sondern auch ein Bad; den Hauptmann nennt Otfrid Schultheiß, die Statthalter Herzöge; Pilatus wohnt in einem Pfalzhause. Seine Bergpredigt hält Christus in einem Volksting. Christus zeigt alle Eigenschaften eines Volkskönigs: er ist mild und gerecht, vor allem aber mutig und tapfer. Mutvoll ging er am Ölberg seinen Feinden entgegen; schade, daß ihn kein größeres Gefolge umgab. Sonst hätte er, meint wohl der Dichter, einen Kampf aufgenommen. In diesem Bedauern bricht unwillkürlich die deutsche Kriegslust durch, sowenig sie hier einen Grund hatte. Die Jünger standen dem Herrn treu zur Seite, Petrus wollte ihn mit aller Macht befreien, ohne Schild und Speer wagte er sich unter das feindliche Gedränge und suchte seinen Herrn zu retten, bis ihm dieser befahl, das Schwert einzustecken. Die Stelle des Matthäus, „alle, die das Schwert ergreifen, werden durch das Schwert umkommen," nahm Otfrid nicht in sein Gedicht auf.

Mit vollem Bewußtsein wählte Otfrid die Volkssprache, er wollte mit seinem Gedichte die weltlichen heidnischen Lieder verdrängen. Jedes Volk, sagt er, singe das Lob Gottes, warum sollen die Franken allein zurückbleiben? Er tadelt es, daß man alle Mühe auf fremde Sprachen verwende, die eigene Sprache aber vernachlässige. Er stand nicht ganz allein mit seiner Gesinnung. Bald nach ihm hat Notker in St. Gallen die Hl. Schrift verdeutscht und auch einige weltliche Schriften ernsten Inhalts übersetzt, so den Trost der Philosophie von Boethius, den Alfred der Große ins

[1] Pfeiffer, Otfrid 1905 S. 43.

Englische übertrug. Lateinisches ins Deutsche zu übersetzen, hielt die damalige Zeit für eine größere Leistung, als aus eigener Brust zu schöpfen. In einem Briefe an den Bischof Hugo von Sitten schrieb Notker, wenn er seine Übersetzungen zu Gesicht bekomme, werde er wohl anfänglich wie vor etwas Ungewöhnlichem zurückschrecken, allmählich würden sie ihn vielleicht aber nicht unangenehm berühren. Die Volkssprache drang, trotzdem ihr viele Kreise widerstrebten, siegreich durch. Das Volkstümliche, das thiodisca, wurde zwar nicht als ein Vorzug, aber doch als etwas Berechtigtes anerkannt; schon die Verbreitung des Namens seit dem achten Jahrhundert beweist, daß sich etwas wie ein Nationalbewußtsein regte.[1] Die früheren starken Reste römischer Bevölkerung wurden mehr und mehr zurückgedrängt. Wohl galten noch immer die Romanen als pfiffige Leute; aber bald entstand auch das Witzwort, das die Sache auf den Kopf stellt: Toll sind Welsche, spähe (gescheit) sind Bayern.[2]

In rührenden Tönen preist Otfrid die deutsche Heimat. O Fremde, wie hart bist du! Ich selbst habe es an mir erlebt, wie drückend du bist. Denn wer des Heimatbodens entbehrt, der muß in harter Knechtsarbeit sich mühen. Ich selbst habe es empfunden. Nichts Begehrenswertes fand ich in dir, kein anderes Gut als kummervollen Sinn und ein trauriges Herze. Darum verlangt uns nach der Heimat, so laßt uns, wie die Magier, andere Straßen gehen, den Weg, der uns zu unserem himmlischen Erbe führt.

Otfrid ist der erste deutsche Dichter, den wir dem Namen nach kennen. Das Mittelalter legte auf Namen keinen großen Wert. Man kennt keinen Verfasser der zahlreichen Volkssagen, die die Helden des Volkes verherrlichen. Ebenso namenlos sind die Legendenlieder, die umliefen. Besonders in Frankreich, mehr noch als in Deutschland stehen nämlich am Anfang der Nationalliteratur fromme Legenden, ganz entsprechend dem Geiste des Mittelalters, das mit Gott und seinen Heiligen alle Arbeit begann. In diesen Legenden steckt ein fruchtbarer Keim neuen Lebens. Dahin gehören in Deutschland das Ludwigs-, Georgs- und Petruslied. Das Georgslied versetzt uns nach Persien in eine Volksversammlung, die über die zum Christentum bekehrten Volksgenossen Gericht hält. Als Georg hört, wie Christus gelästert

[1] Dove in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1893 S. 267.
[2] Stulti sunt Romani, sapienti sunt Paioari; Riezler, G. Bayerns I, 67.

wird, verschenkt er alles Gold, das er mitgebracht, an die Armen, bekennt sich zu Christus und wird zum Kerker und Tod verurteilt. Nachdem er verschiedene Wunder gewirkt, wird er enthauptet, ans Rad geflochten, zerrissen, zermalmt, zu Asche verbrannt, in einen Brunnen geworfen; aber nach jeder Todesart lebt Georg wieder auf und vermählt sich zuletzt mit der Königin Alexandra, die er bekehrt hatte.

Neben den namenlosen Dichtern und Schriftstellern begegnet uns nur selten ein Name. Und wenn uns ein Name begegnet, bezeichnet er viel eher einen Übersetzer, Umdichter als einen selbständig schaffenden Geist. So taucht im zehnten Jahrhundert der Name eines St. Gallener Mönches auf, der im Sinne Otfrids wirkte. Es war dies einer der vielen Notker, den seine Zeitgenossen den Großlefzigen, Labeo, oder den Deutschen, Teutonicus, nannten. Auch der Franke Williram, der Übersetzer des Hohenliedes, erregte Aufsehen. Das Übersetzen bot allerdings große Schwierigkeiten, da die deutsche Sprache noch ungefügig war; Notker wußte über einen gewaltigen Sprachschatz zu verfügen, er versuchte auch philosophische Ausdrücke, die man heute noch lateinisch bezeichnet, im Deutschen wiederzugeben, z. B. Substanz, Individuum, relativ, Acceidenz u. s. f.

Übrigens bemühte sich die Kirche, auch sonst religiöse Ausdrücke deutsch zu geben, bei denen sich nachmals der lateinische Ausdruck siegreich behauptete.[1] Schon das erste Wort aller Religion „Gott“ war nicht leicht zu finden. Die Herkunft des Wortes ist dunkel, wahrscheinlich ist es verwandt mit gut. Nach seinen Eigenschaften bezeichneten ihn die Mönche als den ewigen, von ewa, Bund, den alles waltenden, allmächtigen, erbarmenden, milden, gnädigen Herrn, den Schöpfer der Welt. Im Heliand heißt er der Messende, Ordnende (Metod, Meotod). Jesus hieß im Deutschen Heiland, von heilen, im gleichen Sinne auch der Nährende und der Halter: er erlöste, erkaufte die Menschen. Maria hieß Fraue, Maged, Gottesmutter, die Apostel Gottesboten, die Bekenner Beichtiger. Im Mittelgarten zwischen Himmel und Hölle liegt nach alter Anschauung die Welt, weralt, d. h. das Menschenalter. Den Teufel, diabolus, nannten die Germanen den Altfeind, den Leute-

[1] Raumer, Die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache, Stuttgart 1845.

schinder,[1] Widerwart, Heerfeind, Höllenhund, Unhold, den Versucher, kostari, Koster, den Niederfall, den Niederris, den Warch, d. h. Verbrecher, den Bilwis,[2] den Altwurm, den Drachen, die Natter. Sein Reich ist die Hölle, die Höhle mit dem ewigen Feuer und dem Peche. Am letzten, am jüngsten Tag, am Gerichtstag, am Sühntag erfolgt nach der alten und neuen Lehre die Scheidung zwischen Guten und Bösen.

Auch die alten Germanen kannten die Sünde, die „Schuld“, die Bosheit, die das Verderben, das Übel über den Menschen bringt.[3] Von ihr, lehrten die Mönche, soll sich der Mensch bekehren, Buße, d. h. Sühne leisten und daher zur Kirche, dieser Anstalt zur Sündentilgung, seine Zuflucht nehmen. Zur Bezeichnung der Religionsgemeinschaft wählten die Bekehrten den Ausdruck Kirche, Christenheit, Samenung, Ladung, Gemeine. Wie die alten Deutschen nannten sie den Priester, der zu opfern und zu predigen hatte, Ewart. Jene beiden Worte opfern und predigen sind lateinisch. Dagegen standen deutsche Ausdrücke zu Gebote für die Verkündigung des Evangeliums, des Gotspels, Gotspellon, und für das Beten, das Bitten. Die Priester, Presbyter, verwalten das Sakrament, das Heiltum, Geheimnis (wizzod, tougani). Sie tauchen, taufen die Heiden und die Kinder; ihnen muß man beichten, d. h. die Schuld bejahen, bekennen (jehan). Das Abendmahl heißt Nachtmus mit Gottes Leichnam oder mit dem Herrenleib, d. h. dem Fronleichnam. Bei vielen anderen Ausdrücken bemühte sich niemand, sie dem Volke zu übersetzen, und so blieben stehen die Worte: Dom, Tempel, Kreuz, Altar, Marter, Pilger und Almosen. Ausdrücke höherer Bildung stammen ohnehin aus dem Lateinischen, so Ordnung, Sinn, Kapital, Natur. Aber auch Kopf, Körper, Muskel, Titel, Pein, Kerker ist lateinisch.

[1] Liudscatho, thiodscatho.

[2] Balowiso.

[3] Balawesei, baludad. Sünde ist verwandt mit sons, schuldig.

# XLVIII. Die Auflösung der Klosterzucht und die Entartung des Klerus.

Wollten die Klöster Kulturträger sein, feine Bildung, die Wissenschaft und Kunst pflegen, dann mußten sie die alte strenge Zucht mildern, sie mußten den einzelnen eine größere Freiheit gewähren und konnten die alte Gemeinsamkeit der Arbeit nicht aufrecht erhalten. Daher entstanden in den Klöstern Einzelzellen, in denen sich begabte Mönche ihren Studien und literarischen Arbeiten hingaben. Der Regensburger Mönch, der diese Änderung hervorhebt, bringt damit in unmittelbaren Zusammenhang den Genuß feiner Speisen.[1] In der Tat verträgt sich das strenge Fasten schwer mit angestrengter Geistesarbeit. Eine solche Lockerung der Zucht zugunsten hervorragender Glieder erregt immer den Neid gemeiner Geister, und zwar viel mehr als die Nachsicht gegen edelgeborene Glieder, an die das aristokratische Zeitalter ohnehin gewöhnt war und die alle für selbstverständlich hielten.[2] Ausnahmen entfesseln immer die Nachrede und den Ärger und, was noch schlimmer ist, bieten minderwertigen Naturen einen Vorwand, nun ihrerseits in der Fessellosigkeit noch weiterzuschreiten.

Man darf nicht vergessen, daß die Orden eben auch unselbständige Naturen anziehen, die dort ein gemächliches, sorgenloses Leben führen wollen. Diese sind ein weiches Wachs in den Händen von Parteiführern und Strebern und schlagen sich bald auf die Seite von Eiferern, bald auf die Seite der Lässigen. Aber am wenigsten sind sie zu haben für weitausschauende geistige Bestrebungen. Dies erfuhren schmerzlich die gelehrten Benediktiner von

---

[1] Arnold. de s. Emer. 2, 9; M. G. ss. 4, 559.

[2] Lamb. a. a. 1063, s. S. 258 N. 3.

St. Gallen, wie die Erzählungen Ekkehards IV. verraten, nämlich der gelehrte Notker, der Künstler Tuotilo, der Lehrer Ratpert. Ihr Hauptgegner war Sindolf, der Vertraute des Abtes und Bischofs Salomo; dieser schlich, während die drei Unzertrennlichen in der nächtlichen Zwischenzeit der Lobgesänge in der Schreibstube zusammenkamen und ihre Arbeiten berieten, an das Glasfenster, um sie zu beobachten. Er teilte nämlich die damals weitverbreitete Anschauung, die Bücherschreiber, die Meister der schwarzen Kunst, ständen mit dem Teufel im Bunde.[1] Dafür schlugen ihn die drei einmal weidlich durch. Noch gefährlicher wurde ihnen die Eifersucht des benachbarten Klosters Reichenau. Die Reichenauer fanden immer Stoff zu üblen Nachreden.

Wie aus der Darstellung Ekkehards hervorgeht, hatte nicht nur das Sondereigentum und der Fleischgenuß überhand genommen, sondern auch das Umherschweifen. Derselbe Ratpert, der die Ausflüge der Mönche tadelte und sie den Tod der Mönche nannte, vergaß manchmal über dem Studium und dem Unterricht den Besuch der Messe. Er sagte dann wohl: „Gute Messen hören wir, indem wir lehren, sie zu halten.“ Auch erschien er selten zu den Übungen und Lesungen der Kapitel, indem er sich entschuldigte, er habe in der Schule genug zu kapiteln und zu strafen. Ekkehard gibt sich selbst oft verzweifelte Mühe, regelwidrige Sitten zu rechtfertigen; so entschuldigt er das Sondereigentum der Mönche durch die Pflicht der Wohltätigkeit, die der einzelne auszuüben habe.

Die Durchbrechung der Regel hätte kein Bedenken erregt, wenn das Kloster ein Stift gewesen und die Ordnung Chrodegangs geherrscht hätte. Viele Klöster hatten sich in der Tat im Laufe der Zeit in solche Stifte umgewandelt. Allein St. Gallen wollte an der Zucht des hl. Benedikt festhalten. Soweit es gelehrten Männern möglich ist, hielten sie ja allerdings ihre Brüder in Zucht. Mit Stolz konnte Ekkehard auf die glänzenden Ergebnisse einer Visitation hinweisen, die Otto der Große angeordnet hatte. Die visitierenden Bischöfe gestanden, daß sie eine bessere Ordnung fanden, als sie erwartet hatten; sie seien, sagte einer, gekommen, um zu belehren und zu bestrafen; statt dessen hätten sie selbst Lehre und Beispiel von den Mönchen empfangen. Während sie selbst das

[1] Ekkeh. cas. 3, 39.

Stillschweigen brachen und sich der fröhlichen Unterhaltung hingaben, seien die Mönche stumm geblieben. Dem Vorleser rief einmal beim Mahle ein Bischof mit heiterer Laune zu: „Kannst du denn nie schweigen," dieser aber endigte seine Lesung mit dem gewöhnlichen Responsorium: tu autem domine miserere nobis, d. h. habe Erbarmen mit uns. Als ein dienender Bruder einem Bischof einen Löffel brachte, stellte ihn dieser auf die Probe und ließ den Löffel wie aus Versehen fallen, worauf sich der Diener um Gnade flehend niederstürzte und sich scheu und beschämt zurückzog. An diese Geschichte erinnert die Probe, die Otto der Große anstellte. Wie ein Löwe unter den Tieren, erzählt Ekkehard, stellte er sich mitten unter die Mönche gleich einer Bildsäule, von seinem Bruder Bruno an der linken Seite gehalten, die Rechte auf seinen Stab gestützt, während sein Sohn die Mutter führte. Indem die Brüder zu Lobgesängen an den Seiten der Kirche sich aufstellten, ließ er seine großen funkelnden Augen rechts und links schweifen, um zu sehen, ob sie die Regel beobachteten. Dann ließ er seinen Stab so fallen, daß ein starkes Geräusch entstand. Herzog Kuno von Kärnten eilte hinzu und hob ihn auf. Otto aber sagte: „Ich wollte die Treue dieser Mönche gegen die Regel auf die Probe stellen, ließ den Stab darum absichtlich fallen. Aber ich habe nicht bemerkt, daß auch nur einer sein Haupt oder seine Augen darauf richtete." Sein Sohn Otto gestattete sich darauf die spöttische Bemerkung: „Mich wundert, daß ihm, der das Reich so festhält, der Stab niederfiel. Denn wie ein Löwe hat er noch alle Reiche festgehalten, die er erworben, und mir, seinem Sohne, nicht den geringsten Teil davon abgegeben."

Aus dieser Erzählung erklärt sich die Scheu, mit der die Mönche dem Besuche hochgestellter Männer entgegensahen. Mit einer beinahe auffallenden Hartnäckigkeit widersetzten sie sich Visitationen von Äbten und Bischöfen, auch wenn sie vom Kaiser angeordnet waren. Den von Otto abgesandten Abt Ruodmann von Reichenau wiesen die Mönche von St. Gallen als einen Eindringling ab. Noch unglimpflicher behandelten sie den Kölner Mönch Sandrat. Am schlimmsten machten es die französischen Ordensleute, wie wir noch hören werden. Der Erzkaplan Salomo, ein großer Gönner des Klosters von St. Gallen, mußte zu einer List seine Zuflucht nehmen, um in die Klausur einzudringen, obwohl er als eingetragener Bruder

einen Anspruch auf einen Platz im Speisesaal genoß. Er warf die Mönchskappa um und gelangte so in das Innere wie ein Dieb, sagt Ekkehard, aber seine Wächter entdeckten ihn, wagten aber nicht, ihn wegzuweisen. Im Kapitelsaal berieten die Brüder lange die Frage, wie man seinem Wunsche entgegenkommen könne. Die Anschauungen waren geteilt; doch bewilligte ihm die Mehrheit den Zutritt, aber nur in einem beschränkten Raume. Die gegen ihn waren, hatten befürchtet, er werde als mächtiger Mann die Herrschaft an sich reißen. In der Tat hat die Herrschaft adeliger Äbte den Klöstern viel geschadet.

Die Abtswürde näherte sich der Bischofswürde und war ein begehrtes Amt. Wegen des großen Besitzes, der den Klöstern zufiel, wuchsen auch ihre Rechte, und die Grundherrschaften, die sie ausbildeten, näherten sie den Bistümern. Neben den Bischöfen erscheinen fast immer die Äbte als gleichberechtigte Glieder des Staates und der Kirche. Die Stellung der Äbte überragte weit die Stellung der Mönche und sie suchten sich der Pflicht zu entziehen, bei allen ihren Handlungen den Beirat des Konvents einzuholen, und mißbrauchten nicht selten ihre Macht. Wie früher setzten die Könige ihre Günstlinge oder verdiente Kriegsmänner, also meist Adelige, zu Äbten ein, denen es nicht einfiel, ein Gelübde abzulegen und sich in das Mönchsgewand zu hüllen. Umsonst widersetzte sich die Kirche diesen Laienäbten, Kommendataräbten, und umsonst hatte ein Konzil 813 verlangt, daß die Äbte mit den Mönchen gemeinsam leben. Die Mönche trugen übrigens selbst eine Mitschuld, da sie, meist dem Adelstande angehörig, gerne Edelleute zu Äbten wählten, weil sie von ihnen einen kräftigeren Schutz gegen mächtige Grafen und Herzöge erwarteten.[1] In der Tierfabel erscheinen die kriegerischen Äbte dieser Zeit als Wölfe und ihre Wohnungen als Burgen; Ritter und Abt klingt durcheinander. Soll der Fuchs oder der Wolf oder der Bär Abt werden? — diese Frage gab den Stoff zu köstlichen Fabeln. Da wurde erzählt, wie der Wolf und der Fuchs in Übereinstimmung den Bären verschwärzten, daß er nicht Abt werden konnte; oder der Fuchs, der geschmeidige Hofmann, weiß die Dinge

[1] Si hunc suscipimus, defendit nos contra comites et potentiores nobis: quin et imperatorem nobis sua dignitate propitium facit; v. Eigil. 5. Aus dem gleichen Grunde wollten die Mönche in St. Gallen den hl. Ulrich veranlassen, in ihr Kloster einzutreten (v. Udal. 1).

so einzufädeln, daß er mit des Königs Vollmacht den Wolf aus dem Kloster verdrängt.

Die Äbte führten ein vornehmes Leben, gebärdeten sich als Edelleute. Schon die Regel Benedikts gestattete eine Absonderung der Abt- und Gästetafel von der übrigen Mönchstafel, und aus dieser geringen Begünstigung erwuchs eine volle Trennung heraus. Die Wohnung des Abtes und der Gäste lag abseits von dem Kloster. In der Gästewohnung ließen sich Patrone und Adelige dauernd nieder. Gründeten doch viele nur deshalb Kirchen und Klöster, weil sie so in den Besitz von Rechten und Einkünften gelangten; denn was den Eigenkirchen und Eigenklöstern zufiel, gehörte grundsätzlich den Patronen. Einen solchen Patron oder Abt, der nach außen fromm erschien, innen aber ein reißender Wolf war, hat die Tierfabel Ecbasis captivi im Auge. Der Wolf singt geistliche Lieder und hat seit drei Monaten kein süßes Fleisch, keinen blutigen Becher gekostet, den Leib durch mönchische Speise kasteit und eröffnet dem Kalbe rundweg, er wolle es verzehren. So nannten die Mönche von St. Gallen ihren Abt Kraloh einen Wolf, der sich nicht damit begnüge, die Schafe zu scheren, sondern sie verschlinge,[1] und deuteten an, daß das strenge Regiment, das er ausübe, nur zu seinem eigenen Vorteile diene. Der Nachfolger Kralohs, Burkhard, ließ die Zügel wieder lockerer; dessen Nachfolger aber, Notker, ein Verwandter Kralohs, zog sie straffer an, führte aber für sich selbst einen fürstlichen Haushalt ein. Scharen von kriegerischen Dienstmannen erfüllten seine Wohnung, und junge Adelige übten sich dort im Waffenspiel.

Auch von anderen Klöstern hören wir, daß Waffengeklirr die Klosterruhe störte und daß den Gesang der Mönche das Bellen der Jagdmeute unterbrach. Während die Mönche Psalmen sangen und fromme Vorlesungen anhörten, tafelten die Äbte und Dekane aus vornehmen Geschlechtern bei üppigen Mahlen und frönten der Trunksucht, gingen auf die Jagd und pflegten des Spieles und der Liebe.[2] Mit den Laien zogen ganze Familien in die heiligen Räume ein, Kinder, Schwiegersöhne und Schwiegerväter zehrten vom Klostergut. Die Frauen entfalteten ihre Reize, zeigten sich in prächtigen Gewändern, im Gefolge zahlreicher Dienerinnen.

[1] Ekkeh. cas. 9, 75; ss. 2, 115.

[2] Smaragd. com. 42; D'Achery, Spicil. 2, 470.

Das Beispiel der Patrone und Äbte ahmten die Vögte, ja bald auch die einfachen Dienstmannen des Klosters, ja schließlich auch die Klosterpächter nach und beraubten ihrerseits die Mönche. Die Pächter, die Emphyteuten, Prekaristen, bekümmerten sich auch in Italien, obwohl hier ein strengeres Recht nachwirkte, wenig um die Ansprüche der Klöster, um so weniger, je mächtiger sie waren. Schon Gregor der Große hatte das geahnt und daher die Vergebung von Kloster- und Kirchengut an Krieger verboten. Umgekehrt schlug auch die Schenkung ganzer Stammgüter an Klöster unter der Bedingung einer Leibrente oft zu ihrem Nachteil aus.[1] Die Pfründner und ihre Familien konnten recht lästig werden. Andere Bedränger schlichen sich unter dem Vorwand der Gastfreundschaft ein; denn trotz aller Zuchtlosigkeit hielten die Klöster an der alten Pflicht fest. Namentlich vornehmen Gästen gegenüber bewiesen die Mönche einen Eifer, der nachmals den Tadel Peters Damiani herausforderte. Während sie die Vornehmen an hohe, reichbeladene und schönverzierte Tafeln setzten, klagt Peter, hatten die Armen auf dem nackten Erdboden unter den Hunden sitzen müssen.[2] Viele Bewohner der Gast- und Versorgungshäuser fanden einen Rückhalt an gefälligen Äbten und Vögten und erhoben übermäßige Ansprüche. Innerhalb der Klostermauern errichteten die Gäste Türme, machten sich darin breit, und oft verschanzte sich eine Partei gegen die andere.[3]

Nicht nur von unten stürmten Feinde gegen die Klöster vor, sondern auch von oben bedrängten sie mächtige Bischöfe und Fürsten und erspähten die Gelegenheit, sich auf Kosten der Klöster zu bereichern. Ein Bischof Adalbero von Metz, zwar kein unfrommer Mann, aber durch Simonie gewählt, vergriff sich, um das von seinen Stiefbrüdern vorgeschossene Geld hereinzubringen, an den Gütern der Abtei Gorze und verlieh einen Teil dieser Güter an seine Dienstmannen. Diese hausten so übel, daß das Kloster vollständig zerfiel und die Kirche sich in einen Stall verwandelte. Ebenso machte es der Lütticher Bischof Balderich, ein Neffe des Grafen von Hennegau, mit dem Kloster Laubach, von dem wir gleich hören werden. Mit den Bischöfen haben andere mächtige Herren die Klöster um die Wette bedrängt und ausgesogen. So stritten um das

[1] Mab. a. 4a, 715.

[2] Opusc. 9, 7.

[3] Hug. Flav. 2, 11; M. G. ss. 8, 377.

Kloster St. Gallen der Bischof von Chur, der Herzog von Schwaben und der Kaiser selbst. Wie aus einem Gesichte der Einsiedlerin Wiborada hervorgeht, in der ihr der heilige Gallus mit zerrissenen und schmutzigen Kleidern erschien, plünderte der Herzog von Schwaben die Güter und Leute des Klosters und übertrug ausgedehnte Besitzungen seinen Dienstleuten als Lehen. Dafür ereilte ihn auch, wie Wiborada prophezeit hatte, die Strafe des Himmels. Ähnlich wie St. Gallen ging es dem Kloster Fulda nach dem Berichte des Abtes Markward: „Die Fürsten verschiedener Landschaften," erzählt dieser, „nahmen sich von den naheliegenden Kirchengütern so viel ihnen gut schien und behielten dies, als wäre es ihr Benefizium, ohne daß ihnen jemand steuerte oder dagegen sprach. Die Kleineren aber machten sich Rodungen und Dörfer in den Wäldern und Gehegen des hl. Bonifatius. Gar nicht zu reden von den Hörigen der Kirche, die überall dem Raube preisgegeben waren, da sie jeder an sich riß und sagte: „Mein bist du, mein bist du, ich habe dich als Benefizium erworben."[1]

Ohne Zweifel haben die Fürsten ihr Verfahren, so gut es ging, zu rechtfertigen gesucht; nur kennen wir ihre Gründe nicht, da uns über diese Vorgänge ausschließlich Klosterquellen berichten. Anders im Orient, wo andere Stimmen sich vernehmen lassen. Als Kaiser Nikephoros Klostergüter einzog, wies er hin auf den verderblichen Einfluß des Reichtums. Einen solchen Besitz verlangen, sagte er, weder die Verordnungen der Apostel noch der Väter, er widerspreche dem einfachen Leben und dem geistlichen Gelübde. Das Mönchsleben sei wahrhaft eine Komödie geworden, die zur Lästerung des Namens Christi führe.[2]

Die Mönche selbst griffen das Klostergut an, sie lebten wie Kanoniker und die Kanoniker wie Weltgeistliche. Selbst in guten Klöstern war die Lebensgemeinschaft zerfallen, das Privateigentum durchgedrungen. Die Einnahmen flossen verschiedenen Zwecken, Bursen und Mensen zu. Im Kloster Alne hatte unter den Augen des Abtes Rather ein Mönch sich einen Schatz gesammelt und ein anderes Kloster gekauft. Wenn der Abt die Mönche zur Regel zurückrufen wollte, erinnerten ihn diese daran, daß er sich selbst 22 Pfund

[1] Böhmer, Fontes 3, 166.

[2] Zachariae, Ius Graeco-Romanum III, 393.

angeeignet hatte, um damit dem Grafen von Hennegau zu huldigen.[1] Schon im neunten Jahrhundert ordneten die Könige Klostervisitationen an, die der Unordnung steuern und die Ordensgemeinschaft wiederherstellen sollten. Infolge der Auflösung reichten die Einkünfte nicht mehr für viele Mönche, sie standen vor leeren Tischen. Sogar in einem so berühmten Kloster wie Niederalteich, einer Gründung des hl. Pirmin, sahen sich die Mönche gezwungen, ihre Zahl zu verringern und ein Kanonikat von zwölf Geistlichen zu bilden. Viele mußten wegziehen und mußten sich, wie das Konzil von Trosle 909 klagt, weltlichen Geschäften widmen; sie übernahmen Vormundschaften, Patenschaften, verdingten sich als Schreiber, Hofkapläne, Erzieher und erwarben sich durch ihre Arzneikunde ihren Lebensunterhalt. Unter den fahrenden Leuten befanden sich immer auch vagierende Mönche und Geistliche. Die Welt lockte mit all ihrer Lust; viele, die in Klöstern aufwuchsen, schauten nur auf die Lichtseiten, kannten nicht die Schattenseiten des Weltlebens. Sie strebten hinaus aus den dunklen Klostermauern, wo es ihnen zu enge wurde, sie schweiften in der Welt umher, um ihren Ehrgeiz oder ihre Vergnügungssucht zu befriedigen. Das Gegenstück dazu lieferten Nonnen, die aus Not sich einem schlechten Lebenswandel ergaben.[2] Die Gleichstellung von Frauenklöstern mit Frauenhäusern wiederholte sich immer wieder.[3] Wo die Nonnen sich zurückhielten, gaben ihre Dienerinnen um so mehr Ärgernis.[4] In England schien die schon von Bonifatius gerügte Sitte, daß Könige und Fürsten Nonnen verführten, gar nicht ausrottbar.[5]

Der schlechte Lebenswandel der Mönche und Nonnen stand in Wechselwirkung mit ihrer Not; denn wie Cäsarius von Prüm im

[1] Dial. conf. 23, 34.

[2] Darüber beklagt sich die Geistlichkeit der Domkirche zu Bamberg 1061 in einem Briefe an Bischof Günther: abbatissa ... tam gravi et intolerabili penuria rerum nimium afflixit, ut extrema necessitate compulsae flagitiosum questum corporibus suis exercerent, Sudendorf, Registrum II Nr. 4 S. 6. Vgl. 1, 226, 233 über angelsächsische Nonnen.

[3] Lupanar, Konzil von Aachen 817, 836; vgl. Boll. Sept. 7, 330.

[4] Mansi 14, 274.

[5] Dies geht aus den Gesetzen Alfreds (8, 18), Eduards und Guthrums hervor; Schmid, Gesetze der Angelsachsen 75, 81, 121. Der Biograph Godehards von Hildesheim berichtet Schlimmes über das Leben der Schwestern Ottos III. am Kaiser- und Bischofshofe zu Mainz (29).

dreizehnten Jahrhundert sagt, hatten sie Überfluß, solange sie demütig und bußfertig lebten, sobald aber die strenge Lebensweise aufhörte, begann der Mangel.

Die Klöster dienten eben vielfach zu Versorgungsanstalten. Nicht nur fromme, sondern auch unfromme Eltern opferten ihre Kinder, um ihrer ledig zu sein, und so mischten sich viele Unberufene unter die Scharen der tüchtigen Mönche. Sie ahmten mit großem Eifer ihren Äbten nach und überließen sich der Genußsucht, verachteten Benedikts Fleischverbot und hielten nicht einmal mehr die Fastengebote, die alle Gläubigen banden. Wir hören, namentlich in Frankreich, von Mönchen, die trotz der Warnung während der Fastenzeit herrisch Geflügel und Hammelfleisch begehrten. Hühner und Fische, entschuldigte sich einmal einer, seien ja doch nach der Erklärung der Väter ein Ding. Aber kaum hatten die Leichtsinnigen davon genossen, so ereilte sie wohl, nach der Legende, die Strafe des Himmels.[1] Es kam vor, daß Mönche und Geistliche sich in betrunkenem Zustande zur Messe einfanden und sich noch auf die alten Sitten der Liebesmahle beriefen. Ein Priester, der immer auf der Jagd umherschweifte, stieß einmal statt der Wandlungsworte die Hetzrufe hervor, womit er seine Hunde anzufeuern pflegte.[2] Geistliche, die noch ein Gewissen hatten, nahmen zu den Trockenmessen ihre Zuflucht, d. h. sie enthielten sich der Kommunion und spendeten die heilige Hostie den Laien.[3] Später gingen andere weiter und ließen auch den Kanon aus. Vielleicht erklärt sich daraus das Fehlen der Wandlung in einem Meßformular des elften Jahrhunderts, das in Minden entstand.[4]

Die Diener der Kirche, Mönche wie Priester, sind Diener der Welt geworden, meint Odo von Cluny, darum sind sie auch voll von allen Fehlern, voll Habgier und Üppigkeit, Eitelkeit und Hochmut. Täglich schmausen sie glänzend und prunken mit feinen Gewändern. Das der Religion geweihte Kleid schämen sie sich zwar abzulegen, aus Scheu vor übler Nachrede, aber bunte Farben und Weichheit

---

[1] Vita S. Odonis 3, 4; Mab. a. 5, 180.

[2] S. Odon. coll. 2, 34; M. 133, 579.

[3] Dies soll Papst Johannes XII. getan haben; Mansi 18, 466. Vgl. Synode von Rouen um 650; c. 7 X de celebr. missae (III, 41); Burchardi Decretum III, 76.

[4] Es ist dies die missa Illyrica; Laacher Stimmen 69, 144.

müssen es auszeichnen. Wenn ihnen der Rock nicht durch seine schwarze Farbe gefällt, sagt Richer, so wollen sie ihn schlechterdings nicht anlegen. Hat der Weber dem schwarzen Zeuge weiße Wolle beigemischt, so wird auch deswegen der Rock verschmäht. Auch der braune Rock wird verachtet. Nicht minder ist ihnen auch die von Natur schwarze Wolle nicht anständig genug, sie muß künstlich gefärbt sein. Für ihre Kleidung nahmen sie statt rauher und grauer Stoffe feingewebte und farbige und trugen nur noch golddurchwirkte Mützen und schöngefärbte glänzende Schuhe.[1] In englischen Klöstern woben sich die Jungfrauen kostbare Stoffe, die nach den Worten Bedas ihre Eitelkeit reizte, oder sie schenkten sie Männern, um ihre Freundschaft zu erwerben.[2] Schon 747 tadelt eine Synode, daß die Frauen die Buntweberei dem Psalmengesang und den Lesungen vorziehen, daß Gelage und Spiele die Klosterräume entweihen. Die Kirche und der Staat hatten jahrhundertelang zu kämpfen, um auch nur die Heiraten von Mönchen und Nonnen zu verhindern und konnten gar nicht daran denken, den Priestercölibat durchzuführen.

Viele Geistliche lebten in unerlaubten, wenn auch geduldeten Ehen und umgingen mit allerlei Rechtsformen die Ungesetzlichkeit dieser Verbindungen und sicherten ihrer Nachkommenschaft ihr Erbe zu. Ratherius meinte, die Geistlichen hätten sich gegenseitig nicht nachgegeben und einer habe an Fehlern des anderen einen Deckmantel gefunden.[3] In einem beinahe schwächlich klingenden Erlasse mahnt ein Konzil die Geistlichen, sich wenigstens nicht mehrere Frauen zu halten, und tröstet sie mit dem himmlischen Lohne, den die Keuschheit ernte, ohne auch nur ernstliche Strafe in Aussicht zu stellen.[4] Diese Mahnung hatte wohl nur für höhere Geistliche

[1] Richer. 3, 37.

[2] Virgines ... texendis subtilioribus indumentis operam dant, quibus aut se ipsas ad vicem sponsarum in periculum sui status adornent aut externorum sibi virorum amicitiam comparent. Beda h. e. 4, 25.

[3] Expertus sum talem qui ante ordinationem adulterium perpetravit, postea quasi continenter vixit; alterum qui post ordinationem uxorem duxit et iste illum, ille istum carpebat ... unus affectavit mulierositatem, alter belligerationem; De cont. can. 1, 11.

[4] Omnes ministros Dei, praesertim sacerdotes, obsecramus et docemus ut Deo obedientes castitatem colant. Certius enim norint, quod non habeant debite ... uxoris consortium. In more tamen est, ut quidam duas, quidam plures

einen Sinn; bei den niederen Geistlichen sorgte schon das geringe Einkommen dafür, daß es ihnen nicht zu wohl wurde. Sahen sich doch manche auf den Lohn ihrer Frauen angewiesen, den sie als Näherinnen und Wäscherinnen verdienten.

Ihren Dienst faßten viele im Sinne des biblischen Mietlings auf und schauten nur auf das Geld. Sie spendeten kein Sakrament ohne vorausgehende Bezahlung, ob es sich nun um das Taufen, Beerdigen, Kopulieren, um eine Benediktion oder um die Absolution handelte. Wer nicht bezahlen konnte, ging leer aus. Da nun mit Recht ein solches Verfahren als Simonie gebrandmarkt wurde, mußten schon jetzt die Konzilien die Stolgebühren einschränken. Aber die hohen Prälaten gaben auch nicht das beste Beispiel. In Italien, könnte man glauben, seien die alten heidnischen Zeiten wiedergekehrt, wo die Priestertümer nur als Geldquellen inbetracht kamen. Viele Bischöfe behandelten ihr Pontifikat als Nebenamt. Sie brachten, klagt Ratherius, ihr Leben auf der Jagd und am Spieltisch, in der Begleitung der Spielleute zu und feierten selten das hl. Opfer. Aber auch sich selbst verschont Ratherius nicht mit solchen Anklagen.[1]

Am allerschlimmsten sah es in Rom selbst aus, wo die Markgräfin von Tuscien den Papst samt den Kirchenstaat beherrschte. Es war ihr gelungen, den Geliebten, Johannes, erst zum Erzbischof von Ravenna und dann zum Papste Johannes X. zu erheben. Nach ihrem Tode trat ihre Tochter Marozia oder Mariuccia (Mariechen), die Frau Alberichs von Spoleto und nachmals König Hugos von Italien, in ihre Fußstapfen. Sie soll mit dem Papst Sergius in vertrauten Beziehungen gestanden haben, und ihr gelang es, den Sohn als Johann XI. auf den päpstlichen Stuhl zu bringen. Infolge dieses Weiberregimentes entstand später die Sage von der Päpstin Johanna. Es wäre noch zu ertragen gewesen, wenn diese Vorherrschaft auf dem Geiste und auf seelischen Vorzügen beruht hätte, wie im germanischen Norden, wo eine Mathilde, Edgitha, Adelheid und Theophano einen wohltätigen Einfluß ausübten. Zu

habeat; et nonnullus quamvis eam dimiserit quam nuper habuit, aliam tamen ipsa vivente accipit, quod nulla Christianorum lege est permissum. Dimittens autem et castitatem recolens e coelo assequetur misericordiam. Konzil von Enham 1009 c. 2; Hard. 6, 775.

[1] Dial. conf. M. 136. 394.

Rom siegte aber das Fleisch und die fleischliche Gier, wie aus unzweideutigen Zeugnissen hervorgeht.[1] Andere widersprechen allerdings dieser Auffassung und rühmen die Frauen ob ihrer Schönheit und Tugend.[2] Es waren das die literarischen Vertreter der tuscischen Partei, Auxilius und Vulgarius. Sie konnten sich darauf stützen, daß doch irgendwelche Einflüsse die Wahl und Regierung der Bischöfe und Päpste bestimmten. Waren es nicht die römischen und italienischen Adeligen, so war es der Kaiser; ob nun eine rohe Männerfaust oder eine kluge Frauenhand hinter diesen Einflüssen steckte, verschlug nach ihnen nicht viel. Vulgarius wagte die Markgräfin daran zu erinnern, daß Gott durch eine Frau zur Welt kam und die Welt erleuchtete und als er auferstand, zuerst einer Frau, erst dann einem Manne erschien. Ihr Mann sei mehr als ein bloßer Senator, er sei nicht bloß Herr einer Stadt, sondern eines ganzen Erdkreises.[3] In Wirklichkeit sah aber diese Herrschaft sehr übel aus.

Das Papsttum war tief heruntergesunken. Papst Johann XII. vernachlässigte den Gottesdienst, versäumte Metten und Horen, zog lieber auf die Jagd und in den Krieg und ritt mit Schwert, Helm

[1] Causa autem potentiae eius haec erat, quoniam, quod dictu etiam foedissimum est, carnale cum omnibus, non solum principibus, verum etiam cum ignobilibus commercium exercebat. Diese Worte Liutprands über Ermengard, die Enkelin Waldradas, S. 177 (ant. 3, 7, ss. 3, 304), passen auch auf Marozia ant. 2, 48.

[2] Odor vestrae circumquaque redolens; Christi bono odore flagraris ubique, dum sacra vestra religio sparsim oblectatur in mundo. Relatu enim plurimorum vitam sanctam vestram et conversationem audivimus et, quia deus vos ad exemplum virorum praesenti tempore lucernam fulgentem posuit, spiritali gaudio congratulamur. Et quidem amplectimur in vos, quod deesse permaxime cernimus in viros, scilicet sanctum connubium, torum immaculatum, hospitalitates, aelemosinas, excubias sanctorum indesinantes, divina etiam eloquia, quae sedula perrimaris. Dum igitur divinitus praesagiatum sit, ut Theodora, id est dei donum, nuncupareris, par nimirum erat, ut translationem tui nominis imitareris: ut, quae a deo mundo dato fueras, versa vice temetipsam mactando deo redderes. Dümmler, Auxilius u. Vulgarius S. 146.

[3] Veniat in mente, quia deus per feminam venit et illuxit mundo resurgensque a mortuis prius feminae quam viro apparuit. Honora eum de te, qui honoravit te de se. Habes itaque virum multo plus fortiorem et potentiorem isto senatore: iste etsi est dominus unius urbis, sed ille totius orbis; Dümmler, Auxilius u. Vulgarius S. 147.

und Panzer aus, gleich den Bischöfen des Nordens. Der Petersdom verfiel, das Dach zeigte starke Risse, so daß der Regen einströmte. Noch Schlimmeres berichten die Ankläger Johanns, sie melden, der Lateran sei eine Stätte der Unzucht geworden, der Papst habe sein Patenkind geblendet und einen römischen Priester entmannt. Ja er habe Götterminne oder, wie man damals sagte, Teufelsminne getrunken, habe beim Würfelspiel die heidnischen Götter angerufen und gewöhnlich bei Jupiter und Venus geschworen.[1] Die Kurie unterschied sich nicht mehr viel von dem Hofe Hugos, des Königs von Italien, der sich selbst als einen Gott und seine Weiber als Juno, Venus und Semele verehren ließ und förmliche Bacchuszüge veranstaltete. Die Unordnung erstreckte sich auch auf den Gottesdienst, auf die Liturgie und ihre Zeremonien. Am Palmsonntag fand die feierliche Prozession mit den Palmzweigen nicht mehr statt, die den Einzug des Erlösers so lebhaft vorstellte. Am Gründonnerstag erschollen nicht mehr die Jubelklänge des gloria in excelsis und am Karfreitag wurden, wie ein anderer Papst Johann klagt, die rührenden Zeremonien, die den Leidenstod Jesu in erschütternder Weise darstellen, nur sehr unehrerbietig und leichtfertig abgemacht. Den Abscheu gegen solche Handlungen milderte die Erwägung, daß der Gottesdienst von Männern, die sich mehr oder weniger mit der Simonie befleckten, ohne Gehalt sei.[2]

Trotz allem war aber der Geist des Heiles von der Kirche nicht gewichen; er lebte immer noch in verborgenen Winkeln und abgelegenen Teilen der Kirche. Namentlich im Norden, in Frankreich und in Deutschland standen fromme Männer auf und rissen ihre Umgebung mit sich fort. Es waren meist Einsiedler, strenge Asketen, die mit Macht auftraten und ganz im Sinne der Vorväter die Schäden der Zeit mit Feuer und Eisen heilen wollten und die Strenge oft übertrieben. Zwischen den ärgsten Greueln erhoben sie ihre Stimme und stellten starke Anforderungen. Das beste Heilmittel der Unzucht erblickten sie in der Geißelung. Wir hören von Äbten, die ihre Mönche körperlich verstümmelten. Gerade das Übermaß der Züchtigung war ein Hauptgrund, daß die Mönche

[1] M. G. ss. 3, 343 f.

[2] Während der Bischof Rather die Nichtigkeit simonistischer Sakramentenspendung lehrte, haben die schon erwähnten Schriftsteller Auxilius und Vulgarius ihre Gültigkeit behauptet. Saltet, Les réordinations 156, 163.

sich jeder Ordnung widersetzten. Sie beriefen sich auf die frühere Ordnung oder auf die gleichzeitige Ordnung in anderen Klöstern. „Warum drängt man," sagten sie, „diese Beobachtung der Regel uns mehr auf als anderen? Denn in dem einen Kloster lebt man so, im anderen so und man ist ohne Murren und Zwietracht, wie der hl. Benedikt es vorschreibt. Das ist abergläubisches Zeug, das jener Betrüger von uns verlangt."[1] Aber die Sache war doch nun einmal im Gang. Die Reformer selbst wußten die ewigen und zeitlichen Interessen der Patrone in Mitleidenschaft zu ziehen. Sie knüpften an die Sorge um das Seelenheil an, das die Weltleute oft noch mehr bekümmerte als die Geistlichen. Daß das Seelenheil durch fromme Stiftungen am ehesten sicherzustellen sei, war noch allgemeine Überzeugung, die hoch und nieder teilte.

Nun sahen die weltlich gesinnten Patrone selbst ein, daß ihre Klöster sich nur würden erhalten können, wenn fromme Zucht in ihnen herrschte, daß nur dann das Volk zu Gaben bereit war. Andere dachten edler, aber sicher dürfen wir eine selbstsüchtige Absicht voraussetzen bei einem Manne wie dem Grafen Raginar von Hennegau. Auf seine Veranlassung hin führte Erluin in einem bei Brüssel gelegenen Kloster statt Kanoniker reformierte Mönche ein. Ihm übertrug er nun auch die Aufgabe, das zuchtlose Kloster zu Laubach zur Zucht zurückzuführen. Freilich hatte auch der Graf gegen das Kloster stark gefehlt, weil er einen Feind, der dort ein Asyl gefunden, mit Verletzung des Heiligtums ermordet hatte. Dieser Umstand trug wohl dazu bei, den Widerstand, den die Mönche dem neuen Abt entgegensetzten, einigermaßen zu beschönigen. Erluin richtete nichts aus und mußte die Übernahme dieses Amtes schwer büßen. Zur Zeit der Weinlese traten die Mönche zusammen und beredeten sich untereinander, wie sie die Ernte in ihre Hand bringen könnten. Da trat Erluin unerwartet unter sie und machte ihnen Vorwürfe über ihren unwürdigen Ratschlag. Sie aber fielen mit Stöcken über ihn her und schlugen ihn nieder und ließen ihn für tot liegen. Als sie weggegangen waren, schleppte er sich aus dem Kloster und suchte bei dem Klostervogt Bernhard Zuflucht und bemächtigte sich mit Bernhards Hilfe, um den Mönchen zuvorzukommen, eines Teils der Weinernte, ließ eilig keltern und den Ertrag an sichere Orte

[1] Mab. Annales 3, 324.

bringen. Darauf bat er den Grafen Raginar, er möchte mit seinem Gefolge das Christfest in Laubach begehen, und lud ihn damit ein, die Vorräte der Mönche aufzuzehren und ihren Trotz zu brechen. Die Rächer kamen in der Tat zu Weihnachten 956, verpraßten das Klostergut und entheiligten die geweihten Orte. Raginar wohnte mit seiner Frau im Heiligtum der Kirche selbst, und der Altar diente zur Aufstellung von Schuhen und Gefäßen. Kaum waren aber die Bedränger hinweggezogen, als die Mönche in Fontaine einfielen, wo Erluin einige Fässer Wein verborgen hatte, und den Fund als Beute heimführten. Als Erluin in einem nahen Flecken Getreide verkaufen mußte, um eine Schuld bezahlen zu können, die durch die Bewirtung der hohen Gäste entstanden war, verfolgten ihn die Mönche mit einer Menge Volkes und wüteten so gegen ihn, daß er mit Mühe dem Tode entging. Nun sollte alle Schonung gegen die Widerspenstigen aufhören. Erluin wurde mit Vollmacht als Abt nach Laubach geschickt und er trieb fast alle Mönche aus dem Kloster. Da überfielen ihn nachts drei der jüngsten und vornehmsten, schleppten ihn aus dem Schlafsaale, aus dem Klostergebäude, ja hinaus vor die Klostermauern an die Sambre, stachen ihm die Augen aus und schnitten ihm ein Stück von der Zunge ab. Umsonst flehte er um den Martertod. Die Mönche schickten ihn auf ein Schiff in sein heimisches Kloster Gemblour zurück, wo er mit besserem Erfolge wirkte.

Auch anderen Äbten, die strenge Zucht einführen wollten, erging es jetzt und später ähnlich; sollen doch schon dem hl. Benedikt seine Mitbrüder nach dem Leben getrachtet haben. Ebenso zettelten gegen den hl. Norbert zu Premontré übermütige Mönche eine Verschwörung an und versteckten ihre Messer und Keulen unter den Betten.[1] Zur Zeit Alfreds des Großen dangen französische Mönche eines englischen Klosters zwei Knechte dazu, ihren in aller Frühe in der Kirche betenden Abt meuchlings zu überfallen.[2]

Es waren eben auch unruhige, kriegerische Zeiten, die solche Ausschreitungen begünstigten. Die Kriegsunruhen lösten selbst in den besten Klöstern alle Zucht auf, was wir am deutlichsten zu St. Gallen beobachten. Nach der Zerstörung des Klosters durch

---

[1] V. Norb. 13. Im 13. Jahrhundert kamen solche Empörungen und Verschwörungen wiederholt vor, so in Niederalteich, Admont, Murbach.

[2] Asser v. Alf.; Mon. hist. Brit. 1, 494.

die Ungarn gelang es nur schwer, die Mönche wieder an Ordnung zu gewöhnen. Gegen den strengen Abt Kraloh empörte sich ein großer Teil der Mönche unter Führung des tüchtigen und vornehmen Viktor. Sie warfen ihm Tyrannei vor und sagten, er hasse seine Söhne und liebe sie nicht als ihr Vater. Mit Hilfe des Königssohnes Liutolf gelang es, ihn zu vertreiben und einen anderen Abt, Anno, an seine Stelle zu setzen. Erst nach Jahresfrist konnte der geflohene Abt vom Königshofe, wohin er sich begeben, zurückkehren, fand aber bei der Gegenpartei eine üble Aufnahme. Die Brüder verschlossen die Türen vor ihm. Der hl. Ulrich, der ihn geleitet, warf sich vor Viktor zu Boden, um ihn zu versöhnen. Nachdem gewisse Bedingungen festgesetzt waren, durfte endlich der Abt in den Kapitelsaal eintreten. Schweigend empfingen ihn die Mönche und gaben auch keine Antwort, als er ihnen seinen Gruß entbot: benedicite. Einem angesehenen Laien, Amelung, gelang es endlich, das Eis zu brechen; er mahnte beide Teile, gegenseitig sich um Verzeihung zu bitten und sich zu umarmen. In der Tat stürzten die Gegner zu Boden, gaben sich den Friedenskuß und berieten sich darauf, wie es künftig gehalten werden solle. Freilich der volle Friede war damit noch nicht besiegelt. Viktor trug noch tiefen Groll in seinem Herzen und stellte sich abseits. Kraloh schickte einen Krieger aus, um ihn zu fesseln; Viktor schlug mit einer Keule nach dem Ritter, dieser aber stieß ihm die Augen aus. Nun nahmen die Verwandten des Viktor Blutrache, töteten den Ritter und hängten seinen Waffenträger an einem Baume auf.

Einen ganz anderen Erfolg hatte die Verschwörung der Brüder in dem italienischen Kloster Farfa. Als der Abt nach dem Wiederaufbau des Klosters die Brüder zur alten Ordnung zurückführen wollte, stieß er überall auf Widerstand. Um ihn loszuwerden, ermordeten ihn 936 die Mönche. Die Mörder, Campo und Hildebrand, rissen die Verwaltung des Klosters an sich, nannten sich Äbte und teilten die Güter. Auch nahmen sie sich Weiber, und die anderen Mönche folgten ihrem Beispiele. Alle lebten zerstreut auf ihren Landhäusern in der Umgegend, nur am Sonntag kamen sie ins Kloster, um eine sakrilegische Messe zu halten. 947 schickte der Graf von Tusculum einen cluniacensisch gesinnten Abt dahin, um das Kloster zu reformieren, aber er wurde nach einiger Zeit vergiftet. Bis zur Regierung Ottos III. setzten die Eindringlinge ihre Unord-

nungen fort und verschleuderten das ganze Klostergut. Der Hauptanstifter Campo[1] hatte drei Söhne und sieben Töchter, die er sämtlich aus den Gütern des Klosters ausstattete; eine seiner Töchter verheiratete er an einen Juden, mit Namen Azzo, und bedachte auch diesen Schwiegersohn mit Besitzungen des Klosters; sein Genosse Hildebrand stattete seine Kinder nicht minder reichlich mit Klostergut aus.

Nur langsam kehrten bessere Zustände wieder, und wenn eine Zeitlang Ordnung geherrscht hatte, verfiel sie oft rasch wieder. Als der hl. Nilos im Jahre 980 auszog, sich ein Kloster zu suchen, mahnten ihn teuflische Männer davon ab, die Mönche, diese Waldtiere, dienten nur dem Bauche. Er selbst erlebte, daß einem strengeren Abte, einem Anhänger Clunys zu Montecassino ein weltlich gesinnter Abt folgte, der üppige Mahle hielt. In den französischen Klöstern stellten die Cluniacenser eine bessere Zucht her nach Überwindung vieler Hindernisse. Als der hl. Odo in der Begleitung des Bischofs und Grafen sich dem Kloster Fleury näherte, versetzten sich die Ordensbrüder in den Belagerungszustand und versahen sich mit Waffen und Steinvorräten, ließen aber doch schließlich von der Gewalt ab und fügten sich dem Willen Odos, der durch Sanftmut die Gegner entwaffnete. Ähnlich ging es in den anderen Klöstern.

Viel weniger Erfolg als im zehnten Jahrhundert hatten Mönchsempörungen im elften Jahrhundert. Im Jahre 1063 klagten Mönche des Klosters Fulda ihren Abt an, er habe die Güter der Kirche an Lehensleute verschleudert, die Kost der Brüder verringert und sich gegen sie grausam und hart bewiesen. Der Abt entschuldigte sich nach Kräften, verlegte sich auf Bitten und Beschwörungen und floh endlich, da er nichts erreichte, zum Könige. Aber auch die Verschwörer sandten eine Botschaft an den König, und sechzehn Brüder veranstalteten einen Zug unter Vorantragung des Kreuzes und Absingung wechselnder Gesänge. Von ferne folgten ihnen die älteren Brüder mit Trauer und Wehklagen, wie Lambert sagt, wie wenn jene ein Leichenzug zum Begräbnisse, um das letzte Lebewohl zu vernehmen, hinausbrächte. In der Tat nahm der König Heinrich IV. die Botschaft ganz anders ungnädig auf, als einst Otto, was uns an jenem Papstfeinde doppelt auffällt. Inzwischen

[1] Denselben hatte Abt Ratefred Medizin studieren lassen; Dresdner, Sittengesch. der ital. Geistlichkeit 211; M. G. ss. 11, 535

hatten sich die Verhältnisse gründlich geändert. Er ließ die Verschwörer in Fesseln schlagen, überantwortete sie dem Abte, und dieser ließ durch die ihm treugebliebenen Brüder und seine Dienstmannen das Urteil sprechen. Nach dem Spruche dieses Gerichtes wurden die Urheber öffentlich mit Ruten gezüchtigt, geschoren und aus dem Kloster gestoßen, die anderen aber nach harter Züchtigung in benachbarte Klöster geschickt und je nach dem Glanze oder der Dunkelheit ihrer Herkunft mit gelinderen oder härteren Bußen belegt. Die Strafen, meint Lambert, wären zu hart gewesen und der Abt habe seine Beleidigung heftiger, als sich geziemt, gerächt. Dem Kloster sei ein Flecken eingebrannt, den es in langen Jahren nicht abzuwaschen vermöge.

Viele Mönche, die in der Jugend getobt hatten, besannen sich in ihrem Alter eines besseren. Ja schon zuvor schlug die Sinnlichkeit oft unvermutet in Frömmigkeit um. Bischof Thietmar erzählt von seinem eigenen Kloster zu Merseburg, daß manche bei beginnendem Alter in ihr Kloster wieder zurückkehrten, gewarnt durch himmlische Gesichte. So sah einer auf einem Kirchhofe ein geöffnetes Grab und hörte eine Stimme rufen: „In diesen brennenden Pfuhl wirst du bald geworfen werden." Solche Warnungen mögen auf den Empörer Viktor von St. Gallen eingewirkt haben, um so mehr als er sein Augenlicht verlor, so daß er in sich ging und ein erbauliches Leben begann. Ein Verwandter von ihm, der Bischof von Straßburg war, nahm ihn zu sich; dort wirkte er durch Beispiel und Lehre wohltätig auf seine Umgebung. Nach dem Tode des Bischofs zog er sich in die Einsamkeit zurück, übte viele Wunderwerke und starb im Rufe der Heiligkeit.

## XLIX. Die Einsiedler.

Fromme Männer, Einsiedler, Büßer und Mönche zündeten Lichtherde an, die weithin Wärme und Helle verbreiteten. Solche zwei Lichtherde waren Cluny und Gorze. An die Einsiedler schlossen sich losere und engere Verbände freier Männer. Ein Gerhard von Brogne, Johannes von Gorze, Odo von Cluny, ein Humbert im Hennegau, ein Lantbert in den Argonnen, ein Einold zu Verdun übten eine große Wirkung aus. Alle innerlich Bedrückten nahmen zu ihnen ihre Zuflucht und erleichterten ihre Gewissen. Sie töteten sich in tagelangem Fasten ab und beteten Nächte hindurch; nur zur Messe verließen sie ihre Klausen. Lantbert erschien und verschwand an einem Orte plötzlich und hinterließ einen wunderbaren Eindruck. Diese Einsiedler berieten die Äbte; so mahnte Einold Johannes von Gorze ab von dem Studium der Spekulationen Augustins und empfahl Gregor des Großen mehr praktische Schriften.

Das Einsiedlertum kam zu neuen Ehren seit dem Zerfall der Klosterzucht. Das Zusammenleben mit anderen barg eben unvermeidliche Gefahren. Vielleicht hatte an der höheren Schätzung des Einsiedlertums griechische Anregung einen Anteil. Kamen doch griechische Einsiedler selbst nach Italien und Frankreich, wie die beiden Simeon, von denen sich der eine in die Porta Nigra bei Trier einmauern ließ. Als Benedikt von Aniane seine Statutensammlung für Mönche und Einsiedler zusammenstellte, sah er sich meist auf die Aussprüche der Griechen angewiesen und entdeckte hier eine starke Vorliebe für das Eremitentum. Gleich den griechischen Einsiedlern legten auch die abendländischen einen großen Wert darauf, von einer höheren Autorität, einem Bischof oder Abt, die Weihe und Erlaubnis zur Gründung einer Klause zu empfangen. So ließ sich die Nonne Caritas zu Worms durch den Bischof Burkhard

einmauern, gleichsam lebend begraben. Der Bischof hielt eine ergreifende Ansprache an die Kanoniker und empfahl die Rekluse Gott wie eine Verstorbene.

Alle Einöden und Wildnisse waren mit Einsiedlern erfüllt; da saß die hl. Sisu am Harze, ein Wonileph und Esiko in Sachsen, die hl. Wiborada bei St. Gallen und in der Nähe ihre Verwandten Rachild, Gerhild, Perchterat, Gotelind; da hausten Adelrich und Adam bei Einsiedeln, der hl. Blidulf, Gundelach und Baltram in den Vogesen, Gunther im böhmischen Wald, Prokop bei Prag. Nachdem Räuber den hl. Meginrat bei Einsiedeln erschlagen hatten, kamen die Straßburger Domherren Benno und Eberhard dahin und gründeten ein Kloster. Wohin noch keines Menschen Fuß gedrungen, drangen der fastende und betende Einsiedler und die Einsiedlerin, und es ging von ihnen ein belebender und erwärmender Hauch aus über die nach Erlösung schmachtende Natur. Die Wald-, Berg- und Flußgeister entwichen, aus den tiefsten Winkeln vertrieben, und machten dem Christengotte Platz, wie die Sage meldet.

Die Erscheinung dieser Einsiedler und Einsiedlerinnen hat wenig Reizendes und Anheimelndes; es ist ein hartes Leben, das sie führen müssen. Die Not, das Fasten und Wachen magern die Körper ab und erschlaffen alle Kräfte, die Haut schlottert um die Knochen und überblaß ist die Gesichtsfarbe. In der Kälte, die sie aushielten, erfroren ihnen Hände und Füße; so waren sie bei der Einsiedlerin Wiborada ganz verstümmelt. Doch pflegte die Einsiedlerin Sisu wenigstens bei der ärgsten Kälte ihre Hände an einen warmen Stein zu halten. Gleich den Einsiedlern der Thebais ließ sich Sisu willig von Ungeziefer stechen, ja setzte sich die Stechfliegen noch absichtlich an den Körper, wenn sie abgefallen waren, erreichte aber doch das für jene Zeit seltene Alter von 64 Jahren. Da zur kalten Jahreszeit das Ungeziefer ausblieb, griffen viele Büßer zur Geißel und züchtigten sich selbst. Einer der ersten und eifrigsten Geißler war der im elften Jahrhundert lebende Dominikus Loricatus, der den Gesang der Bußpsalmen mit fortwährenden Kniebeugungen und mit Geißeln begleitete und seine Geißel immer bei sich trug.[1] Seine Haut, namentlich aber sein Gesicht, war so voller Narben, als sei

[1] Quasi novum supplicii genus inveniens, virgarum scopas in corrigiarum scuticas vertit, semelque gustato quia duriores sunt, in his se verberandi consuetudinem posuit. Mab. a. 6b, 148.

sie wie Grütze in einem Mörser zerstampft worden. Von den Einsiedlern verbreitete sich die Sitte der Geißelung auch in die Klöster, die bisher die Geißelung, nur durch andere gekannt hatten. Nicht genug mit der Geißelung pflegten die Einsiedler auch stachelige Ketten um den Leib zu legen, wie Wiborada,[1] oder sich mit Kettenpanzern zu quälen, wie der eben erwähnte Dominikus Loricatus, der davon seinen Namen erhielt.[2] Nur wenn er sein Eisenwams vom Roste reinigen mußte, legte er es ab, sonst behielt er es Tag und Nacht an. Ohne Zweifel haben es manche gemacht wie der aus Regensburg stammende Heinrich von Cluny, der sich selbst verstümmelte, um vor allen sinnlichen Gedanken Ruhe zu bekommen.[3]

Ganz nach Art der ägyptischen Einsiedler töteten die Büßer alle ihre Sinne ab, nicht nur den Geschmack und das Gefühl, sondern auch Geruch, Auge und Ohr. Wohl anerkannten sie die Schönheit der Natur als eines Abbildes der göttlichen Schönheit, sie nahmen teil am Leben der Pflanzen, Bäume und Waldtiere und sie sangen im Wettstreit mit den Vögeln vom ersten Sonnenstrahl an dem Herrn ihr Lob. Wer aber der sinnlichen Hilfsmittel bedurfte, um sich in die richtige Stimmung zu versetzen, der war noch nicht weit in der Vollkommenheit fortgeschritten. Viel höher stand der, dessen Auge ganz nach innen gerichtet war, dem sich das Himmelreich in innerlichen Gesichten offenbarte, der die Welt und ihre Lust verachtete. Ihm wurde die engste Zelle, der kleinste Raum selbst zum Paradiese. „O Zelle, wunderbare Werkstatt," ruft einer aus, „Walstatt geistigen Streites, Bahn tapferer Ringkämpfer, du machst, daß der Mensch alles Irdische unter sich zerrinnen und sich selbst im Wandel der gleitenden Dinge vergehen sieht."[1]

Allerdings waren die wenigsten Einsiedler eines solchen Schwunges fähig. Daher empfahl Benedikt von Aniane eine

---

[1] Übrigens hatte auch der gelehrte Notker Labeo nach dem Beispiel des hl. Gallus einen Kettengürtel getragen.

[2] Loricam, et quibus utebatur tamquam ciliciis velut lanea quaelibet indumenta, post menses, sive post spatium prolixius abluebat, ut rubiginem deponerent et aridis ingerendam membris uredinem non haberent. Mab. a. 6b, 148.

[3] Mab. a. 6b, 789. Dunkel ist die Erzählung über Walfried Mab. a. 3a, 180, soll sie in jenem Sinne oder im Sinne Gautiers von Coincy, Les miracles de la S. Vierge 1857 S. 339, 354 verstanden werden?

[4] Dam. opusc. 11, 19.

gewisse Maßhaltung, er wünschte, daß sich die Einsiedler einen Garten anlegen und darin arbeiten, daß sie sich öfters waschen, daß sie in der Nähe andere Büßer Zellen bauen lassen, die einen geistlichen Verkehr gestatteten. Sie sollen täglich die hl. Messe eines Priesters hören und die Kommunion empfangen, wenn sie nicht selbst das hl. Opfer feiern dürften.[1]

Trotzdem fand nicht jeder sein Genüge in der Einsamkeit. Nicht nur im Städteland Italien, wo dem Landleben floh, wer es vermochte, sondern auch im Norden befiel manchen die Langeweile und er empfand Ekel an dem einförmigen Leben. Die Mönche strebten, wie Peter Damiani sagt, nach Stadtklöstern und wollten nichts wissen von der Einsamkeit.[2] Mancher Einsiedler und manche Einsiedlerin kehrten in ihr früheres Leben wieder zurück. Dies muß öfter vorgekommen sein, als die Quellen berichten. Nur dem Zufall verdanken wir manchmal eine Nachricht. Bei einem Einfalle der Ungarn, lesen wir, wurde ein Graf Ulrich in Buchhorn (Friedrichshafen) gefangen weggeführt, seiner Frau Wendilgard aber wurde berichtet, er sei gefallen. Da nahm sie vom Bischof von Konstanz den Witwenschleier und zog zu der Einsiedlerin Wiborada. Daß Witwen sich in die Einsamkeit zurückzogen, war etwas Gewöhnliches, um so mehr als ihnen auch die heidnische Sitte große Zurückhaltung auflegte. So vereinigten sich die Witwen auch später noch vielfach zu freien Konventen, wenn sie nicht Aufnahme in ein älteres Kloster fanden. Das Leben bei der Einsiedlerin Wiborada fiel nun der etwas verwöhnten Wendilgard beschwerlich. Einmal drückte sie den Wunsch aus, Äpfel zu speisen, da gab ihr Wiborada saure Holzäpfel. „Du bist herb," erwiderte Wendilgard, „und herb sind deine Äpfel, hätte der Schöpfer alle Äpfel so gemacht, sie hätten die Eva nie ins Unglück gebracht."[3] „Richtig," sagte die andere, „hast du die Eva genannt, sie war ebenso lüstern wie du nach guter Kost, und wie du hat sie beim Genuß eines Apfels gesündigt." Jedesmal, wenn der Jahrtag ihres verstorbenen Gemahls gefeiert wurde, ging sie nach Buchhorn und spendete Almosen. Am vierten Jahrtag war Ulrich aus der Gefangenschaft entkommen, er verkleidete sich als Bettler und verlangte ungestüm ein Gewand. Sie

[1] Migne 103, 594 f., 626.

[2] Opusc. 51, 3.

[3] Wortspiel mit malum, Apfel, und malum, Übel.

schalt ihn, er bettle zuchtlos, gab ihm aber das Begehrte, er ergriff darauf ihre Hand und küßte sie, warf die langen Haare, die über sein Antlitz herabhingen, zurück, und gab sich zu erkennen. Groß war die Freude und eilig wurde ein Bad und Mahl bereitet. Der Bischof löste Wendilgard vom Gelübde, und man feierte aufs neue die Vermählung. Die Frau wurde guter Hoffnung und hinterließ sterbend einen Sohn Burkhard, den der Vater dem hl. Gallus weihte, Dieser Sohn Burkhard war von überzarter Leibesbeschaffenheit, klein, aber geistig um so regsamer. Die Mönche wählten ihn später zum Abt. Als sie ihn zur Bestätigung an Kaiser Otto sandten, meinte dieser, sie hätten ihn gewählt, weil er schwach und klein und deshalb nachsichtig sei. Dennoch bestätigte er ihn. Burkhard hatte von seiner Mutter den Wohltätigkeitssinn geerbt und übte ihn bis zur Verschwendung aus.

## L. Heilige Frauen und Männer.

Deutschland war von dem Verderbnis, das in der französischen und italienischen Kirche herrschte, nicht ganz verschont geblieben, aber im allgemeinen sah es doch nicht so schlimm aus. Die Ursache davon lag zum großen Teil darin, daß die Sitten viel einfacher, das Leben viel härter und rauher war. Das geht schon daraus hervor, daß gerade die neubekehrten Sachsen durch Frömmigkeit und Tüchtigkeit hervorragten. Das Volk, das unter allen deutschen Stämmen am hartnäckigsten dem Christentum widerstanden hatte, ergriff mit Begeisterung und Leidenschaft die neue Religion, und auf dem harten Boden entfaltete sich ein wahrer Blütenfrühling. Wie Sterne in finsterer Nacht glänzte eine Zahl heiliger Frauen und Männer im dunkeln Jahrhundert und zwar Frauen und Männer der höchsten Stände. Die Frauen müssen wir voranstellen; denn darin wirkte noch das Heidentum, die alte germanische Art nach, daß die Frauen vorangingen und im öffentlichen Leben eine Wirksamkeit entfalteten, die sonst im Charakter des Christentums nicht liegt.[1]

Weit zahlreicher als Männerklöster waren die Frauenklöster, und diese bewährten sich alle durch gute Zucht und verbreiteten als Pflanzstätten der Bildung und Frömmigkeit viel Segen über das Land, allen voran Herford und Gandersheim, bevorzugte Schöpfungen des sächsischen Adels. Sie verbanden mit der Einfachheit und dem Ernst des religiösen Lebens die Sehnsucht nach feinerer Bildung, und strebten nach einem gewissen Ausgleich, bei dem der Klosterzucht leicht Gefahr gedroht hätte, wenn das Leben nicht so arm

[1] S. S. 324.

und rauh gewesen wäre. Aus den begreiflicherweise etwas zurückhaltenden Worten des Lobredners Hathumods, ihres Bruders, erfahren wir, daß die vornehmen Nonnen in der Tracht und Kost sich Freiheiten erlaubten. Sie wählten eine mittelmäßige Kleidung, sagt er, nicht zu stark verziert, aber auch nicht ganz von Wolle. Hathumod trug zwar auf dem Leibe bloße Wolle, gestattete aber den Schwestern den Gebrauch leinener Hemden. Die Lebens- und Nahrungsweise hatte sie in der Art mit den Schwestern gemein, daß sie den Fleischgenuß, den sie ihnen an bestimmten Tagen und Zeiten gestattete, sich selbst versagte. Sie genoß auch von den übrigen Speisen und dem notwendigen Getränke, selbst vom Brote nur sehr wenig. Wenn die Glocke zum Gebet rief, eilte sie ihren Genossinnen und allen voran und verließ zuletzt das Gotteshaus.

Im übrigen herrschte die vollste Gemeinsamkeit. Keine der Schwestern speiste mit Verwandten oder Gästen oder sprach mit ihnen ohne besondere Erlaubnis. Keiner, erzählt unser Gewährsmann, stand es zu, wie es in den meisten Klöstern der Brauch ist, sich außerhalb des Klosters zu Verwandten oder auf die dem Kloster gehörigen Güter zu begeben. Keine durfte außerhalb des gemeinschaftlichen Speisezimmers oder zu ungewöhnlicher Zeit essen, wenn nicht Krankheit dazu zwang. Alle nahmen ihre Mahlzeit zusammen in einem und demselben Raume ein, ruhten im gemeinschaftlichen Zimmer, kamen zur Gebetsstunde an ein und demselben Orte zum Gottesdienst zusammen und gingen gemeinschaftlich aus, um die vorkommenden Arbeiten zu verrichten. Keine durfte im Kloster eine besondere Zelle oder eine Dienerin haben. Die das Ordenskleid noch nicht erlangt hatten, wohnten außerhalb des Klosters auf einem kleinen Maierhof. Die Absonderung von Männern war so streng, daß selbst Priester das Kloster nicht betreten durften, wenn nicht Krankheit dies erheischte oder sonst ein rechtmäßiger Grund zur Ausübung ihres Amtes es erforderte.

Noch älter als der Ruhm von Gandersheim war der des Klosters Herford, wo die Stifterin Hathumod ihre Ausbildung empfangen hatte. Wie Hathumod dem edlen Geschlechte der Billunge, gehörte die Leiterin von Herford dem der Widukinde an. Hier wuchs Mathilde auf, die spätere Gemahlin König Heinrichs I. Schon in der frühen Jugend zog sie durch ihre Schönheit und Klugheit die Augen auf sich und erregte in den Eltern des Herzogs Heinrich

den Wunsch, sie an der Seite ihres Sohnes zu sehen, der in einer unerlaubten Verbindung mit einer dem Kloster entrissenen Witwe lebte. Sein Vater schickte ihn mit dem Grafen Thietmar und einem großen Gefolge von Edelleuten nach Herford. Als einfache Pilger verkleidet, schlichen sie sich in die Frauenkirche, wo sie Mathilde sehen konnten. Ihre engelgleiche Frömmigkeit riß ihn sogleich hin. Nachdem er seine Gewänder gewechselt hatte, trat er glänzend bekleidet an die Pforte des Klosters und erbat eine Unterredung mit der Äbtissin und ihrem Schützling. Ohne viel Umschweif begehrte er die Hand der jungen Mathilde, führte sie davon und hielt kurz darauf Hochzeit. Heinrich lebte mit ihr in glücklichster Ehe und gewann von ihr fünf blühende Kinder, darunter Otto, den nachmaligen Kaiser, und Gerberga, die spätere Königin von Frankreich. Der milde und friedliche Sinn Mathildes übte einen guten Eindruck auf Heinrich; mit ihren Gebeten unterstützte sie Tag und Nacht seine Unternehmungen. Oft trat sie einem strengeren Urteil des Königs mit ihrer Fürbitte entgegen und ruhte nicht eher, als bis der Unmut gekühlt und das Wort der Gnade dem Munde ihres Gemahls entfallen war. Bereitwillig erkannte Heinrich an, wieviel er der trefflichen Frau dankte.

Am Sterbebette sagte er: „O du uns immer Treueste und mit Recht Geliebteste! Wir danken Christo, daß wir dich noch lebenskräftig sehen; denn niemand hat sich je mit einem Weibe verbunden, das fester in der Treue und in allem Guten erprobter war. Habe also Dank dafür, daß du uns sorgsam im Zorne besänftigtest und in allem nützlichen Rat erteiltest, uns oftmals vom Unrecht zur Gerechtigkeit zurückriefest und angelegentlichst ermahntest, dem Bedrückten Barmherzigkeit zu erweisen! Jetzt empfehlen wir dich und unsere Söhne dem allmächtigen Gott, zugleich mit unserer Seele, die bald aus dem Körper scheiden soll." Auch Mathilde dankte in tiefer Rührung ihrem Gemahl für alle bewiesene Liebe und Treue, dann verließ sie sein Sterbelager und ging in die Burgkirche, für das Seelenheil ihres sterbenden Gatten zu beten. Bald darauf hauchte Heinrich in Gegenwart seiner Söhne und einiger vornehmer Sachsen den Atem aus. Der Klageruf drang schnell in die Kirche und zu den Ohren der Königin. Sie faßte sich und fragte, ob nicht ein Priester da sei, der noch keine Speise genommen und sogleich eine Seelenmesse für ihren dahingeschiedenen Herrn und

Gemahl lesen könnte. Es war schon hoch am Tage, aber ein Priester mit Namen Adaldag hatte noch nichts an dem Tage genossen. So las er die erste Seelenmesse für den König Heinrich, und die Königin dankte ihm sogleich mit den goldenen Spangen, die sie am Arm zu tragen pflegte, und hat auch später treulich seiner gedacht. Als die Messe beendet war, trat sie in das Sterbegemach. Sie weinte bitterlich, aber trug doch mit Ergebung in Gottes Willen den gewaltigen Schmerz. Zu ihren Söhnen, die weinend am Lager standen, sich wendend, sprach sie: „Meine teuren Söhne, schreibt euch in das Herz, was ihr hier sehet, ehret Gott und fürchtet ihn, der Macht hat, solches zu tun."[1]

Mathilde war nicht frei von verschiedenen menschlichen Schwächen; so hatte sie eine einseitige Vorliebe für ihren jüngsten Sohn Heinrich und wünschte, daß er die deutsche Königskrone erlange, und unternahm auch Schritte in diesem Sinne, zog sich aber dadurch mit Recht den Unwillen ihres ältesten Sohnes Otto zu. Otto machte ihr Vorstellungen, hielt ihr ihren Witwenstand vor, der sie zur Zurückhaltung nötige, und bedrängte sie mit dem Verlangen um Rückgabe aller ihrer Schenkungen an Kirchen und Klöster. Fast zehn Jahre lang bis 946 dauerte eine gewisse Spannung, doch richtete Otto auf dem Familiengute der Mathilde zu Quedlinburg, wo König Heinrich seine Ruhestätte gefunden hatte, ein Nonnenkloster ein und stattete es mit vielen Gütern und Ortschaften aus. Mathilde führte die Oberaufsicht, wenn sie auch nicht förmlich die Würde einer Äbtissin bekleidete. Auch zu Nordhausen und Pöhlde, die ebenfalls Mathilde gehörten, entstanden Klöster; an letzterem Orte sollen nicht weniger als 3000 Mönche um Mathilde sich gesammelt haben. Durch zahlreiche Klostergründungen und Stiftungen suchte die Königin gutzumachen, was ihr Gemahl versäumt hatte.

Eine gewisse Schwäche der Königin ferner war ihre Vorliebe für schöne Kleider; diese Neigung konnte sie nie ganz überwinden, ähnlich wie die hl. Radegunde aus Thüringen. Wohl trug sie ein dunkles Linnenkleid, darunter aber ein Scharlachgewand und Goldschmuck, den sie erst nach dem Tode ihres Lieblingssohnes Heinrich entfernte. Früher hatte sie gerne Musik gehört und getrieben, jetzt

[1] V. Math. 8, M. G. ss. 4, 288, im älteren Leben M. G. ss. 10, 575 fehlt die Szene; vgl. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit I, 238; Hallberg, S. Mathilde 42.

aber wollte sie nur noch heilige Gesänge anhören. Kaum hatten sich die Nonnen zur Ruhe begeben, so pflegte sie sich zu erheben und in der neben ihrer Kammer liegenden Kirche zu beten und legte sich erst kurz vor dem Nachtgottesdienst, den Nokturnen nieder, um kein Aufsehen zu erregen. Nach den Nokturnen blieb sie noch im Gebete bis zur Morgenröte und genoß erst dann ein wenig Ruhe. Dabei hatte sie das Leben der frommen Hathumod vor Augen. Schon am frühen Morgen sammelte sich eine Schar von Bettlern, die sie zweimal des Tages speiste. Ein besonderes Vergnügen bereitete es ihr, Vögel und einen Hahn zu nähren, der die Nachtstunde ankündigte. Nachdem sie die heilige Messe mit großer Andacht angehört, widmete sie sich ihren geistlichen Angelegenheiten; denn sie nahm sich selbst der Verwaltung der zahlreichen Güter an und beschäftigte sich mit weiblichen Arbeiten. Hatte sie am Tage keine Handarbeit verrichtet, verhindert durch andere Geschäfte, so arbeitete sie, bevor sie sich zu Tische setzte, wenigstens stehend ein wenig; denn sie sagte, wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Während der Arbeit betete sie oder sang Psalmen oder hörte eine fromme Lösung. Den Sonntag widmete sie ausschließlich dieser Beschäftigung.

Die Wohltätigkeit übte sie in so großem Umfange aus, daß ihr Gemahl und ihre Söhne sie der Verschwendung anklagten. Sie saß, nach den Worten Widukinds, der sich der Sprache der Bibel bediente, gleich einem König inmitten des Volkes und tröstete alle, die Leid trugen.[1] Die Armen speiste sie mit eigener Hand, wusch sie namentlich an Samstagen und scheute auch vor den ekelhaftesten Wunden nicht zurück. Sie richtete eigene Bäder für die Fremden ein und ließ im Winter große Feuer anzünden, damit sich die Armen daran wärmten. Dazu bot sich namentlich auf ihren Reisen Gelegenheit. Bei Reisen nahm sie immer Kerzen und Nahrungsmittel mit sich in den Wagen, um bei jedem Gotteshause eine Kerze auf den Altar zu legen und jedem Armen ein Almosen zu reichen. Wenn sie las oder vor Ermüdung nicht umhersehen konnte, mußte ihre Begleiterin sie mahnen, so oft ein Bittender sich nahte. Oft schlief aber auch die treue Magd Richburg ein und es konnte geschehen, daß die Königin vor ihr aufwachte und sie mit sanften

[1] Job 29, 25; ss. 3, 466.

Vorwürfen überschüttete, wenn sie einen Bettler übersehen hatte. Manchmal mußte der Wagenlenker zurückfahren, damit sie das Versäumte nachholen konnte.

Mit ihrem Sohne stand sie in den letzten Jahren im besten Einvernehmen. Rührend war ihr letztes Wiedersehen. Als Otto 966 nach Italien aufbrach, ahnte seine Mutter, daß sie das letztemal mit ihm zusammen sei. Mehrere Tage verlebte der Kaiser still mit ihr zu Nordhausen. Als aber der Tag der Trennung anbrach, da erhoben sich beide früh am Morgen und sprachen viel und lange miteinander nicht ohne Tränen, dann gingen sie zusammen zur Kirche und hörten die Messe. Das Herz der alten Königin war tief betrübt, aber sie ließ ihre Mienen die innere Bewegung nicht verraten. Als beide aus der Kirche traten, blieben sie in der Tür stehen; unter hellen Tränen schlossen sie sich hier noch einmal in die Arme. Otto schwang sich auf sein Roß; die Mutter kehrte in die Kirche zurück und eilte zu der Stelle, auf der Otto während der Messe gestanden hatte; hier warf sie sich hin und küßte die Spuren seiner Füße. Der Graf Witigo und andere Hofleute meldeten dem Kaiser diesen rührenden Beweis der mütterlichen Liebe und Zärtlichkeit. Sofort sprang er vom Pferde, eilte zur Kirche zurück, fiel auf seine Knie nieder und sprach: „O ehrwürdige Herrin, mit welchem Dienste können wir Euch diese Tränen vergelten!“ Sie erhoben sich und redeten noch einige Worte miteinander. Dann mahnte ihn die ehrwürdige Königin: „Was nützt es, noch länger zu verweilen? Wenn wir auch nicht wollen, scheiden müssen wir doch voneinander. Solange wir uns sehen, mindern wir den Schmerz nicht, sondern vergrößern ihn noch. Gehet hin im Frieden Christi. Unser Angesicht werdet Ihr im sterblichen Leibe nicht mehr schauen.“ Der König stand auf und ritt durch Thüringen Rom zu.

Noch zwei Jahre lebte die Königin, die trotz ihrer Schwachheit ihre gewohnte Tätigkeit fortsetzte. Erst im Februar 968 legte sie sich zum Sterben nieder. Als das ihr geliebter Enkel Wilhelm, Bischof von Mainz, ein natürlicher Sohn Ottos, hörte, eilte er sogleich nach Quedlinburg. Mathilde beichtete ihm und empfing aus seinen Händen die heilige Wegzehrung und Ölung. Drei Tage hielt sich Wilhelm zu Quedlinburg auf, denn er glaubte, in jedem Augenblicke werde der Tod eintreten; als aber die Sterbestunde sich verzögerte,

verabschiedete er sich. Lange sprachen sie da noch miteinander, ehe sie sich für immer trennten. Als dann Wilhelm aufbrechen wollte, rief Mathilde ihre treue Dienerin Richburg, die sie zur Äbtissin bestellt hatte, zu sich und fragte sie, ob sie nichts wüßte, was sie ihrem Enkel zum Andenken geben könnte. „Nichts ist da," sagte Richburg, „alles hast du bereits den Armen gegeben." „Doch wo sind die Tücher," erwiderte Mathilde, „die ich für meine Bestattung zurückzulegen befahl? Laß sie bringen, daß ich sie dem Enkel als Liebeszeichen auf den Weg gebe; er wird ihrer eher als ich bedürfen, denn er hat eine beschwerliche Reise zu machen. Wer kann auch wissen, was der folgende Tag bringt? Und sollte ich sterben, so wird's werden, wie die Leute sagen: „„Hochzeitskleid und Leichenhemd wissen die Angehörigen schon zu finden."" Da brachte Richburg die Decken und Mathilde schenkte sie Wilhelm, der noch einmal die Großmutter segnete und dann von ihr schied. Mathilde war einer Ahnung gefolgt, als sie ihrem Enkel ein Leichenhemd mitgab. Kaum war er einige Stunden gegangen, so fühlte er sich unwohl und starb vor seiner Großmutter. Er wurde in das Leichentuch gehüllt, das ihm die Mutter mitgegeben, und als diese den Tod ihres Lieblings hörte, rief sie: „Lasset die Glocken läuten, rufet die Armen zusammen und gebet ihnen Almosen, daß sie zu Gott für seine Seele beten." Zwölf Tage nachher starb sie,[1] und kaum hatte sie die Augen geschlossen, siehe, da kam von ihrer Tochter Gerberga ein prächtiges Leichenhemd an Stelle des verschenkten Tuches.

Wie Mathilde, hat sich Edgitha, Ottos erste Gemahlin, durch Wohltun in den weitesten Kreisen Zuneigung und Verehrung erworben. Man rühmte ihr Liebe zu Menschen und Tieren nach und erzählte, wie sich eine Hirschkuh zu ihr flüchtete, als ihr Junges sich in einer Schlinge fing. Ihr Wohltun kannte keine Grenze, ihr Gemahl wurde zuletzt unzufrieden mit ihrer allzu großen Milde und verbot ihr weitere Almosen. Um zu erproben, ob sie diesem Befehl gehorche, verkleidete sich Otto als Bettler und wußte wirklich ihr durch ungestümes Bitten das Ärmelstück ihres kostbaren Mantels abzugewinnen. Als sie nun mittags an der Königstafel erschien, trug sie einen anderen Mantel. Scheinbar erstaunt frug

[1] 14. März 968.

Otto, warum sie das Gewand gewechselt. Verlegen suchte sie nach einer Ausflucht, der König aber befahl das abgelegte Gewand zu holen und beschämte sie, indem er den geschenkten Ärmel hervorzog. Da brachte man eben den Mantel und siehe, er war vollständig, der Himmel hatte geholfen und Otto mußte eingestehen, seiner Frau unrecht getan zu haben.

Hrotswitha preist Edgithas Milde, während sie an der zweiten Gemahlin Ottos, Adelheid, die Kraft und Größe des Geistes bewundert, an beiden Königinnen aber ihre herrliche Erscheinung hervorhebt. „Edgithas heiteres Antlitz," sagt sie, „voll lichter Reinheit errötete, wenn herrliche Ehre die königliche Gestalt schmückte, und sie glänzte von Strahlen so lauterer Güte, daß in ihrer Heimat das ganze Volk sie für die beste aller Frauen erklärte, die damals lebten." Über Adelheid schreibt Hrotswitha: „Ihr, der Tochter des Königs Rothulf, gab den stolzen Namen der erlauchte Adel der Eltern, denn mit Recht hieß sie Adelheid. Auch sie war herrlich im Schmuck der königlichen Gestalt, und sorgfältig achtend auf ihre persönliche Erscheinung bei würdigen Anlässen entsprach sie im Handeln dem königlichen Adel. Ihr Geist leuchtete so sehr hervor, daß sie vortrefflich ein Königreich regiert hätte."[1]

Das Herz Adelheids war durch schwere Schicksalsschläge geläutert worden. Als Erbtochter einer großen Herrschaft war sie von dem italienischen Usurpator Berengar schwer bedrängt und am Gardasee gefangengesetzt worden; sie litt da unsäglich, „aber es war ihr heilsam, wie Odilo von Cluny sagt, damit nicht der Zauber sinnlicher Lust ganz ihr junges Herz umstricke." Mit Hilfe eines treuen Priesters und ihrer treuen Dienerin gelang es ihr endlich zu entfliehen. Auf der Flucht kam die von Not Erschöpfte an ein breites Wasser und mußte dort längere Zeit frierend und hungernd verweilen, bis endlich ein Fischer kam. Verwundert fragte der Fischer, wie sie hierherkomme. „Siehst du nicht," erwiderte sie, „daß wir Fremde sind, hilflos und in Gefahr Hungers zu sterben, gib uns zu essen und hilf uns." „Ich habe nichts," sagte der Fischer, „als Wasser und einen Fisch." Er führte aber Feuer bei sich nach Sitte der Fischer. Schnell lohten die Flammen empor, auf denen der Fisch zum Mahle bereitet wurde, und Adelheid saß beim

---

[1] M. G. ss. 4, 321, 328, 633.

ärmlichen Mahle. Der Bischof Adelhart von Reggio brachte sie nach Canossa, und dort trafen sie die Boten Ottos, darunter seinen Bruder Heinrich, durch die er ihr seine Hand antragen ließ. Bald darauf wurde in Pavia 951 die Hochzeit gefeiert; es war einer jener seltenen Schicksalswechsel, die auf die Phantasie des Volkes den größten Eindruck hervorbringen. Noch lange sang das italienische Volk von ihr, sie wurde die Helena der italienischen Sage.

Nicht nur an Königshöfen, sondern auch in Ritterburgen und Bauernhöfen walteten edle Frauen und erzogen ein treffliches, glaubensstarkes Geschlecht. Guibert von Nogent schildert seine Mutter in den glänzendsten Farben: Wenn er ihre Schönheit schildern müßte, sagte er, so müßte er in einen Weltton verfallen, wollte er sie in etwas anderes setzen als in die keusche Stirn, den tugendhaften Blick, das seltene Sprechen und die ruhige Miene. Sie mochte es nicht leiden, wenn jemand andere Frauen tadelte, ihr Mund hatte immer nur ihren verstorbenen Mann zum Gegenstande; so überströmte noch nach seinem Tode ihr Herz von Liebe. Eine solche Furcht vor dem himmlischen Richter erfüllte sie, daß sie jede Sünde verabscheute und zu einem höheren Alter gelangt, bedauerte sie, daß sie in ihrem gealterten Herzen den Stachel des Schreckens nicht so lebhaft empfinde wie in ihrer Jugend.

Die Frauen waren geradezu Kulturträgerinnen, namentlich in Nordwestdeutschland. Die hervorragende Stellung, die die Frau einnahm, entsprach nicht durchaus dem Geiste des Christentums, wie man wohl voraussetzt, sondern wurzelte noch in der alten Sitte. Wir sehen gerade in dieser Zeit, daß die Frau bei den heidnischen Germanen in der Öffentlichkeit nur allzu frei sich bewegt; sie nahm teil an den Kämpfen und Friedensberatungen, wie schon die Namen beweisen, die an Kampf und Friedensvermittlung erinnern, z. B. Brunhild, Schwanhild, Friedburg,[1] und manche Frau schwang sich zur Herrschaft über die Männer auf. Nun aber wies die Kirche die Einmischung der Frauen in öffentliche Angelegenheiten strenge zurück.[2] Trotzdem haben die Frauen gerade im zehnten Jahrhundert eine Rolle gespielt, wie weder vorher noch nachher. Eine

[1] Bugge, Die Wikinger 69, 84.
[2] Königer, Burchard von Worms 207.

Mathilde, Adelheid überstrahlte durch ihren Tugendglanz die üblen Einflüsse, die von schlimmen Weibern ausgingen.

Weniger günstig wirkte die schöne und beredte Theophano, die Gemahlin Ottos II. Allerdings rühmt sie Thietmar von Merseburg als eine Frau von bescheidenem und doch festem Charakter, freilich von der Schwäche ihres Geschlechts nicht frei; „sie bewährte," sagt er, „was bei den Griechen selten ist, einen musterhaften Lebenswandel und wachte mit wahrhaft männlicher Kraft über das Wohl ihres Sohnes und ihres Reiches, indem sie die Hoffärtigen demütigte, die Demütigen erhob." Aber sie führte auch nach Deutschland griechische Luxusliebe und Modeneigungen ein, vielleicht sogar noch ärgere Sitten. Ohne Zweifel hatte sie von ihrer schlimmen Mutter einige Adern geerbt. Wenn diese eine Teufelin in Menschengestalt genannt wird, so trifft ein guter Teil dieses Urteils auch auf Theophanos Nichte Zoe zu, die eine große Macht ausübte.

Die Griechen zeigten sich eben besonders empfänglich für weibliche Einflüsse. Ernste Schriftsteller hoben mit Wohlgefallen die Körpervorzüge schöner Frauen hervor, rühmten ihre Grazie, den süßen Zauber, der ihre Erscheinung begleitete. Die Abendländer blieben hier kälter. Wie wir eben hörten, hielt es Guibert für weltlich, die leiblichen Vorzüge einer Frau, sei es auch nur seiner Mutter zu schildern. Ein frommer Mann hatte für so etwas gar kein Auge; er schaute sogar mit einem gewissen Abscheu auf die Fallstricke zum Bösen, die der Teufel mit den sinnlichen Reizen ausbreitete, verurteilte jede Vertraulichkeit und fand nicht Worte genug, sein Mißfallen an unerlaubten Beziehungen auszudrücken.[1] „Könnte ich doch alle Frauen dieses Landes," ruft einmal Odo aus, „die Leibesbande festhalten, ihnen entreißen und für ein höheres Ziel gewinnen."[2]

Wegen der Gefahren, die ein vertrauter Umgang mit den Frauen in sich barg, verfielen viele in eine übertriebene Scheu und es kam vor, daß sogar ein frommer Mann wie der hl. Ulrich sich

[1] Si ergo tanta est culpa in coniugali concubitu, ut infans pro illa sola puniri debeat, quanta in stupro est vel in pollutione, quae ad solam libidinem explendam patratur; Odo coll. 2, 24; s. Kap. LVII, 5.

[2] Et utinam omnes mulieres in hac provincia commorantes, quae carnali vinculo retinentur, potuissem lucrifacere; v. Odonis 1, 36.

über diese Scheu lustig machte. Als der ängstliche Abt Immo von St. Gallen einmal nach einem unter der Erde gefundenen Ambos fragte, soll ihm nach der Erzählung Ekkehards Ulrich eine am Rücken starke und schmutzige Frau herbeigeschafft und sie als Amboß bezeichnet haben. Er selbst ließ sich als Knabe von der altehrwürdigen Reklusin Wiborada aus ihrem Haarkleid ein Busen- und Kopfkissen anfertigen. Gegen eine von Fasten und Kasteiung ganz ausgemergelte Gestalt wie die Wiborada hegten selbst die Mönche eine große Ehrfurcht und trugen ihren entblößten, von den Hunnen totgequälten Leib als kostbare Reliquie fort. Ganz anders aber verhielten sie sich gegen das blühende Leben. Der hl. Adalbert wurde in seiner Jugend als Knabe auf dem Heimwege von der Schule von einem mutwilligen Begleiter an ein Mädchen gestoßen, da jammerte er: „Wehe mir, ich habe mich verheiratet."[1] Manche schlossen ängstlich die Augen, wenn sie irgendwo ein weibliches Wesen witterten, und setzten sich um keinen Preis an einen Ort, den zuvor eine Frau durch ihre Gegenwart entheiligt hatte.

Wenn schon Jünglinge zum Eintritt in den Ordensstand gezwungen wurden, so geschah dies noch viel häufiger bei Mädchen. Einen solchen Zwang hielt niemand für Unrecht, erst später regen sich Bedenken.[2] Als die Nonnen eines Frauenklosters zu Worms nach dem Tode ihrer Äbtissin von Burchard seine bei ihm lebende Schwester zu ihrer Nachfolgerin begehrten, nötigte er sie, trotz ihres Widerstrebens die Welt zu verlassen, in der sie gerne weitergelebt hätte. Leichter als ältere Jungfrauen gewöhnte sich die Jugend an das Kloster. Viele Mädchen von vornehmer Geburt, die in Nonnenklöstern ihre Erziehung genossen, wollten gar nicht mehr nach Hause kehren. Sophie, die Tochter des Ungarnkönigs Bela, sollte nur kurze Zeit in einem Kloster zu Admont bleiben, bis die Zeit ihrer Hochzeit mit dem deutschen Kaisersohn gekommen wäre. Als aber ihr Verlobter starb, verließ sie den Ort nicht mehr, obwohl ihr Bruder sie inständig zur Rückkehr aufforderte. Da er befürchtete, sie werde mit Gewalt zurückgehalten, schickte er eine große Mannschaft ab, die ihre Herausgabe verlangten. Nur mit Widerstreben verließ die Jungfrau das Kloster, um den Gesandten zu zeigen,

[1] Heu me nupseram, er wies dabei auf seinen Begleiter mit den Worten hic me nubere fecit; ss. 583.

[2] Daher schaffte Wilhelm von Hirsau das Oblatentum ab.

daß sie mit voller Freiheit ihren Beruf wählte. „Ich verachte die Welt und den Schmuck dieser Welt," sang sie, und ihre Begleiterinnen stimmten darin ein. Das ganze Volk brach in Freudenrufe aus, und die Gesandten schenkten den mitgebrachten Schmuck dem Kloster.

Auf die Heiligen fiel schon von frühester Jugend an ein Strahl von oben; ihre höhere Bestimmung leuchtete aus dem ganzen Kindheitsleben heraus. Der hl. Ulrich wäre als Säugling beinahe gestorben, wenn ihn nicht seine Mutter auf den Rat eines Geistlichen früh genug entwöhnt hätte. Schon nach wenigen Monaten zeigten die heiligen Knaben ihre hohe Bestimmung und nach einigen Jahren glichen sie eher Greisen als Jünglingen, so ernst und würdevoll benahmen sie sich; sie verweilten am liebsten bei älteren Leuten. Während sich die anderen Schüler in den Freizeiten an den Spielen ergötzten, lärmten und lachten, schlichen sich Knaben wie Adalbert, Bruno und Bernward in einen stillen Winkel, stahlen dort „süße Früchte" der Erbauung, „naschten am Psalmenhonig und erfreuten sich am himmlischen Lachen". Wohl widmeten sie sich mit Eifer dem Unterricht, aber hoch über alle irdische Weisheit stellten sie die Gottesfurcht. Trotz ihres starren, ernsten Wesens waren aber die frommen Jünglinge bei ihren Altersgenossen nicht verhaßt; denn alles war überzeugt von ihrer höheren Bestimmung. Schon früh lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie und kaum entgingen sie schon in jungen Jahren hohen Würden. So nahmen die Mönche von St. Gallen, bei denen Ulrich den Unterricht genoß, ihn als Abt in Aussicht und wollten ihn überreden, daß er ihrem Orden beitrete, aber er widersetzte sich ihrem Wunsche, wie spätere Schriftsteller berichten, auf Anraten der Einsiedlerin Wiborada.[1] Diese soll nämlich prophezeit haben, daß er in einer östlichen Gegend Bischof werde, wo er glückliche Zeiten, aber auch schwere Stürme von Heiden und Christen erleiden werde. So ließ er sich denn von dem Bischof Adalbero von Augsburg in die Zahl seiner Kleriker aufnehmen. Nach dessen Tode kehrte der zwanzigjährige Jüngling in seine Heimat zurück und verwaltete seine Güter und wurde dreizehn Jahre später auf den Bischofsstuhl von Augsburg erhoben.

[1] Ihre Darstellung unterliegt insofern Bedenken, als Wiborada erst 916 sich einschließen ließ, Ulrich aber viel früher in St. Gallen studierte. Das Zusammentreffen selbst aber steht ziemlich sicher fest; Schröder, Hist. Jahrb. 1901, 283.

Als Bischof widmete er fast all seine Kraft dem Weinberge des Herrn, ohne seine zeitlichen Verpflichtungen ganz zu vergessen. Weltliche Geschäfte hielt man wohl vereinbar mit der Frömmigkeit. Ein Bischof mußte sich wie ein weltlicher Herr viel mit den Finanzen und dem Kriegsfache abgeben, er mußte die Verwaltung seiner Höfe und die Behandlung der Hörigen überwachen, mußte sich ein kriegerisches Gefolge halten. So zog Ulrich selbst 955 mit seinen Rittern aus gegen die Ungarn, noch ehe der König erschienen war, und nahm teil am Kampf, hoch zu Roß, weder durch Schild noch Helm noch Panzer geschützt, sondern nur mit einer Stola angetan, blieb aber doch unverletzt von den herumschwirrenden Pfeilen und Steinen.

Immer umgab den Bischof seine „Familie“, wozu nicht nur Arme und Kleriker, sondern auch Dienstmannen gehörten, die sicheres Geleite gewährten, den Reichsdienst und den Stadtdienst zu versehen hatten. Darunter befanden sich wie auf weltlichen Höfen Kämmerer, Kanzler, Marschalle, Vögte und Burggrafen. Jeder Bischof und jeder Grundherr beschäftigte zahlreiche Bauhandwerker; denn ihm oblag die Sorge nicht nur für die Unterkunft seiner Diener, sondern auch für die Sicherheit der Stadtbewohner. So hat Ulrich viel gebaut und verwaltet und viel gearbeitet; denn er wußte so gut wie Mathilde, daß, wer nicht arbeitet, auch nicht essen soll. Viele Heilige legten selbst Hand an. Ein Godehard von Hildesheim, ein Helluin im Kloster Bec versahen die Dienste eines Zimmermanns und Maurers. Ein heiliger Adalbert griff zu Saatkorn und Sichel, um sich sein Brot zu verdienen. Johannes von Gorze hat gebuttert, daß ihm der Schweiß kam, und seine nächtlichen Mußestunden mit Netzstricken ausgefüllt.

Der hl. Ulrich hatte genug zu tun mit der weltlichen Verwaltung und den Reichsgeschäften, er predigte fleißig und untersuchte den Zustand der Klöster[1] und Pfarreien. Neben seinen Wallfahrten[2] führten ihn seine Visitationsreisen oft in die Ferne. War er unter

[1] Der Ordnung halber vereinigte er, obwohl es nicht kanonisch war, eine Reihe von Klöstern in seiner eigenen Hand: Kempten, Feuchtwangen, Staffelsee, Füssen, Wiesensteig, Häbach (bei Weilheim), im gewissen Sinne auch Ottobeuren. In Augsburg gründete er St. Stephan.

[2] Er pilgerte nach heiligen Stätten, nach Rom, St. Moriz im Rhonetal und zum hl. Meinrad in Einsiedeln.

dem Glockengeläute in ein Dorf eingezogen, so las er sogleich die heilige Messe, ließ die Gemeinde zu dem Konzile zusammenkommen, befragte wahrheitliebende Leute (die Sendschöffen) eidlich, was in der Pfarrei zu verbessern und welche Fehler und Gewohnheiten beständen. Er suchte dann sogleich zu verbessern, was ihm möglich war. Nachher spendete er die Firmung. An den folgenden Tagen und auch sonst im Jahre hielt er mit den Geistlichen Kapitel; dann mußten die Erzpriester und Dekane ihm Rechenschaft geben, wie das Volk den Unterricht und die Sakramente der Kirche benützte, wie die Priester die Armen unterstützten, ob sie sich keine Weiber hielten und mit Hunden oder Falken auf die Jagd gingen, ob sie keine Wirtshäuser oder weltliche Hochzeiten besuchten, keine Possen trieben und am ersten jeden Monats an bestimmten Orten zusammenkämen und die gewöhnlichen Gebete verrichteten.

Mönche, Geistliche und Klosterfrauen, die zu Ulrich kamen, liebte er wie seine Kinder, labte sie mit geistlicher und leiblicher Speise im Überflusse, ließ sie bei sich wohnen, solange es ihnen gefiel, und entließ sie zur geeigneten Zeit, auf alle Weise erfrischt und erfreut. Seine eigenen Geistlichen aber, berichtet einer aus ihrer Zahl, der Ulrichs Leben schrieb, seine Geistlichen, mochten sie seinem eigenen Hausgesinde angehören oder mittelfrei oder von höherem Adel sein, ließ er mit der größten Sorgfalt unterhalten und unterrichten und gab allen, die er einer Auszeichnung für würdig erkannte, Ämter oder geeignete Pfründen. Zu seinem Nachfolger wünschte er seinen Neffen Adalbero, einen tüchtigen Mann, beredt, unterrichtet, in weltlichen Geschäften bewandert, und ließ ihm die Nachfolge durch den Kaiser sichern und veranlaßte die Vasallen und Hörigen des Bistums, ihm den Treueid zu leisten. Da dies aber den Kirchengesetzen widersprach, zwang die Synode von Ingelheim den Adalbero zur Zurückgabe des Bischofsstabes, obwohl sich Ulrich erboten hatte, den Rest seines Lebens in einem Kloster zuzubringen.

Zur Not erkennen wir aus flüchtigen Andeutungen, daß in Ulrich doch noch ein Rest weltlicher Gesinnung schlummerte. Die Legendenschreiber übermalen solche Züge bis zur Unkenntlichkeit. Wenn ihre Helden mit ihrer Umgebung in Streit geraten, liegt die Schuld immer an anderen, und die Tatsache kommt nicht zur Geltung, daß ein frommer Mann auch seine herbe und stachelige

Seite hatte. So hat es dem Ansehen des hl. Wolfgang nicht geschadet, daß er es als Schullehrer nirgends lange aushielt und daß er auf eigene Faust sich der Mission unter den Ungarn widmete, weshalb er sich vor dem Bischof von Passau rechtfertigen mußte. Wilhelm von Dijon hatte sich als Diakon mit seinem Bischof überworfen und weigerte sich vor der Priesterweihe, ihm zu huldigen, und er ließ sich von einem anderen Bischof weihen. Als der Bischof starb, verkündigte Wilhelm, er sei verdammt, und alle Welt glaubte es. Selbst den Papst schonte er nicht, er beschuldigte ihn der Simonie. Trotzdem kam er in den Ruf der Heiligkeit.

Die Größe der Heiligen bestand eben darin, daß sie auch die schlimmen Regungen ihrer Natur überwanden und sich ganz ihrer Aufgabe widmeten. So handelte der hl. Ulrich. Trotzdem ihn fortwährend andere Sorgen abzogen, ging er auf in seinem geistlichen Berufe, und in der Ausübung seines geistlichen Berufes hatte er stets Gott vor Augen. Selbst wenn er mit Kirchenangelegenheiten sich befaßte, war sein Geist, wie sein Biograph berichtet, immer bei Gott. Er strebte durch Nachtwachen, Gebet, Fasten und Almosengeben sich mit Gott immer zu vereinigen. Er trug auf bloßem Leibe stets ein härenes Gewand und beobachtete insgeheim die Regeln der Mönche, wusch sich aber, oder, was damit zusammenfiel, badete doch öfters, als es viele gar zu weltfeindliche Heilige taten. Nachts schlief er nicht auf weichem Federbette, sondern auf einer Strohdecke und einem Mantel und deckte sich mit einem solchen zu. Der hl. Adalbert schlief sogar auf bloßem Boden oder auf einer Haardecke nur kurze Zeit, während er sein von Flaumfedern und schönen Decken starrendes Bett einem Gaste oder Armen überließ. Ulrich stand nachts so oft auf, als das Glockenzeichen ertönte und verrichtete die Nokturnen.

Die Nachtwachen waren noch allgemein üblich. Freilich lähmten sie oft die Tageskraft und hinderten viele an einer gehörigen Ausnützung der Stunden des Lichtes. Daher meinte Ratherius, es sei nicht gut, nachts zu beten und den Tag mit unnützen Reden und Müßiggang hinzubringen.[1] Der hl. Ulrich machte nicht die Nacht zum Tage, wozu die hl. Mathilde Neigung zeigte. Diese hatte schon

[1] Quidam noctibus psalmodiis et orationibus instant, diebus vero detractionibus, praviloquiis, otiositati et desidiae vacant, cum nox potius quieti, dies sit concessa labori; Sermo II. de quadrag 12.

ehe der Tag erschien den ganzen Psalter gebetet; Ulrich aber, heißt es, habe ihn wohl regelmäßig des Tags gebetet, oft aber bei dringenden Geschäften nicht vollendet. Wenn Ulrich sich auf Reisen begeben mußte, zog er die mühselige Fahrt in einem Karren dem Reiten vor, weil so sein Kaplan neben ihn sitzen und mit ihm die Tagzeiten beten konnte. Zu Hause hielt er, wenn es ihm seine Geschäfte gestatteten, die täglichen Andachten in der Hauptkirche mit deren Geistlichen sorgfältig ab. Außerdem aber pflegte er jeden Tag eine Andacht zu Ehren der heiligen Maria, der Mutter des Herrn, eine andere zum heiligen Kreuze und eine dritte zu allen Heiligen und viele Psalmen zu verrichten; natürlich kannte er so gut wie andere Geistliche die Psalmen auswendig. Auch versäumte er nie, täglich drei, zwei oder eine heilige Messe zu lesen, je nachdem er Zeit hatte und ihm nicht Krankheit oder irgend ein gutes Werk die Zeit dazu entzog. Jeden Freitag feierte er das hl. Opfer an dem von ihm zu seinem Grabe ausersehenen Orte über seinem Sarge.

Eine solche angestrengte Gebetstätigkeit konnte nur ein gottbegnadigter Mann leisten, ein anderer fiel leicht ins Mechanische und Oberflächliche. Daher verbot die Kirche nachmals die Häufung der Messen, um so mehr als sie zur Simonie Anlaß boten. Ein wenig Oberflächlichkeit schlich sich sogar in das Heiligenleben ein. Wilhelm von Dijon hatte eine große Freude an rein mechanischen Verrichtungen, am Singen, Glockenläuten, er erfand eine leichte Gebetsmethode: zwischen die Misereréverse schob er eine zahlenmäßige Wiederholung der Worte: Domine Iesu, Rex pie, Rex clemens, Pie Deus. Doch waren es nur Notbehelfe. Ein wahrer Mann Gottes versenkte sich, wenn die Lippen murmelten, ganz in die Betrachtung Gottes. Sein Geist schwebte über den Wolken; er schaute unbekannte Gegenden, weilte im Himmel und in der Hölle, er betrachtete alle Ereignisse des Tages im Lichte der Ewigkeit und pflegte vertrauten Umgang mit den Toten. Gar oft erschienen Verstorbene teils als Büßer, teils als Warner. So trat in der Kapelle des hl. Ulrich sein Vorgänger Adalbero an den Altar und forderte den eben anwesenden Kaplan Ulrichs auf, ihn bei der Messe zu bedienen; ein andermal sagte er den Sturz der Gruft voraus, und wieder ein andermal führte die hl. Afra in prächtigem Gewande Ulrich im Geiste auf das Lechfeld und zeigte ihm den Ungarneinfall. Gesichte und Träume hatten oft die

Bedeutung von Gottesurteilen und Vorzeichen. Nur zu willig ließen sich die Menschen dadurch in ihren Handlungen bestimmen.

Ein gewaltiger Ernst erfaßte die Christen beim Beginn der Fastenzeit. Wenn die Sünder in sich gingen, so wollte auch ein frommer Mann nicht zurückbleiben und die Sünden anderer tragen helfen. Der hl. Ulrich erhob sich während der Fastenzeit mit dem Morgenstrahle, betete die Laudes, sang die Psalmen und die Litanei.[1] Wenn dann das Glockenzeichen zur Vigilie für die Abgestorbenen gegeben wurde, hielt er mit den Brüdern Vigilie und Prim. Während die Brüder nach Beendigung derselben das Kreuz umhertrugen, blieb er in der Kirche zurück und las die abgekürzten Psalmen, bis die Brüder mit dem Kreuz zurückkamen und das Meßopfer begannen. Er brachte selbst das erste Opfer, indem er die Hand des messelesenden Priesters demütig küßte. Nach der Messe wurde die Terz gesungen, und während die Brüder in das Kapitel gingen, um eine geistliche Vorlesung zu hören, blieb er wieder in der Kirche bis zur Sext. War diese beendigt, so ging er mit Kniebeugungen um den Altar herum, sang das Miserere und De profundis. Dann kehrte er in sein Schlafgemach zurück, um sich sein Antlitz zu waschen und sich zur Messe vorzubereiten. Hatte er seine Messe beendigt und die Vesper gebetet, so ging er in das Armenhaus, wusch zwölf Armen die Füße und verteilte Gaben. Darauf setzte er sich zur Tafel, wobei er noch mäßiger war als sonst. Nicht alle Christen hielten die Fasten im Sinne der Kirche. Ratherius tadelt, daß viele in der Nacht hereinbringen, was sie sich untertags abbrechen.[2] Viele glaubten gerade an den zwei letzten besonders wichtigen Tagen der Karwoche sich das Fasten schenken zu dürfen, weil sie das Fasten um zwei Tage zu früh angefangen hätten.

Die Karwoche bürdete übermenschliche Anstrengungen einem Bischofe auf. Am Palmsonntage wurde die Palmprozession durch die Stadt gehalten und aus den umliegenden Ortschaften strömte alles herbei, nachher hielt der Bischof eine Predigt und Messe. An den folgenden drei Tagen pflegte Ulrich die Frühjahrssynode zu halten — die Herbstsynode fiel in den Oktober —, weihte dann am Gründonnerstag, während sein Klerus anwesend war, das hl. Öl

[1] Wohnung und Schlafgemach Ulrichs stand in unmittelbarer Verbindung mit der Kirche; s. S. 35; 255 N. 1.

[2] S. II. de quadrag.

und verteilte es unter die Pfarrer. An diesem Tage wurde die allgemeine Beicht und Absolution gesprochen und allgemeine Kommunion gehalten; auch spendete der Bischof, wohl zur Erinnerung an das hl. Abendmahl, das beste Getränke an das Volk. Am Karfreitag wurden die Gläubigen wieder mit dem Leibe Christi gespeist und die übrigen Hostien „vergraben“.[1] Unter Gebet und Fasten verfloß der Tag; zur Vesperstunde aber labte Ulrich sich, ohne zur Tafel zu gehen, in seinem Schlafgemache mit Bier und Brot und ließ auch jedem der bei ihm Verweilenden nach Belieben Bier und Brot vorsetzen. Anderen Tages begann noch in der Nacht die Taufwasserweihe und Taufe und dann nahm Ulrich ein Bad, das dritte in der Fastenzeit, wie er im Anfang und in der Mitfasten eines genommen — die übrige Zeit pflegte er häufiger zu baden —, dann folgte feierlicher Gottesdienst und ein freudiges Mahl. Am Osterfeste wurden die hl. Hostien aus ihrem Begräbnisse erhoben und der Leib Christi und das Evangelienbuch mit Kerzen und Weihrauch im feierlichen Aufzug getragen, wobei Knaben passende Lieder sangen — vor und nach der Prozession[2] brachte der Bischof das heilige Meßopfer dar und empfingen alle den Leib Christi. Beim Mahle waren drei Tische, einer für die Geladenen, einer für die Geistlichkeit der Domkirche und einer für die von St. Afra gedeckt. Nach gesprochenem Tischgebet verteilte Ulrich unter alle das Fleisch des Gotteslammes und Stückchen vom Speck, der bei der Messe geweiht war, und zur bestimmten Zeit kamen Spielleute, so viele, daß sie fast den ganzen Saal einnahmen, und spielten drei Stücke. Die Domherren erhielten eine Carität, d. h. Wein als Liebesgabe und sangen einen Wechselgesang von der Auferstehung. Abends wurde die dritte Carität getrunken, wieder ein Responsorium gesungen, darauf die Vesper gefeiert. Am anderen Tage war Firmung.

Wohl dem, der mit Tränen säete, er durfte mit Freuden ernten. Auf die Bußzeit folgte ein frohes Halleluja. Wer ein ernstes beschauliches Leben geführt hatte, der freute sich auf den Tod, auf den Eingang in die Ewigkeit, der begrüßte im Abendglühen das Morgenrot. Manche lebten, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, nur noch um sich den Tod zu wünschen. Auch dem hl. Ulrich

[1] Consuetudinario more, quod remanserat, sepulto.

[2] Es war keine theophorische Prozession im späteren Sinne; fast ebenso feierlich wurde das hl. Öl am Donnerstag einhergetragen (v. 4).

lag diese Stimmung nicht ganz fern, doch läßt ihn sein Biograph menschlicher fühlen, als wir es erwarten, eine gelassene Ruhe spricht aus seiner Darstellung. Nach dem Tode seines Neffen Adalbero befiel ihn große Traurigkeit, denn er fühlte sein eigenes Ende nahen. Er feierte noch täglich die hl. Messe, setzte sich nach gewohnter Weise zu seinen Gästen an die Tafel, blieb aber selbst nüchtern und erquickte sich darauf in der Kirche oder in seinem Gemache durch den süßen Psalmengesang oder durch Anhören geistlicher Vorlesung. Nachdem er aber so schwach geworden war, daß er nicht mehr selbst Messe lesen konnte, ließ er sich täglich in die Kirche bringen, um dieselbe auf das andächtigste anzuhören, wobei er nicht nachließ, fromme Gebete zu verrichten. Nach der Messe in sein Gemach zurückgekehrt, überließ er sich der Ruhe des Bettes nicht eher, als bis die Abendstunde gekommen war; er saß vielmehr angezogen auf seinem Stuhle und lehnte sich auf ein Kissen, bald rechts, bald links, bald auf die Rücklehne des Stuhles zurück.

Am Geburtstage des hl. Johannes des Täufers, 23. Juni 973, um 4 Uhr morgens sagte der hl. Ulrich, gleichwie vom Schlafe erwacht, zu seinen Kämmerern: „Zieht mir die Kleider und Schuhe an.“ Diese zauderten anfangs, weil sie im Zweifel waren, ob er einen solchen Auftrag in einer Verzückung oder bei unklarem Bewußtsein gegeben habe, doch gehorchten sie ihm schließlich und kleideten ihn an. Darauf aber wünschte er, daß er mit den heil. Gewändern bekleidet werde. In dieser Kleidung ging er in den Dom und von da in die Kirche des hl. Johannes des Täufers, die er früher neben der Kathedrale selbst erbaut und zu Ehren dieses Heiligen eingeweiht hatte. Daselbst feierte Ulrich nun die Frühmesse, die er alljährlich an dessen Feste bei Tagesanbruch dort zu lesen pflegte, mit größter Andacht. Nach Beendigung dieser Messe sang er sofort das Hochamt und vollendete es mit Gottes Hilfe. Als er aber die beiden Messen ohne fremde Hilfe beendet und den Segen gespendet hatte, setzte er sich nieder und sagte zu den ihn umgebenden Geistlichen: „Den Gottesdienst, den ich soeben mit göttlicher Hilfe abgehalten habe, habe ich nicht im Vertrauen auf meine Kräfte, sondern aus Gehorsam verrichtet; denn als ich heute im Halbschlummer auf meinem Bette lag, standen vor demselben zwei Jünglinge, umgeben vom himmlischen Glanze und außerordentlicher Schönheit. Einer derselben redete mich an: „Warum

stehst du nicht auf? Du mußt nämlich heute bei St. Johannes die hl. Messe lesen." Darauf sprach der andere Jüngling: „Wie ist dies möglich, da er wegen seiner allzu großen Schwäche noch nicht einmal die Prim beendet hat?" Der erstere erwiderte nichts darauf, sondern wendete sich zu mir und sagte: „Stehe auf und beeile dich, in der erwähnten Kirche den Gottesdienst abzuhalten, weil heute nur du dort Messe lesen wirst." Nach dieser Mitteilung an seine Umgebung erhob sich Ulrich und kehrte in sein Gemach zurück. Der hl. Bischof sehnte sich mit heißem Verlangen nach dem Tage seiner Auflösung und wiederholt betete er die Worte des Psalmisten: „Gleichwie ein Hirsch verlanget nach Wasserquellen, so verlanget meine Seele nach dir, o Gott."

Liebliche Gesichte waren die gewöhnlichen Vorboten des Todes. Der Heilige nahm schon etwas voraus von der künftigen Herrlichkeit. Ulrich glaubte immer schon am Vorabend des Festes der hl. Apostelfürsten Petrus und Paulus (28. Juni) die Welt verlassen zu dürfen. An diesem Tage nun, ehe mit der Vesper begonnen wurde und man mit allen Glocken läutete, zog er nach einem Bade sein schon lange bereit gehaltenes Sterbekleid an und legte sich auf den bloßen Boden; er beugte sich auch hierin der allgemeinen Sitte, die Sünder wie Gerechte antrieb, in dem Bußkleide den Tod zu erwarten. Nach Beendigung der Vesper aber ließ er sich von seinen Kämmerern aufheben, während er mit schwacher Stimme lispelte: „O hl. Petrus, du hast jetzt meinem Wunsche nicht willfahrt." Es hatte den Anschein, als ob ihn deswegen Traurigkeit befallen hätte. Daher sagte der Propst Gerhard zu ihm: „O Herr, gebe dich nicht der Betrübnis hin, sondern erwäge, daß es auch anderen heiligen Bischöfen ebenso ergangen ist." Er stellte sich nun ganz Gottes Willen anheim, blieb guten Mutes und war voll Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gegen seine Umgebung, und kein Wort der Klage kam jemals über seine Lippen.

Vor seinem Tode hegte Ulrich nur noch den einen Wunsch, seinen Neffen Richwin, Grafen von Dillingen, der zu dieser Zeit auf einem Hoftage dem neuen Könige huldigte, noch einmal zu sehen. Zuweilen lispelte er: „O Richwin, möchtest du doch, solange ich lebe, zurückkommen, damit ich dich noch einmal sehe." In der Nacht vom 3. auf den 4. Juli, ehe noch die Morgendämmerung anbrach, hieß er Asche in Kreuzform streuen, mit Weihwasser besprengen und ihn darauf

legen; und so verharrte er bis Sonnenaufgang. Da kehrte Richwin von der königlichen Pfalz zurück und richtete seinem Onkel die Botschaft des Kaisers Otto II. aus. Nachdem der hl. Bischof seinen Neffen noch gesehen und seine Botschaft angehört hatte, erhob er seine Augen zum allmächtigen Gott und dankte ihm, weil er ihn erhört hatte eingedenk der Worte des Psalmisten: „Er tut, was die Gottesfürchtigen begehren und hört ihr Rufen und hilft ihnen." Als aber Richwin sich wieder entfernt hatte, ging Ulrich, während die Geistlichkeit die Litanei sang, ein in die himmlische Heimat an einem Freitag, 4. Juli 973.

Eines ebenso erbaulichen Todes starb schon im Alter von 40 Jahren Kaiser Ottos I. Bruder und Kanzler Bruno, der gelehrte Erzbischof von Köln. Als er sein Ende nahe fühlte, sprach er zu seiner Umgebung: „Der Trauer folgt bald Freude. Ich gehe nicht in einem neuen, aber in herrlich verklärtem Wesen dahin, wo ich weit mehr und weit bessere Männer sehen werde, als ich hier je gesehen habe." Hierauf sprach er nichts mehr, sondern lag still auf dem Bett. Bald nachher aber, als es noch Tag war, verrichtete er mit den Brüdern die Vesperandacht und in tiefer Nacht das Schlußgebet; seinem Herrn und Gott und den Fürbitten der Heiligen empfahl er sich wie zur Reise noch angelegentlicher denn gewöhnlich, und für den Weg rüstete er sich mit dem Reisebedarf aus, der nie ausgeht, dem heiligen und einzigen Pfande unserer Erlösung; dann segnete er die Bischöfe, sich selbst und alle, die zugegen waren. Nun erwartete er die Stunde seines Todes ruhigen Herzens, den Geist auf Christus gerichtet. Und nach Mitternacht rief er mit aller Anstrengung seinem Neffen, dem Bischof Theoderich, zu: Bete, o Herr! und unter den Lobgesängen zur Ehre Gottes, den Gebeten und dem Schluchzen der Anwesenden hauchte er seinen Geist aus (965).[1]

Der größte Ehrgeiz eines frommen Mannes ging darauf, den Martertod zu sterben. Mit der festen Zuversicht, ihn zu erleiden, zog Adalbert zu den wilden Preußen, die noch in keine Berührung mit dem Christentum gekommen waren. Kaum war er an ihrem Ufer gelandet, so stellten sich die Heiden ihm entgegen, sie versetzten dem psalmensingenden Heiligen einen Schlag zwischen die Schultern,

[1] M. G. ss. 4, 272.

daß das Psalmenbuch weit wegflog und der Heilige selbst zu Boden stürzte. So hinausgeworfen, kam Adalbert mit seinen Begleitern an einen anderen Ort, wo die „Hundsköpfe" ihn umringten und die blutgierigen Mäuler aufsperrten und fragten, woher er komme und was er suche. Auf seine Antwort, er wolle sie zum wahren Gotte bekehren, schlugen sie die Erde mit Stöcken, hielten die Knüttel an sein Haupt und knirschten greulich mit den Zähnen. Die Mönche zogen dann weiter, als sie aber aus dem Lande nicht weichen wollten, schlugen die Feinde sie in Fesseln und führten dann den hl. Adalbert auf einen Hügel, ihn als Menschenopfer zu schlachten. Mit fast erstickter Stimme und todesbleich soll Adalbert den heidnischen Priester, der ihn zurechtstellte, gefragt haben: „Was willst du, Vater?" Dieser aber schleuderte den ersten Wurfspieß gegen ihn und andere folgten seinem Beispiele. Nach einer anderen Darstellung verlangte der Wächter der Burg Cholin,[1] der sich Adalbert in schmucken bischöflichen Gewändern genaht hatte, er solle sich auf einen benachbarten Hügel stellen, damit ihn das Volk betrachten könne. Nachdem er das getan, rief der Wächter das Volk, das wie zornige Bienen zusammenschwirrte. Die Predigt des Adalbert reizte sie nur noch zu größerer Wut, und sie überschütteten ihn mit einem Hagel von Steinen. Betend hauchte er seinen Geist aus. Die Mörder trennten den Kopf vom Rumpfe, den sie in einen Fluß warfen, und steckten ihn auf einen hohen Pfahl. Sowohl das Haupt als der Leib wurde indessen gerettet und erwies bald Wunderkraft. Ganz merkwürdige Wunder weiß die Legende vom hl. Koloman zu berichten, der 1012 den Martertod zu Melk erlitt. Als Spion ergriffen und gefoltert, verteidigte er sich so lässig, daß er zum Tode verurteilt und mit Straßenräubern an einen Baum aufgehängt wurde. Hier hing seine Leiche lange, ohne zu verwesen und erwies eine überraschende Heilkraft. Wenn die Heiligen schon während ihrer Pilgerfahrt Wunder vollzogen, eine wunderbare Helligkeit, einen süßen Wohlgeruch verbreiteten, so mußten sich diese Wirkungen nach ihrem Tode noch steigern. Ihre Gräber waren herrlich; immer strahlte das ewige Licht und dufteten Blumen an ihrem Ruheplatze. Gebrechliche und Krüppel suchten und fanden dort Heilung von ihren harten Leiden und die Priester lasen Messe über ihren Gebeinen.

[1] Wo der auch S. 205 genannte Ort liegt, steht nicht fest; s. M. G. ss. 15, 706.

# LI. Die Ottonen und die Byzantiner.

In beispiellos kurzer Zeit hatten sich die Sachsen in die karlingische Kulturwelt eingelebt und das Volk, das Karl am längsten und hartnäckigsten widerstanden, war das erste, in dem seine Ideen kräftige Wurzeln faßten. Bei der Thronbesteigung Heinrichs I. galten die Sachsen noch als ein wildes Volk, aber am Lebensabend Ottos waren sie an Reichtum und Bildung weit vorangeeilt, so daß sie selbst die Byzantiner überstrahlten, wie Liutprand meint. Der sächsische Geschichtschreiber Widukind rühmt die Sachsen als ein altedles Volk voll Heldenkraft: „Höchsten Ursprungs und vom tapfersten Stamme haben sie gleichwohl an Ruhm noch gewonnen, seitdem sie durch König Karls Hilfe den Weg des Heiles wandeln; mit der Übertragung des heiligen Veit aus fränkischem Boden in ihr Land ist über sie die Kraft der Franken und des Christentums zugleich gekommen." Das Christentum saß freilich nicht allzu tief, es vertrug sich noch mit viel Heidentum, wie wir noch hören werden. Heinrichs I. Christentum macht einen etwas äußerlichen Eindruck; er hielt einen großen Schatz von Reliquien für die Hauptsache. Als er hörte, daß der Burgunderkönig Rudolf die Lanze Konstantins besitze, in die Nägel vom Kreuze Christi eingetrieben seien, so scheute er vor keinem Mittel zurück, in deren Besitz zu gelangen. Als er durch Geschenke nichts erreichte, suchte er durch Drohung zu schrecken, daß er das ganze Königreich mit Feuer und Schwert verwüsten werde. Dies bewog Rudolf, auf seinen Besitz zu verzichten, und zum Lohne erhielt er nicht nur Gold und Silber, sondern auch einen ansehnlichen Teil des Schwabenlandes.[1] Sonst zeichnete sich Heinrich nicht durch allzu große Frei-

[1] Liutpr. antap. 4, 24.

gebigkeit gegen die Kirche aus. Quedlinburg ist die einzige Stiftung, die von ihm erwähnt wird. Bei seiner Krönung verschmähte er die Weihe der Kirche und empfing die Krone nicht aus der Hand eines Bischofs. Noch ferner lag ihm der Kaisergedanke, und wenn er in seinem späteren Alter auch den Plan faßte, nach Rom zu pilgern, so wird er wohl kaum an die Kaiserkrönung gedacht haben.

Auch Otto I. hatte keine große Neigung für den Kaiserprunk; aller eitle Glanz widerstrebte seinem germanisch schlichten Charakter, seiner Vorliebe für die rauhe Natur seiner Heimat. Auf der Jagd in der stillen Waldeinsamkeit war es ihm am wohlsten und es fiel ihm schwer, sich in jene ernste Würde zu hüllen, die das Volk von einem König erwartete. Sein Körperbau war viel zu ungeschlacht, die rollenden Augen strahlten Blitze, rötlich war Haar und Gesicht und lang der Bart, die Löwenbrust mit Haaren bewachsen, der Schritt bald schwer, bald rasch. Bevor er die Krone aufsetzte, pflegte er am Tage vorher zu fasten; sein Gesicht gewann so die nötige Fahlheit. Aber er erkannte doch die Notwendigkeit, sich den Anforderungen des Königtums zu fügen, und er beugte sich dem Zwange der Zeremonien. Wenn er zur Kirche zog, geschah es in feierlicher Prozession; Kreuz- und Reliquienträger gingen voraus, andere Kleriker trugen Kerzen und schwangen Weihrauchfässer, Bischöfe, Herzöge und Grafen folgten. Bei der Königskrönung vollzog der Erzbischof von Mainz als Erzkaplan die Weihe. Der Bischof nahm das Schwert mit dem Wehrgehäng und sprach zum König gewendet: „Empfange dieses Schwert und treibe mit ihm aus alle Widersacher Christi, die Heiden und schlechten Christen, da durch Gottes Willen alle Macht des ganzen Frankenlandes dir übertragen ist, zum bleibenden Frieden aller Christen.“ Dann nahm er Spange und Mantel und bekleidete ihn unter passenden Worten, ebenso nachher Szepter und Stab. Alsbald folgte die Salbung mit Öl und die Krönung mit dem Diadem. Nachdem der König den Thron bestiegen, wurde ein feierliches Amt gehalten. Beim Krönungsmahle diente Giselbert von Lothringen als Kämmerer, Eberhard von Franken besorgte als Truchseß den Tisch, der Schwabenherzog Hermann stand den Mundschenken vor, und Arnulf von Bayern nahm für die Ritter und ihre Pferde als Marschall Bedacht, wie er auch die Stellen bezeichnet hatte, wo man lagern und die Zelte aufschlagen konnte.

Noch großartiger und feierlicher war natürlich die Kaiserkrönung, die Otto 26 Jahre später, nachdem er sich in herrlichen Taten gegen die Feinde des christlichen Volkes, gegen Ungarn und Slaven, des Kaisernamens würdig gemacht hatte, 962 zu Rom aus der Hand des unwürdigen Papstes Johann XII. erhielt. Von Berengar bedrängt, hatte Johannes Otto um seine Hilfe angefleht und die Kaiserkrone angeboten. Otto machte sich im Februar 962 nach Rom auf. Als Otto sich über den Monte Mario der Stadt Rom näherte, zogen ihm der Senat und das Volk mit Kreuzen und Feldzeichen, Drachenköpfen auf hohen Stangen und die Fremdenscholen entgegen, jede in ihrer Sprache in Jubelliedern das frohe Ereignis preisend. Auf einem päpstlichen Pferde zog der König zur Peterskirche, in dessen Vorhof der Papst auf goldenem Sessel in vollem Ornate, umgeben von seinen Geistlichen, saß. Nachdem der König die Stufen hinangeschritten, erhob sich der Papst zu Kuß und Handschlag, und dann traten die beiden in die hell erleuchtete, von Gold und Marmor strahlende Kirche und beteten am Grabe der Apostelfürsten. Die Krönung fand erst am kommenden Sonntage statt. Da waren alle Straßen geschmückt und die Häuser mit Teppichen behängt; die Petersbasilika glänzte im Festschmucke. Trotzdem mißtraute der Kaiser den Römern, die ihn doch im Herzen als Deutschen verabscheuten und eine nationale Herrschaft wünschten; er befahl daher seinem Schwertträger auf dem Zuge nach St. Peter: „Wenn ich heute am Grabe des heiligen Petrus bete, halte unverrückt das Schwert meinem Haupte nahe. Ich weiß, meine Vorfahren hatten oft die römischen Tücken zu fürchten.“ In St. Peter angekommen, legte Otto seinen Purpurmantel ab und zog geistliche Gewänder an und als Kleriker (Diakon) wurde er zum Hauptaltar geführt, gesalbt und mit Krone und Schwert eines Kaisers begabt. Das Volk brachte in lauten Heilrufen seine Glückwünsche dar. Damit trat Otto an Stelle des Kaisers Karl und gewann dem deutschen Volke die Kaiserwürde, die ihm den Vorrang vor den anderen Völkern sicherte. Otto wußte wohl, daß sein Kaisertum an Macht weit zurückstand gegenüber dem Karls und daß es erst die Zukunft lehren mußte, ob sich das römische Reich in der alten Herrlichkeit wiederherstellen ließe. Zunächst mußte der Schein genügen. Schon im Namen lag eine gewisse Zauberkraft. Den Schein zur Wirklichkeit zu gestalten, ließen sich Otto und seine

Nachfolger wohl angelegen sein. Er fühlte sich ganz als Nachfolger Karls und suchte Ordnung zu schaffen, wie im Staate so in der Kirche. Heinrich I. hatte nicht hineinreden wollen in die inneren Angelegenheiten der Herzogtümer und hatte auf alle unmittelbare Gewalt verzichtet. Während im karlingischen Reiche die Hausminister zugleich Reichsminister waren, wurden es jetzt die Großen, Bischöfe und Herzöge; diese wurden die Erzkanzler und Erzkapläne, Truchsesse, Kämmerer, Schenken und Marschälle des Reiches. Otto ergriff alle Mittel, um überall seinen Herrscherwillen durchzusetzen. Viele Herzogtümer vereinigte er in seiner Hand und belehnte damit seine Verwandten. So gab er das Herzogtum Bayern seinem Bruder Heinrich, Lothringen seinem Schwiegersohn Konrad dem Roten, Schwaben seinem Sohne Liutolf, Franken behielt er selbst. Allerdings war damit die Reichseinheit nicht für alle Zeiten gesichert; ein absolutes Regiment konnten die Deutschen nicht ertragen, auch wenn es sich mit dem Glanz der Kaiserkrone geschmückt hätte. Im Notfalle waren sie immer bereit, eher den König als den Herzog zu opfern. So schauten selbst die Sachsen mit fast noch größerer Ehrfurcht zu dem Herzog Hermann Billung empor als zu dem König, der ihn zu seinem Stellvertreter erkor. Der Erzbischof in Magdeburg empfing ihn mit großen Ehren und wies ihm das Gemach des Königs an, so daß in Ottos Brust ein mächtiger Argwohn entstand.[1] In seinem Zorn befahl er dem Bischof, ihm ebensoviel Pferde zu satteln, als er dem Herzog Glocken hatte läuten und Kronleuchter anzünden lassen. Ein spanischer Kalif meinte, es sei von Otto nicht klug, daß er nicht die ganze Gewalt selbst in Händen behalte, sondern den Seinen eine große Selbständigkeit gewähre und ihnen Teile seines Reiches überlasse. „Er glaubt wohl, sie dadurch in größerer Treue und Folgsamkeit zu erhalten, aber irrt darin sehr, denn er befördert nur den Übermut und die Widerspenstigkeit der Großen, wie sich dies jüngst noch an seinem Schwiegersohne gezeigt hat, der ihm den eigenen Sohn treulos verführte, sich als Rebell gegen ihn erhob und die Ungarn in das Land führte, um alles mit Feuer und Schwert zu verheeren."

Eine viel bessere Hilfe als bei den weltlichen Fürsten fand Otto bei den geistlichen Ständen. Diese stellten zu seinen Heerzügen

[1] Thietm. 2, 18.

die stärkste Truppenzahl.[1] Auf die Kirche gestützt, konnte er eine so erfolgreiche Politik treiben, daß er als der mächtigste Herr des Abendlandes galt, weshalb ihm auch die Kaiserwürde zufiel. Als Kaiser glaubte er ein Recht und eine Pflicht zu haben, nicht nur die Kirche zu schützen, sondern auch, wo es not tat, bessernd einzugreifen. Daher übernahm er die Aufgabe, das heruntergekommene Papsttum zu erheben und dem Stuhl Petri wohlgesinnte Männer zuzuführen. Bald nach der Krönung Ottos fand unter seinem Vorsitze ein römisches Konzil statt, das den Papst Johann XII. absetzte und einen anderen Papst erhob. Schon lange waren die Könige gewohnt, Bischöfe einzusetzen. Den Propst Hildeward von Halberstadt beförderte Otto zum Bischof mit den Worten: „Empfange hiermit das Wergeld deines Vaters"; denn er hatte seinen Vater als Verschwörer enthaupten lassen.[2] Als der Kaiser den Tod des Bischofs von Regensburg vernahm, begab er sich dahin und bekam im Traume die Weisung, das Bistum keinem anderen zu verleihen als dem, der ihm zuerst entgegenkäme. Sowie der nächste Morgen anbrach, begab sich der Kaiser mit wenigen Begleitern nach dem Kloster St. Emmeram, ohne daß die Mönche es wußten, und wurde, leise an die Pforte klopfend, von Günter, dem wachsamen Hüter der Kirche, eingelassen. Kaum hatte er ihn bemerkt, so trat er vor, beugte sich zu Boden und redete ihn an: „Was gibst du mir, Vater, wenn du Bischof wirst?" Der Greis antwortete lächelnd: „Meine Schuhe." Als nun Günter mit den übrigen geistlichen Brüdern zur Wahl des Bischofs in die Peterskirche kam, setzte der Kaiser allen seinen Traum und den ganzen Verlauf der Sache auseinander und ernannte ihn mit dem Beifall der Geistlichkeit und der ganzen Gemeinde zum Bischof.[3]

Unter Otto kam der Gebrauch auf, dem in Aussicht genommenen Geistlichen den Bischofsstab zu überreichen mit den Worten:

[1] So ritten 981 unter 2090 Gepanzerten nicht weniger als 1504 unter geistlicher Fahne, meist unter Führung eines Bischofs oder Abtes ins Feld. Mainz, Köln, Straßburg, Augsburg stellten 100, Trier, Salzburg, Regensburg 70, Verdun, Lüttich, Würzburg — Fulda, Reichenau 60, Seben — Lorsch und Weißenburg 50, Konstanz, Chur, Worms, Eichstätt, Freising — Prüm, Hersfeld, Ellwangen 40, Kempten 30, Speier, Brixen, Toul — St. Gallen und Murbach 20, Cambrai — Stablo, Inden 12 Panzerreiter.

[2] Thietm. 2, 14.

[3] Thietm. 2, 17.

„Nimm dahin die Kirche", ihn also wie einen Lehensmann einzusetzen; später geschah es mittels des Szepters. Damit wies der König die Bischöfe in die Güter und Rechte ein, die mit dem Bischofsamt verknüpft waren. Nachdem sich diese schon in der ausgehenden Römerzeit anzusetzen begonnen hatten, waren sie zur Merowinger- und Karlingerzeit immer mehr angewachsen. Nicht nur gewährten die Könige den Bischöfen nach und nach, wie noch vorhandene Urkunden beweisen, die königlichen Zölle und Zinse, sondern auch ihre Gerichtsbarkeit und die damit verbundenen Beden und Fronen, mit einem Wort die Immunität im vollen Sinne.[1]

Die Immunität bezog sich zunächst nur auf das Gebiet und die Leute, die in engerer privatrechtlicher Beziehung zu den Grundherren standen. Daneben dauerte die öffentliche Stellung der Grafen fort, und ihr unterlagen alle Freien und unter Umständen auch die Hintersassen der Grundherren; nur vertrat sie der Vogt des Grundherrn am Gericht.[2] Indessen schmolz die Zahl der Freien immer mehr zusammen und die Macht der öffentlichen Beamten nahm in demselben Maße ab, als die Grundherren sich ausdehnten. Der König steigerte die Bannrechte der Immunität, verlieh ihren Inhabern die Gerichtsgewalt über den Umfang des niederen Gerichtes hinaus;[3] da kostete es dann nur noch einen kleinen Schritt, den Immunitätsherren vollends die Grafenrechte für das nächste Gebiet zu verleihen. Noch haben sich zahlreiche Urkunden erhalten, in denen die Ottonen

---

[1] Arnold, Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte 28.

[2] So auch in Italien: Ut libellarii et manentes ecclesiae qui ... proprium non habent, placitum non celebrent publicum. Et si aliqua fuerit orta contentio et acclamati fuerint, volumus, ut cum episcopo aut cum suo misso ad placitum pergant et legem faciant et recipiant; Mur. ant. 6, 50.

[3] Seeliger, Grundherrschaft im frühen Mittelalter 118. So heißt es in einer Urkunde Ottos III: Ut nullus iudex publicus vel comes ... liberos homines infra eiusdem civitatis terminos et appertinentias positos ad bannum persolvendum vel ad opus muri urbani faciendum aut ad ministrationem tribuendam nec ad quicquam quod ad fiscum pertinet dominicalem, cogere ... audeat ... nisi sub conscientia episcopi et iussu potentis advocati. In der Folge ging diese Entwicklung noch weiter, heißt es doch in einer rheinischen Urkunde: de advocatis vero monasterii, sicut constitutum invenimus, nos quoque constituimus, ut in placitis tenendis et in iusticiis faciendis effusionem sanguinis, furta, violatam pacem, hereditatis contentionem iudicantes ex consilio abbatis quelibet agant; Lacomblet, Urkundenbuch I Nr. 228; Mayer, Deutsche und französische Verfassungsgeschichte 2, 78.

diesen Schritt vollzogen.[1] So erhielt nachweisbar Chur, Freising, Würzburg, Paderborn eine benachbarte Grafschaft zugewiesen. Viele Bistümer umgaben sich mit mehreren Grafschaften.[2] Auch da, wo keine ausdrückliche Verleihung vorliegt, sank der Graf gegenüber dem Bischof bis zur Bedeutungslosigkeit herab; um so mehr Bedeutung erhielt der Vogt, Schultheiß und Burggraf, die alle vom Bischof abhingen.

Ihre Stellung brachte die Bischöfe oft in Streit mit den Grafen und Herzögen. Wir hören von Worms, daß dort der Bischofshof und die Herzogsburg zwei feindlichen Herbergen glichen. Unter diesen Kampf litt die Stadt furchtbar, so daß die Bürger ihre Wohnungen verlegten. Aber die Ottonen benutzten diesen Gegensatz, die Übermacht der weltlichen Grafen zu beeinträchtigen, wenn auch nicht zu brechen. Eine ähnliche Politik verfolgten die Kapetinger. Außerdem mußten die Pfalzgrafen, d. h. die Verwalter ihrer zerstreuten Güter und Pfalzen, die Grafen und Herzöge in Schach halten. In den wichtigsten Dingen blieben die Könige freilich abhängig von den Großen, namentlich in den Fragen des Krieges und Friedens, in den Reichsgesetzen, im Aufgebot, in Heer- oder Reichssteuern. Das innere Gebiet der Herzogtümer, ja sogar der Grafschaften entzog sich ihrer unmittelbaren Gewalt, nachdem die Grafenwürde erblich geworden war. Auch die inneren Angelegenheiten der Kirche entgingen ihrer Oberhoheit. Otto und seine Nachfolger regierten viel weniger als die Karlinger in die Kirche selbst hinein; sie beschränkten sich auf das weltliche Gebiet und überließen die Sorge für die Erziehung des Volkes und die Bildung des Klerus der Kirche. Es genügte ihnen, an der Spitze der Kirche tüchtige Männer zu wissen. Ganz wie Karl der Große suchte Otto das Reich Gottes auszubehnen; er gründete das Erzbistum Magdeburg als Ausgangspunkt der Slavenmission und eine Reihe von Bistümern: Havelberg, Brandenburg, Oldenburg (Lübeck) im Norden,

[1] Insuper etiam concedimus, ut omnes homines infra civitatem eandem habitantes, ubicumque eorum fuerit hereditas, sive adquestus, sive familia, tam infra comitatum Parmensem quamque in vicinis comitatibus, nullam exinde functionem alicui regni nostri personae persolvant, sive alicuius placitum custodiant, nisi Parmensis ecclesiae episcopi . . . Habeat episcopus licentiam tamquam nostri comes palatii distringendi ... concedimus episcopi vicedomino, ut sit noster missus. Urk. Ottos I. 962 f. Parma, M. G. Dipl. 1, 334.

[2] Adam. Brem. 3, 45.

Merseburg, Zeitz (Naumburg) und Meißen im Süden. Damit dehnte sich zugleich das Deutschtum aus, es gewann Macht und Einfluß nach allen Seiten. Während die Deutschen früher an fremde Mächte Tribut gezahlt hatten, empfingen sie jetzt die Zinse der Fremden, besonders der Italiener und Slaven. Das deutsche Reich stand ebenbürtig neben dem griechischen Reiche.

Zwischen der abend- und morgenländischen Kultur fand von Jahrhundert zu Jahrhundert ein starker Ausgleich statt. Weder herrschte dort noch ausschließlich das Barbarentum, noch hier ausschließlich die Bildung. Vielmehr brach hier wie dort die Roheit mitten durch den Flitter der Kultur durch und ging die Wollust und Grausamkeit oft einen unmittelbaren Bund mit der Frömmigkeit ein. Zu Byzanz regierte um diese Zeit einer der tüchtigsten Herrscher, nämlich Nikephoros Phokas, ein ungemein frommer Mann, der das Leben eines Mönches führte. Aber welche Eindrücke machte er auf den Bischof Liutprand von Cremona! Liutprand stellte ihn weit unter einen Otto und schilderte ihn als ein Ungetüm, einen Zwerg mit dickem Kopfe, kleinen Maulwurfsaugen, kurzem Hals, sehr beleibt, mit kurzen Füßen. Nach seiner Darstellung waren seine Haare struppig und lang, sein Kinn- und Backenbart kräftig, sein Gesicht schwarz; er trug ein altes abgenutztes Gewand, sprach in polternden Ausdrücken und benahm sich unfreundlich und zweizüngig gegenüber dem Gesandten. Er wußte die Liebe seines Volkes, vor allem aber seiner Frau nicht zu erringen. Diese suchte sich seiner zu entledigen und überredete den tapferen Feldherrn Johannes Tzimiskes, der ihr die Ehe versprach, sich an ihm zu rächen. Mit ihrer Hilfe drang Johannes in das Schlafgemach ein und ermordete den Kaiser, der entfernt vom Prunkbett in einer Ecke, angetan mit einem Mönchsgewand, schlummerte. Nach der gelungenen Tat hätte sich Johannes mit Theophano ehelich verbunden, wenn nicht die Kirche eine Einsprache erhoben hätte, der er um so eher Folge leistete, als ihn selbst ein gewisses Mißtrauen gegen diese Frau erfüllen mußte. Von heiterer Gemütsart und äußerlich anziehender als sein Vorgänger, wetteiferte auch Johann mit diesem in der Frömmigkeit, wenigstens äußerlich. Er feierte gerne fröhliche Heiligenfeste, erwies wunderbaren Bildern und Reliquien seine Huldigung und bereicherte die Hauptstadt mit vielen Schätzen dieser Art, die mit großem Prunke ausgestellt wurden. Im siebten Jahre

seiner Herrschaft nach einem siegreichen Feldzuge warf ihn heftiges Fieber aufs Krankenbett. Da schenkte er alle seine Schätze den Armen, legte eine reumütige genaue Beicht dem Bischof von Adrianopel ab, vergoß Ströme von Tränen wegen seiner Sünden und rief die Gottesgebärerin an, sie möge ihm beistehen im letzten Gerichte. Wahrscheinlich entsprang das Fieber dem Gifte, das ein mächtiger Eunuch seinem Getränke beigebracht hatte. Der Parakoimomenos Basilios hatte schon seine Hand bei der Einsetzung und Entthronung seines Vorgängers Nikephoros im Spiele gehabt. Wie Nikephoros hatte sich Johannes Tzimiskes gegen ihn möglichst freundlich gestellt; aber weder der eine noch der andere hatte seinen Ehrgeiz und seine Habgier ganz befriedigen können. Mit Schrecken entdeckte Johannes, wie er ganze Ländergebiete sich aneignete. Die Entrüstung, die er darüber ausdrückte, zog ihm den Haß des Eunuchen und seine Rache zu.

Nach dem Tode des Johannes gelangte endlich die legitime Herrscherfamilie, nämlich die Söhne des 963 verstorbenen Kaisers Romanos II., Basilios und Konstantin, auf den Kaiserthron. Sowohl Nikephoros als Johannes hatten gleichsam als Reichsverweser ihre Würde nur kurze Zeit bekleidet. Nun regierte ziemlich ungestört Basilios II. von 976 bis 1025 mit Kraft und Energie, die der Härte nicht entbehrte. Er spannte die Kräfte des Reiches ungemein an, suchte aber die Massen zu schonen und zog vielmehr die Großen des Reiches heran. Da war es kein Wunder, daß diese sich auflehnten. Doch endigte die Verschwörung der beiden Bardas für den Herrscher glücklich. Der eine war zur Bekämpfung des anderen ausgeschickt worden, aber der bedrohte Bardas Phokas wußte seinen Gegner zu gewinnen und beide machten gemeinsame Sache gegen Basilios II. Da sie die Unterstützung der Kirche und des Heeres fanden, schien die Sache des Kaisertums verloren. Indessen traute keiner der beiden dem andern, und da der Sohn des Bardas Phokas am Kaiserhofe gegen die beiden arbeitete, nahm jener seinen Genossen gefangen und zog allein gegen die Hauptstadt (988). Da benutzten die Bulgaren und Araber die Reichsnot, und der Kaiser hatte Mühe, das Schlimmste abzuwehren. In dieser Not wandte er sich an den russischen Oberherrn Wladimir, der wohl schon früher den Wunsch ausgedrückt hatte, durch die Heirat mit einer griechischen Königstochter in freundliche Beziehungen zum

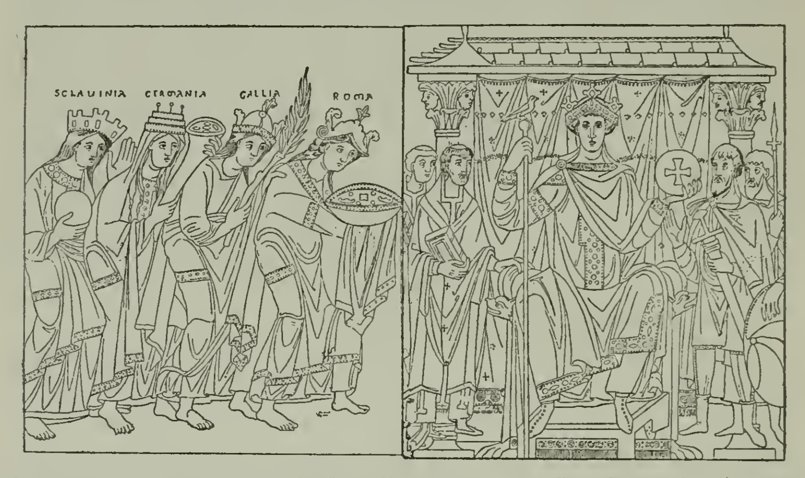
Hofe zu gelangen. Die Russen sprangen also zu Hilfe, und so konnte Basilios des Aufstandes Herr werden. Überdem starb Bardas Phokas plötzlich am Schlage. Mit ausgesuchter Grausamkeit pflegte sich Basilios an den Empörern zu rächen. Seine Grausamkeit vertrug sich leicht mit seiner strengen Lebensauffassung, mit dem finsteren Ernste, worin ihm Nikephoros ein Vorbild war. In besonders reichem Maße bekamen seine Grausamkeit die Bulgaren zu verkosten, denen er eine entscheidende Niederlage 1014 beibrachte. Er ließ nicht weniger als 15000 bulgarischen Gefangenen die Augen ausstechen. Diesen ungeheuren Frevel, den die Bulgaren niemals vergaßen und zur Zeit des lateinischen Kaisertums entsetzlich gerächt haben, verdankte der Kaiser den blutigen Beinamen des „Bulgarenschlächters".[1] Auf friedlichem Wege gewann, wie gesagt, Basilios die Russen durch die Vermählung seiner Schwester Anna mit Wladimir 989. Schon zuvor hatte eine andere Schwester Theophano 972 sich mit Otto II. vermählt.

Aus dieser Ehe ging Otto III. hervor, von dem sein Lehrer Gerbert sagte er, er sei eher ein Byzantiner oder Römer als ein Deutscher.[2] So sehr ahmte er die Griechen nach. Daher mutet uns die Schilderung, die ein Formelbuch von Ottos III. Auftreten gibt, ganz byzantinisch an. Hiernach trug er ein Hemd aus weißem Byssus, eine Tunika aus Scharlach mit Gold und Edelsteinen geziert, mit 72 Schellen behängt und mit einem schellengezierten Gürtel gebunden; auf der Schnalle des Gürtels stand die Inschrift: Roma, caput mundi, regit orbis frena rotundi und auf dem Knaufe der Schnalle waren abgebildet die drei Weltteile Asien, Afrika und Europa zum Zeichen, daß er der Herr des Erdkreises sei. Darüber trug der Kaiser eine rosenfarbige Dalmatika mit Gold und Perlen gestickt und einen goldglänzenden Mantel. Das Ganze mußte ausgesehen haben wie ein mit allerlei Fetzen, Schellen und Troddeln behängter Ölgötze. Eine in nüchternes Deutsch übertragene Vorstellung dieser Kaisertracht gibt die umstehende Abbildung: unter dem einfachen grünen Mantel trägt hier der Kaiser eine purpurne, mit Gold- und Edelsteinborten umsäumte Dalmatika; über den roten

[1] Hertzberg, Geschichte der Byzantiner 186.

[2] Nescio quid divinum exprimitur, cum homo genere Graecus, imperio Romanus quasi hereditario iure thesauros sibi Graecae ac Romanae repetit sapientiae (ep. 154).

Strümpfen und schwarzen, steingezierten Schuhen ragt das weiße Byssusunterkleid heraus. Anstatt der drei Erdteile huldigen hier nur die vier Hauptländer des Kaiserreiches mit der eigentümlichen Rangordnung: Italien (Rom), Frankreich, Deutschland und Slavenland (Sclavinia), von denen bekanntlich nur zwei, Italien und Germanien, unter der wirklichen Herrschaft des Kaisers standen; allein




Dem rechtssitzenden Kaiser bringen die Länder ihre Huldigung dar. Rom=Italien bietet in einem Weihegefäß Juwelen, Gallien den Palmzweig des Friedens oder der Stärke, Germanien mit dreifachem Kronreif das Füllhorn des Reichtums, Sklavinien, turmgekrönt, hält eine Kugel. Gallien schließt sich engstens an Italien an und legt die Hand auf deren Schulter. Charakteristisch sind die weiten Gewänder mit ihrem bauschigen Faltenwurf, die Borten am Saume und in der Mitte. Daneben thront Otto III., umgeben von seinen geistlichen und weltlichen Räten, in feierlicher Audienz; er hält das Szepter mit einer Taube, den Reichsapfel, dem das Kreuz statt aufgesetzt eingezeichnet ist, und trägt eine eckige Krone. Bei den Geistlichen ist das Pallium, bei den Kriegern Schwert, Bogen und Rundschild, am Tempel dahinten das romanische Maskenkapitäl und am Throne die Tierköpfe und Tierfüße bemerkenswert. Das Bamberger Evangeliarium, dem dieses Bild entnommen ist, bringt zuerst unter dem Einfluß der byzantinischen Kunst reichliche Vergoldung zur Anwendung.

er lebte sich ganz nach byzantinischer Art in den Wahn hinein, Herrscher des Erdkreises oder wenigstens Europas, zu sein: „Unser, ruft der Lehrer Ottos, Gerbert, aus, „unser ist das römische Reich," wir haben das reiche und fruchtbare Italien, wir besitzen das kriegerische Gallien und Germanien und die streitbaren Reiche der Skythen (Slaven)." Die Länder müssen sich tief beugen und es ist viel, daß sie nicht zu Boden liegen oder kauern, wie auf altrömischen Münzen. Dafür sind sie wenigstens barfuß — barfuß im weiten Büßergewand sich zu beugen, verlangte die Sitte von unterworfenen Leuten.

Die Kaiser suchten sich gleich den Byzantinern in Unnahbarkeit zu hüllen und mit all dem Prunke zu umgeben, den das alte Kaiserzeremoniell umfaßt hatte. Als einmal griechische Gesandte ins Abendland kamen, veranstalteten die Hofbeamten einen großen Empfang, wie der Mönch von St. Gallen berichtet. Der Marschall mußte sich in der Mitte seiner Untergebenen auf einen hohen Sessel setzen, so daß man ihn gar nicht für einen anderen als den Kaiser halten konnte. Die Gesandten, als sie ihn sahen, warfen sich auf den Boden und wollten ihn begrüßen. Aber von den Dienern zurückgestoßen, wurden sie genötigt, weiter vorzugehen. Da sahen sie den Pfalzgrafen in der Mitte der Großen zu Gericht sitzen, hielten ihn für den Kaiser und warfen sich auf den Boden. Aber auch von hier wurden sie mit Schlägen vertrieben: „Nicht dieser ist der Kaiser!“ riefen die Anwesenden, und weiter vorgehend fanden sie nun den königlichen Truchseß mit schön geschmückten Dienern. Wieder hielten sie ihn für den Kaiser und fielen zur Erde nieder, aber auch hier zurückgestoßen, fanden sie im inneren Gemach die Kämmerer des Kaisers um ihren Herrn, von dem es gar nicht zweifelhaft schien, daß er der Gebieter der Sterblichen sein könne. Doch auch dieser leugnete, daß er das sei, was er auch wirklich nicht war, versprach aber, mit den Ersten des Palastes sich zu bemühen, damit sie, wenn es möglich wäre, vor die Augen des erhabenen Kaisers gelangen möchten. Da wurden von der Seite des Kaisers einige ausgeschickt, um sie ehrenvoll hineinzuführen. Der glorreiche Herrscher stand aber an einem hellen Fenster, strahlend wie die Sonne beim Aufgang, mit Gold und edlen Steinen geschmückt. Von allen Seiten umgaben ihn wie die himmlischen Heerscharen einmal seine drei jungen Söhne, die schon am Reiche Teil erhalten hatten, und die Töchter mit ihrer Mutter, sodann Bischöfe, unvergleichlich an Gestalt und Tugend, und die durch hohe Abkunft und Heiligkeit vorzüglichsten Äbte, ferner Herzöge, derart wie einst Josua im Lager von Galgala erschien, endlich Kriegsleute gleich denen, die die Syrier mit den Assyriern aus Samaria verjagten. Da wurden die Gesandten der Griechen überaus bestürzt, der Atem verging ihnen und ganz ratlos fielen sie stumm und wie leblos zu Boden.

Die Bestürzung bestand wohl nur in der Einbildung des den Vorgang schildernden Mönches. In Wirklichkeit waren die Griechen noch ganz andere Schauspiele gewohnt. Wie uns Liutprand schildert,

erwarteten die abendländischen Gesandten unerhörte Empfangsfeierlichkeiten. Wenn die Abendländer den Griechen wieder etwas abgeguckt und bei sich eingeführt hatten, suchten diese das bisher Dagewesene durch neue Schaustellungen zu übertrumpfen. Sie erschienen unerschöpflich zu sein in der Erfindung neuer Phantasmagerien. In diesem Sinne ist die Schilderung zu verstehen, die Liutprand von seinen eigenen Erlebnissen zu Byzanz gibt: Nachdem der Gesandte eine Reihe von Sälen durchschritten hatte, kam er in den Empfangssaal, den ein großer Teppich entzwei teilte.[1] Hinter ihm verbarg sich die erhabene Person des Kaisers. Zwei Eunuchen nahmen sich seiner an und führten ihn auf die andere Seite des Vorhanges. Hier saß der Herrscher der Welt, sichtbar bis auf die Knie, auf einem Throne, von Löwen aus vergoldetem Kupfer bewacht und von künstlichen Bäumen beschattet, worauf automatische Vögel saßen. Zu seiner Rechten und Linken hielten zwei Würdenträger, der eine ein Schwert, der andere eine Lampe, Sinnbilder seiner Macht und seines Ruhmes. Das Schwert sah man blitzen und die Lampe leuchten, aber die Träger waren unsichtbar, was zur Erhöhung der majestätischen Erscheinung beitrug. Sobald der Gesandte die heiligen Züge des Weltherrschers bemerkte, mußte er sich niederstürzen, die Stirn gegen den Erdboden, ihn anzubeten. Sogleich ließ sich ein lärmendes Orchester vernehmen, die künstlichen Vögel sangen, die Löwen aus Kupfer richteten sich auf, schlugen den Boden mit ihrem Schwanze und stießen ein Gebrüll aus. Indessen brachten Diener die Geschenke des zu Boden liegenden Gesandten, und der erhabene Herrscher würdigte sich, einen Blick auf die bescheidenen Erzeugnisse eines barbarischen Luxus zu werfen. Wenn endlich der Gesandte, durch das Schweigen der kaiserlichen Menagerie aufmerksam geworden, sein Haupt erheben konnte, bemerkte er den Kaiser hoch über sich, den Kopf an der Decke. Ein Mechanismus hatte den Thron erhöht, während der Gesandte auf dem Boden lag. Der Kaiser hörte ihn an ohne zu antworten, seine Majestät gestattete es nicht, das Wort an einen Fremden zu richten, sondern der Logothet am Fuße des Thrones diente als Dolmetsch und teilte seine Antworten mit. Wenn die Audienz aufhörte, wiederholte sich die nämliche Phantasmagorie.

[1] Liutp. ant. 6, 5.

Nicht jeder Abendländer betrachtete Zeremonien mit der Ironie eines Liutprand; die meisten erstarrten im stummen Staunen. Trotz der abfälligen Urteile Liutprands erkannte das Volk und die Herrscher die Überlegenheit der oströmischen Kultur willig an; sie bewunderten nicht nur die Bildung, sondern auch das Recht und die Staatseinrichtungen des Ostens. Daher suchte Otto III. das Gesetzbuch Justinians in sein Reich einzuführen. Zur Merowingerzeit hatte das Theodosische Gesetzbuch die größte Achtung genossen,[1] nun trat das Justinianische an seine Stelle. In einer feierlichen Sitzung übergab Otto das Gesetzbuch den römischen Pfalzrichtern, die er zu einem ständigen Staats- und Gerichtsrat um sich versammelte, und gebot darauf, „nach diesem Buche Rom, die Leostadt und den ganzen Erdkreis zu richten."[2] Er trat damit entschieden in einen Gegensatz zu den Anschauungen seines Vaters und Großvaters, die ganz auffallend das germanische Recht mit seiner Selbsthilfe, mit Fehde und Zweikampf begünstigt und viele Streitsachen und sogar Streitfragen durch ihn hatte entscheiden lassen. Noch hatten sich die Zustände lange nicht soweit entwickelt, daß das germanische Recht und germanische Anschauungen sich überlebt hätten; im Gegenteil wurden sich die Germanen, insbesondere die Deutschen, ihrer Eigenart in der Berührung mit der fremden Kultur erst recht bewußt und es entstand ein Nationalbewußtsein, dem gerade ein italienischer Bischof, Liutprand von Cremona, gegenüber den Oströmern sehr kräftigen Ausdruck verlieh. Als ein sizilischer Bischof den griechischen Kaiser mit einem Löwen, den fränkischen König aber mit einem jungen Löwen oder Welfen verglich, wies er diesen Vergleich mit Entrüstung zurück.[3] Der griechische Kaiser, sagte er, trete auf wie ein Weib mit langen Haaren und langen Kleidern und ernähre sich von Pflanzen, der fränkische König aber sei ein Mann aller Weichlichkeit und Falschheit abhold. Gegenüber dem Morgenlande schlug das Abendland immer selbständigere Wege ein. Von beiden Seiten zog man sich zurück. Die Griechen kamen selten nach dem Westen, seitdem die Italiener die Vermittlung der

---

[1] S. S. 277 N. 1.

[2] Cave ne aliqua occasione Iustiniani sanctissimi antecessoris nostri legem subvertas ....; secundum hunc librum iudica Romam et Leoninam orbemque universum; M. G. ll. 4, 662.

[3] Leg. 40.

orientalischen Waren übernahmen. Die Griechen selbst begünstigten auffallend die Venetianer und gewährten ihnen ungemein günstige Handelsbedingungen. Mit Ausnahme der Italiener kamen kaum noch Abendländer nach Konstantinopel. Die Palästinapilger schlugen den direkten Weg zum Heiligen Lande ein. Erst die Kreuzzüge brachten wieder eine innigere Verbindung mit den Griechen zustande.

---

## LII. Der Charakter der Ottonischen Zeit.

Von Natur aus hatten die Ottonen keine große Neigung für Bildung und Wissenschaft; sie mußten gewaltig mit sich ringen, um die Barbarennatur in sich zu zügeln, aber sie erkannten die Notwendigkeit an, aus den rohen Zuständen herauszukommen. Noch im hohen Alter, nach dem Tode seiner ersten Frau, lernte Otto I. lesen, und sein Geschichtschreiber bemerkt, daß er Bücher benutzen konnte. Lateinisch verstand er schon lange, ja auch die barbarische Sprache der Slaven war ihm nicht unbekannt. Er zeigte einen regen Sinn für Bildung und Wissen, während sein Vater geäußert hatte, er wolle sich lieber seiner bäurischen Einfalt freuen, als die Gefahren klassischer Bildung laufen. In dem Bruder Ottos vollends, im Erzbischof Bruno erstand der Bildung ein begeisterter Verehrer. Bruno zeigte schon von Kindheit an eine solche Liebe zu den Büchern und zur Kirche, daß alle Freuden der Welt keinen Eindruck auf ihn machten. Nichts entzückte ihn mehr als des Prudentius gläubige Gedichte. Da er später die Lustspiele des Terenz las, verzog er keine Miene und blieb ganz ernst, nur die Form erregte seine Aufmerksamkeit. Er eilte nicht nach Art oberflächlicher Geister von einem Buche zum andern, um Zerstreuung zu suchen, sondern blieb bei einem Buche stehen. Überallhin begleiteten ihn seine Bücher und wer sie ihm beschmutzte, der konnte ihn bitter erzürnen. Schon als Knabe zeigte er die Reife eines Mannes und als Mann entfaltete er eine unermüdliche Tätigkeit. Er wurde Erzkaplan des Reiches und hatte als solcher die ganze Kapelle des Königs unter sich, d. h. er hatte den ganzen schriftlichen Verkehr zu besorgen und die Heranbildung junger Kräfte (der Hofkapläne) für diesen Dienst zu leiten. Die königliche Kapelle

war nicht bloß Kanzlei, sondern auch Schule. In ihr lebte die Palastschule Karls des Großen wieder auf, aus ihr ging ein ganzes Geschlecht von guten Kirchenfürsten und Geschichtschreibern hervor, ihr verdanken wir eine gute Kenntnis der Zeit, eine klare Darstellung nicht bloß der Ereignisse, sondern auch der großen Persönlichkeiten. Durch sie gewinnen wir einen guten Einblick in den Charakter der Zeit.

Allerdings treten die Charaktere nicht ausgeprägt und abgeschlossen vor uns; den großen Männern fehlt die individuelle Eigenart, und wo sie auch offenbar vorlag, vermochten sie die Schriftsteller nicht zu erfassen. Alle Männer und Frauen, denen die Schreiber wohlwollten und die sich auch auszeichneten, umgeben sie mit demselben Nimbus.[1] Sie glänzen alle an Leib und Seele; die leibliche Schönheit wetteifert mit der Schönheit der Seele. Und doch bricht immer wieder die Barbarei durch und läßt sich nicht verheimlichen. Sogar noch stärker als in der karlingischen Zeit tritt diese Seite des Lebens hervor. Früher war Barbarentum und Heidentum zusammengefallen. Die Ausbrüche der Roheit fielen gleichsam außerhalb des Christentums; denn die Bekehrung hatte ihren Abschluß noch nicht gefunden. Auch getauft fühlten sich viele mehr als Heiden denn als Christen; man sah ihnen an, daß ihnen das Christentum nur ein äußeres Gewand war. Jetzt aber wollte jeder ein Christ sein und zwar ein eifriger Christ. Und doch brach immer wieder die Barbarennatur durch. An der Unmöglichkeit, das Ideal zu verwirklichen, scheiterten alle, die sich nicht ganz von der Welt zurückzogen. Daher zeigen die Naturen eine gewisse Zwiespältigkeit und Sprunghaftigkeit.

Neben glänzenden Äußerungen der Frömmigkeit, der Milde und sogar Weichheit und Tränenseligkeit finden sich Taten härtester Grausamkeit, neben Erweisen holdesten Zartsinnes derbe und zotige Andeutungen, neben Ergebenheitsbeteuerungen untreue und falsche Taten. So kämpften die Ottonen gegen die Falschheit und Untreue der Slaven mit gleichen Waffen. Otto der Große gewann den Wendenfürsten Tugumir durch Versprechungen dazu, an seinem eigenen Volke Verrat zu üben. Der fromme Markgraf Gero, der

[1] Kleinpaul, Das Typische in der Personenschilderung des 10. Jahrhunderts S. 13 ff.

noch als Greis nach Rom pilgerte, lud, um sich der Slaven zu entledigen, die seine Ermordung planten, diese unter dem Zeichen der Freundschaft ein und ließ sie an seinem eigenen Tische niedermetzeln. Fast genau ebenso machte es der Grieche Eustathios gegenüber dem Bulgaren Ibatzes, indem er ihn unter dem Vorwand eines Spazierganges in einen abgelegenen Park lockte.[1] Wie Karl der Große gegen die Sachsen, wütete Otto gegen die Slaven, ließ die gefangenen Fürsten der Ungarn schonungslos aufhängen und tötete dreizehn Römer, die den Papst Johann vertrieben.[2] So ließ auch der griechische Kaiser Basilios 15000 Bulgaren blenden; nur je einer unter hundert, im ganzen also 150, behielten ein Auge und mußten den übrigen als Führer in ihre Heimat dienen.

Was sich diesen Männern in den Weg stellte, das zermalmten sie. Als Otto einmal einem Feinde über den Rhein nachsetzen wollte und sich kein Nachen auftreiben ließ, zitterte er am ganzen Körper vor Zorn. Wenn die Fürsten eine Niederlage erlitten, pflegten sie die ganze Nacht hindurch zu heulen.[3] Ein andermal sehen wir Männer und Frauen mit stumpfer Kälte Leiden und Not ertragen. Siegten die Krieger, so schwelgten sie im Blute der Feinde, pflegten aber gleich darauf die Gefallenen zu beweinen. In der Schilderung der Kämpfe Walters von Aquitanien läßt ein St. Gallener Mönch einen Gegner nach dem andern förmlich abschlachten; doch betet Walter jedesmal für die Seelenruhe des Gefallenen: damit beruhigt sich sein Gewissen. Die heidnische Zeit hatte selbst diese Gewissensregung nicht gekannt; in ihr tobte die Grausamkeit ohne Bedenken. Auch jetzt noch empfahl sich gegen Feinde des Glaubens rücksichtslose Grausamkeit, wie sie im Alten Bunde üblich war.

Noch hatte sich die Zeit nicht zur Idee eines gerechten Gottes erschwungen, der parteilos über den Menschen waltet und ohne Ansehen der Person urteilt. Der Gottesbegriff und das Innere des Menschen widerspiegelt sich gegenseitig: Gott beglückt die einen mit Wundern, mit seiner Seligkeit, die anderen verurteilt er zur Unseligkeit, wie Gottschalk ausgeführt hat. Wenn die Menschen die Jugend mit Prügeln bis zum Übermaß bedachten, setzte man etwas

[1] Cedren. Comp. hist. Par. 1647 p. 715.

[2] Vgl. den Modus Ottinc bei Müllenhoff und Scherer, Denkmäler Nr. 22.

[3] Was Schlumberger, L'épopée byz. 1, 147, von den Warägern erzählt, paßt ebensogut auf die Ottonen.

Ähnliches auch von Gott voraus. Viel hing dabei von Laune und Willkür ab. Je nach der augenblicklichen Stimmung verfolgten die Menschen die einen mit Haß und überhäuften die anderen mit Liebeserweisen und Gnaden. Wer kurz zuvor in Gunst gestanden, konnte sich durch ein einziges unbedachtes Wort Haß und Verfolgung zuziehen. So ging es dem Grafen Gero, den wahrscheinlich auf Anstiften des Erzbischofs von Magdeburg ein gewisser Waldo der Untreue bezichtigte und den dann der Erzbischof gefangen nehmen ließ. Das von dem Kaiser nach Magdeburg einberufene Fürstengericht entschied auf das Gottesurteil des Zweikampfes. Auf einem Elbewerd traten die Gegner zum Kampfe an. Grauses Ringen erhob sich, zweimal im Nacken verwundet drang Waldo mit jäher Wut auf den Beklagten ein und streckte ihn mit wuchtigen Schwertschlägen zu Boden. Gero mußte seine Kampfunfähigkeit bekennen: in diesem Augenblicke stürzte der Sieger, der seiner Rüstung entledigt und gelabt worden war, jählings tot zur Erde. Trotz dieses Gottesgerichtes ließ der Kaiser nach dem Spruch des Richters den Gero von Henkers Hand enthaupten, und des Leichnams bemächtigte sich der Erzbischof von Magdeburg, der nur gegen ein hohes Lösegeld das Haupt der Tochter des Hingerichteten ausfolgte.

Oft aber bewiesen Otto und seine Nachkommen eine auffallende Milde. Wurde jemand angeklagt, auch durch Beweise stark belastet, sagt ein damaliger Geschichtschreiber, so trat Otto als Verteidiger und Vermittler auf; denn er glaubte Angebern nicht leicht. Hatte er verziehen, so benahm er sich, als ob man nie gegen ihn gefehlt hätte. Seinen Bruder Heinrich, der sich wiederholt gegen ihn empörte, nahm er immer wieder milde auf. Einmal wollte sogar Heinrich seinen Bruder beim Osterfeste mit Hilfe des Bischofs von Mainz und anderer dem König feindlicher Großen aus dem Wege räumen, doch der Plan wurde verraten und Otto umgab sich bei dem Feste mit treuen Vasallen. Erst als das Fest vorüber war, ließ er die Verschwörer aufgreifen und hängen, nur Heinrich entfloh. Später aber wurde er ergriffen, als Otto bereits milder gestimmt war, und in Ingelheim gefangen gesetzt. Unerträglich däuchte dem trotzigen Manne, gefangen zu sein, und er suchte um jeden Preis zu entkommen. Es gelang ihm auch; von einem Geistlichen begleitet, entwich er nach Frankfurt, wo Otto eben das Weihnachtsfest feierte. Als hier im Dome der Nachtgottesdienst

gehalten wurde, erschien Heinrich plötzlich vor dem König in härenem Gewande mit entblößten Füßen, warf sich auf den eisigen Boden und richtete flehende Worte an ihn. Eben hallte noch in Ottos Herzen der Gesang nach: „Friede den Menschen auf Erden" und so verzieh er auch diesmal dem Bruder.[1] Der Weihnachtstag 941 ward ein Markstein in Heinrichs Leben, von da an hielt er dem Bruder unverbrüchliche Treue. Später empörten sich der eigene Sohn erster Ehe Ottos, Liutolf, und sein Schwiegersohn Konrad wegen der Bevorzugung Heinrichs, versuchten zuerst durch tiefe Unterwürfigkeit ihre Absichten zu erreichen und führten nachher Krieg gegen ihn, worin sie unterlagen. Von Reue erfüllt, eilte Liutolf zu seinem Vater, als er sich eben auf der Jagd befand, Tränen entströmten den Augen des Sohnes und Vaters und milde hob ihn dieser vom Boden auf. In der Sage vom Herzog Ernst hat sich die Phantasie des Volkes dieser Tatsachen bemächtigt und hat in einer anderen Sage von Otto mit dem Barte des Kaisers Zorn und Milde gegen einen Dienstmann überliefert. Ein schwäbischer Ritter hatte Otto im Wortwechsel am Barte gerissen, und er mußte sich eilends dessen Zorne entziehen, nichtsdestoweniger begleitete er Otto unerkannt auf einer Fahrt nach Italien. Da überfielen einmal die Feinde den hilflosen Kaiser, und jener Ritter merkte das eben, als er badete; eilends sprang er heraus, rettete den Kaiser mit gewaltigen Schwerthieben und gewann dadurch die verlorene Gunst wieder.

Auch Otto III. hatte etwas an sich von diesem raschen Wechsel der Stimmung. Er nahm an seinem Feinde Crescentius und an seinen Anhängern grausame Rache. Kaum war die Tat geschehen, so erfaßte ihn tiefe Reue, er pilgerte zum hl. Michael auf dem Berge Gargano und besuchte den hl. Nilos zu Gaeta. Nach griechischer Sitte empfing ihn dieser mit dem Weihrauchfaß und warf sich vor ihm nieder, kündigte ihm aber seinen baldigen Tod an.

[1] Das deutsche Lied vom Herzog Ernst stellt den Vorgang also dar: Nachdem der Bischof das Evangelium gelesen, bestieg er das Lektorium und predigte Gottes Wort. Als er geendigt, drang Ernst vor den Kaiser und fiel ihm zu Füßen. Die Fürsten traten hinzu und mahnten den Kaiser, um Gottes und des heiligen Tages Ehre willen ihm zu verzeihen. Der Kaiser tat es noch, ohne ihn zu erkennen, hob ihn auf und küßte ihn. In dem Augenblicke erkannte er ihn, und sein Versprechen tat ihm leid. Aber die Fürsten erinnerten ihn daran, daß der Kaiser sein Wort halten müsse. Da sprach er: „Nun es euch alle so gut dünkt, so will ich ihm verzeihen."

Weinend legte der Kaiser die Krone in die Hände des Heiligen und empfing seinen Segen.

Das Gemüt schwankte zwischen Erde und Himmel, zwischen Erdensorgen und Himmelshoffnung, und der Zwiespalt steigerte sich, als beim Nahen des Jahres 1000 die Furcht vor dem Hereinbrechen des Gerichtes sich verbreitete. Die einen konnten nicht genug tun in der Buße und Abtötung, die anderen überließen sich um so mehr dem Genusse. Der französische König Robert, der später den Namen des Frommen erhielt, lebte, nachdem er seine erste Gattin verstoßen hatte, seit 996 in einer verbotenen Ehe und setzte diesen Verkehr fort, obwohl ihn der Papst 998 exkommuniziert hatte. Je mehr er in seiner Hartnäckigkeit verharrte, desto mehr zog sich alle Welt von ihm zurück, um so mehr als der Bußgeist des Jahres 1000 die Menschen erfaßte. Es dauerte bis zum September 1001, bis er zur Besinnung kam und Buße tat nach dem Beispiel des Königs David, der seinen Fehltritt mit Bethsabee bitter bereute. „David und Robert," schreibt Helgaud, „sündigten, das ist die Gewohnheit der Könige, aber von Gott heimgesucht, taten sie Buße, weinten und seufzten, das ist sonst nicht die Gewohnheit der Könige."

Um Gottes Strafgericht zu wenden, baute und arbeitete man unverdrossen an heiligen Werken. Freilich zerfielen die Bauten rasch wieder, da sie allzuviel Holz enthielten. Missionäre zogen aus und gründeten christliche Kirchen und Klöster. Der Norden und Osten Europas wurde dem christlichen Glauben erschlossen, die mächtigen Reiche Rußland und Ungarn in die Kulturwelt äußerlich eingefügt. In Norwegen unterstützte der fromme König Olaf Tryggvason nach Kräften die Bekehrung seines Volkes, er unterlag zwar in einer unglücklichen Schlacht im Jahre 1000 dem vereinten Ansturme der Dänen und Schweden, aber sein Nachfolger Olaf der Heilige setzte sein Werk fort. So wurde eine Zeit, die dem Grabe entgegen zu gehen glaubte, zur Wiege neuen Lebens. Die Welt schmückte sich nach Glabers Ausdruck mit dem weißen Kirchenmantel.[1] An die büßerische Untätigkeit und Schlaffheit schlossen sich Neuschöpfungen, die Jahrhunderte überdauerten. So gingen vom hl. Nilos, vom hl. Romuald die mächtigsten Anregungen aus. Der böhmische

[1] Hist. III, 4.

Kleriker Adalbert war an der Aufgabe gescheitert, die er sich gestellt hatte, sein Volk aus der Roheit emporzureißen. Er irrte dann lange ruhelos umher und traf zu Rom mit Otto III. zusammen; beide schlossen einen innigen Freundschaftsbund, teilten dasselbe Zimmer, ja dasselbe Lager und brachten ihre Zeit in Buße und Gebet hin. Ein Traumgesicht, das ihn zum Apostel bestimmte, riß ihn zu Mainz von seinem Freunde los und trieb ihn zur Bekehrung der heidnischen Pommern und Preußen.

Otto III. aber jagte seinem Traum nach, das alte Kaisertum wieder herzustellen und ihm alle Staaten einzugliedern. Dazu paßte nur Rom als Mittelpunkt. Wohl erkannten seine Nachfolger die Unmöglichkeit, dieses Ziel zu erreichen, aber seine Ideen wirkten doch fort, wie der Vers ausspricht, der damals in Schwung kam und dann zur Umschrift auf den Majestätsbullen der Kaiser diente: „Roma, des Weltalls Haupt, führt lenkend die Zügel des Erdenrunds." Ottos Ideen waren mehr ein religiöser als ein weltlicher Traum; denn er stellte mehr das Gebet als das Schwert in seinen Dienst. Der Jüngling, der die Welt mit seinem Blicke umspannte, ließ sich mit seinem Freunde Franco bei der Klemenskirche zu Rom in eine unterirdische Höhle einschließen, kasteite sich zu Sabiuco, wallfahrtete zum hl. Nilos und bestieg barfuß den Monte Gargano und Cassino. In der Kirche St. Apollinare in Classe bei Ravenna steht noch heute zu lesen: Otto III., Römischer Kaiser der Deutschen, hat wegen begangener Vergehen, der strengen Regel des heiligen Romualdus gehorchend, barfuß von der Stadt Rom bis zum Berge Garganus den Weg zurückgelegt, diese Basilika und das Kloster zu Classe 40 Tage büßend bewohnt und hier, im härenen Gewande und durch freiwillige Kasteiungen eine Sünde sühnend, ein erhabenes Beispiel der Demut gegeben und als ein Kaiser diesen Tempel und seine Buße berühmt gemacht.

Ein Jahr vor dem gefürchteten Anfang des neuen Säkulums eilte Otto an das Grab seines Freundes Adalbert nach Gnesen, der als Martyrer unter den Preußen gefallen war, und von da nach Aachen, wo er das Grab des großen Karl öffnen ließ. Seine Seele dürstete nach dem Geheimnisvollen, nach schauerlichen Reizen, und es verzehrte ihn die Sehnsucht nach dem sonnigen Süden. An Italien dachte er, als er an der Gruft Adalberts betete, und obwohl er wußte, daß das italienische Klima seiner Gesundheit schade,

eilte er doch dahin zurück, sich den Todeskeim zu holen. Dort wollte er das tausendste Jahr erleben. Wo Adalbert einst längere Zeit verweilt, auf dem Aventin zu Rom, richtete sich Otto eine Hofburg ein und sah darin das gefürchtete Jahr scheiden. Am Fuße des Aventin ließ er seinem Freunde zu Ehren eine Basilika errichten. Das Jahr war vorübergegangen wie ein anderes Jahr auch; nur hatte ein Erdbeben am Karfreitag die Bewohner Lothringens erschreckt, ein Erdbeben, „bei dem nicht wie gewöhnlich der Sturm in die Erdgänge fährt und die hohlen Eingeweide der Erde zum Erzittern bringt, bei dem vielmehr in einem allgemeinen und wüsten Beben hier und da die ganze Erde sich auflehnte.“ Da und dort veranstaltete das Volk Bußprozessionen. Indessen erneuerten in den folgenden Jahren Hungersnot und Himmelszeichen die Schrecken; vorausschauende Männer verkündeten neue Zeichen für das kommende tausendste Jahr der Passion Christi. Immer und immer wieder begegnen uns Äußerungen der Furcht, daß das Weltende bald einbreche, namentlich in Urkunden; solche Äußerungen wurden allmählich zu einer stehenden Formel.[1]

Otto III. starb schon 1002 am Berg Sorakte im Angesichte Roms am Fieber, erst 22 Jahre alt, und ein Jahr später folgte ihm Gerbert. Die Großen des Reiches waren unschlüssig, ob sie dem Herzog Heinrich von Bayern oder dem Herzog Otto von Kärnten die Krone zuwenden sollten. Der mächtige Erzbischof Heribert von Köln, der die Leiche Ottos nach Aachen geleitete, bewies keine besondere Zuneigung zu dem nachmals heiliggesprochenen Heinrich. Daher nahm ihn Heinrich bei Polling gefangen, aber in einem auffallenden Gegensatz zu diesem gewalttätigen Auftreten half er gleich darauf die Leiche des Kaisers zu Augsburg durch die Stadt tragen. Der Groll zwischen Heribert und Heinrich dauerte jahrelang fort. Da jener einmal den Kriegsdienst verweigerte, ließ er ihn zu einer großen Geldsumme verurteilen. Da trat Heribert in den Gerichtssaal und ging mit Tränen in den Augen auf den Kaiser zu, und Heinrich, von diesem Anblick selbst zu Tränen gerührt, erhob sich und umarmte den Erzbischof und bat um Verzeihung wegen des Unrechtes, das er ihm angetan habe; Heribert

[1] M. G. ss. 7, 65, 68; 11, 176; Wadstein, Eschatologische Ideengruppe 1907 S. 24; Königer, Köln. Volksztg. Lit. Beilage 1907 Nr. 48.

mußte neben dem Kaiser Platz nehmen, und beide verhandelten die Reichsgeschäfte im besten Einvernehmen gemeinsam weiter. So war die Zeit; die Menschen gaben sich jedem Eindrucke hin, ließen sich vom Augenblicke hinreißen, von Stimmungen beherrschen. Die stärksten Gegensätze finden sich nach langem erbitterten Streite wieder friedlich zusammen, um sich bald wieder schroff zu fliehen.

## LIII. Die Cluniacenser und der Gottesfriede.

Der hl. Heinrich II. beförderte die von Cluny ausgehende Klosterreform nach Kräften. Cluny war eine Gründung des frommen Grafen Wilhelm von Aquitanien, und sein erster Abt war ein früherer Knappe Wilhelms, namens Odo. Schon in seiner Jugend hatte sich Odo an ein strenges Leben gewöhnt und dann im strengen Kriegsdienste den Körper gestählt, er konnte auf dem bloßen Boden, nur durch eine Decke geschützt, schlafen und ganze Nächte hindurch wachen; eine geringe Nahrung aus Brot und Gemüse genügten, ihn bei Kräften zu erhalten. Als Abt von Cluny gewöhnte er die Mönche nicht zu ihrem Schaden an jene strenge Zucht. Eine große Schar Gleichgesinnter schloß sich an ihn an, und nach seinem Tode setzten ein Maiolus und Odilo sein Werk fort. In Tochterklöstern wirkten Richard von Verdun und Wilhelm von Dijon.

Wenn Odilo sprach, gewann er aller Herzen durch die von ihm ausstrahlende Güte und Liebe, durch den Wohllaut seiner Stimme und sein mildes Antlitz. Ganz ähnlich wird von Richard von Verdun berichtet: wenn er im Kapitel sprach, so haben die Zuhörer geglaubt, bald den Brand der Hölle zu spüren, bald die Wonne des Himmels, so sehr fesselte er alle durch den bestrickenden Zauber des Trostes. Mit besonderer Innigkeit vertiefte er sich in das Leiden des Herrn. Das höchste Glück auf Erden dünkte ihm das Grab des Herrn mit Augen zu schauen; dort wünschte er in der Gesinnung eines echten Kreuzfahrers zu sterben.

Gleich dem hl. Richard wallfahrtete Poppo von Stablo, noch bevor er Mönch war, an viele heilige Orte, zog nach Jerusalem und nach Rom. Doch gedachte er ein Haus zu gründen und in die Ehe zu treten. In der Nacht vor dem Hochzeitstage ritt er

aus mit einigen Begleitern, seine Braut zu holen; da sah er sich plötzlich von hellem Licht umstrahlt, er meinte, die Lanze, die er in der Hand hielt, wie eine Fackel leuchten zu sehen. Dieses Zeichen schien ihm ein Halt entgegenzurufen. „Kameraden," rief er aus, „wir müssen unsere Wege ändern! Ich sehe, daß es an der Zeit ist, mit der Sünde und solchen Wünschen zu brechen und das Ziel, das Gott gefällt, mit ganzer Kraft zu erstreben." Statt zur Braut eilte er ins Kloster des heiligen Richard und bewog seine Mutter, eine Einsiedlerin zu werden. Ähnlich hatte Wilhelm von Dijon seinen Vater bewogen, die Waffen niederzulegen, um als Mönch zu sterben. Poppo trat in nahe Beziehung zu Kaiser Heinrich II. und führte, von ihm begünstigt, in vielen westdeutschen Klöstern die Reform durch.

Ein Herd cluniacensischer Ideen wurde das schwäbische Kloster Hirsau. Im allgemeinen lehnten die deutschen Klöster die cluniacensische Reform ab, nicht nur weil sie nicht so tief gesunken waren wie die französischen, sondern weil sie einen eigentümlichen romanischen Charakter trug. Den Bischöfen, die in Deutschland mehr Rechte besaßen als in Frankreich, mißfiel die ultramontane Zuspitzung der ganzen Bewegung und den Mönchen die Unterdrückung aller Individualität. Zwischen den germanischen und romanischen Klöstern schienen die Rollen beinahe vertauscht zu sein; denn jene wandten der Wissenschaft und Kunst eine viel regere Teilnahme zu als diese, deren Hauptstärke die praktische Tätigkeit und Wirksamkeit ausmachte.

Bei den Cluniacensern beruhte alles auf stummem Gehorsam, auf engem Zusammenschluß und pünktlicher Ordnung. Schon Odo verlangte als Haupttugend Demut, Gehorsam, Schweigsamkeit. Er ging selbst voran in der Übung dieser Tugenden. Von seinem Nachfolger Odilo wird berichtet, er habe die niedrigsten Arbeiten verrichtet, die Lichter besorgt, die kleinen, zur Hut übergebenen Kinder überwacht und den Fußboden gefegt. Beim Namen der Gottesmutter warf er sich zur Erde.[1] Bei einem Besuche von Monte Cassino küßte er die Fußspuren der Mönche. Nicht vor den Großen der Welt, sondern vor Gott und seinen Lieblingen sollten sich die Mönche verdemütigen; denn in den Armen erscheint

[1] Sackur, Cluniacenser 1, 306.

Christus selbst. Ganz in diesem Sinne handelte ein Erzbischof von Hamburg, von dem Adam von Bremen schreibt,[1] er habe oft vor dem Schlafengehen dreißig und mehr Bettlern niederkniend die Füße gewaschen, vor den Großen aber und seinesgleichen sich zu keiner Art von Demutsbezeugung verstanden. Von dem Herzog Erlembald hören wir, daß er die Füße der Armen, nachdem er sie gewaschen, noch kniend auf seinen Kopf gesetzt habe. Bei einer solchen Gesinnung verstand es sich von selbst, daß kein Armer umsonst an der Klostertüre pochte; die Wohltätigkeit wurde im großartigen Maßstabe betrieben.[2]

Mit der Demut berührte sich sehr enge die Schweigsamkeit. Zu Cluny herrschte überall im Betsaal, Heiligtum, Speisesaal wie in der Lesestunde das tiefste Schweigen, und die Mönche mußten, wenn sie wichtige Mitteilungen zu machen hatten, sich einer Zeichensprache bedienen, die sie bis ins einzelne ausbildeten. Wer im Kapitel eines Vergehens angeklagt wurde, mußte schweigend die Züchtigung über sich ergehen lassen. Er mußte schweigen wie ein wohlerzogener Soldat. Stehen sollte er, wo es immer sei, nur mit geschlossenen Beinen. Allgemach drang die Anschauung durch, daß alle Ordnung mit der äußeren Haltung und alle Unordnung mit der äußeren Formlosigkeit beginne. Die Lippen sollten sich womöglich nur zum Gebete und zum Gesang öffnen. Dem Psalmengesang widmete Odo eine besondere Aufmerksamkeit. Die Zahl der Gesänge und Lesungen vermehrte er beträchtlich.

Dagegen gestattete Odo für den Norden eine wärmere Kleidung, ganz wie Benedikt von Aniane; ja er ging hierin fast zu weit, so daß die Mönche von Cluny später wegen ihrer üppigen Kleidung getadelt wurden: über ihrem Hemd, sagt Ekkehard von St. Gallen, tragen sie zwei Röcke; auch gebot die Regel eine sorgfältige Reinigung: jeder Bruder sollte seine Kleider selbst öfters waschen und alle Samstage die Sandalen reinigen (sauber glänzendes Schuhwerk und eine stattliche Kukulle wußten übrigens auch die St. Gallener Mönche wohl zu schätzen, was sogar einem Italiener auffiel).[3] Ebensowenig als in der Kleidung verlangte Odo in der Nahrung etwas Übermäßiges. Gewöhnlich setzten sich die Speisen zusammen

[1] III, 2 (Adalbert).

[2] Boll. Iun. 5, 290; Petr. Dam. op. 9, 7.

[3] D'Achery, Spicil. 1, 672; Martène ampl. coll. 1, 302.

aus Gemüsen, Bohnen, Käse, Backwerk und der Trank bestand aus Wein oder aus einem doppelt so großen Maß Bier. Die Milderungen, die Benedikt von Aniane eingeführt hatte, ließ er bestehen und kehrte nicht einmal zur ursprünglichen Strenge des hl. Benedikt von Subiaco zurück; viel wichtiger als die genaue Ausmessung der Bedürfnisse schien ihm der Gehorsam, der Zusammenhalt, die Unterordnung. Nicht nur sollten die Mönche dem Abte, sondern auch die Äbte selbst einem übergeordneten Kloster gehorchen.

Dagegen wurden die Bischöfe ganz ausgeschaltet. Nicht nur die Cluniacenser, sondern auch die französischen Benediktiner widerstrebten der Visitation der Bischöfe, maßten sich die Zehntrechte an ließen ihre Priester durch fremde Bischöfe weihen.[1] In Deutschland wären diese Ansprüche an der Macht der Bischöfe gescheitert. Um so mehr Einfluß gewann das Papsttum, das die Mönche in diesen Bestrebungen unterstützte, dessen Gesetze die Cluniacenser mit einer gewissen Absicht weit über die Bischofsdekrete stellten. Sie pilgerten viel nach Rom und holten sich dort Anweisungen. Die Päpste gewährten ihnen denn auch viele Rechte und erteilten den Generaläbten ausgedehnte Vollmachten. Sie durften fremde Klöster unter ihre Obhut nehmen und fremde Mönche, denen die in ihren Klöstern bestehende Ordnung widerstrebte, aufnehmen. Unter Odos Nachfolger verstärkte sich noch das Einheitsband, und die Cluniacenser stellten bald eine streng geschlossene Schar von Mönchen dar, während Benedikt unabhängige Klöster geduldet hatte. Diesen Unterschied mochten die späteren Cluniacenser wohl fühlen und rückten daher ihre Regel bis ins graueste Altertum hinauf und beriefen sich auf Pythagoras, den „Krotoniaten". Damit machten sie auch einen Eindruck auf den Adel, der ihnen ohnehin geneigt war; denn damals galt eine Einrichtung als um so ehrwürdiger und um so verbindlicher, je älter sie war. Dem Adel gefiel die geschlossene Zucht, und er strömte dem Orden in Scharen zu.

Gerade dieser Umstand erleichterte den Cluniacensern ihre Bemühungen um Hebung des Ritterstandes, der Ritterzucht, der Durchführung des Gottesfriedens und um die Herausarbeitung des Ritterideals. Ihre Tätigkeit war um so ersprießlicher, als es in Frankreich sehr schlimm aussah. Die Kirche konnte hier nicht

[1] Pfister, Robert le Pieux 314.

untätig zusehen und mußte all ihre Kräfte aufbieten. Schon die Karlinger haben zugunsten der Kirche verzichtet auf die Verfolgung der Friedensbrecher und unter dem Druck der Erkenntnis, daß Raub, Mord, Ehebruch noch mehr eine Verletzung Gottes und des Gottesfriedens bedeuten als des Staates, die Kirche zur Sühne dieser Verbrechen aufgefordert. Je weniger der Staat selbst infolge der Zersplitterung seines Gebietes in der Lage war, eine einheitliche Polizeigewalt zu entfalten, desto mehr trat die Kirche an seine Stelle. Doch kam der Kirche diese Aufgabe gerade da am wenigsten zum Bewußtsein, wo sie am entschiedensten über weltliche Strafmittel verfügte, nämlich in Deutschland; viel entschiedener griff sie diese Angelegenheit in Südfrankreich an. Hier hatten antike Sitten lange fortgelebt; schon Gregor von Tours spricht von den sophistischen Senatoren und von philosophischen Richtern.[1] Hier besaßen die Juden und Araber einen großen Einfluß, hier fanden die priesterfeindlichen Lehren der Paulikianer und Katharer, eines Peter von Bruys und Heinrich von Lausanne einen empfänglichen Boden. Aber auch das Rittertum hatte sich hier besonders glänzend entfaltet und seine Macht ausgedehnt. Die Kirche konnte sich ihm gegenüber nur dadurch eine Stellung verschaffen, daß sie sich als eine Wohltäterin des Volkes bewährte. Erleuchtete gottbegeisterte Männer, wie der Stifter von Cluny, gaben das Beispiel und geißelten mit apostolischem Freimut die Unterdrückungssucht und Raubgier des Adels. Odo sagte, nicht bloß die Schänder und Placker des Volkes laden eine große Schuld auf sich, sondern auch jene, die stumm zusehen und keinen Widerstand leisten, obwohl ihnen die Pflicht zu reden gebiete. Damit schärfte er der hohen Geistlichkeit das Gewissen.[2]

Schon am Schluß des zehnten Jahrhunderts bemühten sich Bischöfe in der Provence und Aquitanien, die Großen und Fürsten von ihrer ruchlosen Gewalttätigkeit abzubringen und erließen 989 und 994 Friedensgebote und griffen dabei auf das Asylrecht und

[1] Senatores sophistici et iudices philosophici (6, 9).

[2] Illis vero qui rapinis pauperum pascuntur, severius obviandum est. Nam et illi qui pauperes quidem non affligunt, sed tamen afflictoribus eorum resistere non curant, vehementer utique peccant. Isti ergo noverint quia solatium sui adiutorii deo subtrahunt, dum pauperes eius non defendunt. S. Odon. coll. 3, 26.

ältere Bestimmungen über den Gottes- und Königsfrieden zurück, der geistliche Personen und Orte, friedliche Bauern und Kauffahrer schützte. Das Konzil von 994 bedrohte alle Friedensbrecher und alle, die ihnen Vorschub leisteten, mit dem Bann und unterstellte die Geistlichen, Bauern und Kaufleute dem Schutz der Kirche. Diese Friedensgebote litten aber an dem Mangel, daß nur die Kirche, die geistliche Strafe, im höchsten Falle der Bann, hinter ihnen standen und daß sich ihr Geltungsbereich nicht weit über ihr Gebiet, ihre Güter und Leute hinaus erstreckte. Daher suchte die Kirche mächtige Herren für ihre Idee zu gewinnen. Auf ihre Veranlassung hin vereinigte König Robert der Fromme von Frankreich, Hugo Capets Sohn, die mächtigsten Vasallen zu einem Friedensvertrag.[1] Da wollte auch ein König Heinrich II. von Deutschland nicht zurückbleiben.[2]

Die Bemühungen der Könige wären erfolglos gewesen, wenn nicht Bischöfe und Mönche unablässig tätig gewesen wären, den Herren den Willen Gottes zu predigen. So gelang es ihnen, immer mehr Adelige zum Friedensschwur zu bringen und Friedensbünde, Friedenseinigungen, Ewas zustande zu bringen. In einem erhaltenen Eidschwur verpflichtet sich der Ritter, nicht nur Kirchen, Kleriker und Mönche, sondern auch die Bauern, die Villanen, die Kaufleute zu verschonen, keine Häuser und keine Weinberge anzuzünden, Zuchttiere nicht zu rauben. Den Bauern, die Bäuerin, die Knechte, die auf den Markt ziehen, verspricht der Schwörende, nicht festzunehmen, zu berauben und zu züchtigen. Damit brauchte der Ritter nicht auf jedes Fehderecht zu verzichten, das ihm besondere Klauseln zusicherten. Nur während der Fastenzeit versprach er, eine Fehde ruhen zu lassen. „Hat ein anderer Ritter oder Villane unrecht getan," heißt es, „so will ich 15 Tage warten, ob er nicht Genugtuung leistet, erst dann will ich mir selbst Genugtuung verschaffen." Ein Gebäude konnte angezündet werden, wenn sich ein Gegner darin versteckte oder wenn es mit der belagerten Burg zusammenhing.[3]

[1] Pro pace componenda.

[2] In loco ergo qui Turegum dicitur rex colloquium tenuit, omnesque pro pace tuenda, pro latrociniis non consentiendis a minimo usque ad maximum iurare compulit. Sic tota Alemannia sub pacis quiete statuta; M. G. ss. 4, 694.

[3] S. das älteste sacramentum pacis (Vatik. Bibl.) bei Huberti, Gottesfrieden 167.

Indessen beschränkten sich diese Verträge auf einzelne Gegenden und Personen. Erst größere Heimsuchungen, allgemeine Volksnot um 1033, die die Furcht vor dem Weltende aufs neue anfachte, um so mehr als 1000 Jahre seit dem Tode des Herrn verstrichen waren, brachten die Gemüter zur Besinnung. Die Friedensbestrebungen gewannen nun besseren Boden, und mehrere Synoden nacheinander, zu denen auch weltliche Große erschienen, leisteten ihnen Vorschub. Es gelang, wenigstens eine Waffenruhe zu erwirken von Mittwoch Abend bis Montag früh, die berühmte Treuga Dei, die auch in Deutschland Eingang fand, aber erst am Schluß des elften Jahrhunderts. Die Treuga dei ging weiter als die Pax dei, die nur heilige Orte und Personen schützte.[1]

[1] Mehr darüber und über die Cluniacenser im III. Band.

# LIV. Grundherrschaften und Städte im zehnten und elften Jahrhundert.

---

## 1. Kolonisation.

Die Kräftigung des Deutschtums unter den Ottonen machte sich auf allen Gebieten der Kultur fühlbar, vor allem im Wirtschaftsleben. Die schon unter Karl dem Großen begonnene, aber unter seinen Nachfolgern unterbrochene Ausdehnung der Deutschen nach dem Osten setzte aufs neue kräftig ein. Trotzdem vermehrte sich die Bevölkerung in kurzer Zeit auf das Doppelte; ein solch beispiellos rasches Wachstum kehrt nur in der neuesten Zeit wieder. Die innere Besiedelung wurde um so notwendiger, als die äußere Kolonisation etwas nachließ. Die Kaiser verloren bald die Ostmarken aus dem Auge; sie überließen alle Sorge den Grenzfürsten, den Markgrafen, nicht zuletzt den Bischöfen. Gerade bei der Kirche fand das Deutschtum einen mächtigen Schutz und entriß im Norden und Süden den Slaven Gebiet um Gebiet. Voran gingen die Bischöfe von Bremen und Magdeburg, von Regensburg, Passau und Salzburg; diese gründeten Kolonien und Kirchen.

Unmittelbar nach der Schlacht auf dem Lechfelde begann die Auswanderung in die Ostmark nach Kärnten und Krain. Die Ansiedelung geschah hier unter den günstigsten Bedingungen, kein Unternehmer drängte sich wie später im Norden zwischen die Kolonisten und Landesherren. Die Ansiedler waren frei vom Kriegsdienste und mußten nur kleine Zinse an die Grundherren bezahlen. So verlangte der Erzbischof von Bremen einen Denar für die Hufe und den Zehnten von den Früchten und vom Vieh. Neben den geistlichen Grundherren gewannen viel Land die weltlichen Grundherren,

die Adeligen, die Führer im Kampfe, die ihrerseits Slaven unterwarfen oder deutsche Siedler als ihre Hörigen beriefen. Diese Vermischung der Bevölkerung verrät sich in den Ortsnamen. In Kärnten blieben neben 9 kelto-romanischen 31 slavische Ortsnamen, und nur 18 sind deutsch; in Niederösterreich dagegen treffen auf 6 kelto-romanische 9 slavische und 44 deutsche Ortsnamen, im Neustädter Viertel fehlen slavische Ortsnamen und kommt auf 10 deutsche je ein alter romanischer Ortsname.[1]

Die Ansiedelungsformen sind die alten: Gewanndörfer oder in Gebirgen Höfe mit blockförmigen Gewannen.[2] Namentlich da, wo die Ansiedelung auf einer Waldrodung beruhte, vollzog sich die Ansiedelung in sehr regel- und planmäßiger Gestalt. Die Waldkolonien bestehen meistens in einer regelmäßig aneinanderliegenden Reihe von Höfen der Straße entlang, an jeden Hof schließt sich das Bauland in einem langen Streifen bis zur Markgrenze an. Die zu jedem Hofe gehörige Hufe ist größer als die gewöhnliche Hufe, sie beträgt statt 30 im allgemeinen 60 Jauchert. Waldkolonien wurden namentlich von Klöstern in Norddeutschland, die verwandten Königshufen von Dienstmannen und Fronhofhörigen, die Marsch- und Hagenhufen Niederdeutschlands von Bauerngenossenschaften angelegt.

Eine individuelle und regellose Gestalt der Wald- und Heiderodung ist die ältere Beunde, die Umzäunung des Ackerlandes, die aber gerade deshalb die eigentliche Rodungszeit überdauerte und später dem intensiven Betrieb diente. Beunden innerhalb der Marken und Bannforste anzulegen, gestatteten Könige und Fürsten ihren Dienstmannen, die dann ihren Namen annahmen.[3] Daher gehen die Ortsnamen mit Baindt, Bein, Point auf diese Zeit zurück, ebenso die Ortsnamen mit Kemenate, Kemnat, die an Stelle des älteren Zimmer, Zimmern treten, vor allem aber viele Namen mit reut, rode, gereut, schwand, brant, hag, stolz, schlag, hau, schnitt, schneid. In fränkischen und sächsischen Gebieten unterscheiden diese Namen die deutschen Siedelungen von den slavischen. Letztere sind vielfach älter, liegen in offenen Flußtälern, während nun die

[1] Kämmel, Die Anfänge des deutschen Lebens in Österreich 1879 S. 294 ff.

[2] S. Meitzen, Siedelung II, 386. Zwischen diese zwei Arten stellt Meitzen noch eine mittlere Ansiedelung auf: in den großen Flußtälern liegen kleine Gemarkungen mit schmalen Besitzstücken (387).

[3] z. B. Eberhard von Schweinspoint.

Deutschen auch in Waldgegenden vordrangen. In der Nähe von Bayreuth liegt um den alten Herrenhof Crottendorf ein solches Siedelungsgebiet: das älteste Dorf ist das slavische Zettlitz, um dasselbe entstanden aber mit der Zeit durch grundherrliche Rodungen Röttelbach, Gemain und Weiherhaus.[1]

Die Neurodungen gingen meistens von Grundherren aus, deren Maier über die Fronarbeiten der Bauern geboten. So hat z. B. der Graf Hermann von Kastell bei Aibling mit Leibeigenen und schutzhörigen Bauern, die sonst freie Markgenossen waren, in



Elias sucht den pflügenden Eliseus auf; Miniatur der biblia minada (spanischen Armenbibel) des 11. Jahrhunderts in Maihingen.

Leitzachtal einen „freien" Wald, d. h. einen der Gemeinde gehörigen Wald roden und zwar durch Abschwenden: die Bäume wurden angehauen, abgedörrt und dann angezündet. Das Abschwenden schildert ein Vers Otfrids: „Wenn sie den grünen Baum so schwenden und mit des Kreuzes Feuer verbrennen, was, wähnet ihr, soll dann aus dem wertlosen Walde werden, wenn sie beginnen, den dürren Baum auf diese Weise zu vernichten?"[2] Die Farmer des Leitzachtales gehörten anfangs zur Kirchengemeinde Aiblings und entrichteten hier ihre Zehnten, bis später Konversen die Kirche Bayrischzell

[1] Meitzen, Siedelung 2, 415; Wimmer, Der deutsche Boden 83.

[2] Krist 4, 26, Schluß.

gründeten.[1] Nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern, in England und Frankreich wurde viel gerodet; erhielt doch der französische Bauer geradezu seinen Namen davon, roturier, ruptuarius.

## 2. Gewinn und Verlust der Grundherren.

Überall, sowohl auf altem Kulturlande als auf neuem Boden, fiel der Löwenanteil des Gewinnes den Grundherren, weltlichen und geistlichen zu, die sich dadurch für die Verluste schadlos hielten, die ihnen die Entwicklung zufügte. Der Eigenbetrieb ging zurück, der Besitz zersplitterte sich immer mehr, und viel ging verloren, bald durch Erbteilung, bald infolge großer Unternehmungen. Wie die großen Grundherren sich gegen die Herrscher, so stellten sich die eigenen Dienstmannen gegen ihre Herren. Bei den unvollkommenen Verkehrsverhältnissen hatten die Grundherren Mühe, den Zusammenhang notdürftig aufrecht zu erhalten. Diesen Zusammenhang sicherte der auf dem Schardienst beruhende Frachtverkehr, der sich vor allem auf die Vieh- und Getreidelieferungen der Fronhöfe bezog. Nun verlor freilich dieser Verkehr seine Wichtigkeit mit der Auflösung der Zentralgewalt, erhielt aber, wie wir noch sehen werden, für andere Bezüge (Wein, Salz, Bergwerkserzeugnisse) eine erhöhte Bedeutung.

Der Rückgang der Zentralverwaltung und des Eigenbetriebes hing damit zusammen, daß die Äbte und Bischöfe immer mehr Politik trieben und sich wenig um die Ökonomie bekümmerten. Die Zahl der Beamten wuchs immer mehr; nunmehr treten Hausmaier, Kämmerer, Jäger und Forstmeister auch in Klöstern, Truchsesse, Schenke und Stallgrafen, Marschalle auch an kleineren Höfen auf, die eigene Einnahmen oder Benefizien beanspruchten. Ihre Tages- oder Wochenration an Brot, Fleisch und Wein war genau bestimmt. Außer diesen höheren „Ministern“ kamen die niederen „Hausgenossen“ in Betracht. Müller und Brauer, Bäcker und Koch, Zimmerer, Glöckner und Pförtner, Küster und Sakristan: alle diese Dienstleute bezogen ihre eigenen Einkünfte mehr oder weniger direkt von den Pflichtigen. Im Kloster selbst, das die Hauptmasse der Einkünfte bezog, setzte sich wieder eine starke Sonderung, zuerst nur

[1] M. G. ss. 17, 615.

zwischen Abtei und Konvent, dann auch zwischen den einzelnen Tischen durch. Die Propstei und Kellerei, das Hospital oder vielmehr der Hospitaler, Oblaiarier, Infirmarer bezog je seinen eigenen Anteil.

Die wichtigste Einnahmestelle war das Kelleramt. Der Kellerer war vielfach Wirtschaftsvorstand. Seit dem zehnten Jahrhundert besorgt ein Propst, Schaffner, Ökonom oder Prokurator die Verwaltung.[1] Lange Zeit erstreckte sich die Oberverwaltung auch auf das Ökonomische, auf die Wirtschaftsführung der einzelnen Höfe, im späteren Mittelalter aber beschränkte man sich auf die Renten und ihre richtige Buchung. Erst die Cisterzienser gingen wieder zum Eigenbetrieb über, belehrt durch die üblen Erfahrungen der älteren Klöster, und begannen eine umfassende Rodungsarbeit.

Aus Schenkungen hervorgegangen, bildeten die Klostergüter kein geschlossenes Ganze, sondern lagen ungemein zerstreut und verlockten zu Gewalttaten. Umliegende Adelige erzwangen die Belehnung mit Gütern, die ihnen günstig lagen, und landlose Leute hausten ohne Erlaubnis im Klosterwalde.[2] Die Hörigen betrachteten ihr Land als Eigentum und bekümmerten sich wenig um ihre Dienstpflicht, wie wir später hören werden, und mißachteten die Befehle der Maier. Unter dem Maier, der einem Fronhofe vorstand und den Eigenbetrieb leitete, stand eine große Zahl von Knechten und Ministerialen; er gebot Fronen und sammelte die Zinsen ein. Im Leben des Bischofs Meinwerk[3] wird berichtet: „Als Meinwerk nach seinem Hofe Borkhusen kam, gebot er, um die Treue der Liten (Hörigen) gegen die Maier zu prüfen, seinen Begleitern, die Pferde nach der Tenne zu lenken, wo eben gedroschen wurde. Er rechnete nämlich so: sind die Leute treu, so halten sie die Pferde ab, damit das Korn nicht verderbt werde; sind sie untreu, so freuen sie sich über den Schaden des Maiers und lassen die Pferde gewähren.

[1] Hartmann, Zur Wirtschaftsgeschichte 67.

[2] Vgl. Beispiele bei Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands 4, 314.

[3] Es ist dies der nämliche Bischof, dem gegenüber sich Heinrich II. den Spaß erlaubte, aus dem Meßbuch bei der Bitte pro famulis et famulabus (für Diener und Dienerinnen Gottes) das zweimalige fa auszukratzen, so daß der Bischof das nächstemal las pro mulis et mulabus (für Esel und Eselinnen) (v. Meinw. 186). Auch die besten Bischöfe jener Zeit hatten eben mehr Sinn für „praktische" Dinge als für humane Bildung. Übrigens hat Meinwerk auch für die Schulen trefflich gesorgt.

Und siehe, die Liten machten den Rossen Raum unter dem Scheine der Ehrfurcht gegen den Bischof und sahen ruhig zu, wie die Pferde das Korn fraßen und zerstampften. Dafür befahl Meinwerk, dieselben aufs Blut zu geißeln, und ermahnte sie, ein andermal treuer zu sein.“ Hinterdrein hat freilich der Bischof die Ausgepeitschten mit Speise und Trank erquicken lassen. Als er auf sein Gut Neheim kam, fand er den Garten voll Unkraut und Brennesseln. Sogleich befahl Meinwerk, der Maierin, die über ihren Stand aufgeputzt war, die Kleider vom Leibe zu reißen und sie so lange nackt über die Brennesseln zu wälzen, bis dieselben dem Boden gleich gemacht seien; nachher erfreute er sie mit Geschenken. Das Mittel wirkte, und beim nächsten Besuche des Bischofs bot der Garten einen erfreulichen Anblick. Auf einem anderen Gute fand er keine Hühner; als die Maierin sich entschuldigte, sie habe kein Hühnerfutter, befahl er, Brachland aufzuackern, damit sich die Hühner von den Würmern nährten. Einmal beklagte sich eine Maierin, daß sie den Leuten Grütze zur Speise geben müsse; Meinwerk gebot hierauf, außer dem Schweinefleisch, das die Maier den Leibeigenen zu reichen hatten, noch jährlich zwei Schinken auszuteilen. Es gab eben viele untreue Maier, welche die Lieferungen für sich behielten und auch den Armen den für sie bestimmten Teil entzogen; wenn Meinwerk solches erfuhr, war er unbarmherzig. Einst um die Adventszeit, da die Maier Schweine an die Gutsherrschaften abzuliefern pflegen, stand Meinwerk auf dem Söller seines Schlosses und sah ein Weib, das mit ihrem einzigen Knaben hinter einem Schwein herlief und aufs bitterste weinte. Sogleich ließ er die Frau kommen und fragte nach der Ursache ihrer Betrübnis. „Seit mein Mann gestorben,“ antwortete sie, „habe ich keine Stütze mehr und muß, um die strengen Anforderungen des Maiers zu befriedigen, das Schwein mit dem Brote füttern, das mein Sohn hier zusammenbettelt.“ Da seufzte der Bischof, daß er schuld sei an solcher Ungerechtigkeit, und entband die Witwe von ihrer Pflicht. Wenn bei der Ernte die hörigen Leute fronen mußten, hielten die Maier dieselben mit Speise und Trank kärglich, ja gaben gar nichts her, so daß Meinwerk einen Befehl ergehen lassen mußte, die Leute ordentlich zu nähren. Wegen dieser und anderer Handlungen wird Meinwerk als ein humaner Mann gerühmt, der seine Leibeigenen besser behandelte als mancher sächsische Herr. Und als mancher

Bischof, möchten wir beifügen. So klagt ein Mönch von Herrieden die Bischöfe von Eichstätt an, sie hätten wegen ihren vielen Bauten, um die Kosten aufzubringen, die Leute bedrückt und das Volk in die äußerste Armut versetzt.[1] Auch der Mönch Otloh und der hl. Bernhard wußten von ungerechter Behandlung der Bauern durch Richter, von Beraubung und Erpressung zu berichten.[2] Umgekehrt verloren auch die Herrschaften viel durch die Widerhaarigkeit und Schlauheit der Bauern, wie wir noch später hören werden.

Am unverschämtesten trieben es aber die Beamten der Grundherren, ihre Maier, Pröpste, Schultheißen und Vögte. Die Einzelhöfe standen unter Maiern, die zunächst einfache Vertreter, Beamte, Mandatare der Grundherren waren und entweder eine Präbende, eine Quote oder ein Benefizium genossen. Aber je länger sie ihre Stelle versahen, desto selbständiger gebärdeten sie sich und mißbrauchten ihre Machtstellung. Ihre Servitien, Offizien, die Küchendienste, die sie reihenweise der Herrschaft leisten mußten,[3] fixierten sich mit der Zeit zu Renten (pensiones), und was sie darüber hinaus erhoben, fiel ihnen selbst zu und gerade dieser Teil wuchs mit der zunehmenden Intensität des Betriebes immer mehr. So gelangten die Höfe in ihre Hand, und die Maier betrachteten sie als Lehen oder nur als Pachtgüter, aus denen sie mit schwerer Mühe vertrieben werden konnten. Sehr bewegliche Klagen dringen aus dem Stifte Corvey zu uns herüber.[4] Wibald von Stablo mußte die Hilfe des Kaisers gegen seine übermütigen Maier anrufen,[5] und der Kaiser entschied, die Maier sollten nur so lange

---

[1] M. G. ss. 7, 261.

[2] Vis. 6, 7: Pez 572 ff., vgl. M. G. ss. 11, 382, 384; Bernardi v. 1, 5 (9), 48.

[3] S. S. 121.

[4] Dem Abte Saracho † 1071 werden Worte über die avaritia et insolentia villicorum in den Mund gelegt, die sich in den gedruckten Quellen (Erhard, Jaffé, Leibniz, Wigand) nicht nachweisen lassen.

[5] Orta est interim inter nos et quosdam villicos Stabulensis monasterii, viros utique genere, clientela et opibus potentes, gravis et in longum agitata dissensio, pro eo quod ipsi villici volebant haereditarie possidere sanctuarium Dei, et ipsa villicationis officia ex successione paterna et avita capientes, dominabantur in rebus, nostrorum statuta contumaciter rescindentes, et colonos indebitis et assiduis exactionibus opprimebant et iustas pensiones monasterio nequaquam inferebant. Ep. 131, Martène, Ampliss. collectio 1724 II, 304; Janssen, Wibald 64.

auf ihren Stellen bleiben dürfen, als es des Abtes Wille sei. Trotzdem drang Wibald nicht durch und er mußte die Sache auf einer Diözesansynode zur Sprache bringen, damit sie mit kirchlichen Strafen einschritte. Das Maieramt war sehr gesucht. Schon früh begegnen uns Adelige und Geistliche im Amte eines Maiers. Wenn schon die Scharmänner zum Ritterrang emporstiegen, so noch mehr die Maier. Alle diese Dienstleute wurden übermütig und gingen auf die Jagd wie hohe Herren.[1]

Außer den Maiern bedrückten Schultheiße oder Vögte die Leute; denn die freien Hintersassen standen rechtlich unter einen Schultheißen oder Vogt.[2] Die Vögte nahmen dieselbe Stellung ein wie die Senioren und Grafen. In Italien bedeutete Senator, Senior, Signore gleichviel. Die Vögte, Senioren und Grafen mußten die öffentlichen Aufgaben vollziehen und besaßen zu diesem Zweck die Banngewalt, die sich leicht ausdehnen und erweitern ließ. Ursprünglich hatten die Fronen und Beden der Freien öffentliche Bedeutung, bezogen sich auf den Wegebau, auf Kriegsfuhren, hatten dann privatrechtlichen Charakter angenommen und gingen über in Fuhr- und Jagdfronen, in Aushilfleistungen zur Saat- und Erntezeit. Der Dienst war nicht übergroß, und daher betrachteten es viele Unfreie als eine Erleichterung, wenn sie ihre Hörigkeit mit der Vogtei vertauschen konnten. Dieselbe Bedeutung hatte der Übergang in eine Stadt. In vielen Gegenden Süddeutschlands überwog die Zahl der Vogteihörigen weit die der Unfreien; ihnen kam die Sonderung der Gerichtsbarkeit und Grundherrschaft sehr zustatten. Auf der anderen Seite aber diente die mit der Vogtei verknüpfte Banngewalt oft dazu, die Zinsleute zu völliger Abhängigkeit zu zwingen. Dies gelang besonders den französischen und englischen Grundherren, Klöstern und Rittern. Da ihnen zudem

---

[1] Maiores locorum, de quibus scriptum est quia „servi, si non timent, tument", scuta et arma polita gestare incoeperant; tubas alio quam caeteri villani clanctu inflare didicerunt, canes primo ad lepores, postremo aetiam non ad lupos, sed ad ursos et ad tuscos, ut quidam ait, minandos aluerant apros. Cellararii, aiunt, curtes et agros excolant, nos beneficia nostra curemus, et venatui, ut viros decet, indulgeamus. Ekkeh. Casus S. Gall. M. G. II, 103.

[2] In England entspricht der Maier dem steward, Verwalter, und dem Schultheiß der baillif.

der Handel zu Hilfe kam, konnten diese ein glänzendes Leben führen. Die Klagen über Verluste der Grundherrschaften dürfen uns darüber nicht täuschen; denn sie stammen aus dem Munde der Grundherren selbst.

### 3. Bannrechte.

Ein großer Grundbesitz gewährte schon an und für sich eine große Macht. Ein reicher Besitzer hielt viele Herden und trieb sie auf die Flur; er konnte jagen und fischen und Holz hauen, während dem armen Manne die Zeit dazu fehlte. Wenn nun vollends der Gerichtsbann hinzukam, den die Könige häufig verliehen, so konnte er ihn zum Wild- und Forstbann ausdehnen. Beides wirkte zusammen zur Ausbildung der Allmendaufsicht, der Obermärkerschaft: die tatsächliche Macht und die Gerichtsbarkeit, und dazu kam noch das dringende Bedürfnis. Die Abnahme der Wälder und des Wildes führte von selbst zur Einschränkung der ursprünglichen Markfreiheit. Dies zeigt sich schon in der Wandlung des Begriffes Wald und im Aufkommen des Begriffes Hochwald. Früher bedeutete Wald den Ausbund alles Fürchterlichen; er war ein Sinnbild der Hölle. Aber schon im zehnten Jahrhundert spottete der Bischof Heriger, als ihm jemand erklärte, die Hölle sei ganz mit dichten Wäldern umgeben: „So werde ich meinen Schweinehirten dorthin auf die Weide schicken."[1] In der französischen Sage von Garin dem Lothringer verfolgt dessen Bruder Begon einen Eber über das freie Jagdgebiet in den Forst eines Grafen von Flandern und wird vom Förster beobachtet. Dieser ruft die Diener seines Herrn herbei, um ihn, den fremden Jäger, gefangen zu nehmen, da er den Forstbann verletzt hatte.

Der Forst- und Jagdbann bedeutet nicht nur Ausnützung des Waldes und Wildes, sondern auch Schutz und Hegung. Das Interesse, das die hohen Herren für die Jagd und den Wald besaßen, hatte die gute Folge, daß sie jener Ausraubung steuerten, an die sich die romanischen Bauern, namentlich die Italiener und Spanier gewöhnten. Für die Waldnutzung mußten die Bauern Zinse bezahlen, Weidegelder, später auch Holzzinse. Im zwölften Jahrhundert verzichteten die deutschen Könige förmlich auf ihre Markrechte.

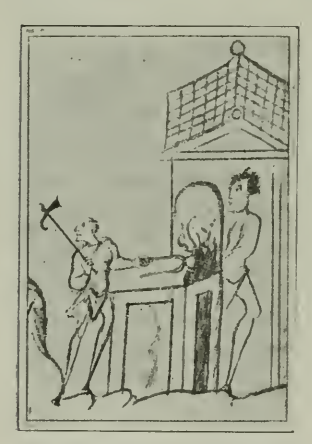
---

[1] Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler Nr. 25.

Sie verschenkten Stück um Stück von den ihnen verbliebenen Reichswäldern, so schon im zehnten Jahrhundert Teile des Salzburger Forstes, des Frankenwaldes, des Spessarts, im elften den Zanderhart, Steigerwald, den Hagenauer- und Sebalder Forst.

Endlich erhoben die Grundherren auch auf die unterirdischen Schätze der Natur einen Anspruch. Das Bodenregal stand im Zusammenhang mit dem Forst- und Jagdregal. Allerdings betrieben sie selten Bergbau, es genügten ihnen die Zinsbezüge, die sie von Bergbaugenossenschaften erhielten. Am wichtigsten war ihnen die Sicherung von Salzlieferungen. In viel engerem Zusammenhang mit den Grundherrschaften als Salinen und Bergwerke standen Pechsiedereien und Kalköfen, namentlich aber Mühlen, Schmieden, Back- und Brauhäuser.

Diese Betriebe waren aufeinander angewiesen, die Mühle diente häufig auch als Backstube und diese als Brauhaus, weil die Mühle auch das Malz schrotete, der Backofen es dörrte und vielfach auch den Kessel für den Sud aufnahm. Umgekehrt lieferte die Brauerei die nötige Hefe für das Backhaus und die Schlempe für das Vieh. In St. Gallen stand ein Brauhaus in Verbindung mit dem Backhaus, ein größeres in Verbindung mit dem Getreidespeicher und der Küferei. Neben der Mahlmühle stand eine Stampfmühle, womöglich durch das gleiche Wasser betrieben wie jene. Schon im elften Jahrhundert haben die französischen Mönche die Wasserkraft zu verschiedenen Zwecken verwendet, für die Gerberei, Drechslerei, zum Sägen und Stampfen[1] und haben zugleich das Wasser zu Fischweihern gestaut. Im Venetianischen diente dasselbe „Stück" Wasser im Winter zum Mühlenbetrieb, im Sommer zur Salzgewinnung und wurde gegen einen Wasserzins verpachtet.[2] Überall aber hing der Mühlenbetrieb mit der Fischerei zusammen; diese Verbindung war



Schmiede nach einer angelsächsischen Handschrift des Alten Testaments (M. S. Harl. 603).

[1] V. Bernardi 2, 3 (5), 116, Boll. Aug. 4, 286.

[2] Aquaticum.

so enge, daß Mühlen regelmäßig Fischlieferungen oblagen. Gleich der Mühle stellte die Schmiede und die Weinkelter eine Art Kapitalanlage dar, die dem Grundherrn eine gewisse Überlegenheit verschaffte, zumal da er seinen Bann darauf legte und die Untertanen zur Benützung zwang.

Dagegen fehlen die Frauenarbeitshäuser der karlingischen Zeit, die Heimstätten der Spinnerei, Walkerei und Weberei, und auch Schuster und Schneider, Gerber, Töpfer und Ziegler werden kaum erwähnt, weniger zunächst weil der Handel mit diesen Gegenständen versorgte, als weil sie von den abhängigen Hufen geliefert wurden. Dahin gehört namentlich der Leinbau und die Leinwandarbeit, die den Gegenstand des Hausfleißes der Frauen bildete und für die Hausindustrie viel mehr paßte als die Wollweberei; denn die letztere setzte schon etwas Kapital voraus.

Außer Gewebe erhielten die Grundherren von ihren angesessenen Handwerkern Metall-, Holz- und Tonarbeiten geliefert und konnten damit einen förmlichen Handel treiben. Von auswärts bezogen sie Wein, Salz, Eisen, Fische oder schon verarbeitete Stoffe wie Leder und Tücher und verkauften sie ihren Hintersassen. Jedes reiche Kloster und jeder reiche Fürst trachtete danach, einen Weinberg in guter Gegend, in Tirol, am Rhein zu erwerben, und viele erwarben sich Anteile an Salzwerken. Die gekelterten Weine ließen sie dann am Orte vergären und verfrachteten sie erst im Frühjahr; daher kommt der Unterschied zwischen Herbst- und Frühjahrsfahrten. Der Wein- und der Salzvorrat spielte auf den Fronhöfen eine große Rolle. Sowohl für ihre Salzlager als ihre Weinlager brauchten sie viele Fässer, wie Erzählungen voraussetzen. So schickte ein Ritter, der am Tore einer Burg um einen Trunk Wasser gebettelt hatte und damit auch gelabt worden war, seinem freundlichen Wirte zum Lohne nicht weniger als dreißig Fässer, ein Geschenk, das freilich dem Empfänger zum Unheil ausschlug.[1] So sandte Wilhelm von Orange eine Menge Salzwagen in die feindliche Stadt und die Eroberung gelang ihm mittelst der darin versteckten Ritter.

Zur Besorgung ihres Handels bedurften die Grundherren des Fuhr- und Botendienstes, der schon in der karlingischen Zeit bestand.

---

[1] Vita Meinwerci 142.

Neben dem inneren bestand ein äußerer Dienst, der den Überschuß auf entfernte Märkte führte und dafür Gegenwaren zurückbrachte. Bei einfachen Verhältnissen besorgten diesen Handel die Maier, in Klöstern besonders geschäftsgewandte Mönche. Oft aber genügten diese nicht und mußten eigene Händler bestellt werden; selten scheinen dafür Unfreie, die Ministerialen des Hofes verwendet, viel öfter freie Händler angelockt worden zu sein.[1] Dem grundherrlichen Handel standen freilich die nämlichen Hindernisse im Wege wie dem Handel überhaupt: die Unsicherheit, die Zölle, die schlechten Wege. Diese Umstände zwangen zur Herbeiführung umfassender Ordnungen, Friedensordnungen, zur Stärkung der Landesherrschaften, die für die Wege und das Geleit sorgten, zur Begünstigung der Städte.

### 4. Das aufblühende Gewerbe.

Die Grundherrschaften waren mit ihrem Überschuß auf den Handel und das Gewerbe angewiesen. Eben dieses begann sich selbständiger zu regen und über die Selbst-, Haus- und Hofwirtschaft hinauszuwachsen. Wohl besaßen noch die Grundherrschaften, nicht nur jene, die sich innerhalb einer alten Stadt einrichteten, sondern auch die entfernteren, vor allem die Klöster, verschiedene Handwerker: Bäcker und Brauer, Weber und Walker, Schuster und Schreiner.

Die Bauern verfertigten sodann selbst viele Artikel, die sie später von Handwerkern bezogen, Tücher, Leder, Maurer-, Wagner- und Zimmererarbeiten, beschäftigten aber doch immer häufiger Schuster und Schneider, Weber, namentlich Leineweber, Töpfer oder Hafner, Ziegler und Keßler. Noch viel mehr gilt das von den reichen Herren, die viele Bauhandwerker unterhielten und bereits das Preiswerk in Nahrung setzten.[2] Ließen doch auch die Bauern

[1] Sehr wichtig ist folgende Stelle, zu der leider keine genaue Quelle angegeben werden kann: Quidquid in una villa emebat, Marius vendere satagebat in alia. Über Dorfhändler s. Trad. Aug. ed. Mayerh. p. 89 bei Inama-Sternegg 2, 372.

[2] Fuerunt igitur ad iam dictum faciendum et fodiendum fossatum operarii non pauci, licet asperitate temporis et famis inedia magis quam labore diei et aestus afflicti: operarii tamen, invicem confabulantes et iocosis verbis plerumque laborem sublevantes, famem temperabant. Ad tanti autem spectaculum fossati multi, multis de causis, conveniebant. Chron. Ghisnense bei Gautier, Chevalerie 471.

viel in die Stadt, sich dort Waren, Preiswerke zu holen. Ohnehin waren sie so seit alter Zeit, wo auf dem Lande noch wenig Kirchen bestanden, gewöhnt, an Sonn- und Feiertagen die „Messe“ in dem nächstgelegenen großen Orte zu besuchen. So machte es der arme „Einochs“, dem sein einziger Ochse verendet war; er verkaufte das Fell um acht Pfennige am „heiligen Markttag“.[1] Auch viele andere Produkte brachten die Bauern dahin zum Tausche. Zwar gedieh innerhalb der Städte selbst Ackerbau und Viehzucht, namentlich die Gärtnerei und der Weinbau;[2] aber je mehr die Bevölkerung wuchs, desto weniger genügte der heimische Bodenbau, und von auswärts mußte viel bezogen werden. Für ihre Erzeugnisse empfingen die Bauern Handwerkswaren, wurden aber dabei manchmal über das Ohr gehauen, wie Guibert von Laon berichtet, wenn der Kauf nicht Zug um Zug erfolgte.[3] Im allgemeinen bedeutete kaufen immer noch soviel wie tauschen, Geld so viel als Ersatz. Das Getreide diente noch im zwölften Jahrhundert als Wertmaßstab, als Geld.[4] Der Tausch vollzog sich ohne Stundung. Alles Geschäft war Bargeschäft, Verkaufsschulden waren kaum einzutreiben. Der Markt wiederholte sich nur in gewissen Zeitabständen, an Festzeiten. Noch heute kommen in Galizien und Island die Bauern zu gewissen Zeiten mit ihren Schafen, Fellen, Wolle, Fischen, hier an der Küste zusammen und tauschen mit den dänischen Kaufleuten. Der Handel zieht sich lange hin, währenddem die Bauern in Zelten Herberge halten.

Erst als sich Kaufleute und Handwerker niederließen, wiederholte sich der Markt öfters und entstand der Wochenmarkt. Solche Wochenmärkte bildeten sich nach den Marktprivilegien des zehnten und elften Jahrhunderts zu Allensbach, Wasserbillig, Weinheim, Andlau, Oppenheim, Prüm, Donauwörth, Kaufungen, Oldenzael, Lorsch. Der Markt zog viele Handwerker an, die sich dauernd

[1] Sanctae nundinae (Grimm-Schmeller, Lat. Gedichte 356). Wie wir aus späteren Klagen entnehmen, versäumten sie dabei oft die Hauptsache, und daher verlegte der König die Wochenmärkte auf die Werktage.

[2] Jahrb. f. Nationalökonomie 1906 (86) 736.

[3] Cum sabbato diversis e ruribus mercimonii gratia plebs agrestium illo venirent, civitatenses cypho aut scutella, aut quolibet alio modo legumen ... seu quidpiam alicuius frugis foro quasi venale circumferebant. Vita 3, 7.

[4] Grimm, Weistümer 6, 125; Tille, Jahrb. für Nationalökonomie 1900 (2) 728.

niederließen, namentlich Lederarbeiter, Metallarbeiter, Weber. In der schon erwähnten Geschichte vom Einochsen wiederholt sich der Markt regelmäßig. Als der arme Mann mit dem geringen Erlös seines Ochsenfelles nach Hause kehrte, fand er auf dem Wege einen Schatz und sein magerer Zwerchsack wird ganz davon voll. Zu Hause angelangt, schickt er seinen Buben zum Dorfvorsteher[1] und läßt ihn um sein Getreidemaß, um den Sechter bitten, das Geld zu messen. Der neugierige Ortsvorsteher bringt heraus, zu welchem Zwecke der Einochs das Maß gebraucht, und läßt sich vom Bauer weismachen, er habe so viel von der Ochsenhaut gelöst. Eilends erzählt er die Geschichte dem Maier und Pfarrer und ruft: „Weder des Kaisers und des Papstes Kasse birgt so viel Silber, wie diese Hütte.“ Die nicht allzu klugen Dorfherren glauben der bäuerlichen Ausrede, als ob ihm die Ochsenhaut den Schatz eingetragen, und beschließen einstimmig, ihre Ochsen abzutun und ihr Fell zu verkaufen, und ziehen gemeinschaftlich auf den Markt. Ergötzlich geschildert ist, wie sie sich vor den kauflustigen Schustern bloßstellen. „Was gebe ich für diese Rindshaut?“ fragt ein Schuster; der Maier drauf: „Drei Pfunde bar.“ Der Schuster ruft: „Du hast einen Rausch,“ der Maier: „Ich will ein Dummkopf sein, wenn ich von den drei Pfunden nur einen Denar nachlasse.“ Der Schuster erwidert: „Du machst Spaß,“ jener aber schrie nur noch um so kräftiger: „Drei Pfunde.“ Auf den Lärm läuft alles zusammen. Der Pfarrer wird unwillig und schreit: „Dummer Maier, warum verkaufst du nicht, was du anbietest? Ich habe hier auch eine Haut um drei Pfunde, bring, Schuster, den Geldbeutel! Du hast den Preis gehört!“ „Wer sind diese Leute,“ heißt es da im Ring, „niemand ist dümmer, sie sollten barfuß gehen.“ Scheltworte fliegen hin und her, es beginnt eine Schlägerei. Das Gericht mischt sich ein, und die drei Verkäufer müssen ihre Felle als Pfand dem Gericht überlassen.

Die Verarbeitung der Pelze durch Kürschner und Wildwerker, der Häute durch Lederarbeiter nahm einen großen Aufschwung. Wir alle, sagt Adam von Bremen, streben mit rechten oder unrechten Mitteln nach einem Marderkleid als der höchsten Glückseligkeit; die Slaven, die die Pelze gleich dem Miste achten und uns damit

[1] Praepositus, Schultheiß.

das Urteil sprechen, geben sie gerne gegen Leinwandgewebe dahin.[1] In Frankreich waren die Lederarbeiter im Fünfgewerbe (Cinque métiers) vereinigt, nämlich der Rotgerber, Lederbereiter, Rindschuster, Weißgerber und Säckler. Wie nützlich ist es, sagt Honorius von Autun, Felle mit der Nadel, Schuhwerk mit der Ahle zusammenzunähen und aus diesen Tätigkeiten jeweils Nahrung und Kleidung zu gewinnen. Da erscheint es fast wie eine Ausnahme, daß sich der Bischof Poppo von Trier 1016 von Nonnen ein paar Tuchstiefel anfertigen ließ, wobei ihm das Mißgeschick zustieß, daß die Schuhe einen Liebeszauber enthielten.[2] Die luxusliebenden Bischöfe Oberitaliens hielten germanische Zügel und sächsische Sättel für eine ausnehmende Zier ihrer gold- und silbergeschirrten Rosse, wie Rather von Verona berichtet. Ebenso freuten sich die französischen Bischöfe an reich mit Gold verzierten Sätteln, Zaumzeug und Sporen; die Sporen, sagt Bernhard, glänzten mehr als die Altäre.[3] Sehr gut passen dazu die Falken, die schon die Koblenzer Zollrolle von 1104 erwähnt und die nach späteren Nachrichten vom hohen Norden nach dem Süden und Westen verschickt wurden.

In Frankreich, Flandern und am Rhein blühte die edle Schmiedekunst, deren Erzeugnisse nach allen Richtungen, nicht am wenigsten nach dem hohen Norden gingen. Die Eddalieder erwähnen neben welschen Tüchern welsche Schwerter oder Flamländer, fränkische Spieße und die kurzweg Peita genannten Lanzen aus Poitou.[1] Das erste Straßburger Stadtrecht führt Schwerter auf, die von Köln und anderwärts zu Schiff anlangten. Die germanische Waffen- und Schmuckliebe verschaffte den Kunstschmieden viel Arbeit, und schon im neunten Jahrhundert sonderten sich die Schwertfeger und Schildmacher von den Grobschmieden ab.

Neben dem Metallgewerbe bildete die Weberei, die Woll- und Leinenweberei von jeher und zu allen Zeiten die Grundlage eines blühenden Gewerbestandes, und auch hier machte die Zeit Fortschritte. Im allgemeinen lieferten die Friesen und England bessere Wollwaren, während später die Italiener sie überflügelten. Daneben gelangte das deutsche Leinengewebe, namentlich Barchent, zum

[1] Gest. Ham. 4, 18.

[2] Honor. offendiculum; M. G. ss. 8, 176.

[3] In cant. serm. 77.

[4] Bugge, Die Wikinger 271, 275.

Ansehen.[1] Zeuge davon ist die lateinisch-deutsche Dichtung, die den Streit des Schafes und Flachses behandelt. Die Vorzüge der Leinwand, ihre Feinheit, ihr Glanz, ihre Glätte strahlt in viel hellerem Lichte als die der rauhen, übelriechenden Wolle, die nur die eine gute Eigenschaft besitzt, die Farbe besser aufzunehmen. Die deutsche Leinwand reizte sogar die Eitelkeit der Mönche und Nonnen in Frankreich.[2]

Im ganzen Gewerbeleben machte sich der Umstand günstig fühlbar, daß die Handwerker verhältnismäßige Freiheit besaßen; sonst hätte das Gewerbe nicht jene Fortschritte erreicht, die dem Mittelalter sogar eine gewisse Überlegenheit über das Altertum verschafften. Während die Sklaven des Altertums an keine Erleichterung des Betriebes dachten, haben die Handwerker des Mittelalters unablässig sich bemüht, die Wasserkräfte, namentlich aber die Hebelkräfte zu verwenden, und haben nach und nach verschiedene Maschinen oder, wie man sagte, Mühlen erfunden. An die Wassermühlen schlossen sich die Säg- und Pochmühlen, bald auch die Walkmühlen an. Die volle Ausnützung dieser Erfindung gehört indessen erst einer späteren Zeit an.

## 5. Freie und unfreie Handwerker.

Vollständig frei war allerdings das Gewerbe nicht, so wenig als eine andere Arbeit. Was dem Ritter und Geistlichen versagt blieb, das konnte auch ein Handwerker nicht beanspruchen. Schon die Niederlassung auf einem Boden, worauf dem Stadtherrn ein Obereigentum zustand, zog die Zinsbarkeit nach sich. Dazu kamen aber noch andere Leistungen. Nach dem Straßburger Stadtrecht lieferten dem Bischofe die Kürschner die für seine Heerfahrten nötigen Felle und Pelze, die Schuster Lederfutterale zu Leuchtern und Geschirren, die Schmiede Hufeisen, Nägel und Pfeile und hielten die Torschlösser und -ketten imstand, die Schwertfeger mußten die Schwerter und Helme der Hofbeamten putzen, die Becherer Trinkgeschirre und die Küfer Holzgefäße, Fässer fertigen.

[1] Herbord schreibt im Leben des hl. Otto, in Halle sei die Leinwand ebenso billig als in Pommern teuer (1, 36).

[2] Die statuta Petri Cluniacensis c. 18 verbieten Regensburger Barchent oder Berkan, barracani et burelli, M. 189, 1031.

Noch stärkere Lasten trugen die Trierer Handwerker; hier mußten noch 1220 die Kürschner die nötigen Pelze, die Schuster die Schuhe, die Schneider alle Schneiderarbeit, die der Hof bedurfte, liefern. Obwohl die Handwerker den Rohstoff von dem Fronhof erhielten, können sie doch nicht als Hofhandwerker betrachtet werden, wie das lange geschehen ist.

Hofhandwerker in engerem Sinne waren die Münzer und jene Servientes, denen ausdrücklich die Arbeit für den Markt verboten war, die „Tagwerker", die Mancipien. Besonders blieb die Leineweberei Sache des Hausfleißes und Hofbetriebes. Einen ganz anderen Charakter als die Leistungen der Hörigen bieten die oben angeführten Handwerkfronen, die, wie ausdrücklich gesagt wird, an Stelle der allgemeinen Bürgerfronen traten. Ihre Verpflichtung und Leistung ergab sich also aus der öffentlich rechtlichen Verpflichtung, die sich die Bischöfe auf Grund ihrer Immunität zu Nutzen machten. Daher hatten die meisten Straßburger Handwerker nur für den Fall einer Heerfahrt zu fronen.[1] So erklären sich auch die Botenritte der Straßburger Kaufleute und des Trierer Fleischermeisters. Ihr Recht suchten die freien Bürger vor dem öffentlichen Gericht, vor dem Königsgericht, das allerdings die Stadtherren zum Teil in den Händen hatten; denn der Vogt, der Burggraf, der Schultheiß, der es leitete, stand zugleich in Beziehung zum König und zum Stadtherrn. Eben aus dieser öffentlichen Rechtsstellung ergab sich die allgemeine Bürgerfron.

Daneben bestand aber noch ein Niedergericht für Gewerbeangelegenheiten, vergleichbar den Baudingen, Hoftagen der Grundherrschaften, die sich mit Polizeisachen beschäftigten. Auch in den Städten spielte der Grundherr die Hauptrolle, da ihm die Marktaufsicht zustand. Aus der Aufsicht über das Maß und Gewicht ergaben sich als Ausflüsse Bestimmungen über die Schwere des Brotes, die Breite der Tücher u. dgl. von selbst. Eben daher unterstanden die Handwerker in ihrem Handwerksbetrieb einem Beamten des Stadtherrn, einem Ministerialen, dem von dem Stadtherren erwählten Amtmeister, der dreimal im Jahre ein ungeboten Ding mit ausgewählten Schöffen und sonst nach Bedürfnis

[1] Si tale servitium facere noluerit, quatuor denarios persolvat ad regale servitium et sex ad expeditionem et tria iniussa placita quaerat in anno et serviat cuicumque voluerit; Schannat, Hist. Worm. II, 47.

Versammlungen abhielt und Gerichtsgefälle bezog. Diese Versammlungen glichen den späteren „Morgensprachen" der Zünfte. Als Amtmeister waltete in Straßburg und Augsburg der Burggraf über alle Zünfte, ebenso der Kämmerer in Trier und in Koblenz eigentümlicherweise der Zöllner. In Basel besaß jede Handwerkergruppe einen eigenen bischöflichen Ministerialen als Magister, so bestand ein Maurer- und Kürschneramt, ein Metzger-, Wagner- und Bauarbeiteramt. Bei den Bäckern nahm der Viztum diese Stelle ein. Kein Amt und daher auch lange keine Zunft bestand für die halb kaufmännischen Gewandschneider und Tuchscherer, die vielleicht an den Kaufmannsgilden teilnahmen.

Entschiedener als in Deutschland hatten die Herrschaften in Frankreich die Magisterien, Maitrisen (Métiers) ausgebildet, von denen die Handwerker abhingen, wie sie ja auch die Bauern in starker Abhängigkeit hielten. In Deutschland mußten die Grundherren froh sein, wenn sie überhaupt die nötigen Handwerker besaßen. Hier waren die Handwerker höher geschätzt als in den alten Kulturländern. Allerdings behielten auch in Deutschland die Stadt- und Grundherren die Gewerbeschau in ihrer Hand. Um sie auszuüben, verlangten sie, daß die Gewerbegadem, die Werkstätten und Buden der verschiedenen Handwerker möglichst beisammen in derselben Straße lägen. So hören wir von 15 Fleischbänken, 24 Brotbänken, 14 Schuhbänken, die am Markt in einer Reihe standen. Außerhalb dieser Straße sollte niemand die betreffenden Gewerbe oder die betreffenden Gewerberzeugnisse verkaufen. Gegen die Beschickung des Marktes durch fremde Handwerker oder Händler hatte die Obrigkeit nichts einzuwenden, da sie neue Einnahmen brachte. Denn die Buden trugen ihnen Zinse, den Budenzins, das Standgeld.[1] Eng damit berührte sich der Wurt- oder Hofzins,[2] da beide ihren Grund im Obereigentum der Stadtherren hatten und oft aus Buden Häuser entstanden. Außer einer kleinen Hofstätte (area) besaßen die Ansiedler einen Anspruch auf Allmendnutzungen, wofür die Bürger den Stadtherrn entschädigen mußten.[3]

---

[1] Stationaticum, casaticum.

[2] Pensio arealis.

[3] So verlangte der Bischof von Straßburg vom Schultheißen, daß er zur Versorgung seines Fronhofes 13 Stiere auf der Allmende verpflege. Den größten Teil von dem Weidegrund behielt ohne Zweifel die Gemeinde in der

Wenn ein Haus veräußert oder vererbt wurde, verlangten die Stadtherren eine Änderungsgebühr, den Handlohn, die Vorhure. Daraus entwickelten sich weitergehende Ansprüche auf Abgaben, die für die Hörigkeit charakteristisch sind, auf den Sterbefall, das Besthaupt, den Buteil, die Kurmede. Mit der Zeit haben sich auch Einspruchsrechte bei Verheiratungen und Veränderungen angeschlossen. Oft müssen die Stadtherren sogar die freien Bürger in ihre volle Dienstbarkeit zu ziehen versucht haben.[1] Daher begegnet uns schon früh ein Verbot, die Freien zu etwas anderem zu gebrauchen als zu Ministerialen.[2]

Die Freien, die freien Handwerker hatten gesonderte Sitze; ihre Niederlassung befand sich auf dem Marktplatz oder in der Neustadt oder in den Suburbien, entfernt von der Pfalz, Burg oder dem Stift.[3] Die freien Handwerker standen den Kaufleuten näher als ihren Genossen auf den Fronhöfen. Ohnehin berührte sich das Gewerbe mit dem Handel. Die Handwerker haben das ganze Mittelalter hindurch ihre Ware selbst verkauft und zwar nicht nur am Orte ihrer Werkstatt, sondern sie zogen selbst auf fremde Märkte, so die Töpfer und Weber; letztere beteiligten sich daher oft an Kaufmannsgilden, mußten sogar nach späteren Satzungen in die Gewandschneidergilde eintreten.[4] Sie hießen geradezu Kaufleute. Statt von Bürgern sprechen viele Urkunden schlechtweg von Kaufleuten.[5] Unter den Kaufleuten, von denen das Mittelalter spricht, dürfen wir in den seltensten Fällen Großhändler verstehen; es waren vielfach Handwerker, die sich auf den Vertrieb einer Ware

Hand. Der Schultheiß mußte einen Eber für den Bischof und einen für die Gemeinde halten.

[1] Die freien Bürger heißen cives burgenses, urbani, civitatenses. Eine bevorzugte Stellung hatten die fiscalini inne, d. h. jene, die dem König ursprünglich zinspflichtig waren.

[2] Si episcopus fiscalem hominem ad servitium suum assumere voluerit, ad aliud servitium eum ponere non deceat nisi ad camerarium aut ad pincernam vel ad inferiorem vel ad agasonem vel ad ministerialem; Schannat, H. W. 2, 47.

[3] In der Suburbien, Präastien entstanden eigene Pfarrkirchen; Röm. Quartalschr. 1905 II, 25.

[4] So nach einer Bestimmung des Bischofs von Halberstadt 1291.

[5] Viele Beispiele bringt Zeitschr. f. Kulturgesch. 1896 S. 115. Das Privileg des Abtes von Reichenau für Allensbach 1075 sagt: omnibus eiusdem oppidi villanis mercandi potestatem concessimus, ut ipsi et eorum posteri sint mercatores, exceptis his qui in excercendis vineis vel areis occupantur.

besonders warfen und mit dem Einzelhandel in ihrer Stadt einen Fernhandel verbanden. Das Mittelalter begünstigte den Kleinhandel und den Vertrieb der eigenen Ware. Selbst die gewerbsmäßigen Tuchhändler mußten wenigstens die Tücher zerschneiden, traten daher als Gewandschneider, Tucher auf, oder eigentlich richtiger umgekehrt: die Gewandschneider, die die letzte Hand an die Tücher legten, konnten als Tücherverkäufer im besonderen ihre Nahrung sichern. Immerhin gewann der Tuchhandel mit der Zeit eine hohe Bedeutung und bildete neben dem Spezereihandel eine Hauptart des Großbetriebes.[1]

## 6. Der Marktfriede.

Sowohl Kaufleute als Handwerker lockten die günstigen Bedingungen des Marktrechtes zur Niederlassung; denn auch abgesehen von den Vorteilen der leichten Bedarfsbeschaffung gewährte das Gewerbe den Stadtherren verschiedene Einnahmen: Zölle, Budenzinse und den Schlagschatz. Mit jedem Markte verband sich nämlich die Münze. Der Kaufmann erhielt gegen Metall die landesübliche Münze: er ließ sich also Geld wechseln und daher bedeutet Markt und Wechsel oft das gleiche.[2] Allerdings beruhte das Münzrecht wie das Zollrecht und der Marktschutz auf königlicher Genehmigung, diese war aber nicht schwer zu erlangen.

Die Könige haben im Laufe der Zeit zahlreiche Markt- und Zollprivilegien verliehen, um den Verkeht zu heben und zugleich Klöstern und Städten eine Gefälligkeit zu erweisen. Die Marktprivilegien haben die Stadt geschaffen; ihre Wichtigkeit erhellt daraus, daß die ältesten Namen für die Stadt den Markt, den Handel bedeuten.[3] Die Marktprivilegien schlossen den Königsbann ein, Orte und Personen genossen den Königsfrieden, diese auf dem Wege vom und zum Markte, besonders aber während des Marktes. Den Königsfrieden versinnbildete ein Zeichen, ein Kreuz mit Handschuhen, ein Schwert, eine Fahne, ein Schild, ein Hut — die norddeutschen Rolandsäulen erinnern noch daran. Oft genügte auch

---

[1] Einen Mainzer Spezereihändler traf zu Konstantinopel Liutprand (ant. 6, 4).

[2] Cambium; Lamprecht, D. W. 2, 262.

[3] Portus, forum, emporium; Pirenne, Rev. hist. 1898 (67) 62.

ein Strohbund.[1] Gewöhnlich wurde der Platz um die Kirche, der Friedhof, der sich an die Kirche anlehnte,[2] als gefreiter, geschützter Raum zum Markte gewählt; hatte doch ursprünglich die Kirche selbst als Marktplatz gedient, und auch als der Friedhof dafür eintrat, verwahrten die Kaufleute gerne ihre Waren in Kirchengebäuden. Ein erweiterter Friede ging bis zur Stadtmauer und später noch darüber hinaus, bis zu den Grenzen des Stadtgebietes, zu den Friedsäulen.

Wer den Königsfrieden brach, der verfiel der Königsbuße von 60 Solidi außer der gewöhnlichen Strafe.[3] Der Königsfriede schützte gegen Gewalt und Raub, denen die Fremden unvermeidlich ausgesetzt waren.[4] Der auswärtige Mann konnte sich auf kein formales Recht stützen. Wenn keine rechte Ordnung bestand, kam er noch am Schluß des elften Jahrhunderts vor, daß der fremde Mann um sein Recht betrogen wurde. So erzählt Guibert, daß Bürger Bauern in ihr Haus lockten unter dem Vorgeben, ihnen den Verkaufspreis zu zahlen, sie dann in die Truhe schauen ließen, dann aber darin einschlossen, um ein Lösegeld zu erpressen. Wo der Königsfriede gewahrt wurde, gewährte er durch Verschärfung

---

[1] Wifa. In seiner Schrift: Entstehung des deutschen Städtewesens geht Sohm noch weiter und sagt, mit dem Königszeichen habe der König Besitz ergriffen von der Stadt, seine Anwesenheit sei immer vorausgesetzt worden, die Stadt habe gleichsam als königliche Burg gegolten und der Friedensbrecher sei bestraft worden, wie der, der den königlichen Burgfrieden brach, mit Todesstrafe. Diese amtsrechtliche Anschauung sei aber erst im 12. Jahrhundert durchgedrungen. Dagegen erklärt sich Bernheim, D. Ztsch. f. Gesch. 1891 (6) 257.

[2] S. S. 85 N. 1.

[3] Si quis in civitate aliquem ita percusserit, ut ad terram decidat, ad bannum episcopi LX solidos componat; si autem cum pugno aut aliquo levi flagello, quod blutthiram vocant, aliquem percusserit et non deciderit, V solidos tantum componat. Si quis in civitate ad aliquem occidendum gladium suum evaginaverit, aut arcum tetenderit et sagittam nervo imposuerit, vel lanceam suam ad feriendum protenderit, LX solidos componat; Schannat, H. Worm. 2, 47.

[4] Man denke an das Wildfangrecht, das ius albinagii, droit d'aubain, Grundruhr und Strandrecht. Eine Legende berichtet, daß ein Weib zu Fulda, bei der eine flüchtige Friesin Unterkunft gefunden hatte, diese um Geld verkaufen wollte (transl. Alexandr. 13). Als den Bischof Liutprand 968 ein Sturm verschlug, halfen ihm die Uferbewohner keineswegs, sondern dachten an seinen Tod, um sich seiner Habe zu bemächtigen (leg. 60).

der Strafen und beschleunigtes Verfahren eine erhöhte Sicherheit.[1] In der Stadt genoß jeder den Frieden; niemand durfte zur Selbsthilfe greifen, einen anderen verhaften, eine Pfändung eigenmächtig vornehmen, geschweige zur Fehde oder Blutrache die Zuflucht nehmen. Nur außerhalb der Stadtmark durften diese Rechtsmittel angewendet werden, ob es sich nun um Fremde oder um Eingesessene handelte. Innerhalb der Stadt brauchte auch der Fremde, gegen den ein Bürger berechtigte Klage hatte, keine Gewalt zu befürchten. Den Verbrecher schützte die Asylfreiheit.

Der Marktverkehr bewegte sich in freien Formen und zwar in viel freieren als später, wo das Gästerecht die Fremden auf den Großhandel beschränkte und den Einzelverkauf verbot. Nicht einmal Barzahlung war erforderlich. Die Kaufleute begannen erst am Ende der Meßzeit ihre Forderungen auszugleichen. Indem sie sich zu freien Gilden vereinigten, die von einem bestimmten Orte unabhängig waren, konnten sie sich gegenseitig die Erfüllung ihrer Forderungen zusichern. Schon Notker von St. Gallen spricht um 1000 von einem negotialen Recht, und andere Quellen, die es direkt Kaufmannsrecht nennen, sagen, hier entscheide die Billigkeit, nicht der Buchstabe des Gesetzes.[2] Allerdings war der Markt etwas Vorübergehendes auch im Falle, daß er alle Wochen stattfand, und er erzeugte zunächst keine ganz neuen Einrichtungen, nicht einmal ein eigenes Gericht; denn der spätere Stadtrat schloß sich an das Schöffengericht, das Stadtgericht an das Landgericht an.[3]

Die Zugehörigkeit zum öffentlichen Gerichte sicherte den Bürgern viel Freiheit, namentlich die Selbstbesteuerung, Selbstausrüstung, die Möglichkeit des Zusammenschlusses, die Vereinsfreiheit, wenn man so sagen will. Daher mußten die Stadtherren vor allem bei Kaufleuten, später auch bei den Handwerkern Gilden und Innungen dulden, die sie ihren dicht daneben sitzenden Bauern verboten.[4] Selbst in Italien, wo die Städte sich am lebhaftesten entfalteten, lag die Stadtverwaltung in den Händen der Schöffengerichte; hier gaben aber

[1] Wenn ein Fremder starb, gehörte nach dem älteren Recht seine Habe den Stadtherren, nach dem späteren mußte sie wenigstens ein Jahr aufgehoben werden, bis sich ein Erbe meldete.

[2] M. G. ss. 4, 718; Freiburger Stadtrecht 1120 § 5.

[3] Daraus erhellt die Einseitigkeit der Markttrechtstheorie, die teilweise Berechtigung der Landgemeindetheorie.

[4] Arnold, Freistädte 22, 67.

die Vollfreien, die Adeligen den Ausschlag. Dagegen bewahrte sich in Deutschland die Bürgerschaft immer einen stärkeren Anteil. Allerdings versuchten die Stadtherren, von ihnen abhängige Gilden, Hansen genannt, zu gründen, und übertrugen den Hansgrafen für den Handel die nämlichen Aufgaben, die für das Handwerk der Burggraf oder Amtmeister besaß. Aber dieses Amt hinderte die freie Entwicklung der Kaufmannsgilden keineswegs.[1] Allem nach haben die Stadtherren, wenn sie den Kaufleuten Niederlassungen gewährten, gleich mit einer Genossenschaft verhandelt und ihr ein Vorzugsrecht, das später sogenannte Markt- oder Stadtrecht bewilligt.[2] Dieses Recht schützte, wie schon hervorgehoben wurde, gegen die Selbsthilfe, den Zwang, die Willkür namentlich des Adels.

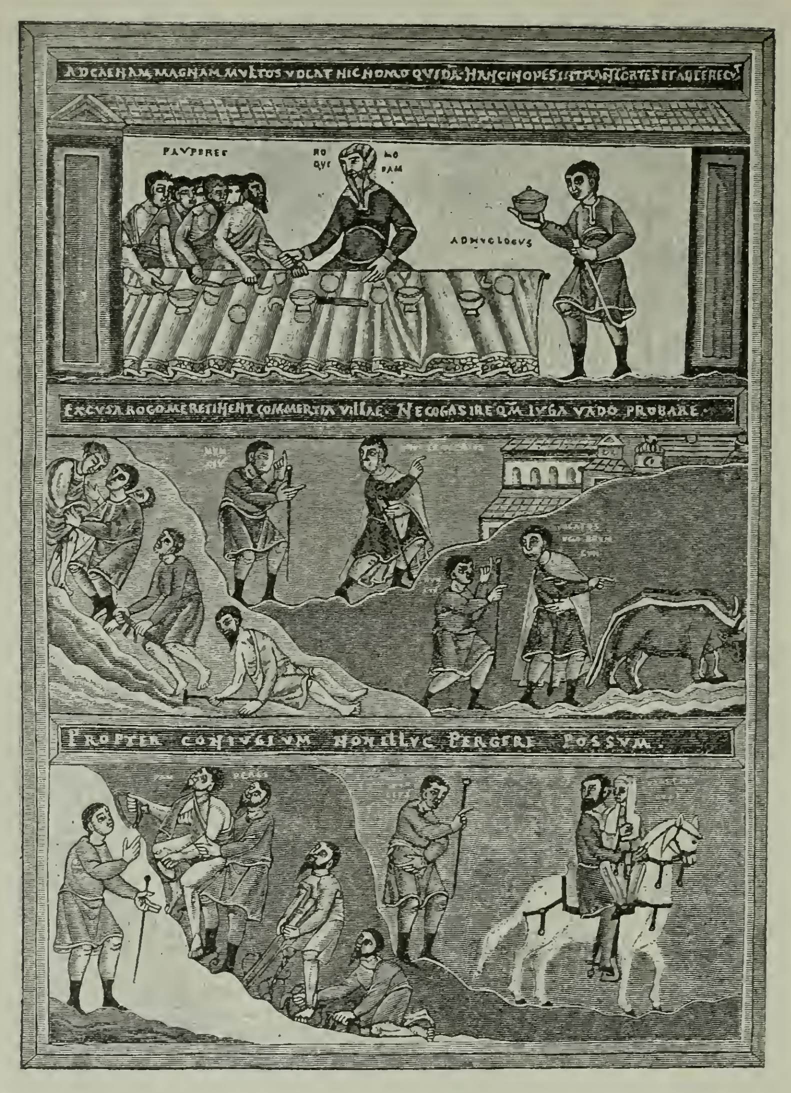
Selbst den Juden gewährten die Stadtherren eine außerordentliche Gunst. So erteilte Bischof Rüdiger von Speyer 1090 den Juden ganz die gleichen Rechte, die der wegen seiner Judenfreundlichkeit verschriene König Ludwig der Fromme verliehen hatte, nämlich eine eigene Gerichtsbarkeit, die Befugnis, christliche Sklaven und Dienstboten zu halten, Fleisch an Christen zu verkaufen, das sie selbst nicht essen durften. Gottesurteile sollten nach einem Gesetz König Heinrichs IV. nicht gegen sie angewendet werden. Heinrich IV. befreite die Juden von der Gewährschaft; gestützt auf dieses Vorrecht konnten die Juden das ganze Mittelalter hindurch eine Hehlerrolle spielen, die ihnen später viel Haß zuzog. Solange die Juden nicht zu entbehren waren und sich innerhalb gemessener Schranken hielten — reihen doch manche Schriftsteller die Juden unter die Zahl der Armen ein[3] —, so lange genossen sie Ruhe und standen in Ehren, sie wohnten vermischt unter den Christen sogar inmitten der Stadt, namentlich in Speyer, Worms und Mainz, deren Judengemeinden das größte Ansehen genossen und unter dem Namen Schum nach den Anfangsbuchstaben der betreffenden Städte zusammengefaßt wurden. Diesen Namen tragen die alten Beschlüsse dieser Judengemeinden. Erst als die Christen selbst den Handel, vor allem den Warenhandel in die Hand nahmen, entstand ein Mißtrauen.

---

[1] Zu stark betont seine Bedeutung Ernst Mayer (Verfassungsgeschichte 2, 242). Derselbe glaubt auch unfreie Kaufleute unter den Scharmännern entdecken zu können (183).

[2] Keutgen, Stadtverfassung 205.

[3] Thietmar 6, 45.




Darstellung einer Stadt im mittleren Streifen aus der Parabel vom Gastmahl im Evangeliar von Echternach, einem Geschenk Ottos III. an dieses Kloster 990. Über dem zweiten Streifen steht: Excusa rogo, me retinent commertia villae; Ne cogas ire, quoniam iuga vado probare. Das Bild zeigt, wie ein Diener (nuntius) einen einlädt, der eben der Stadt zueilt (unus ex vocatis). Die Szene darunter veranschaulicht, der Satz: vocatus: iuga boum emi. In der dritten Reihe reitet das Hochzeitspaar auf einem Schimmel mit dem Spruche uxorem duxi und der Überschrift: Propter coniugium non illuc pergere possum. Im linken Winkel befinden sich jeweils die Armen: Blinde, Lahme, Schwache mit Arm= und Handstützen und Binden. In der obersten Reihe ist das Gastmahl selbst dargestellt, in der Mitte sitzt der bärtige Hausvater (homo quidam) im Hausrock, rechts von ihm die pauperes, links steht adhuc locus. Auf dem Tische liegen verschiedene Brotformen und Messer. Der Diener, der eine Schüssel aufträgt (Truchseß), hält in der Linken einen Stab. Die Überschrift lautet: Ad caenam magnam multos vocat hic homo quidam hanc inopes intrant, fortes et adesse recusant.

## 7. Handelssicherheit.

Die Vergünstigungen, die die Stadtherren Handwerkern und Händlern gewährten, brachten reichen Gewinn, Bedrückungen aber großen Schaden. Sobald sich der Handel nicht mehr sicher fühlte, stand der Markt leer.[1] Im allgemeinen sorgten die Stadtherren ängstlich nicht nur für die Sicherheit auf dem Markt, sondern auch auf den Zufahrtsstraßen. Hierin gingen die italienischen Städte voran.

Nach altgermanischem Recht, das auch in Italien Eingang fand, hatten die Gemeinden oder Hundertschaften Bürgschaft zu leisten für die in ihrem Gebiete angestellten Gewalttaten. Der Geschädigte erhob ein Gerüft, das Zetergeschrei: Hui Haro, wie uns aus der Normandie berichtet wird. Dieses Gerüft begegnet uns später merkwürdigerweise auf den Champagnemessen; es kündigte hier die Zeit an, wo die Kaufleute ihre Forderungen ausglichen. Bei den Gewalttaten mußten auf das Zetergeschrei die nächsten Bauern zu Hilfe eilen. Wenn sie säumten, konnte der Geschädigte sich an ihnen auf dem Wege der Selbsthilfe schadlos halten.[2] Da indessen die Bedeutung der freien Gemeinden gegenüber der des Adels überall auch in Italien zurückging, knüpfte sich der Schutz an das Geleitrecht an, das die zerstreut sitzenden Dienstmannen der Stadtherren ausübten. Gar manche Burg mag auf diese Weise auch in Deutschland in einsamer Gegend entstanden sein.

Um den Verkehr zu befördern, sorgten die Landesherren, namentlich die italienischen Städte, für gute Wege; sie brauchten ja nur die schon aus der Römerzeit stammenden Wege zu erhalten oder wieder instand zu setzen. Um Nebenbuhler zu schädigen, gewährten die Italiener Vorzugszölle.

Wie weit der Verkehr in Italien und zugleich der Bodenbau vorgeschritten war, beweist der Umstand, daß das Recht des reisenden Kauffahrers und Kriegers, sich am Wege das nötige Futter für die Last- und Reittiere zu holen, in Italien vollständig wegfiel, das sonst überall bestand. Selbst die Kaiser mußten sich auf ihren Romfahrten daran halten,[3] gestatteten ihren Rittern nur die Jagd und

[1] Adam. Brem. 3. 57.

[2] Schaube, Handelsgeschichte 376.

[3] Thietm. 7, 3; ann. Reinh. a. 1226; Urkunde vom 20. Mai 1029 bei Giesebrecht, Gesch. der Kaiserzeit 2, 686.

bedrohten die Beraubung eines Kaufmanns mit der Diebstahlsbuße, dem doppelten Ersatz.[1] Durch ihre Maßregeln wußten die Italiener den Verkehr zwischen Ost und West, Nord und Süd in ihre Hand zu bekommen, und zwar um so mehr, als keine Gewissensbedenken die Italiener vor dem Sklaven- und Geldhandel zurückschreckten, selbst feierlich beschworene Verträge mit Kaiser und Königen haben nichts gefruchtet. Dazu kam der Aufschwung der Wollweberei, worin Italien gegenüber dem Leinwand und Pelze erzeugenden Norden neben Flandern eine große Überlegenheit erreichte.

Eine wichtige Handelsstraße führte den Rhein entlang nach Lyon, St. Denis und viele Orte der Champagne. In der Champagne entstanden eine Reihe von Märkten, deren Ausbildung in das dreizehnte Jahrhundert fällt. Dagegen trat der Donauhandel zurück.

## 8. Italienische Handelsstädte.

In Italien erlangte den Vorrang Venedig und überflügelte alle anderen Handelsstädte. Seine Anfänge waren zwar gering; die Stadt besaß keine Unterlagen an einem eigenen Gewerbe. Neben der rohesten Wirtschaft, der Waldnutzung und der Viehzucht lieferten nur die Salinen und die Flechterei, Stroh-, Korb- und Netzflechterei, einige Ausfuhrwaren; selbst seine Schiffe bezog Venedig meist von griechischen Werften. Dafür kamen ihm andere Vorteile zugute: die wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit und die günstige Lage am Handelswege zwischen Osten und Westen. Mit großer Klugheit wußte sich das Gemeinwesen, das ursprünglich dem griechischen Reiche eingegliedert war und deshalb wiederholt Feindseligkeiten von den weströmischen Kaisern zu erdulden hatte, auf eigene Füße zu stellen und günstige Verträge bald mit den Herrschern des Westens, bald mit denen des Ostens abzuschließen. Namentlich gewährten die sächsischen Kaiser den Venetianern reiche Privilegien. Kaiser Otto verhandelte mit dem Herzog von Venedig, dem Dogen, wie mit einer ebenbürtigen Macht. In dem großen Vertrage von 967 sicherten sich der Herzog und Kaiser gegenseitig Schutz und Frieden zu, verpflichteten sich, für die Sicherheit der beiderseitigen Untertanen zu sorgen, und regelten das Verfahren bei Streitigkeiten. Im Handelsverkehr wollen beide sich gegenseitig fördern und als Zoll nur die

[1] Heergesetz Friedrichs I. von 1158 c. 5; M. G. ll. 2, 107.

herkömmliche Quadragesima, d. h. $2^1/_2$ Prozent von der Ware oder ihrem Werte erheben. Als besondere Verpflichtung mußten die Venetianer es übernehmen, keine Christen des königlichen Gebietes als Sklaven zu kaufen oder zu verkaufen oder irgendwie in Gefangenschaft zu bringen. Endlich hatten sie jährlich im März dem Kaiser eine Ehrenabgabe, bestehend in 50 Pfund und einem Seidenzeuge, zu leisten.

Nach diesem Vertrage beschränkte sich das Gebiet von Venedig auf einen schmalen Küstenausschnitt. Zum deutschen Reiche gehörte Istrien, Friaul, Ceneda, Treviso, Comacchio, Ravenna. Indessen dehnte Venedig seinen Einflußbereich immer mehr aus; durch Sonderverträge mit Istrien, Ceneda und anderen Städten sicherten sich die Venetianer freien Verkehr mit geringen Zollabgaben, sie mieteten überall Verkaufsstände, Mansionen und Stationen genannt, namentlich für den Salzhandel. Gegenüber den slavischen Seeräubern in Dalmatien behalfen sie sich lange durch Tributzahlungen, da die Seekriege gegen sie ohne Erfolg blieben. Erst im Jahre 1000 eroberte der Doge Peter II. Orseolo die wichtigsten Inseln Dalmatiens und zerstörte die Raubnester. Demselben Dogen gelang es auch, von Byzanz große Vorrechte zu erlangen, die das berühmte Chrysobull enthielt. Danach sollten die griechischen Zollbehörden von venetianischen Schiffen nur 2 und erst beim Antritt der Heimreise



Frühjahrsszenen in den Homilien Gregors von Nazianz aus einer Jerusalemer Handschrift; elftes Jahrhundert. Unten Pflugarbeit, in der Mitte Schiffahrt, oben Mahd und Weide.

15 Goldsolidi erheben, während sonst die Gebühren bedeutend mehr betrugen. Die strengen Ausfuhrbedingungen für Purpur und Seide wurden gemildert. Diese Ermäßigung sollte keiner anderen Handelsstadt zugute kommen; ein venetianisches Schiff, das Waren von Amalfitanern, Juden oder Langobarden von Bari mitführte, lief Gefahr, seine Ladung beschlagnahmt zu sehen.[1] Schon 30 Jahre zuvor hatten die Byzantiner den venetianischen Schiffern verboten, Briefe aus der Lombardei, aus Deutschland oder anderen Gebieten dem Kaiser zu übermitteln, doch scheint dieses Verbot ebensowenig lange gedauert zu haben, wie das Verbot des Sklavenhandels. Für ihre Vergünstigungen versprachen die Venetianer dem griechischen Kaiser Kriegshilfe.

Mit den Venetianern wetteiferten die Amalfitaner in der Ausnützung der günstigen Lage am Rande der griechisch-arabischen Welt und im skrupellosen Handelsbetriebe. Sie verkehrten trotz kirchlicher Verbote mit den Sarazenen,[2] und räumten sich sogar gegenseitig Faktoreien ein. Neben beiden kamen allmählich die Genueser und Pisaner empor, die sich enge an den deutschen Kaiser anschlossen und oft gegen die Griechen ebenso wie gegen die Araber eine feindselige Stellung einnahmen. Eifrigen Binnenhandel betrieben, gestützt auf die einheimische Industrie, andere italienische Städte wie Mailand, Piacenza, Volterra, Lucca und Florenz. Von diesen Städten aus drangen schon im elften Jahrhundert Händler mitten nach Deutschland und Frankreich vor und führten die Erzeugnisse ihres Kunstgewerbes ein, das sie im Wettkampfe mit dem Morgenlande ausbildeten, Goldschmied-, Emailarbeiten, Seiden- und Wollengewebe. Ihr Handel muß ihnen schon früh einen bedeutenden Reichtum verschafft haben. Denn schon im elften Jahrhundert tritt der Stand der Kaufleute neben den des niederen Adels, neben die Kapitanei und Valvassoren oder Vassen. Obwohl gerade in Italien denen, die nicht Kriegsdienste leisteten, das Tragen von Waffen von jeher verboten war und sich die Arimannen, die Cives deutlich unterschieden von den Milites, so gelang es ihnen doch, und zwar, wie es scheint, ohne viel Aufwand von Gewalt, einfach durch die Macht ihres Reichtums einen Anteil an der Stadtverwaltung zu erringen.

[1] Schaube, Handelsgeschichte 18.

[2] S. S. 227.

# LV. Die Anfänge des Rittertums und der Ritterdichtung.

Im Unterschied von Italien spielten die deutschen Städte in der Politik noch keine Rolle. Erst als sie sich weiter entwickelt hatten und Kriegshilfe mit Geld und Truppen leisteten, im zwölften Jahrhundert, macht sich ihr Einfluß bemerklich und erscheinen ihre Vertreter bei Hoftagen. Bis dahin hatten sie genug zu tun, in Kriegszeiten ihre Ansiedelungen zu schützen und zu bewahren.

Die Politik lag ganz in den Händen der geistlichen und weltlichen Fürsten, der reichen Grundherren. Am stärksten treten die geistlichen Grundherren hervor. Auf diese konnte sich der König am sichersten verlassen. Wenn im Jahre 981 das Heer Ottos II. zu zwei Dritteln aus Truppen geistlicher Fürsten bestand, so hatte das allerdings seine besonderen Gründe. Es handelte sich vielleicht nur um eine Ergänzung oder Verstärkung, denn in der uns überlieferten Liste fehlen auch manche geistlichen Fürsten.[1] Ein kleines Stift wie Ellwangen mußte 40, Eichstätt ebensoviel, Augsburg 100 Panzerreiter ins Feld stellen, während die Mehrzahl der Grafen fehlt. Immerhin ergibt sich daraus, daß die geistlichen Stifte die sichersten Stützen des Königtums bildeten. Die erste Gruppe (Elsaß, Franken, Köln) zählte 11 geistliche Kontingente mit 640, 13 weltliche mit 384 Panzerreitern, die zweite Gruppe (Lothringen) 6 geistliche Kontingente mit 262, 6 weltliche mit 124 Panzerreitern, die dritte Gruppe (Schwaben und Bayern) 12 geistliche Kontingente mit 580 Panzerreitern. Zusammen mit etwa 4000 Schildträgern oder niederen Rittern ergibt das ein Heer von etwas über 6000 Mann.

---

[1] S. S. 342; Delbrück, Kriegskunst 3, 99.

Es war ein reines Vasallenheer, ohne jede Spur einer Teilnahme des Volkes oder auch nur der Freien, auf die noch Karl der Große gerechnet hatte. Nur bei großen Heerzügen, in großer Not wandten sich die Könige an das „Volk", das zum öffentlichen Gerichts- und Heerdienst verpflichtet war und im Tinge sich Heersteuern und Heerhilfe auflegte, woraus sich die Stadt- und Bauernaufgebote der Salier erklären.[1] In alter Zeit hatte das Volk zur Heerschau auf dem Maifelde erscheinen müssen. Daran erinnerten noch lange in Bayern die vier Armbrüste, die der Maibaum nach den vier Himmelsgegenden hinausstreckte. Aber die große Masse des Volkes hatte den Zusammenhang mit der öffentlichen Gewalt verloren und war hörig geworden. Ihre Stelle vertraten im Gericht die Senioren, Vögte, Schöffen. Umgekehrt fühlten sich die Herzöge und die Grafen als Stellvertreter des Königs und übten in ihrem Gebiete genau die gleichen Rechte wie die Könige aus, nur stuften diese Rechte sich ab nach dem Umfang ihres Gebietes. Sie zwangen ihrerseits auf den Landgerichten oder Landtagen die zu ihrem Gebiete gehörenden Ritter und Senioren zur Kriegshilfe. Am ehesten konnten sie sich aber auf ihre unmittelbaren Vasallen, Dienstmannen und Söldner verlassen.[2]

Die Zahl der Dienstmannen wuchs ungeheuer, auch in Italien, sie begegnen uns allerorten; sie vermehrten zusehends ihren Besitz auf Kosten des großen Adels.[3] Die Pflichten der Dienstmannen setzten genaue Gesetze fest; diese bestimmten die Länge der Heerfahrt, die Ausrüstung, die Lasten der Bauern, die Zahl der Wagen und Zugtiere, die Menge der Lebensmittel. Die Dienstmannen nannten sich Milites. Diesen Ehrentitel legte sich in Italien auch der Capitaneus, Senior (Signore) bei, nicht nur der Valvassor, der Miles im engeren Sinne.[4] Daneben drängten sich aber viele Unfreie in die Ritterstellung ein und schwangen sich vom Ministerialen, Scharmann, Caballarier zum Miles auf.

Die meisten Ritter saßen in der Nähe der Herrenhöfe, noch

---

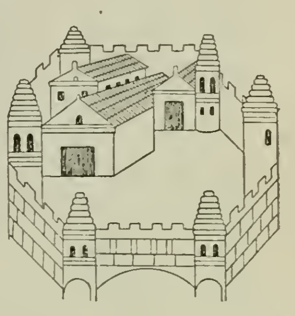
[1] M. G. ss. 5, 312; 15, 1231.

[2] Stipendarii, solidarii, letztere erwähnt Fulbert von Chartres, solidarios pretio conducunt (ep. 112).

[3] Volpe in den Studi storici, Pisa 1904 (13) S. 68.

[4] So nannte sich ein Markgraf von Tuscien einen miles militis; Liutp. ant. 2, 62; vgl. Hegel, Städteverfassung in Italien 2, 97.

lange nicht wie später zerstreut auf Anhöhen. Wenn Heinrich I. seinen Dienstmannen die Höhen an der Grenze anwies, so galt diese Ordnung nicht allgemein. Die ältesten Burgnamen enthalten kein „Stein, Fels, Eck“ als Bestandteile. Die meisten festen Orte lagen vielmehr in den Ebenen, so die Burg im Ruodlieb; denn sie hatte einen Söller, von dem aus eine Gesellschaft den Fischern in dem benachbarten Weiher zusah. Manchmal wurde ein Platz künstlich erhöht. Es ist Brauch der Reichen und Edelleute, berichtet ein Schriftsteller des elften Jahrhunderts, zu ihrer eigenen Sicherheit und zur Unterdrückung der Geringeren einen möglichst hohen Erdhügel aufzuwerfen, ihn mit einem breiten Graben zu umziehen und an seinem Rande eine starke Palissadenwand zu errichten und zwar womöglich mit Türmen. In der Mitte dieses Umzuges oben auf dem Hügel erbauen sie dann ein Haus oder einen Turm, zu dessen Pforte man nicht anders als auf einer Brücke gelangen kann.[1] Auf solch künstlich gebildeten, von Wasser umflossenen Burgen pflegten namentlich die slavischen Edelleute zu hausen, so die Eltern des heil. Adalbert zu Libice. Ein Geschichtschreiber jener Zeit berichtet darüber: „Wenn die Slaven eine Burg errichten wollen, so suchen sie einen Wiesenboden, der reich an Wasser und Riedgras ist, und stecken da einen runden oder viereckigen Platz ab, nach der Form und dem Umfang, den sie der Burg geben wollen. Dann graben sie um denselben einen Graben und häufen die ausgegrabene Erde zu einem Wall auf, indem sie dieselbe durch Planken und Pfähle festigen, bis die Mauer die gewünschte Höhe erreicht hat. Hierauf wird an der Seite, die man dazu auserwählt, ein Tor abgemessen und von diesem aus eine hölzerne Brücke über den Graben gebaut.“



Burg des Herodes aus der Lebensgeschichte des Johannes nach dem Bamberger Evangeliar Ottos II.

Künstliche Burgen haben nicht nur Slaven, Ungarn und Romanen, sondern auch die Germanen errichtet. Die Zahl fester Burgen mehrte sich zusehends. Ihre Verbreitung bezeugt die Verwendung des Wortes Bergfrid und Dunio von Dunum, Zaun, für die

[1] Ioh. de Collemedio v. Ioh. ep. Mor. 6, Boll. Ian. 2, 799.

Wachttürme, die sich an hochgelegenen Orten erheben. Das umzäunte Holzhaus, der Dunio, der spätere Palas nahm mehrere Stockwerke auf. Über einem lichtlosen unzugänglichen Erdgeschoß erhob sich der Saal und darüber der Söller, der als Frauengemach und Schlafraum diente. Der Name Söller bedeutet jetzt überhaupt einen Oberstock. Dabei wird ein Stall für die Pferde selten, wohl aber meist eine Kirche gefehlt haben; denn noch der Dichter Otfrid



Die zweite Vision des Ezechiel aus dem Kommentar des Haimo von Halberstadt, zehntes Jahrhundert. Links oben bekommt Ezechiel die Rolle (hier als Buch gedacht) zum Verschlingen. Darunter steht er als Prediger und besucht die Gefangenen zu Tel-Abib. Nun folgen die symbolischen Handlungen, zu denen Gott ihn auffordert. Er schert sich den Bart und die Haupthaare mit dem Rasiermesser, nimmt Wage und Gewicht und teilt die Haare in drei Teile, schlägt einen Teil mit dem Messer ringsumher, verbrennt den zweiten Teil in der Stadt und streut den dritten Teil in den Wind. Oben ist die Belagerung Jerusalems dargestellt. Ein runder Wall umgibt die im Viereck gebaute Stadt. Von beiden Seiten stürmen Speerkämpfer mit kleinen Schilden heran. Von unten kämpfen Bogenschützen, Armbrustschützen, und dazwischen stoßen Belagerungsmaschinen, die auf Rädern laufen, gegen die Mauern.

weiß Burg und Kirche noch nicht zusammenzureimen.[1] Eine Holzbrücke oder Leiter, die in das Haus führte, konnte leicht weggezogen werden, wenn der Feind die äußere Zaunmauer überschritten hatte. Während bei den einfachen Burgen die Steine noch selten vorkamen, fanden diese reichliche Verwendung in festen Herrensitzen, in den Schlössern der Grafen. Im allgemeinen hatte sich der massive Mauerbau erst im elften Jahrhundert verbreitet. Soweit sich Befestigungsreste aus dieser Zeit erhielten, zeigen sie alle eine gute Technik, schon weil die schlechten Bauten im Laufe der Zeit zugrunde gingen. Die Technik hat noch einen deutlichen Zusammenhang mit der Römerzeit, sie arbeitet mit glatt behauenen Steinquadern,[2] die ein inneres Gußwerk von Bruchsteinen und Ziegelstücken umschließen oder mit dem Mittelverband. Daneben kommen Ziegeldurchschüsse zwischen Bruchsteinen, Fischgrätenverbände, Bruchsteinverbände[3] und vielleicht schon Buckel- und Bossenquadern vor.[4]

In demselben Grunde wie die territoriale entwickelte sich die persönliche Sicherung und Ausrüstung: die Defensiv- und Offensivwaffen wurden reichlicher. Zu dem Siege der Normannen über die volksverwandten Sachsen in England trug vor allem der bessere Schutz durch Schilde und Panzer bei; jene hatten lange, diese nur kurze Schilde. Ohne einen tüchtigen Schild wagte sich kein einfacher Krieger und ohne einen Panzer kein höherer Ritter in den Kampf. Im Kampfe mit den Ungarn hatte Heinrich II. seine Krieger besonders gemahnt, sich hinter ihrem Schilde zu decken. Neben den schildbewehrten Kriegern erscheinen die gepanzerten als höhere Ritter. Die Panzer waren Ring- und Kettenhemden. Die Ringe und Ketten sind noch aufgenäht, nicht geflochten oder durch Maschen verbunden. Von großer Wichtigkeit war es, daß dieses Kettenhemd auch auf den Hals, ja auf Arme und Beine sich verbreitete. Die Halsberge, das Kollare, hielt man für so wichtig, daß viele sich allein damit begnügten. Der Name Halsberg, Koller bezeichnete sogar später das Kriegsgewand schlechthin. Der Helm zeigte kegel- oder glockenförmige Gestalt und hatte oft ein Nasenblatt. So verstärkte sich die

[1] I, 14, 19 (37).

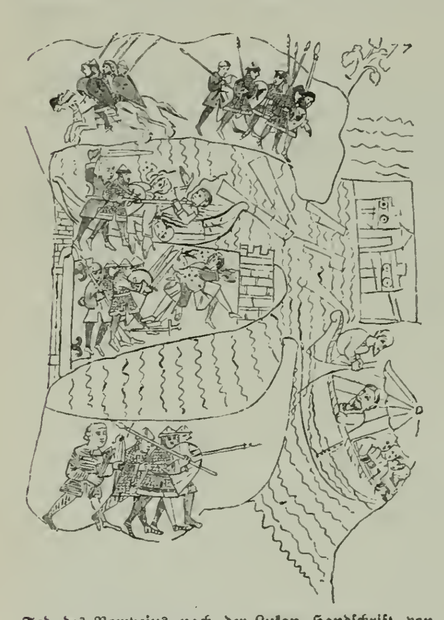
[2] Opus politum.

[3] Opus incertum, das sogar die Römer im Norden bevorzugt hatten.

[4] Piper, Burgenkunde 1895 S. 152, bestreitet die gewöhnlich angenommenen Kennzeichen der Bautechnik. Die Sache ist sehr unsicher.

Rüstung, daß sie sogar die Verwunderung der Griechen erregte. Auch die Griechen hatten einst sich über und über mit Eisen bedeckt, aber im Kampfe gegen die Araber entdeckt, daß die Rüstung sie mehr hemmte als förderte.

Als vorzüglichste Trutzwaffe verwandten die Krieger das Schwert und die Lanze. Auf Abbildungen tragen die Krieger das Schwert im Lendengürtel an der Schwertfessel; es hat meist eine abgerundete Spitze und eine lange doppelschneidige Klinge. Manche Helden ließen sich mehrere Schwerter nachtragen, obwohl sie nicht mehr so zerbrechlich waren wie zur Bronzezeit. Auf das Schwert setzte der Krieger alle seine Hoffnung und beehrte es mit lieben Namen: Brinning, Freise (Angst), Gleste, Nagelring, Miming, Hornbeil, Rose, Lagulf, Stechwolf.[1] Das Schwert Siegfrieds führte den Namen Balmung, Gram, andere berühmte Heldenschwerter hießen Adelring, Welsung, Eckensahs, Schrit das schreitende, Durendarte das dauerharte, Floberg, Flammberg: die Spathen und Lanzen der Helden glänzten weithin, wie die oben erzählte Geschichte Poppos von Stablo zeigt.[2] Das Schwert betrachtete der Germane mit Scheu wie ein lebendes Wesen, das Schuld auf sich laden konnte.



Tod des Pompejus nach der Lukan-Handschrift von St. Gallen, zehntes Jahrhundert. Charakteristisch für diese Zeit sind die Kegelhelme, die Schuppenpanzer, die runden unten zugespitzten Schilde, die langen Lanzen. Auf der Seite ist eine Schiffahrt und Burg angebracht.

Vor dem Feinde pflegten die Reiter vom Pferde abzusitzen und sich in Gewalthaufen zu gliedern, um den Schwerterkampf auszufechten. Nur sehr gewandte Reiter wie die Ungarn, Slaven, Normannen nahmen den Kampf zu Pferde auf; die einen bevorzugten

[1] Wackernagel, Kl. Schriften III, 68 ff.

[2] S. S. 363.

Pfeil und Bogen, die anderen die Lanzen. Die lange Lanze, die uns auf den Bayeuxteppichen begegnet, hatte eine dolch- und blattförmige Spitze und einen unbeschnittenen und unbeschabten Schaft.[1] Auf diesen Bildern schwingen die Normannen die Lanze in der Achselhöhe; später steckten die Ritter sie unter den Arm durch, um sie sicherer und fester zu handhaben. Auf der Höhe des Gefechtes griffen auch die Reiter zum Schwert oder zur Streitaxt. In ihren Kämpfen mit den Normannen gebrauchten die Sachsen viele alte Waffen: Sahse, Framen, Äxte, Wurfspieße. Bei den Franken kamen Streitgeißeln vor.[2]

Den Aufmarsch eines Heeres schildert in anschaulicher Weise der Mönch von St. Gallen, indem er uns nach Art Homers auf einen Mauerturm der Stadt Pavia führt. Dorthin hatte nach



Kampfszene aus der Teppichdarstellung der Eroberung Englands in Bayeux. Schluß des elften Jahrhunderts.

seiner Angabe Desiderius den abtrünnigen Franken Otker mit hinaufgenommen, um die Ankunft des fränkischen Heeres zu erwarten. Als der Troß sich zeigte, der rüstiger war als bei den Zügen des Darius oder Julius, erzählt der Mönch, sprach Desiderius zum Otker: „Ist Karl etwa in dem großen Heere?" Aber er antwortete: „Noch nicht." Als aber jener das Volksheer sah, gesammelt aus dem ganzen weiten Reiche, da sprach er mit Zuversicht zu Otker: „Gewiß zieht Karl siegesstolz mit diesen Truppen." Otker erwiderte: „Aber noch nicht" — und „auch jetzt noch nicht." Da fing

---

[1] Im 13. Jahrhundert kommt die Brechscheibe (rondelles) zum Schutz der Fäuste auf.

[2] Baltzer, Kriegswesen 47; Jähns, Gesch. d. Kriegswesens 528, 543.

jener an sich zu ängstigen und zu sagen: „Was werden wir tun, wenn noch mehr mit ihm kommen?“ Otker sprach: „Du wirst schon sehen, wie er ankommt; was aber aus uns werden soll, das weiß ich nicht.“ Und siehe, da sie noch sprachen, erschien sein Hausgesinde, das niemals müßige. „Das ist Karl,“ sagte endlich Desiderius. Aber Otker sprach: „Noch nicht, und auch jetzt noch nicht.“ Darauf zeigten sich die Bischöfe und Äbte und Geistlichen, die Kapläne mit ihren Begleitern. Als er die gesehen, stammelte der Fürst, dem Lichte schon feind und nur nach dem Tode verlangend, mit Mühe noch die Worte: „Laßt uns hinabsteigen und unter der Erde uns verbergen vor dem Zorn eines so furchtbaren Feindes.“ Otker aber erwiderte voll Bangigkeit: „Wenn du siehst, daß auf den Gefilden ein eisernes Saatfeld starrt und daß der Padus und Ticin mit dunkeln eisenschwarzen Meereswogen gegen die Mauern der Stadt anschwellen, dann ist Aussicht da, daß Karl kommt.“ Er hatte noch nicht ausgesprochen, als zuerst gegen West und Nord etwas anfing sich zu zeigen wie eine finstere Wolke, die den hellsten Tag in furchtbaren Schatten hüllt. Aber als der Kaiser allmählich näher kam, glänzte den Belagerten von dem Scheine der Waffen ein Tag entgegen, der für sie finsterer war als jede Nacht. Der Kaiser selbst, über und über in Eisen gehüllt, ritt in Mitte zahlreicher Schwergepanzerter. Eisen erfüllte die Felder und Wege; die Strahlen der Sonne wurden zurückgeworfen durch den Glanz des Eisens; dem starren Eisen bezeugte das von Schrecken erstarrte Volk seine Huldigung, das Entsetzen vor dem glänzenden Eisen drang tief unter die Erde. O, das Eisen! Wehe das Eisen! so tönte das verworrene Geschrei der Einwohner. Durch das Eisen erzitterte die Festigkeit der Mauern und der Mut der Jünglinge verging vor dem Eisen der Alten. Dies also sah der wahrheitliebende Späher Otker mit raschem Blick und sprach zu Desiderius: „Siehe, da hast du ihn, nach dem du so eifrig geforscht hast.“ Und mit den Worten stürzte er fast leblos zusammen.

Auf die großen Schlachten pflegten die Krieger sich durch Beicht und Kommunion vorzubereiten. So reichte vor der Schlacht auf dem Lechfelde der hl. Ulrich den Kriegern die Wegzehrung und hielt eine siegesfrohe Ansprache. Alle Teilnehmer gaben sich gegenseitig den Friedenskuß und gelobten mit feierlichen Eiden ihren Führern wie untereinander unverbrüchliche Treue. Otto aber ver-

sprach dem hl. Laurentius, auf dessen Tag die Schlacht fiel, im Falle des Sieges eine Kirche zu bauen. An Stelle alter heidnischer Bannerzeichen und Zaubermittel ließen die Krieger Kreuze, Heiltümer, Fahnen mit dem Bilde des hl. Michael vorantragen — der Drachtentöter ersetzte einfach den früheren Drachen. Den Bulgaren empfahl Nikolaus I. statt des Roßschweifes das Kreuz mit in den Kampf zu nehmen. Die heilsamen Zeichen der Erlösung wirkten besänftigend auf die rohen Gemüter; denn sonst achteten die harten Krieger wenig auf Regeln der Zucht und Sitte und kannten keine Menschlichkeit.

Weder für den Einzel- noch für den Massenkampf hatten sich besondere Gesetze ausgebildet. Während es später als Schande galt, das Pferd des Gegners zu töten oder nur zu treffen, so ist das in der alten Heldensage etwas ganz Gewöhnliches, ja meist das erste, was geschieht. Später gilt es für ritterlich, wenn der Gegner aus dem Sattel gehoben ist, selbst abzusteigen und zu Fuß weiter zu kämpfen; jetzt dagegen ist es noch die erste Sorge, des Gegners Pferd ebenfalls zu Falle zu bringen. Das oberste Gesetz jener ritterlichen Ehre, Mann gegen Mann zu kämpfen, nie in der Überzahl einen einzelnen anzugreifen, kennt man noch nicht. Überfälle, bei denen mehrere gegen einen oder wenige kämpfen, sind sehr häufig.[1] Regelmäßige Turniere fehlen noch, und der Zweikampf vollzieht sich ohne bestimmte Regel. Der Frauendienst hat die Männer noch nicht verfeinert; sie schleudern einander die rohesten Herausforderungen zu, verwunden und zerstückeln einander ohne Erbarmen, äußern über das aufspritzende Blut ihre unbändige Freude und waten durch Leichen. So reißt einer dem Gegner das Herz aus dem Leibe und wirft es dessen Vater an den Kopf mit den Worten: „Nimm das Herz, salze und röste es." Auch im Frieden verletzen sie, wenn sie das Ungestüm fortreißt, die Regeln des einfachen Anstandes, achten keine Gastfreundschaft, toben und schreien, wie ihnen das Herz gebietet, lachen so unbändig, daß sie sich die Seite halten müssen. Im Zorn werfen sie einander die Messer ins Gesicht, reißen einander an den Haaren, erschlagen ihre Mitspieler, wenn sich ein Zwist erhebt. Karl der Große selbst wirft sich im Streit mit seiner Schwester heftig auf sie, reißt sie an den Haaren, prügelt sie durch,

---

[1] Büchner, Die chanson des Loherains 1887 S. 36.

stößt ihr drei Zähne mit der Faust ein, empfängt aber selbst reichliche Schläge.

Wenn die Helden Frauen in dieser Weise im Zorne behandelten, kann man sich denken, daß sie auch anderen Leidenschaften die Zügel schießen ließen. Männer und Frauen folgten ihren Gelüsten und achteten nicht die heiligsten Bande, wie wir noch später hören werden. Männer mißbrauchten ungescheut Rechte der Gastfreundschaft. Ein berüchtigter Raubritter Raoul von Cambrai schändete das Ehebett des Königs Orri und des Grafen von Flandern, bei denen er einkehrte. Von ihren üblen Gewohnheiten ließen sie nicht ab, wenn sie an volksfremde Höfe nach Byzanz oder zu den Arabern kamen. So trieben es die fränkischen Ritter, wie wir aus geschichtlichen Berichten wissen, an arabischen Höfen so bunt, daß sie sich von den Muselmännern Zurechtweisungen gefallen lassen mußten. Die Ritter, die im Gefolge des heiligmäßigen Abtes Johannes von Gorze nach Cordova kamen, ermahnte ein Freund, sich mit den Frauen keine leichtfertigen Scherze zu erlauben.

Die Frauen üben noch keinen sittigenden Einfluß aus, sie spielen überhaupt noch keine besondere Rolle; sie hatten ihre Sklavenrolle, in die sie die alte Zeit hineinzwang, noch nicht abgestreift. Sie mußten ihren Vätern und Gatten unbedingt gehorchen, und kein Ritter und kein Jüngling konnte an den Frauendienst denken. Jetzt konnte ein Weiberhasser noch zu großem Ansehen gelangen, wie der vielbesungene „Kurzbold", d. h. Konrad von Niederlahngau, der wegen seiner kurzen Gestalt im Unterschied von Konrad dem Roten Kurzbold hieß. Er war ein Liebling des Volkes und der Spielleute; man sagte von ihm, er verabscheue Weiber und Äpfel so sehr, daß er, wo er unterwegs eines von beiden antraf, seinen Aufenthalt nicht nehmen wollte. Wir sehen, der minnigliche Ritter war noch nicht in der Mode, und wir sind noch weit entfernt von dem fraulichen Rittertume der folgenden Jahrhunderte. Kurzbold war ein derber, ungeschliffener Haudegen im Geiste der Zeit, der Löwen mit einem Schlage niederschlug und einen slavischen Goliath als zweiter David mit der Lanze niederrannte. Die Ritter erstickten noch nicht im Zeremoniell.

Doch finden sich schon Ansätze zur Ritterzucht. Etwas wie ein Ritterideal regt sich im Ruodlieb. Der gleichnamige Held dieses Romans fühlt eine Art Standesbewußtsein, er hält sich zurück

gegenüber den Knappen und noch mehr gegenüber den gewöhnlichen Leuten. An den Fürsten- und Herrenhöfen, wo sich die Ritter bis ins elfte Jahrhundert fast ausschließlich aufhielten, bildeten sich von selbst Regeln des Verkehrs aus. Dort hatten die Ritter zu tun als Marschälle und Schenke, Truchsesse und Kämmerer, als Türhüter und Büttel, als Schwert- uud Schildträger, namentlich in ihrer Jugendzeit. Andere leisteten, meistens von größeren Mittelpunkten aus, Polizei- und Postdienste, übten die Mark- und Forstaufsicht, die Schar und das Geleitsrecht und vollzogen den Königsschutz. Die Scharmänner mußten für die Grundherrschaften Waren, Salz, Eisen holen, die den Hintersassen verkauft wurden.[1]

Viele lebten von der Viehzucht und dem Ackerbau, wozu ihnen ihre Herren Allmendteile und Rodegebiete zur Verfügung stellten. Der Forst- und Schardienst verwies sie ohnehin auf den Wald, wo sie nach altem Recht ihr Vieh weiden lassen konnten. Daher nannten sie sich später danach, z. B. Ritter von der Schweinsbeunde, der Eberbeunde, dem Eberstall. Allzu tief freilich durften sich die Ritter nicht in friedliche Erwerbe und bürgerliche Geschäfte verlieren, ohne an ihrer Kriegstüchtigkeit Einbuße zu erleiden; denn immer wiederholten sich aufs neue die traurigen Erfahrungen mit verbauerten Kriegern. Die Niederlagen der West- und Oströmer erklären sich zum großen Teil daraus, daß sie mit solch minderwärtigen Kriegern ausrücken mußten. Deshalb hatten auch die Karlinger einen Berufskriegerstand gegründet und sahen auch die folgenden Kaiser darauf, daß die Ritter sich nicht zu tief in friedliche Verhältnisse einlebten. Das Ideal des Rittertums vertrug sich auch wenig mit der Arbeit eines Bauern und eines Geschäftsmannes, viel eher mit dem eines Abenteurers.

Viele Ritter zogen als gewerbsmäßige Duellanten von Ort zu Ort und vertraten innerhalb und außerhalb des Gerichts die Streitsachen von Personen, die nicht selbst den Kampf führen konnten, von Klerikern, Frauen, Kranken. Dieses Gewerbe blühte schon zur Zeit Karls des Großen und fand noch mehr Nahrung zur Zeit der Ottonen, die den Zweikampf besonders begünstigten und in den italienischen Rechtsbüchern noch mehr zur Geltung brachten, als er schon zuvor im Ansehen stand.[2] So erkärt es sich, daß der Bischof

[1] Nitzsch, Ministerialität 56, 189; s. oben S. 379.

[2] Lea, Superstition and force 124, 135.

Liutprand von Cremona in seinem Gefolge einen Duellanten hatte, durch den er die Wahrheit seiner Aussagen erhärten ließ.[1]

Viele Ritter trieb die Unruhe und die Abenteuerlust von Hof zu Hof und andere der Wunsch voranzukommen, ein Lehen zu erwerben. So zog Ruodlieb von Herrn zu Herrn, aber er traf fast immer karge Entlohner und erregte zudem den Neid anderer Genossen. Diese verfolgten ihn und stießen ihn hinaus in die Fremde. Nachdem er Haus und Hof seiner Mutter übergeben, zog er, begleitet von einem Waffenträger[2] und einem Hunde, sorgenvoll fort in die Fremde. Er war lange geritten und hatte die Grenzen des Reiches überschritten, da gesellte sich zu ihm ein Weidmann, der Jägermeister des Königs, ein gesprächiger Mann, und lud ihn ein, mit ihm an den Hof zu gehen. So kam er in die Dienste des Königs von Afrika — mit diesem Namen wollte man überhaupt ein fremdes Land bezeichnen.

Manche Ritter stiegen hoch in der Gunst und erlangten Amtslehen, die Würde von Centenaren, Grafen und Äbten. Namentlich Klöster dienten oft zur Versorgung der Krieger. Umgekehrt sanken auch Geistliche im Ritterdienste zu Raubgesellen herab. Ein solcher Pulverel, Stäuber genannt, befand sich im Gefolge des Grafen Gerhard von Elsaß. Dem Äußern nach ein Geistlicher, sagt Thietmar, war er in Wirklichkeit ein Mordbrenner. Einen Tag, an dem er seinen Speer nicht mit Menschenblut gerötet hatte, hielt er für verloren.[3]

Schon im zehnten Jahrhundert hört man viel von Raubrittern und Raubnestern.[4] In einem seiner Gesichte schildert Otloh eine solche Raubburg, die tief versteckt lag in Waldgründen. Gäste, die einmal dort einkehrten und reich bewirtet wurden, meinten, es sei ein Teufelsschloß. Solche Schlösser hatten schon den späteren Karlingern zu schaffen gemacht und gaben fortgesetzt Anlaß zu Klagen. Die alten Gesetze, die das Recht des Burgenbaues einschränkten, fanden ebensowenig Beachtung als die neuen Gesetze, die der

---

[1] Legat. 6.

[2] Der Waffenträger trug: balenam dextrim, parmam vehit atque sinistrim; dextra lanceolam sub scuto fertque pharetram, annonae saccum modicum sub se satis aptum.

[3] Chron. 7, 45.

[4] M. G. ss. 7, 222.

Fehdefreiheit zu Leibe rückten; denn sie ließen zu viele Lücken und es fehlte an einer folgerichtigen Auffassung und Durchführung. Die Großen und Mächtigen konnte kein Gesetz hindern, daß sie nach Willkür Burgen bauten und Fehden führten, und was die Großen beanspruchten, das wollten sich die Kleinen nicht entgehen lassen. Es hing schließlich doch alles davon ab, ob der Kleine soviel Macht besaß, sein angemaßtes Recht zu behaupten. Die Könige machten wohl große Unterschiede. So setzte 1024 Kaiser Heinrich II. fest, wer einen anderen mit bewaffneter Hand anfalle, solle mit Geißelung, und wer einen Totschlag begehe, mit Brandmarkung außer der Wergeldbezahlung bestraft werden. Aber diese Strafe traf nur die niederen Ritter, die höheren Dienstmannen konnten sich durch Geldzahlung lösen. Diese Unterschiede trugen kaum bei zur Erhöhung des Ansehens königlicher Gesetze.

Nachdem die großen Vasallen sich unabhängiger gemacht hatten, strebten auch die kleineren danach und sie konnten dies um so eher, als hier wie dort die Bedingungen ganz gleich lagen: das Amt ruhte auf dem Grundbesitz. Vom Grundbesitz aber hing die ganze Stellung einer Familie ab, der Grundbesitz, ohnehin sehr wenig beweglich, immobilisierte auch das Amt. Wo immer die Naturalwirtschaft herrscht, zeigt sich die gleiche Erscheinung, daß die Ämter erblichen Charakter annehmen. Auch bei geistlichen Gütern bestand die Gefahr, und ebendarin lag ein Hauptgrund, warum auch die sonst milde deutsche Kirche am Cölibat festhielt.[1] Nun strebten auch die Dienstmannen und Ritter nach der Vererbung ihres Amtes. Konrad II. hat 1037 ihren Wunsch in beschränktem Umfange erfüllt, um sie gegen die Fürsten und Großen verwenden zu können.[2]

Die Fürsten, die Herzöge und Grafen hatten sich schon längst unabhängig gemacht, unterstützt von der Zuneigung des Volkes. Das Volk ehrte und schützte die Herzöge viel höher als den König; denn es erkannte in ihnen Blut von seinem Blut. Es billigte ihren Widerstand gegen die Zentralgewalt und verhehlte seine Abneigung gegen die Pfalzgrafen nicht, die die zerstreuten königlichen Güter verwalteten. Es freute sich an der Gestalt des Herzogs Ernst von Schwaben und verwob in seine Geschichte Einzelheiten aus dem

---

[1] Synode von Augsburg 752.

[2] M. G. ll. 2, 39; 4, 583.

Aufstande des Herzogs Liutolf von Schwaben gegen seinen eigenen Vater Otto.[1]

Der Pfalzgraf hatte den jungen Ernst, wie die Sage zu berichten weiß, bei Otto der Untreue geziehen und von diesem den Auftrag erhalten, gegen ihn auszuziehen. Herzog Ernst rüstet eifrig zur Gegenwehr, trotzdem ein Ratgeber ihn von gewalttätigen Schritten abmahnt, nur bittet er zuvor seine Mutter um Vermittlung. Aber ihre Vermittlung verläuft erfolglos. Ernst begibt sich an den Hof des Kaisers, dringt in die Kemenate und erschlägt den Pfalzgrafen, der ihn verleumdet hatte. Mit Mühe entrinnt der Kaiser selbst dem Wütenden, Otto schwört Rache und beweint den Toten. Nachdem er denselben hatte begraben lassen, ruft er die Fürsten zur Versammlung, klagt ihnen sein Leid und verhängt die Acht über Ernst. Darauf sammelt er sein Heer und durchzieht das Herzogtum, alles verwüstend, zerstört Herbergen, Burgen und Städte. Zu gleicher Zeit verwüstet Ernst das Königsland, doch fühlt er sich zu schwach, um sich dem Könige im Kampfe entgegenzustellen. Er entweicht, zieht auf Abenteuer, kehrt nach Jahren wieder zurück und naht sich dem Kaiser während des Hochamtes und wird von ihm in Gnaden aufgenommen. Alles Volk freute sich über die Versöhnung.

Während die deutsche Sage einen eisernen Kaiser Karl, einen majestätisch thronenden Herrscher kennt, bei dessen Anblick dem Kronräuber jeder Mut entsinkt, benimmt er sich ziemlich unmännlich und schwächlich in der französischen Sage. Die Gestalt Karls verschmolz in sich die meisten Nachfolger, ja Vorgänger,[2] und so kam ein sehr widerspruchsvolles Gemälde zustande. Staunenerregende Großtaten wechseln mit schwächlicher Nachgiebigkeit gegen die Vasallen ab, und gerade auf diese Schwächlichkeit lenkten die Sänger mit Vorliebe die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer zu einer Zeit, wo sich das französische Königtum anschickte, mit den vielen Teilregierungen aufzuräumen, in die Frankreich zerfiel. Die französische Sage läßt überall das Königtum unterliegen, wo es im Kampf steht gegen die Vasallen. Selbst Karls eigener Neffe, der große Held Roland, läßt den Kaiser in der höchsten Not im Stiche. Als der Erzbischof Turpin

[1] S. S. 357; Fischer, Das Verhältnis Ottos des Großen zu Liutolf und Adelheid, Innsbruck 1903.

[2] Rajna, Origini dell' epopea Francese 199; Grimm, D. Sagen Nr. 439 ff.

den Girard zur Teilnahme am Feldzuge auffordert, wirft jener ein Messer nach ihm. Da ruft Turpin: „Von wem hast du dein Haus, Girard?“ Er antwortet: „Vom allmächtigen Gott.“ „Also dann verteidige Gott mit Karl gegen die Heiden!“ Aber auch diese Worte beugen den Mann nicht, erst seine Frau vermag es. „Ich werde,“ sagt sie, „Gott rächen und auf dem Rückwege zu Rom deine Sünde beichten.“ Erst diese Mahnung erweicht ihn; er zieht zu Karl und verbeugt sich vor ihm — eine Huldigung, der Turpin eine große Wichtigkeit beilegt.

Ein Bruder Girards war nach der Sage der widerspenstige Herzog Beuvo. Als der Kaiser den Herzog Beuvo aufforderte, auf Neujahr hundert Ritter zu stellen und ihn im Falle der Verweigerung sein Land zu verwüsten drohte, tötete Beuvo den Gesandten. Darauf schickte der Kaiser seinen eigenen Sohn mit vierhundert Kriegern aus, aber alle erlagen dem mächtigen Herzog. Nun zog Karl selbst aus. Obwohl Beuvo und seine Brüder viertausend Ritter ins Feld stellten, erlitten sie doch eine starke Niederlage. Auf die Einflüsterungen des falschen Ganelon hin tötete Karl in unedler Weise seinen Gegner und entfesselte die Rachsucht der Neffen des Erschlagenen, der vier Haimonskinder. Diese Riesenkinder hatten in ihrer Jugend auf eine eigentümliche Weise die Ritterwürde erlangt. Sie waren in schlechter Kleidung in den kaiserlichen Palast eingedrungen und hatten den Seneschall und Pförtner, die sie zurechtwiesen, erschlagen, aber sie bewährten durch diese Heldentaten ihre Mannheit und erlangten vom Kaiser die Herzogtümer Vienne und Genua als Lehen. Einer unter ihnen, Gerard, erregte in dem Herzen der Herzogin von Burgund eine heftige Neigung; sie begehrte ihn zum Manne und verschmähte den Antrag des Kaisers, aber Gerard wies ihre Hand zurück. Nun erst ergab sie sich dem Kaiser und verfolgte Gerard mit ihrem Hasse. Als Gerard bei der Huldigung niederkniete, um dem Kaiser den Fuß zu küssen, streckte die daneben sitzende Königin den nackten Fuß hin, den er küßte, ohne die Schmach zu ahnen. Erst nach Jahren erfuhr er sie und geriet in unbeschreibliche Wut. Ein Kampf zwischen dem Kaiser und seine Vasallen, für den seine ganze Verwandtschaft eintrat, war die Folge. Damals kämpfte der Neffe Gerards, Oliver, gegen Roland, beide wurden nachher die innigsten Freunde und Roland heiratete Olivers Schwester Alda.

Nicht nur die Heldensage, sondern auch die Tierfabel, deren Anfang in die Zeit Karls des Großen hinaufreicht, stellen selbstherrliche und ungetreue Vasallen dar. Der Löwe, der Tierkönig, findet bei Wolf und Bär, namentlich aber beim Fuchse einen widerwilligen Gehorsam. Einstmal, erzählt die Fabel, als der Löwe krank darniederlag, besuchten ihn alle Tiere, bloß der Fuchs nicht. Da befiehlt er dem Wolf, seinen Feind zu vertilgen, doch legt ein anderer Hofdiener Fürsprache für den Fuchs ein. Der Fuchs erscheint und weiß den kranken Löwen zu bereden, daß nur ein Mittel ihm helfe; wenn er sich in das Fell des Wolfes einhülle und den Lenden und Rücken mit Fischgehirn einsalben lasse, werde er gesund. Dem Wolf wird nun das Fell abgezogen und der Fuchs als Pfalzgraf eingesetzt.

Mit einem Fuchse wußte die eigentliche Heldensage nichts anzufangen, sie bedurfte wirklicher Helden und erhob sogar einen Italiener Adelchis, der sich listig in Karls Burg schlich, zum Rang eines Riesen. So gleicht auch Doon von Mainz, dessen Geschichte eine kleine Ähnlichkeit mit der obigen Tierfabel hat, mehr einem Löwen als einem Fuchs; er war ein tollkühner Haudegen, der selbst den Kaiser nicht in Ruhe ließ und nur nach einer Gelegenheit suchte, ihn zu einem Zweikampf zu zwingen. Doon war von einem Turnier zurückgekehrt, ohne den Kaiser zu grüßen, was diesen höchlich entrüstete. Als ihn ein Vetter Doons entschuldigen wollte, schlug ihn Karl mit seinem Szepter. Diesen Schimpf zu rächen, dringt Doon mit seinem Gefolge unvermutet in den Königspalast, überfällt den waffenlosen Kaiser und fordert Genugtuung, begehrt eine Stadt im Sachsenlande und die Hand einer flandrischen Schönen. Da Karl diesem Verlangen sich widersetzte, kommt es zum Zweikampfe. Entgegen den Regeln der späteren Sitte hauen die beiden wild aufeinander ein; Karl zieht schon den kürzeren, nur ein Engel rettete noch den Kaiser vor einer Niederlage; doch gewährt er dem Doon sein Verlangen, und Doon zeigte sich nun sehr folgsam und ergeben.

Unendlicher Kämpfe bedurfte es, bis Karl die Haimonskinder sich unterwarf. Diese hatten ein festes Schloß in einer Einöde der Ardennen erbaut. Vergebens stellte Karl ein ganzes Heer ins Feld, und auch einem Verräter, der sich ins Schloß einzuschleichen wußte, gelang es nicht, das Schloß mit seinen Insassen zu überliefern; diese entflohen und irrten sieben Jahre in der Wildnis umher.

Hier verkamen und verwilderten sie so vollständig, daß sie nicht mehr zu erkennen waren; nur ihre Mutter, die sie einmal heimsuchten, ahnte die Wahrheit. Auf ihren Wanderungen kommen sie endlich nach Bordeaux, dessen König im Kriege mit den Sarazenen liegt. Sie bieten ihm ihre Hilfe an, und mit ihrer Unterstützung gelingt ihm der Sieg.[1] Zur Belohnung gewährt er dem Haupthelden, dem Reinold, seine Tochter zur Frau und die Erlaubnis, sich in Montalban ein Schloß zu bauen. Als der Kaiser Karl dies erfährt, rückt er mit einem großen Heere gegen die Feinde aus, aber ohne Erfolg. Selbst als der Verrat des Schwiegervaters Reinolds sie beinahe dem Verderben überliefert hatte, ziehen sie sich noch wunderbar aus der Schlinge. Nur einer der Brüder fällt in die Gefangenschaft, und Karl verurteilt ihn zum Galgen, findet aber lange niemand, der das Urteil vollstrecken will. Als sich endlich ein gemeiner Ritter dazu herbeiläßt, befreite Reinold den schon am Galgen zappelnden Bruder aus der Not. Da Montalban nicht mehr zu halten ist, ziehen sie in ein anderes Schloß. Endlich ergibt sich Reinold und erlangt den Frieden von dem Kaiser unter der Bedingung, daß er eine Wallfahrt nach dem Heiligen Lande antrete. Er unterwirft sich nun einem Bußleben und verdingt sich schließlich als Maurergehilfe bei einem Kirchbaue; hier erschlagen ihn die Genossen aus Eifersucht. Der Verstorbene wird als Heiliger verehrt. Die nähere Ausgestaltung der Sage gehört einer späteren Zeit an, obwohl ihre Wurzel in der frühen Karlingerzeit liegt;[2] namentlich einzelne Züge wie die Gestalt des Rosses Bajard, des Zauberers Malagis, verraten deutlich den später einwirkenden keltischen Einfluß.

Noch viel später fallen die Sagen, die sich um die Gestalt Wilhelms von Orange woben, wo der Zauberer Perdigon auftritt. Aber die Sage hat ganz richtige historische Züge verwertet. So setzt sie richtig an Stelle Karls seinen schwachen Sohn Ludwig den

[1] Diesem Vorgange liegt eine tatsächliche Geschichte zugrunde. Vor Karl Martell war der Merowinger Chilperich und sein Hausmaier Raginfrid zu König Eudo von Aquitanien geflohen, und diesem standen sie bei der Eroberung von Toulouse zur Seite.

[2] Die Auslieferung des Chilperich und seines Hausmaiers durch den König Eudo, trotzdem er ihnen zur Dankbarkeit verpflichtet war, hatte die Phantasie des Volkes mächtig erregt; doch war die Auslieferung ziemlich gefahrlos; Jordan, Romanische Forschungen 1907 S. 17.

Frommen. Die Vasallen zwingen ihn durch ihren Widerstand zu Taten, denen er seiner Natur nach ausgewichen wäre. Die Söhne Aimerichs, die Brüder Wilhelms, treten gar gewaltig und trotzig auf, wenn sie auch weit entfernt sind von der Wildheit der Haimonskinder. Als Ludwig ihren Neffen Vivian, der sich durch eine Kriegslist mit wenig Leuten einer fremden Festung bemächtigt hatte, im Stich lassen wollte, drohen ihm die Vasallen, mit einem Heere seinen Palast zu überfallen, seine Schlösser niederzureißen und ihn selbst zum Knechte zu machen. Ludwig jammert: „Ich bin nicht mehr Herr in meinem Palaste," aber es hilft ihm nichts, er muß dem Willen seiner Diener gehorchen. Da nun Wilhelm von Orange für seine Taten ein Lehen heischt, spielt der verlegene Ludwig eine traurige Rolle, kann nichts geben und bietet ihm, um seinen Zorn zu besänftigen, die Hälfte seines Königreiches an. Verächtlich wendet sich Wilhelm ab und erkämpft sich auf eigene Faust ein Land.

An die Auflösung des karlingischen Reiches unter Ludwigs Söhnen erinnert deutlich die Sage vom Dänen Ogier. Die Gestalt Ogiers wächst heraus aus sagenhaftem Berichte über den Franken Otker, der in den Langobardenkriegen eine Rolle spielte.[1] Ogier trotzt auf seiner Burg jahrelang den Befehlen und Strafen des Königs, er verlangt, daß des Königs Sohn, der Mörder seines eigenen Sohnes, von seiner Hand falle, und der König muß einwilligen, um von Ogier Hilfe gegen die Dänen zu erlangen. Im Gedicht vom Sachsenkönig Guiteclin weint der König, weil ihm die Vasallen beim Sachseneinfall die Dienste künden, und demütigt sich so vor ihnen, daß er mit bloßen Füßen, begleitet von Geistlichen, ihnen entgegengeht. Im Lothringerlied[2] (Garin) endlich führen unter des Königs Augen und gegen dessen Willen die lothringischen und gascognischen Ritter jahrelang Krieg gegeneinander.

Der Anführer der Lothringer ist Garin, der Führer der Gascogner Fromont. Beide haben vereint am Beginn des Gedichtes

---

[1] S. S. 403. Er tritt in verschiedenen Sagen, in der Sage von der Belagerung von Castelfort, in einer Schachspielepisode, in den Sachsenkriegen auf. Als Dänen bezeichnet ihn zuerst der Dichter der Enfances Ogier. Endlich kommt er auch vor in der Geschichte von Reinold von Montauban und von der Schlacht von Aspremont; Voretzsch, Die Sage von Ogier dem Dänen 84, 121.

[2] Chanson (de geste) des Loherains.

Thierry, den König von Moranien, von einer feindlichen Gefahr befreit, und dafür verspricht Thierry dem Garin seine Tochter Blanchefleur (Weißblume) und den Besitz seines Reiches Moranien. Nun ist aber der König von Frankreich Oberlehensherr, und deshalb zieht Garin an seinen Hof, um sich von dem Könige im Lehen bestätigen zu lassen. Zugleich mit ihm zieht auch Fromont dahin, der Garin um sein Glück beneidet und es vereiteln will. Der König von Frankreich hatte nämlich Fromont versprochen, ihm das erste große Lehen zu verleihen, das erledigt würde, und er erhob deshalb Ansprüche auf Moranien. Infolgedessen entsteht am Königshofe großer Streit, der zu einem mehrjährigen Kriege führte. Der Krieg endigt ohne Entscheidung und man einigt sich, dem Ausspruch des Königs sich zu unterwerfen. Blanchefleur wird an den Hof berufen und der König ist schon geneigt, sie dem Garin zuzusprechen, da rät ihm der Erzbischof von Reims, weder dem einen noch dem anderen Frau und Land zu geben, denn dies werde Frankreich zum Schaden gereichen, der König selbst möge sie heiraten. Er könne vier Mönche als Zeugen stellen, daß Garin und Blanchefleur verwandt seien und daher sich nicht ehelichen können. Der König ist über den Antrag zuerst erstaunt, wird aber geneigt, sofern ihm Blanchefleur gefalle. Als er sie sieht, entbrennt er gleich in Liebe. Dennoch spricht er am anderen Tage sie heuchlerischerweise dem Garin zu: der Erzbischof legt aber Einsprache ein, und es tritt ein Mönch mit grauem Barte hervor und bezeugt die Verwandtschaft der beiden. Wütend stürzt sich bei den Worten des Mönches Garins Bruder hervor, wirft den Mönch zu Boden und hätte ihn beinahe getötet, wenn nicht der König dazwischen getreten wäre. „Er ist kein Mönch," ruft jener aus, „sondern ein Verräter an Gott und Garin; ihn soll, beim Leichnam des heiligen Remy, niemand beschützen, ich will ihn töten." Der König aber läßt die Reliquien bringen, und der Mönch muß seine Aussagen darauf beschwören, dann wird die Jungfrau von Garin getrennt. Auf diesen Verrat hin läßt sich Garin beinahe von der Gegenpartei bereden, Blanchefleur an Fromonts Bruder abzutreten und dessen Schwester zu heiraten, um so vereint dem Könige und jedermann Trotz zu bieten. Blanchefleur ergibt sich willenlos in ihr Schicksal, wie es damals einer Frau anstehen mochte. Da wird sie von dem Könige berufen, dieser machte ihr seinen Antrag und sie ist ohne weiteres zufrieden.

Auf diese Weise wird der gordische Knoten kurzerhand zerhauen, der König erhält Blanchefleur und ihr Erbe. Indessen geraten bei der Hochzeit und bei dem Festmahl beide Parteien wieder in Streit, es beginnt ein Handgemenge, Garins Bruder ruft 66 Köche mit Feuerhaken und Bratspießen herbei: „Du bist mein Vasall,“ sagte er zum Oberkoch, „du mußt mir gehorchen, ich fordere dich und deine Knechte auf, mir zu folgen.“ Mit ihrer Hilfe werden die Gascogner geschlagen, aber es war nur der Anfang eines langwierigen Krieges, worin die Lothringer Sieger blieben.

Widerspiegelt sich in diesem Gedichte der Kampf Lothars, des Herrschers des nach ihm benannten Reiches gegen Karl den Kahlen, so erinnern andere Dichtungen an die Kämpfe gegen die Normannen, Araber und Sachsen. Die Unterschiede zwischen den verschiedenen Feinden des Reiches verwischen sich vielfach. Der König Aiquin von Guidalet (Saint-Malo) ist der Beherrscher der Sarazenen des Nordens; er dehnt seine Herrschaft immer mehr aus und zwingt den Kaiser zur Gegenwehr. Karls Abgesandte fordern Aiquin heraus, schmähen die heidnischen Götter und reizen den König so, daß sie mit knapper Not ihr Leben retten. In einem ersten Kampfe siegen die Franken; sie erbeuten Schiffe, beladen mit kostbaren Waren des Ostens. Selbst der Erzbischof von Dol zieht den Harnisch an, aber die Franken erleiden auch Niederlagen. Den tapferen Herzog Naimes von Bayern, der tief verwundet am Meeresufer liegt, verschlingen beinahe die Wogen der hereinbrechenden Flut. Erst im letzten Augenblicke kommt ihm Hilfe zu. Zuletzt siegen wie immer in der Sage die Christen.

Fast gar keine Erinnerung an diese Kämpfe bewahrte die ursprüngliche deutsche Sage; erst auf dem Umweg über Frankreich gelangten zu ihr Schilderungen, die sie mit den frisch im Gedächtnis haftenden Kreuzzugabenteuern verschmolz. Sie werden uns später beschäftigen.

---

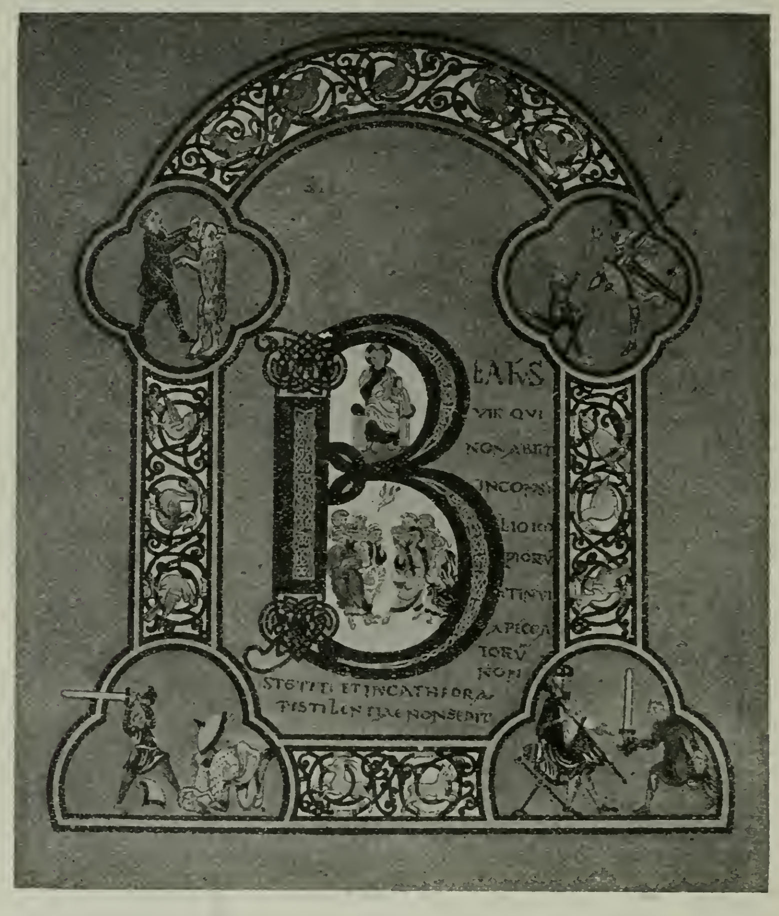
## LVI. Die Lebensauffassung der Kunst und Dichtung.

Die Volkssagen fanden ihre poetische Bearbeitung bei den fahrenden Sängern, die in sonderbarer Verbindung die höchsten und niedersten Gebiete des Spieles betrieben. Was sie wußten, ging von Mund zu Mund und wurde nicht niedergeschrieben, da der Stand der Spielleute verachtet war, wenigstens in jenen Kreisen, die damals als Gesellschaft galten und die öffentliche Meinung beherrschten, und da sich diese Verachtung auch auf ihre Gesänge erstreckte. Indessen mischten sich unter sie bald auch Kleriker und wetteiferten mit ihnen Mönche, die dem alten Stoff eine neue Form verliehen. Viele der ältesten Volksgesänge zeigen eine auffallende Hochschätzung des geistlichen Standes und versäumen nie, auch in uralt heidnische Erzählungen christliche Gedanken einzumischen. Andere sind nur in lateinischer Sprache überliefert, in der sich die Mönche mit Feuereifer übten. Nur konnten sie ihre angeborene Neigung zu Reimen nicht wohl verleugnen und zwangen auch der widerstrebenden lateinischen Sprache Alliteration und Reim auf.

Dies verrät sich namentlich in den ältesten französischen Liedern, aber auch in deutschen Dichtungen, unter denen besonders Walter von Aquitanien hervorragt. Hier sind germanische und romanische Anregungen wunderbar verschmolzen. Das Werk verdankt seine Entstehung einem St. Gallener Mönche, der mit mehr oder weniger Freiheit einen älteren Stoff behandelte. Wahrscheinlich war es nur eine Volkssage, keine Volksdichtung, wie man früher annahm, die er vor sich hatte. Denn allzu zahlreich sind die Anklänge an antike Vorbilder, nicht nur im Stil, sondern vor allem in der Darstellung der Kämpfe, die der germanischen Art oft widersprechen.[1] Diese

[1] Neue Jahrb. f. d. klassische Altertum 3, 633.

Abhängigkeit kann aber unsere Bewunderung nicht vermindern. Hier zeigt sich deutlich die Überlegenheit des Abendlandes über das Morgenland. Hier standen sich Kunstdichtung und Volksdichtung nicht so feindlich gegenüber wie dort, und so konnte sich eine nationale Dichtkunst kraftvoll entfalten. Es genügte nach den Worten der Hrotswitha, daß ein dürftiger Tropfen zufällig aus der Schale der Weisheit auf die Lippen der Dürstenden fiel, um sie zu eigenen



Initiale des Psalters von Boulogne aus dem Anfang des elften Jahrhunderts. Im Buchstaben B sitzt oben der gerechte Mann und erwägt das Gesetz, unten Herabkunft des Heiligen Geistes. Die Bogenmedaillons in der äußeren Umrahmung enthalten Ereignisse aus dem Leben Davids: Kampf mit dem Löwen, mit Goliath, den er mittels der Schleuder trifft, unten trennt er das Haupt des Goliath ab und überbringt es dem König Saul.

Leistungen zu befähigen. Die Darstellung im Waltarilied befleißigt sich einer straffen Kürze und plastischen Kraft, sie vermag viel besser als die Malerei Personen zu zeichnen.

Da erscheint vor allem im schönsten Lichte Walter, der jugendliche Held, ein zweiter Siegfried, kühn und doch mild, eifrig besorgt um seine Verlobte Hildegund und voll Freundschaft gegen den Jugendfreund Hagen, den ihm die Umstände als Feind aufdrängten, sodann Hildegund, eine zarte Jungfrau, nicht walkürenhaft kühn und hart, sondern so ängstlich, daß sie bei jedem Geräusch zittert. Die Frau Attilas hat sich in die biedere deutsche Hausfrau verwandelt, die, selbst kinderlos, sich Hildegunds ehrlich annimmt, diese pflegt gleich einer eigenen Tochter und ihr keinen Wunsch versagt. Allerdings gehen die Andeutungen nicht hinaus über einen allgemeinen Rahmen. Den Dichtern gelang es so wenig als den Geschichtschreibern, individuelle Züge festzuhalten und auszudrücken. Sie blieben bei einem typischen Ideal stehen, an dem sie ihre Helden messen; es ist dies ein christliches Ideal, das sich nach den Geschlechtern nur unwesentlich ändert: der Held ist tapfer, die Frau sanft, aber beide sind gottergeben und gütig. Auf Äußerlichkeiten vollends legte niemand ein Gewicht, die äußere Gestalt war Nebensache.[1]

Alle Aufmerksamkeit bezog sich auf das Geistige, das Seelische, auf innere Vorgänge. Allerdings drängte sich das Gefühl mit Macht nach außen, aber es bediente sich allgemeiner Ausdrucksmittel, formelhafter Reden und Gebärden oder Zeremonien. Hierin war nun die Zeit wieder sehr reich; alles mußte nach bestimmter Art vor sich gehen; jeder Glückwunsch, jede Gefühlsäußerung bewegte sich in mächtig klingenden Worten. So diente zum Gruß in alter Zeit: Heil, Heil, Herr, sei Heil; beim Abschied: fahr wohl, fahr heil; die christliche Zeit brachte fromme Grüße auf: Gott grüße dich, Gott hüte dich, Gott sei dein Schutz, Gott bewahre dich, geleite dich; Gott befohlen, Gott gebe, daß niemand Schaden geschieht. Zum Danke sagte man: Gott lohne dir. Nicht nur Wünsche, sondern auch Tränen, Umarmungen erhöhten bei Begrüßungen und

[1] Während noch ein Eginhard und in geringerem Grade auch ein Thegan zur Charakterisierung ihres Helden solche nebensächliche Züge wohl zu verwerten wußten, sind die Schriftsteller der sächsischen und salischen Kaiserzeit zurückhaltender geworden; Kircheisen, Gesch. d. literar. Porträts 110, 143.

Abschieden die Feierlichkeit. Bei allen Anlässen flossen reichliche Tränen, bei Anliegen und Bitten, bei schlimmen Nachrichten, bei den Beichten und den Predigten. Die Liebe äußerte sich in Umarmungen und Küssen. Es küßten sich die Freunde, die Könige, Priester und Bischöfe. Der Viztum küßte die fremden Gesandten und der König entließ seine Dienstmannen mit dreifachem Kusse. Die Hände blieben dabei nicht untätig; die Hände drückten Schmerz und Not, Freude und Leid, Hingebung und Opfer aus. Im Gebet und Schmerz erhob man die Hände und schlug sie an die Brust; wem man hold gesinnt war und wen man eindringlich bat, den faßte man mit der Hand ans Kinn; wem man sich zu eigen gab, dem legte man seine Hand zwischen die Hände. Wer eine Vormundschaft übernahm, hielt die Hand über den Mündel; wer ein Gut aufgab, zog die Hand zurück.

Alle inneren Vorgänge sucht der einfache Mensch möglichst plastisch nach außen darzustellen, diese Neigung brachte sogar den schwerfälligen Germanen in Bewegung. Die Romanen verstehen es viel besser, im Auge, in der Sprache, im Tonfall, im Arm und im Fuß, also nach allen Richtungen hin, Inneres auszudrücken. Nun wetteiferten die Germanen mit ihnen in dieser Gewohnheit, wie die Schilderungen der Dichter und der Maler beweisen. Nur vermieden es die Darsteller möglichst, die feindseligen Gebärden vorzuführen, worin die Alten Meister waren. Wohl verstanden auch die Germanen die Bedeutung des Ausspuckens, Fingerausstreckens, des Zähnefletschens und lernten nun auch den Sinn des Blasens, des Schnippchenschlagens, des Ausstreckens und Einziehens des Daumens kennen. Wie Ekkehard erzählt, nahten sich Bettler mit eingezogenen Daumen.[1] Endlich erhielt sich durch alle Jahrhunderte bis heute die schlimme Bedeutung der Feige und des Horns; jene bestand im Durchstecken des Daumens zwischen die Mittelfinger, dieses im Ausstrecken des kleinen und des Zeigefingers. Aber die frommen Mönche vermieden es, solche abscheuliche Dinge darzustellen.

Im übrigen bemühte sich die Kunst, der Neigung zur Zeremonie Rechnung zu tragen. Statt auf die Farbe wandte man die Aufmerksamkeit auf die Umrisse, die Linien und bevorzugte die Federzeichnung. Daher machte die Porträtkunst gegenüber der

[1] C. 1, 8, ss. 2, 81; Kulturgesch. d. r. Kaiserzeit 1, S. 184 Note 4 u. S 24.

karlingischen Zeit einen entschiedenen Fortschritt; sie berücksichtigte besser als jene den eigenartigen Verlauf der Gesichtslinien, den Abstand der Stirne von der Nase, die Biegung der Nase, die Stärke der Backenknochen, das Grübchen am Kinn, die Stirnfalten, mißachtete dagegen die Farbentöne an den Augen und am Munde. Wohl begegnen uns jetzt blonde, gelbe Haare, aber noch kein blaues Auge.[1] Während die frühere Malerei den Körper mit Vorliebe in der Ruhe darstellte, verfolgte sie jetzt die Bewegung, die Gebärde, ohne freilich ganz zum Ziele zu gelangen. Es tritt ein gewisser Zwiespalt zutage zwischen der ruhigen Haltung und der Bewegung, zwischen der früheren Konvention und der neuen Erregung. Die Bewegungen sind zu rasch und auffallend. Über etwas Wunderbares sind die Augen ganz entsetzt, über Trauriges mehr als niedergeschlagen, gegen Beleidigungen und Herausforderungen mehr als erregt. Neben dem unbeugsamen Rückgrat des Stolzes und Hochmutes steht die tief sich beugende, fast kriechende Unterwürfigkeit.

Diese Bewegungen bemeisterte der Maler mittelst der Federzeichnung. Auf das Zeichnen wurde jetzt mehr Gewicht gelegt; gelang es doch dieser Zeit, auch auf farbigen Gläsern Umrißlinien herzustellen. Farbige Gläser hatten schon die Römer gekannt; die eigentliche Schwierigkeit bestand darin, Linien aufzutragen, Striche anzubringen und eben diese Kunst erfanden die Mönche im elften Jahrhundert und zwar gleichzeitig in Frankreich und in Deutschland. Hier ging wahrscheinlich das Kloster Tegernsee voran, von woher die ältesten Glasgemälde des Augsburger Domes stammen. Diese fleißigen und erfindungsreichen Mönche verstanden es, nicht nur mittelst des Schwarzlotes Linien zu ziehen, sondern auch bunte Gläser von unerreichter Leuchtkraft zu erzeugen und sie nach der Zeichnung zu schneiden. Auch in der Buchmalerei erhielt sich die alte Farbenfreude, aber neben den vollen Farben treten doch mehr und mehr gebrochene Farben, traurige, schmutzige Töne auf. Die Fleischteile, grün untermalt, erhalten ein todesähnliches Aussehen. In ganz unnatürlichen Tönen entfalten sich die Pflanzen und Tiere: da fliegen zinnoberrote Adler durch kirschrote Wolken, weiden schwefelgelbe Esel auf blauem Vordergrund, heben sich schwarzrote Bäume vom grünen Himmel ab, ziehen kirschrote Stiere goldene

[1] Kemmerich, Porträtmalerei 88

Pflüge, werfen die dargestellten Gegenstände rote und grüne, gelbe und blaue Schatten.[1]

Daß übrigens die Mönche die Reize und Annehmlichkeiten der Natur wohl zu schätzen wußten, geht nicht nur daraus hervor, daß sie die schönsten Gegenden für ihre Niederlassungen wählten,[2] sondern auch aus direkten Zeugnissen. Ekkehard erzählt von einem Mönch, der nichts lieber sah als Felder, Wälder und Fluren; es war dies ein Mönch von vornehmer Herkunft, namens Wolo. Da ihm der Dekan das häufige Auslaufen verbieten mußte und ihm so der Anblick der Welt entzogen war, bestieg er von Zeit zu Zeit den Glockenturm des Klosters, um sich an der Aussicht zu erfreuen und seinem unruhigen Geiste, wie Ekkehard sagt, Genüge zu verschaffen. Auf einem solchen Gange nun wich einmal unter ihm die getäfelte Kirchendecke und er brach sich den Hals.

Um Himmel und Hölle zu schildern, greifen die Mönche gerne zu Bildern der Landschaft. Das Himmelreich gleicht einem wonnesamen Felde, einer schönen Wiese. Schon der Heliand spricht von der Himmelswiese, dem Wang, der Gottesau. Da blühen, sagt Otfrid, Rosen und Lilien, sie duften dir süß und verwelken nie; die Blüte, die die Erde hervorbringt und die Ackerscholle durchbricht, all diese glanzvolle Herrlichkeit siehest du dort; ihr Duft erfüllet dich und alle Gottestrauten mit süßer Befriedigung; wohl denen, die geboren wurden, „solch hohe Freude zu genießen". Ähnlich schildert der Mönch Otloh die Himmelsau und rühmt außer dem süßen Wohlgeruche die Fülle des Lichtes und den Glanz der Farben; noch eingehender aber beschreibt er die Hölle: sie liegt in einem tiefen Waldtale, woraus der Schnee nicht weicht, obwohl daneben Schwefeldünste qualmen.[3] Im Heliand hat die Hel noch persönliche Bedeutung, der Tod überliefert die Menschen der Hellia; der Teufel besitzt den unsichtbar machenden Helm, den Helidhelm, die Tarnkappe. Zur Zeit des Bonifatius schaute ein Mönch die Strafen der Hölle und sah feurige Brunnen und darüber Geister unseliger Menschen gleich schwarzen Vögeln, die sich an die Ränder anklammern, dann aber weheklagend hinabstürzen.

[1] Lamprecht, Deutsche Geschichte 2, 219; Kämmerer, Die Landschaft in deutschen Kunst 16 ff.

[2] Ratzel, Deutschland. Leipzig 1898 S. 265.

[3] Vis. 20.

Alle Himmelserscheinungen wiesen auf überirdische Vorgänge hin, hatten höhere Bedeutung, der Sonnenlauf, der Mondwechsel, der Regenbogen, die Blitze, die Mondfinsternisse. Daher spricht der Heliand von torht têcan, lichten Zeichen, torohta tîd lichten Zeiten, von berhte giscapu glänzenden Vorzeichen. Die Schilderung



Darstellung von Sol und Luna aus einer angelsächsischen Aratushandschrift des zehnten Jahrhunderts. Vgl. die verwandte Elfenbeindarstellung des Diptychon von Sens 1, 435. Hier wie dort geht die Darstellung auf antike Vorbilder zurück. Namentlich erinnern die Bilder der Aratushandschrift mit den sieben Planeten an Pompejanische Wandgemälde.

solcher Erscheinungen gelingt dem Helianddichter auch am besten. So heißt es bei der Verklärung Christi: da er nun betete, ward ihm dort oben anders gestaltet Antlitz und Gewand, seine Wangen wurden licht glänzend; wie der Sonne Licht schien der Sohn Gottes, es leuchtete sein Leib, Lichtstrahlen fluteten wonnig von des

Waltenden Sohn; sein Gewand war weiß wie Schnee zu schauen, und beim Tode Christi: die Sonne verfinsterte sich, ihr freudiger Schimmer schien nicht mehr, sondern Schatten umfing sie dumpf und düster, Dunkelheit bedeckte den trübsten aller Tage, traurige Finsternis lag auf der Welt, solange der waltende Christ Qual am Kreuze litt, der Könige mächtigster, bis zur Non des Tages. Da zerging der Nebel, das Gewölk, strahlend schien wieder die Sonne am Himmel.

Schwerer als dem Dichter gelang es dem Künstler, Naturvorgänge zu schildern. Schwer darstellbare Naturvorgänge wie Tag und Nacht, die Winde, die Flüsse, das Meer suchten die Künstler im Anschluß an antike Vorbilder durch menschliche Figuren, die Genien, auszudrücken. Daß keine Götter dahinter steckten, wußten die Künstler wohl. Die Nacht erscheint als Frau mit einem sternbesäeten Schleier oder mit verbundenen Augen, der Tag als Jüngling mit der Fackel. Sonne und Mond haben in den häufig auftretenden Darstellungen bei der Kreuzigung Menschenantlitze. Die Winde versinnbilden blasende Tier- oder Menschenköpfe, große oder kleine Gewässer Tritonen und Nymphen, Länder, Wüsten und Berge ohne viel Unterschied männliche und weibliche Figuren.[1] Daher mußte oft eine Erklärung in Worten hinzutreten.

Viel leichter ging es, die Tiere, ihre Gestalt und ihr Leben zu schildern. Dichter und Künstler wetteifern miteinander in der Geschicklichkeit der Darstellung. Die Volksdichter, z. B. die nordischen Sänger, schildern das Treiben der Tiere, das Eichhorn, das im Wipfel der Weltesche umherhüpft, die Spechtmeisen, die im Gebüsch sitzen und Sigurd vor seinen Feinden warnen, den Adler, der an felsiger Wand Fische fängt. Solange die Kunst unter dem Einfluß des Volksgeistes stand, verwandte sie in der Ornamentik mit



Bogenfenster über dem Kirchtor zu Ashford in the Water. Dem romanisch stilisierten Baum, dem Lebensbaum, nähert sich ein Wildschwein und ein Wolf, die Symbole der Sinnlichkeit und Grausamkeit, des heidnischen Geistes. Statt des Lebensbaumes steht oft ein Lamm in der Mitte.

[1] Piper, Mythologie 2, 628.

Vorliebe Tiermotive, namentlich wenn es sich darum handelte, die Macht des Bösen zu versinnbilden. Dagegen setzten sich die frommen Arabesken der Mönchmaler mehr und mehr aus Pflanzengestalten zusammen. Es war wie ein Rückschlag gegen die geradezu mit Leidenschaft betriebene Betrachtung der Tierwelt. Die vorherrschende Viehzucht war in Abnahme begriffen und die Jagd hatte lange nicht mehr jene Bedeutung wie früher.

Am längsten dauerten die alten Verhältnisse fort bei den Nordgermanen, wo denn auch die Tiere in der Dichtung und Kunst eine viel größere Rolle spielen als weiter südwärts. Hier begegnen uns als beliebte Spiele Pferdekämpfe, die aber viel weniger blutig verliefen als die Stierkämpfe des Südens. Sie bestanden darin, daß die Herren ihre Hengste in Gegenwart der Stuten aufeinander hetzten und zwar entweder Pferd gegen Pferd oder Paare oder mehrere Reihen. Die Reiter trieben ihre Pferde mit stumpfen Stangen an, daß sie aufeinander bissen und mit den Beinen schlugen. Das mutigste und stärkste Tier war Sieger. Eine Art Tierkampf war auch die Falkenjagd, die sich steigender Beliebtheit erfreute.

Nicht nur Falken und Sperber und Hunde richteten die Jäger ab, sondern der Eifer warf sich auf alle möglichen Tiere, auf Elstern, Dohlen, Stare, Raben, Bären. Im Ruodlieb tritt ein Star auf, der „Vater unser du bist im Himmele" dreimal wiederholt und namentlich das le, le, le scharf hervorstößt. Eine Dohle hüpft friedlich nickend um den Tisch und frißt mit den Gästen. Dazu gesellen sich gelehrige Bärenzwillinge von schneeweißer Farbe, schwarz nur an den Füßen. Wie Menschen konnten sie Gefäße tragen und auf zwei Beinen gehen. Wenn die Spielleute in die Saiten griffen, tanzten sie nach dem Takte. Dann machten sie Sprünge und Purzelbäume, kletterten aufeinander herum, rangen miteinander und warfen sich zu Boden. Wenn das Volk sang und tanzte, so liefen sie hinzu, gesellten sich zu den Frauen, die mit schöner Stimme sangen, faßten sie bei den Händen und sprangen den Reigen mit; dazu brummten sie, damit man sie bewundere. Kleine Derbheiten nahm man ihnen nicht übel. Ein Hund Ruodliebs hat die Gabe, jeden Dieb zu erkennen, und entlarvt durch Beißen und Zerren einen Knappen, der dem Ruodlieb ein paar Sporen entwendet hat. Da durchaus niemand bei diesem Diebstahl zugegen gewesen ist, so schiebt der Dieb die Wissenschaft des

Hundes auf die Einwirkung eines bösen Geistes, bringt die Sporen herbei und wirft sie dem Hunde vor die Füße, dieser trägt sie sofort seinem richtigen Herrn zu. Der aber befiehlt ihm, sie dem Dieb wieder zuzustellen, was der Hund auch tut; ja auf Ruodliebs Befehl legt er sich vor diesem nieder, nimmt den Kopf zwischen die Beine, heult um Verzeihung, daß er den Verräter gespielt hat, und läßt nicht eher nach, als bis der Knappe sie ihm gewährt. Darauf nehmen — ebenfalls auf Ruodliebs Befehl — zwei den Dieb bei den Haaren und tun, als ob sie ihn wegen des Diebstahls mit dem Stocke züchtigten, aber der Hund verteidigt so tapfer seinen eben versöhnten Freund, daß die Angreifer, in die Waden gebissen, ihren Scherz bedauern.[1]

Diese Tierliebhaberei drängte von selbst zur Aufnahme fremder Arten. Nicht bloß in der Fremde, sondern auch bereits in der eigenen Heimat lernten die Germanen seltsame Tierarten kennen, den Löwen, den Affen, den Pfau. Während diese Tiere schon ziemlich früh in den Gesichtskreis traten und nun auch bei den Nordgermanen bekannt wurden,[2] sind andere erst allmählich im Verlauf des Mittelalters in Deutschland aufgetreten, so der Panther, Pardel, die Turteltaube, der Papagei. Tierbändiger führten Löwen, Affen, Kamele und Strauße umher. Fürsten rechneten es sich zur Ehre, einen Tiergarten zu besitzen, wo sich das Volk an den fremden Gestalten ergötzen konnte. Schon König Heinrich besaß einen Löwenkäfig. Aus diesem entwich eines Tages ein Löwe und stürzte unter die Ratsversammlung; da schlug ihn der kühne Konrad Kurzbold rasch besonnen nieder. Im Tierzwinger zu St. Gallen befanden sich Bären, Dachse, Steinböcke, Murmeltiere, Reiher, Silberfasanen, die teils aus den nahen Alpen stammten, teils von Gästen dahin gegeben worden waren. Wenn sich Fürsten ehren wollten, schenkten sie sich seltsame Tiere; so schickte ein ausländischer Fürst im Ruodlieb Löwen, Leoparden, Affen, Meerkatzen, Kamele und Waldesel.[3] Aber auch einheimische, abgerichtete, sprechende Tiere, Raben, Elstern, Stare dienten zu diesem Zwecke.

---

[1] Seiler, Ruodlieb S. 39, 105.

[2] Bugge, Die Wikinger 270.

[3] Leoparden, das englische Wappentier, verehrte Friedrich II. dem englischen König Heinrich III., Ludwig der Heilige schenkte einen Elefanten; Math. Paris ad a. 1235, 1255; Hist. Jahrb. 1884, 402.

Etwas prahlerisch fragte der oströmische Kaiser einen Gesandten Ottos des Großen, ob sein Herr auch einen Tierpark und Waldesel besitze; der Gesandte antwortete, er habe wohl Tiergärten, aber keine Waldesel. Darauf sagte jener: „Dann werde ich dich in unseren Tiergarten führen lassen und du wirst staunen über seine Größe." Der Gesandte Liutprand wurde also in den Park geführt, aber die Waldesel enttäuschten ihn. „Wie kann man so viel Aufhebens von diesen Tieren machen," sagt er, „die nicht anders aussehen, als die zahmen Esel zu Cremona! Farbe und Gestalt ist gleich, sie haben eben so lange Ohren, eine ebenso wohltönende Stimme, sind nicht größer, nicht schneller und gewiß ein gleich süßer Fraß den Wölfen wie jene." „Doch bemerkte ich," fährt Liutprand weiter, „als sie mir zu Gesicht kamen, zu dem Griechen, der mit mir ritt: „Solche Tiere habe ich in Sachsen niemals gesehen." „Wenn dein Herr," gab er mir zur Antwort, „sich gegen unseren Kaiser willfährig zeigt, wird der Kaiser ihm viele solcher Tiere schenken und kein geringer Ruhm wird es für jenen sein zu besitzen, was keiner seiner Vorgänger jemals nur mit Augen gesehen hat." Da meine Worte, schließt Liutprand seinen Bericht, dem Kaiser Nikephorus gemeldet wurden, schickte er mir einfach zwei Rehe und gab mir die Erlaubnis abzureisen. Von den Worten des sarkastischen Bischofs muß ein guter Teil abgezogen werden, um die Wahrheit zu erreichen. Die griechischen Parke übertrafen ohne Zweifel die abendländischen an sorgfältiger Pflege und künstlerischer Gestalt, Wie wir aus der Vision des Andreas Salos und der Schilderung des Psellos wissen, vermischten sich alle erdenkliche Wohlgerüche mit dem süßen Vogelgesang. Nur war alles zu sehr abgezirkelt und zugestutzt. Die Griechen teilten ganz den Geschmack der Römer, denen es nur da wohl war, wo sie abgemessene Wege, zugeschnittene Büsche, sauber gehaltene Rasen zu sehen bekamen.

Der Germane liebte die rauhe Natur. Seine Phantasie beschäftigten wilde Tiere, das tiefe Dunkel des Waldes, wo die Waldgeister ihr Wesen treiben. Dort machten sich die Einsiedler heimisch und gewannen die Waldtiere lieb, nicht nur Hirsche und Rehe, sondern auch Wölfe und Füchse. Wer an einen Einsiedler dachte, der stellte sich immer zugleich den Wald und die Hirsche vor; daher kennzeichnen die Maler Einsiedler durch die Beigabe eines solchen

Tieres.[1] Mit dem italienischen Einsiedler Martin Storax lebten zwei Schlangen in erbaulicher Eintracht.[2] Die Königin Mathilde streute den Vögeln Futter im Winter, Graf Ansfrid von Brabant ließ zu diesem Zwecke Futtergarben in den Bäumen anbringen.[3]

Weniger als die wilden Tiere erregten die Haustiere die Phantasie des Volkes, aber sie wuchsen ihm um so inniger ans Herz und es legte ihnen sinnige Namen bei, so vor allem dem Pferde, seinem Lieblingstiere, und sie erhielten Kosenamen: Belche hieß das schwarze Roß Dietrichs, Sleipni das Roß Odins (von Schleifen), Grane (grau) Sigurds Pferd, Scheming (Schimmer) Wittichs Roß; andere heißen Blaß, Planke, Rusche das Rasche, Swiput, das Schwingende, Falke, Bajard. Die Nordgermanen hießen ihre Pferde im Mittelalter Goldschweif, Goldmähne, Strahl, Schweber, Fliege, Falk, Möwe, ihre Ochsen Frühwach, Munter, Sturm, Brauser, Rauscher, Geller, Sprüher, Himmelschnarcher, Goldhorn, Stößer, Wälzer. Nächstdem erhielten die Hunde besondere Namen: Garm, Waker, Stapp, Stutt, Brake, Baron, Rusche, Lusche der heimlich Schleichende, Willo. Andere bezeichnende Namen kennzeichnen die Ziegen, Esel, Schweine, die Falken, Störche und Stare; nur erfahren wir derartige Namen erst in späterer Zeit. Den Fuchs hieß man Reineke, kleinen Reinhard, den Bär Petz, kleinen Bernhard, den Kater Hintze, den kleinen Heinrich, den Star Matz (Mattes), den Sperling Spatz und Lüning.

Die Phantasie belebte die Tiere zu menschenähnlichen Wesen, und das Gemüt sah in ihnen Brüder und Schwestern.[4] Wie weit sich diese Auffassung erstreckte, beweist das Recht, das den Tieren zuerkannt wurde. Das Fasel- oder Wuchervieh, der Hengst, Stier

---

[1] Daraus erklärt sich die Legende von Hubertus und Eustachius; Laacher Stimmen 68, 248.

[2] Dam. op. 51, 5.

[3] Thietm. 4, 24.

[4] Zahlreiche Redensarten erinnern an die Tierliebe und Tierzucht: wie anspornen, umsatteln, sich satteln, zu Paaren (zum Barren, zur Krippe) treiben, die Ohren spitzen und steif halten oder hängen lassen, angestrengt, am Strange sein, auf den Zahn fühlen beim Pferdehandel, zügeln, die Zügel schießen lassen, im Zaume halten, naseweis, mit der Nase klug. Vom Jagdhunde heißt es: pfiffig, auf den Pfiff folgend, vorlaut, vor der Zeit bellend, Wind bekommen, etwas wittern, durchstöbern von mittelhochdeutsch stöuber (Jagdhund), jemand die Zähne zeigen, schwänzeln, schweifwedeln, speichellecken, sich

oder Eber des Dorfes, auch Tiere von besonderer Farbe, hatten das Vorrecht, ungestraft Schaden tun zu dürfen, der Geschädigte durfte es nur in schonender Weise mit einem jungen Haselschößling oder dem rechten Rockschoß austreiben, während andere Tiere Buße zahlten, Geflügel oft Todesstrafe erleiden mußte. Gepfändete Gänse wurden am Galgen und an Zäunen aufgehängt.[1] Für ein unrecht getötetes Tier mußte der Täter ein Wergeld zahlen, und wie einst in vorgeschichtlicher Zeit beim Manne, ward noch bis über das Mittelalter hinaus nach uralter Sitte beim Tiere das Wergeld durch Beschütten des toten Körpers mit rotem Weizen ermittelt. Wenn eine Frau geschändet wurde, mußte alles Lebende im Hause mitbüßen: Leute und Vieh, Roß und Rinder, Hunde und Katzen, Gänse und Hühner, weil sie der Vergewaltigten nicht beigestanden oder durch Geschrei Hilfe gebracht hatten, gleich allen, die auf den Hilferuf nicht herbeigeeilt waren. Die Tiere wurden einem förmlichen Strafverfahren unterzogen. Tiere traten auch als Zeugen auf: der einsam in seinem Hause überfallene Mann brachte drei Halme vom Dache als Symbol des Hauses, dessen Friede gebrochen war, seinen Hund aber, seine Katze oder seinen Hahn als Zeugen der Tat beim Anklagebeweis vor Gericht.

So wurden die Tiere wie menschliche Wesen beurteilt und behandelt. Wenn die Phantasie der Urzeit Wolken und Stürme belebte und sie in Geschichten verwickelte, brauchte es nicht viel, auch Tiere zu einer Handlung zu verknüpfen. Die Tierfabel lag um so näher,

---

verbissen haben, darauf losgehen, nämlich auf das Wild, daran hetzen, endlich der Magen knurrt mir. Die Metaphern: auf seine Hörner nehmen, sich die Hörner abstoßen, den Nacken unter das Joch beugen, sind vom Rinde hergenommen, die Ausdrücke ausmerzen, d. h. Schafe im März von der Herde aussondern, halbschürig, wie diejenige Schafwolle, die jährlich zweimal abgeschoren wird und darum von geringerer Güte ist, in der Wolle sitzen wie das Schaf, das sich wohl fühlt, weil es noch nicht geschoren ist, beziehen sich auf das Wollvieh, endlich die Wendungen: sich einnisten, über etwas brüten, die Flügel hängen lassen, sich mausig machen, sich mausern, die Federn wechseln, ruppig, gerupft, auf den Leim, die Leimrute oder ins Garn gehen, erpicht am Pech klebend, umstrickt vom Netze umgeben, berückt wenn das Netz darüber gerückt ist, den Kopf aus der Schlinge ziehen, Hahn im Korbe sein, beziehen sich auf die Vogelwelt. Weise, Deutsches Volkstum von H. Meyer S. 240; Gierke, Humor im deutschen Recht 16, 45.

[1] Vgl. die ausführliche Beschreibung bei Grimm R. A. 595; Grimm, Weistümer III, 42, V, 421.

als Menschen von jeher mit Tieren verglichen wurden, die Helden mit Wölfen und Füchsen, die Sänger und fahrenden Kleriker mit Raben, junge Mönche mit Kälbern oder Lämmern, ältere mit stacheligen Igeln und Ebern. Bei Hrotswitha nennt Paphnutius die von ihm gerettete Buhlerin ein junges Geißlein, das er den Wölfen entrissen habe. Ein alter Liebhaber mit faltigem Gesichte heißt einmal eine Elster. Die Griechen verglichen die Slaven mit einem Hasen, die Araber mit einem Waldesel, ihren König aber mit einem Löwen und den fränkischen mit einem jungen Löwen.[1] Der König, ein Lamm bei der Rache, wird wild wie ein Adler und ist ein Löwe im Kampf. Tierkönig ist der Löwe, nicht mehr der echt deutsche Bär, den Corbinian und Gallus gezähmt. Das Löwengeschlecht der Ottonen beherrschte die Anschauung, diese Rotköpfe, die Klugheit mit Gewalt, die Natur der Füchse mit der des Wolfes verbanden und Füchse und Wölfe beherrschten.

Der Löwe darf ungescheut andere Tiere verspeisen. Eines Tages, als der Löwe frühstückt, kommt der Hirsch in seine Höhle. Der Löwe springt auf ihn los, der Hirsch entkommt eben noch, kehrt aber wieder zurück auf die Schmeichelreden des Fuchses hin, der ihn guter Hoffnung versichert. Nun zerreißt der Löwe den Hirsch, der Fuchs aber stiehlt dessen Herz und erklärt, als der Löwe danach fragt, der Hirsch habe kein Herz gehabt, denn hätte er eines, d. h. Klugheit besessen, so würde er gewiß nach der ersten schlimmen Erfahrung nicht mehr zurückgekehrt sein. Der Fuchs, der schlaue, falsche und verschlagene Dienstmann, ist der Hagen und Ganelon des Löwenhofes, er vertritt die List und Bosheit wie der Wolf die Härte und Grausamkeit. Aber der Fuchs hüllt sich schlau in ein geistliches Gewand, er war Rom- und Jerusalempilger und hatte vieles gelernt und erfahren, er weiß Arznei für alle Krankheiten. Als der Löwenkönig krank war und alle Vasallen vor ihm erscheinen mußten, ihm Rat zu geben, ließ sich der Fuchs wiederholt bitten, versteht aber sein Heilmittel am besten aufzureden und erhält dafür vom Könige den Stab, d. h. die unbeschränkte Hofgewalt. Als Hausmeister oder Graf der königlichen Pfalz beruft er den Leoparden zum Truchseß und den Hirsch zum Schenken. Er befiehlt vor allem für dürres Holz zu sorgen, daß nicht der Rauch das

[1] Adem. chron. 3, 55 (M. 66); s. oben S. 351 (227).

Gemach erfülle und die Gewänder, Vorhänge und Teppiche verderbe, das Zimmer zu lüften, zu kehren und mit wohlriechenden Blumen zu bestreuen, auch Wachskerzen auf den Tisch zu stellen. Der Bär muß Holz holen, das Kamel Kleider, Otter und Biber Wasser, der Igel Äpfel u. s. f. Luchs und Gemse müssen Wache halten, der Eber ist Türhüter — welch köstliches Bild eines brummigen Pförtners — und das Eichhorn muß von hoher Warte aus die Feinde erspähen. Der arme Wolf, den der Fuchs mit seinem grimmigen Hasse verfolgt, muß sich seine Haut abziehen lassen, damit sie dem kranken Könige als heilende Hülle diene. Auf den Rat des Fuchses legt sich der König zu Bette in die Wolfshaut gewickelt; während aber Bett und Zimmer gelüftet wird, muß er sich unter den duftenden Blumen an der Quelle des Gartens ergehen. Über der Tafel muß das Einhorn mit seiner Mädchenstimme singen und es wird das Leben des gefangenen Mönches Malchus verlesen. Die übrige Zeit, rät der Fuchs, solle sich der König durch den Parder mit geistlichen Gesängen vertreiben lassen, und der Fuchs selbst holt den Parder deshalb ab. Der Parder kommt so in Gunst, daß er vom Könige adoptiert und gesalbt wird. Auf dessen Rat werden süßsingende Vögel ans Krankenbett berufen. Andere Vögel geben Heilmittel an, und zuletzt erhalten alle Räte große Lehen, der Fuchs die Burg des Wolfes.

Die Tierfabel bot den Mönchen einen Ersatz für die Heldendichtung, die strenge Äbte für unpassend fanden. Wohl gestatteten sie ihnen, die Helden des Glaubens zu verherrlichen und Heiligenlegenden auszuspinnen, aber manchem deuchte dieser Stoff zu langweilig; da enthielt doch die Tierfabel ganz andere Reize! Die Tierfabel selbst entstammte der gleichen Stimmung wie die Heldendichtung, sie wurzelte im mythologischen Boden, ging aber weit hinaus über ein bloßes Spiel der Phantasie und befriedigte auch den Verstand. Seit Äsopus, dem Vater dieser Kunstgattung, hatte sie eine Richtung auf das Lehrhafte, und gerade deshalb begünstigten sie auch strenge Erzieher. Im Mittelalter mußte überhaupt alles einen bestimmten Zweck haben. Die Naturbetrachtung ging davon aus, daß jedes Ding, jede Erscheinung einer Idee dient oder eine Idee enthält. Nur als Sinnbilder höherer Wesen konnten die Geschöpfe Gottes nach der Anschauung jener Zeit ihr Dasein rechtfertigen. So hatte auch jedes Ereignis im Menschenleben einen höheren Sinn.

Diesen Sinn zu enthüllen, war die Aufgabe der Seher, Dichter und Geschichtschreiber. Wer etwas erzählte, verfolgte immer eine bestimmte Wahrheit. Ob diese Absicht deutlich ausgesprochen wird oder nicht, verschlägt wenig. Manchmal steht am Schlusse eine Nutzanwendung; in der Form eines Sprichwortes enthüllt sich häufig der Sinn einer Erzählung. Nun konnte man dieses Verhältnis auch umkehren; man konnte ein Sprichwort voranstellen und dann die Geschichte als Erklärung und Veranschaulichung folgen lassen.

Die Volksdichtung ging noch weiter, sie faßte verschiedene Sprichwörter und ihre Veranschaulichungen zusammen und wandte sie auf das Leben eines einzelnen an. Gleich zu Beginn gibt ein weiser Mann eine Reihe von Sprichwörtern als guten Rat mit auf die Lebensbahn, und die folgende Geschichte bewährt ihre Richtigkeit. Solche volkstümliche Geschichten liefen nun verschiedene im Volke um,[1] vollständig erhalten hat sich aber nur eine, nämlich der Ruodlieb. In einer kleineren Erzählung dieser Art dient ein Knecht bei einem Bauern um drei Pfund Jahreslohn; statt dessen erhält er scheinbar nur eine Weisheitslehre und so für jedes Jahr eine Lehre, die für sein Leben nützlich ist, in einem Kuchen aber ohne sein Wissen eingebacken die verdienten neun Pfund. Gerade so geht es bei Ruodlieb. In Brotform läßt der König, dem er treu gedient hatte, einen reichen Schatz von Arm-, Ohr- und Fingerringen, Brustspangen usw. einschließen und dem Ritter als Andenken übergeben und fragt ihn in feierlicher Abschiedsaudienz, ob er zum Gastgeschenk lieber Gold oder Lehren der Weisheit wünsche. Ruodlieb will lieber Lehren, nnd so rät der König: Traue keinem Roten, „roter Bart, untreue Art“, wie es im Volksmunde heißt. Der Satz stammt wahrscheinlich aus Frankreich oder Italien und hatte eine Spitze gegen die Deutschen.[2] Die zweite Regel heißt: „Verlasse nie einen Dorfweg, wenn er auch noch so schmutzig ist, und reite nicht über Saaten,“ die dritte Lehre: „Kehre bei keinem älteren Manne ein, der ein junges Weib hat.“ Diese Lehren haben neben ihrer allgemeinen Bedeutung einen ganz speziellen

[1] Seiler, Ruodlieb S. 48; Kögel, Literaturgeschichte II. S. 365.

[2] S. I. Band S. 36. „Hüte dich vor einem Rotbart, Rotbart nie gut ward.“ Rotbart Teufelsart. „Rote Lüt hent sieben Hüt.“ Übrigens hielten die Slaven rot für schön. Im Russischen heißt sogar rot geradezu schön.

Sinn für die nächste Zukunft Ruodliebs und wie in anderen gleichartigen Sagen besitzt der Raterteiler einen Blick in die Zukunft; er war nicht bloß Weiser, sondern auch Seher. Die weitere Geschichte Ruodliebs besteht also darin, daß diese Lehren alle nach und nach zur Anwendung kommen.[1] Zuerst begegnet er einem Rotkopfe und beide gelangen zu dem Dorfe, wo der Weg schmutzig ist; der Rote reitet über das Saatfeld zu seinem eigenen Schaden, denn er wird von Bauern geprügelt. Ruodlieb bleibt auf dem Wege nach dem Rate des Königs. Im Dorfe kehrt Ruodlieb bei einem Bauern ein, der eine Vernunftheirat gemacht hatte. Der Rotkopf aber, nach Abenteuern lüstern, geht in ein Haus, wo eine junge Frau haust, und verliert den Kopf. Somit bewähren sich die Weisheitslehren. Dagegen fehlt die Bestätigung für die weiteren Lehren: leihe eine trächtige Kuh nicht zum Pflügen und besuche auch deinen liebsten Freund nicht zu oft. Laß dich in kein Verhältnis mit einer Magd ein, so schön sie auch sei, denn es schwillt ihr der Kamm; wenn du heiraten willst, so suche dir eine ebenbürtige Frau und gehe nur dahin, wohin deine Mutter zu gehen rät; ehre deine Frau, doch sollst du Meister bleiben und ihr nicht alle Geheimnisse anvertrauen. Laß dich nicht vom Jähzorn übermannen. Laß dich niemals in einen Streit ein mit einem Herrn oder Meister, leihe ihm auch nichts. Wenn du an einer Kirche vorbeikommst, empfiehl dich ihrem Heiligen, und wenn es zur Messe läutet, kehre ein. Doch kennen wir aus der nordischen Sage eine Geschichte, die die letzte Lehre bestätigt und die an Schillers Gang nach dem Eisenhammer erinnert. Der kunstvolle Schmied Wigfus wurde von einem dänischen Könige nach England geschickt, um dort seine Kunst zu zeigen; der König gab ihm unter anderem guten Rat auch den mit, keinem Roten zu trauen und keine Messe vor dem Ende zu verlassen. Wirklich schwärzte ihn in England ein Roter bei dem Könige an, er arbeite mit bösen Künsten. Der König befahl sofort, daß Wigfus den andern Morgen in den Wald zu den Holzknechten gehe, und gab den Knechten den Auftrag, ihn in einen brennenden Holzstoß zu werfen. Auf dem Wege hält aber der junge Däne, eingedenk des Rates seines Herrn, bei einer Kapelle und

[1] G. Freytag hat in seinen „Ahnen“ die Geschichte Immos, des Zaunkönigs im elften Jahrhundert, an solche Weisheitslehren im Sinne der Zeit geknüpft.

hört die Messe. Unterdessen reitet ihm der rote Engländer nach, kommt eher als Wigfus zu den Knechten und wird statt seiner verbrannt.[1] Die Sage war sehr verbreitet, trug aber verschiedenes Gewand; meist handelt es sich um den Verdacht des Ehebruches, womit böse Menschen getreue Diener verfolgen. Zur Strafe ist bald ein Scheiterhaufen, bald ein Schmelzofen oder eine Schmiedesse bestimmt. In der ältesten Fassung rettet ein Zufall den unschuldigen Mann, die Einschiebung eines Gottesdienstes gehört aber schon dem frühen Mittelalter an.[2]

---

[1] Weinhold, Altnordisches Leben S. 94.

[2] Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen 213, 487; Dunlop-Wilson, Hist. of fiction 2, 491; s. unten Kap. LXII, 6. Von der Verbreitung der Sage geben Zeugnis zwei Bilder des Nördlinger Malers Sebastian Daig in den Maihinger Sammlungen. Auf dem einen Bilde gibt der Herr des Feuerwerkes dem Verwalter den Auftrag, den nächsten, den er schicken werde, in die Glut zu werfen. Auf dem anderen Bilde sammelt der Verwalter die Gebeine des Verbrannten, hinter ihm stehen zwei Diener des Herrn.

# LVII. Die Sitte des zehnten und elften Jahrhunderts.

## 1. Wohnung, Kleidung und Nahrung.

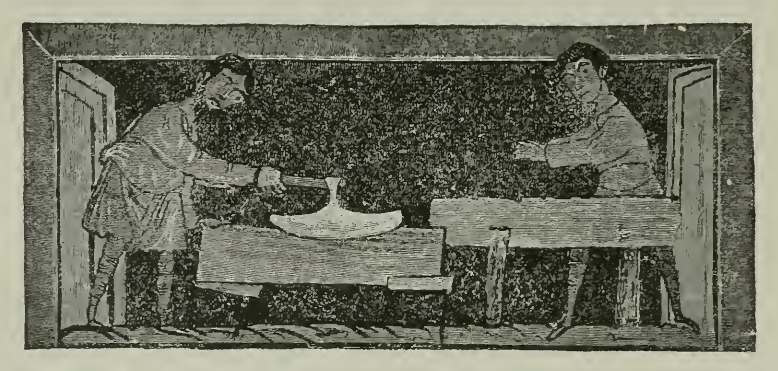
Noch im zehnten Jahrhundert bestand das deutsche Land zum großen Teil aus unwirtlichem Waldgebiet, das erst allmählich sich lichtete. In den Lichtungen standen noch viele zerstreute Baumgruppen, Strünke und erhoben sich Steinhaufen mit Pflanzen überwuchert. Grundlose Wege verbanden eine Siedelung, einen Hof, einen Weiler mit dem anderen, etwas bessere Wege Dorf und Dorf. Von einer richtigen Stadt ließ sich kaum eine Spur entdecken. Die nachmaligen Städte waren umzäunte Dörfer und schlossen sich um einen Fürsten- oder Bischofshof, und manchmal lagen zwei Burgen feindlich einander gegenüber wie zu Worms. Darunter litt die Sicherheit so stark, daß die Wohnungen verödeten und Wölfen und Raben zu Schlupfwinkeln dienten.

Mit einer großen Einförmigkeit rühmen alle Lebensbeschreibungen großer Bischöfe ihre ausgedehnte Bautätigkeit und sprechen von der Wiederherstellung der Kirchen, der öffentlichen Häuser, der Befestigungen, die teils in den Fehden der Großen untereinander, teils durch die Unbilden der Zeit verfallen waren; denn die Häuser bestanden



Erbauung eines Lagers zu Hastings nach den Bayeuxteppichen.

überwiegend aus leicht zerstörbarem Holz.[1] Jedes Jahrhundert hatte es mit der Herstellung verfallener Holzbauten zu tun. Nur in großen Orten standen Steinkirchen, im übrigen dauerte der Holzbau unverändert fort, und es sah in Deutschland nicht viel anders aus als heute in Rußland. Als Abälard seine Abtei gründete, baute er eine Kapelle aus Binsen und Stroh. Zu Versammlungen wurden rasch Holzlauben errichtet und Zelte gespannt, die zum Nachtlager dienten. Zur Errichtung von Zelten wurde in zunehmendem Maße die fleißig erzeugte Leinwand verwendet. Welch schönen Anblick, sagt ein Dichter, gewährt ein Lager von Tuchlauben auf dem Hintergrunde der grünen Au, die Leinwand hält Sturm und Hitze ab.[2] Daher konnten die Großen des Reiches,



Zimmerleute, am Bau von Kloster Werden beschäftigt.

die Bischöfe, auch an kleinen Orten sich zusammenfinden. Selbst bei massiveren Stadtkirchen bestand das Dach vielfach aus Schindeln und die Decke aus Holzgetäfel, das auch der Steinmauer im Innern entlang lief. Massive Türme fehlten sogar in größeren Ansiedlungen. Das Feuer vernichtete sehr häufig Kirchen und Häuser in weitem Umfange.

Dem Äußeren entsprach das Innere: Feuchtigkeit, Rauch, Zugluft und Schmutz machten den Aufenthalt unbehaglich. Wir sehen dies am besten auf einem Gebiete, auf das wir uns nur mit einer

---

[1] Thietm. 1, 10; M. G. ss. 3, 740; 7, 261, 336, 853.

[2] Linea gramineis extenta palatia campis, tu scis quam gratum dant procul intuitum; Conflictus ovis et lini 247, Zeitschr. f. deutsches Altertum 1859 S. 222.

gewissen Scheu begeben und auf dessen Betreten wir gerne verzichten würden, wenn es für die Kultur und die Gesundheitspflege nicht so ungemein wichtig wäre; ich meine das Abortwesen. Die Menschen hören nicht gerne darüber öffentlich verhandeln, aber es kann nichts schaden, wenn sie sich an die tierische Seite des Menschenleibes erinnern. Noch heute sieht es in dieser Hinsicht nicht überall glänzend aus. In den romanischen Ländern Europas, in abgelegenen Orten, in Kleinstädten, sogar im hohen Norden dauern noch Verhältnisse fort, wie sie auch in Deutschland vor fünfzig Jahren bestanden, wo nicht nur in Bauernhäusern, sondern auch in Stadtwohnungen anständige Abtritte fehlten. Wer diese Zustände kennt, kann sich ein schwaches Bild machen von der Bedürfnisbefriedigung des Mittelalters. Immerhin fühlte auch das damalige Geschlecht schon die Notwendigkeit besserer Einrichtungen. Auf dem Plane von St. Gallen stoßen an alle wichtigen Gebäude „notwendige Ausgänge“[1] an, aber es liegen, was uns besonders auffällt, oft 15, 18 Sitze nebeneinander.[2] Als der Abt von Reichenau, Ruodmann, das Kloster von St. Gallen visitieren wollte, mußte er wie ein Dieb eindringen; er stieg, erzählt Ekkehard, von der Seite der Kirche in das Schlafgemach hinauf und ging Schritt für Schritt auf den geheimen Ort der Brüder und setzte sich da im Verborgenen nieder. Ekkehard, der zu allen Dingen umsichtige Mann, folgte, vom Lager sich erhebend, jenem stehenden Fußes nach, ohne zu wissen, daß er es sei, und verwunderte sich, da er den Mann allein erreichte, wer denn von den Brüdern dergestalt jenen bei Nacht uns ungewohnten Weg, im Wunsche auszuweichen, ginge; denn jener saß verborgen beim dunklen Lichte des Raumes. Als Ekkehard jedoch einige Zeit geschwankt hatte, wer es sei, merkte er an dem Schnauben der Nase, womit derselbe in der Erregung Atem zu holen pflegte, daß es Ruodmann sei, und sogleich zündete er die Laterne des Abtes, die heimlich herbeizubringen er einen der Brüder ermahnte, an und stellte sie vor jenen hin, und indem er ihm Wischstreu hinlegte, stand er von ferne wie sein diensttuender Kaplan — denn dieser hatte die Aufgabe, dem Abte die Laterne voranzutragen. Als endlich Ruodmann

[1] Exitus necessarii; secessus.

[2] Wie ungeniert früher Geschlechter waren, zeigt die Verwendung der sedes stercoraria bei einer sehr heiligen Zeremonie zu Rom; vgl. Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom 3, 122.

sich erhob, ging Ekkehard, nachdem er die Laterne aufgehoben, vor ihm her und begleitete ihn zum Sprechzimmer. In einer ganz ähnlichen Lage läßt uns Ekkehard den Kölner Mönch Sandrat auftreten, den Kaiser Otto zur Musterung des Kloster abgeschickt hatte. Nicht genug damit, beschuldigte er ihn noch einer unflätigen Handlung, die er im Zustand der Trunkenheit im Schlafsaal begangen haben soll. Aus dem Abtritte, meint Thietmar, steigen gewissenverwirrende Dämonen auf und erfüllen den Menschen mit Schrecken. Als im Kloster Norberts zu Prémontré ein Mönch während des ganzen Gottesdienstes betäubt dort saß, dachte gleich alles an Verzauberung; heute würde man die Sache anders erklären.[1]

Infolge der Unreinlichkeit gedieh das Ungeziefer üppig; gerade Thietmar erzählt von einem Ritter, den die Mäuse bei lebendigem Leibe fraßen.[2] Allerdings erkannten kluge Männer wohl den Schaden, den der Schmutz verursachte, und drangen daher auf Reinlichkeit.[3] Ein Mönch von St. Gallen hielt es der Erwähnung für wert, unter welchem Abte Aborte gebaut wurden.[4]

Auch sonst geschah viel zur Besserung der Wohnungsverhältnisse. Mit der steigenden Kultur bereicherte sich die Inneneinrichtung der Häuser. Wie aus den Miniaturen hervorgeht, beschäftigte sich die Erfindungsgabe der Handwerker viel mit der besseren Ausgestaltung der Geräte; es begegnet uns eine große Mannigfaltigkeit von Bettstellen, Tischen und Stühlen. Die Tische sind bald rund, bald eckig, bald lang, bald schmal. Neben dem Bankstuhl verbreitete sich der Faltstuhl, während der Thron mit freien Füßen selten vorkam. Der Faltstuhl ließ sich gut auf Wanderungen mitnehmen, und daher verschmähten auch Bischöfe und Könige es nicht, darauf zu sitzen. Ebenso leicht ließ sich das schmale Schreibpult und noch leichter der Schreibständer von einem Orte zum anderen tragen. Auch die Bettstellen waren leicht beweglich, sie bestanden in bretternen Laden mit einer Steigung nach oben und drehbaren Kopfgestellen und nahmen als Füllung Liegpolster oder Matratzen, Kopf-

---

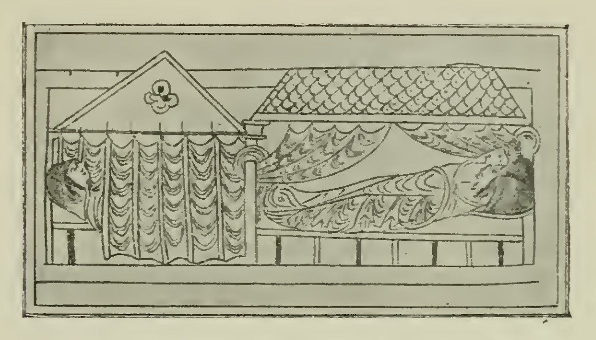
[1] V. Norb. 17.

[2] Chron. 4, 48; 6, 49.

[3] Nec extremis digitis flegma vel stercus tangere patimur ... pulices de pulvere emergentes minus quam pediculos, qui ex humore corporis nostri prodeunt, super nos videri abhorremus. S. Odon. coll. 2, 9.

[4] Ekkeh. c. 15 (ss. 137).

kissen und Decken auf. Ganz fromme Männer schliefen auf einer Matte am Boden und deckten sich mit einem Mantel, so der heil. Ulrich. Vielfach dienten Häute und Felle als Bettdecken.[1] Leinene Bettücher, Bettziechen und Überzüge, die eine Synode den Mönchen ausdrücklich verbot,[2] gehörten offenbar noch zum Luxus, verbreiteten sich erst mehr mit der Ausdehnung des Leinbaues und der Leinwandweberei. Reiche Leute versahen sich mit Prachtbetten, mit seidenen Daunenkissen und Purpurdecken, umgeben von golddurchwirkten Vorhängen, schützten sich gegen Zug und Feuchtigkeit durch guten Fensterverschluß und starke Teppichverwendung. Teppiche hingen an den Wänden, liefen über den Boden und überkleideten die getäfelte Decke.[3]



Angelsächsisches Schlafgemach nach dem Alten Testament des Erzbischofs Aelfric von Canterbury, elftes Jahrhundert.

An der weiteren Ausstattung der Häuser mit Geräten, Schüsseln und Gefäßen überwog das Holz und der Ton, wenig bestand aus Metall. Die kleine Zahl reicher Häuser, wo alles von Gold und Silber prangte, kann kaum in Betracht kommen. Auch die Beleuchtung beschränkte sich auf die einfachsten Stoffe. Die oft erwähnten Lampen waren Brennäpfe, mit Unschlitt oder Fett ausgegossen, in der Mitte mit einem Dochte versehen. Erst allmählich kam Leinöl zur Verwendung; reiche Kirchen und Klöster und vornehme Leute

[1] So bei Betten der Laienbrüder in Cistercienserklöstern, usus convers. 17 (Vacandard, St. Bernard 1, 439, deutsche Ausgabe 1, 524).

[2] Im Jahre 972; Richer 3, 40.

[3] Von der Teufelsburg, die Otloh beschreibt, heißt es: ipsius domus parietes atque laquearia palliis cortinisque pretiosissimis circumdata monstrabantur. Pez, Anecd. 6, 610.

benützten auch südliches Öl; gerade der deutsche Ausdruck Öl bezeichnet diesen eingeführten Beleuchtungsstoff. In griechischen Häusern durchdufteten alle Wohlgerüche Arabiens die Wohnungen, und Männer und Frauen gossen die Salben des Ostens über ihre Leiber und versahen damit ihre Bäder. Es erregte großes Aufsehen als die griechische Frau eines Dogen diese Sitte nach Venedig brachte, wenigstens nach den Worten zu schließen, die ein frommer Mann darüber ausspricht.[1] Doch war dieser Luxus im Westen nicht ganz unbekannt; schon seit alten Zeiten liebten die Leute Wohlgerüche und feine Salben; aber nur Reiche konnten sich einen solchen Luxus gönnen. Auf der einen Seite Gold, Weihrauch, Gewürze, auf der anderen Holz und Stroh, Schmutz und Gestank: dieser Gegensatz widerspiegelt vollständig den Stand der Kultur mit ihrem Zwiespalt.

Ebenso lagen in anderen Stücken der Sitte, in der Kleidung und Nahrung verschiedenartige Einflüsse miteinander im Streit und rang die einfache knappe Sitte der Urzeit mit üppigeren Formen um die Vorherrschaft. Gleich Karl dem Großen zog auch Otto die eng anliegende nationale Tracht mit Hosen und Wams vor und verschmähte die römische Weibertracht; noch nach späteren französischen Romanen kennzeichnen dicke Wollwämser und „schlecht gegerbte Lederbinden" um die Füße die deutschen Ritter.[2] Aber mehr und mehr drang die geistliche und byzantinische Sitte durch. Bei feierlichen Anlässen trug der Kaiser eine weite Chlamys, die eine Fibel auf der Seite festhielt, und darunter eine Tunika. Lange Gewandung in reicher Farbenpracht, Purpur, Violett, Grün erweckte den Eindruck von etwas Besonderem, Vornehmem, Auserlesenem. Lange Tuniken ohne Hemd und Hosen bevorzugten fromme Männer. Nur wenn er Messe sang, erzählt Thietmar von einem Bischof, zog er Hemd und Beinkleid aus Ehrfurcht an.[3] Das einfache Volk begnügte sich mit einem Leibrock, einem Wams ohne Hosen. Selbst der Mittelstand trug häufig Strumpfschuhe oder Tuchstiefel ohne Beinkleider.[4] Aus Sparsamkeit schickte der hl. Otto, Bischof von Bamberg, seine Beinkleider oft zum Schneider, um sie flicken

[1] Petr. Dam. op. 50, 11.

[2] Chanson d'Aimeri de Narbonne.

[3] Chron. 7, 18. Feminalia castitatem significant, sagt Beda in Lev. 16.

[4] Wie aus Abbildungen hervorgeht, s. S. 133.

zu lassen. Als er, der Moderichtung folgend, sich einmal einen Pelzmantel anschaffte, scherzte ein befreundeter Bischof: Recht so, recht so, seht, was für einen kostbaren Pelz er trägt! Otto nicht verlegen, entgegnete: Und was er mich erst gekostet hat: ganze vier Unzen![1] Die Vornehmen trugen kostbares Grauwerk mit vielen „Zungen" oder Rachen und Samtkragen.[2]

Nach einem schönen Pelzrock trachtete jeder, der noch etwas auf sich hielt. Die Pracht weißer, grauer und schwarzer Pelzwerke und glänzender Barchente gefiel sogar den Mönchen, so daß eine Cluniacenserregel gegen sie auftreten mußte.[3] Mit dieser Vorliebe für lange Pelze und Leinwandmäntel verband sich eine Neigung, die Unterkleider zu kürzen und sie aus Strümpfen, Beinkleidern und kurzen Leibröcken zusammenzusetzen.

Der Süden und der Norden vertauschte seine Rolle. Schon in der ausgehenden Kaiserzeit waren in Italien, einem vorwiegenden Wollande, vom Norden Leinwandstoffe und Pelze eingedrungen, und umgekehrt hatte der Norden sich mit Wollkleidern versehen. Diese Entwicklung setzte sich nun weiter fort. Fromme Mönche wählten sogar statt der ihnen von der Regel gestatteten Leinwandhemden Wollhemden.[4] Aus ganz anderen Gründen aber, nämlich aus Eitelkeit, bevorzugten die Stutzer bald langwallende, bald eng anliegende Gewänder. In Deutschland kamen lange, in Italien kurze Kleider auf im Gegensatz gegen die ursprüngliche Tracht. Die Geschlechter

---

[1] Tempore quodam in domo episcopali domestice, habens renonem forte nuper emptum, vestiebatur, videns et probans, si apte sederet corpori. Et ecce Bruno quondam Argentinensis episcopus, eloquio et moribus apprime festivus, adveniens: Bene est, inquit, bene est! senior noster bonum habet pelliceum! Erat autem ad oras capitii et manicarum modice vulpinis adumbratum, nam cetera pars cute leporina constabat. Et episcopus: Sic est, inquit. Sed miserum me! caro mihi venit; bis binis unciis constat. Videsne qui tam benignus in alios existit, quam parcus in semetipsum fuit? Herb. v. Ott. 1, 27.

[2] Pellicium gulatum — crusina cocco superducta, Ruodl. 15, 90, 97; gulae, Bruno b. S. 92.

[3] Petri ven. statuta 16; s. S. 384 Note 2. Richer erwähnt schon 972 panni Norici (3, 40).

[4] Hi linum fugiunt, lanas ac corpora stringunt: quod sibi ni scirent utile, non facerent; conflictus ovis et lini 283. Sie hätten sogar haarige Filzhemden angezogen, wenn sie nicht selten gewesen wären: Lineis camisiis utebantur seniores, qui eas habere potuerunt, ceteri laneis induebantur, ob penuriam scilicet cilinarum vestium. Arnold., De s. Emer. 2, 9; M. G. ss. 4, 559.

vertauschten oft ihre Kleidung. Wie der deutsche Satiriker Amarcius klagt, hüllten üppige Jungfrauen ihre Reize in enge, aber geschlitzte Hosen, während die Jünglinge in Schleppkleidern einherrauschten. Sogar Kleriker und Mönche zogen Faltkleider mit Pfeilen an, die nach dem Ausdruck einer Synode eher für Dirnen gepaßt hätten.[1]

Wenn die Vornehmen Hosen und Wämse trugen, mußten jene weit und bauschig sein, unten mit farbigen Schnüren verziert und oben durch einen schönen Gürtel gehalten sein; eine Synode von 972 klagt, daß Geistliche, der Modetorheit folgend, Hosen von sechs Fuß Weite und dazu Zeug verwenden, das für zwei reichen würde. Doch die Mode wechselte unberechenbar wie immer. Den runden Beinen, sagt Ratherius von italienischen Geistlichen, scheinen die Kleider viel mehr angedrechselt, als mit der Hand angezogen zu sein, so daß jedes von ihnen richtiger eine Säule genannt werden kann als ein Schienbein. Ihren Röcken wandten die Stutzer, wie ebenfalls Rather klagt, eine große Sorgfalt zu, wählten dazu die feinsten Stoffe und ließen künstliche Schlitzungen und Besätze anbringen, damit das bunte Futter eine malerische Wirkung erzeugte. Diese Sitte steckte noch in den Anfängen; sie entfaltete sich erst im dreizehnten Jahrhundert zur vollen Höhe. Ihre Anfänge reichen aber schon in die karlingische Zeit zurück, wie aus den Schilderungen des Mönches von St. Gallen hervorgeht. Gerade dieser erwähnt die Buntfarbigkeit der Strumpfschnürung durch kreuzweise Bänder. Neben den Schnürschuhen standen glänzende Halbstiefel, die sich dem Fuße anschmiegten, sogar Schnabelschuhe zur Verfügung.

Das Volk ging barfuß und barhaupt, nur pflegten die Bauern bei Sonnenglut das Haupt mit einem Tuche zu verhüllen und die Kleriker ihren Mantel, ihre Kappa, höher zu ziehen; daher erklärt sich der spätere Sinn von Kappe.[2] Vornehme trugen Mützen und Hüte aus Tuch, Filz und Pelz. Strohhüte gegen die Sonne brachten die Sachsen und feine Modehüte mit Ohren die Stutzer auf.[3] Der Gebrauch des Hutes dehnte sich jetzt stark aus und er spielte in den Anstandsregeln bereits eine wichtige Rolle. Wer jemand

[1] Faldones, sagittae, Richer. 3, 37; Adam B. 4. 18; D'Achery, Spic. 1, 672.

[2] Ebenso hatte pileum einen Doppelsinn.

[3] Widuk. 3, 2; M. G. ss. 3, 451 Note 2; Liutp. leg. 37; pilea aurita, Richer. 3, 37.

begrüßte, nahm den Hut ab[1] und verneigte das Haupt, und wer sich noch mehr verdemütigen wollte, der beugte das Knie, entledigte sich seines Strumpfschuhes und warf sich zu Boden. Haupt und Füße zu entblößen, bedeutete so viel als sich wehrlos machen. Wie die Kleider weder zu weit und lang noch zu eng und kurz sein sollten, so verlangte eine strengere Zucht, daß auch das Haar weder allzu reich wallte noch zu knapp abgeschnitten würde. Daher durften die Mönche bloß alle vierzehn Tage ihren Bart scheren. Wer Haupt- und Barthaar wild wachsen ließ, zeigte die tiefste Trauer oder verriet Barbarei und umgekehrt verriet allzu kurzes Haar niedrige Abkunft. Nur der vornehme Mann wandte dem Haare eine größere Sorgfalt zu. Otto der Große ließ sich Haupt- und Barthaar länger wachsen, als es seinen gebildeten Freunden gefiel; seine Nachfolger schoren zwar den Bart, freuten sich aber an langen fliegenden Haupthaaren. Wer im Kampfe Haarlocken verlor, den höhnte der Sieger als Kahlkopf, und Gefangene beschimpfte man durch ausgiebigen Haarschnitt. In der Erzählung Floovent heißt es, nur ein Dieb sei geschoren, sonst sei jeder Ehrenmann, ob geistlich oder weltlich, bärtig einhergegangen. Doch kam unter dem Einfluß der römischen durch die Kirche begünstigten Sitte das kurze Haar zu Ehren. Als die Normannen sich der römischen Kultur öffneten, begannen sie alsbald ihr Haar zu scheren und unterschieden sich daher scharf von ihren Nachbarn, den Bretonen, die das lange Haar beibehielten.[2] Am meisten verbreitete sich durch die römische Kirche die Bartlosigkeit; machte sie es doch den morgenländischen Geistlichen geradezu zum Vorwurf, daß sie den Bart nicht scheren, wie wir aus dem Munde des Michael Kerularios erfahren. Obwohl die Kirche die Bartlosigkeit zu einem Vorrecht der Geistlichen erklärte, strebten doch auch Laien nach dieser Auszeichnung. Der Mönch Otloh erzählt, wie einmal ein Edler wegen Pferdediebstahls vor das Gericht des Grafen gestellt wurde und das Gottesurteil der Wasserprobe bestehen mußte. Die Wasserprobe fiel ungünstig aus, er beteuert aber den anwesenden Klerikern, er sei unschuldig. Diese meinen, er müsse eine verborgene Sünde auf dem Gewissen haben, doch er besinnt sich vergebens. Da fällt einem Kleriker ein, daß er sich nach Art eines Geistlichen rasiert habe. Darauf schwört er

---

[1] Pileum facere (Ioh. Salisb.); Thietm. 6, 41.

[2] Thierry, Conquête de l'Angleterre 1, 325.

jedem Rasiermesser ab und die Wasserprobe fällt günstig aus. Später aber mißachtete er sein Versprechen und schnitt sich mit einem Schermesser den Bart weg. Gott strafte ihn jedoch damit, daß er ihn unter die Feinde fallen und ausgeplündert werden läßt. Indessen bestanden die Geistlichen für sich selbst schlecht auf ihrem Vorrecht. Zum Schmerze frommer Männer ließen sie Haupt- und Barthaare wachsen, pflegten sie sorgfältig und trugen Stutzerkleider.[1] Auch die Mönche trieben Kleiderluxus, selbst den Cluniacensern sagte man nach, daß sie allzuviel auf eine saubere, sorgfältige Kleidung hielten, daß sie alle Samstage nicht nur ihre Kleider reinigten und wüschen, sondern sogar die Strumpfschuhe. In manchen Klöstern begann man alle Tage sich zu waschen oder zu baden.

Während die Männerkleider, ausgenommen bei Geistlichen, sich verkürzten, blieb das Unter- und Oberkleid der Frauen lang und fließend; nur gaben sie ihren Unter- und Oberkleidern eine verschiedene Faltung und Gürtung. Das ungegürtete Unterkleid hatte enge oder auch weite Ärmel und zeichnete sich an verschiedenen Stellen durch Spitzen-, Gold- und Edelsteinbesatz und bunte Farben aus.[2] Als Mantel standen zwei Arten in Gebrauch: die weitärmelige Flocke und das breite, mittelst einer Fibel auf der Brust festgehaltene Pallium. Mit dem glänzenden Linnen, das die Süddeutschen spannen, wußten sie ihre Reize wohl zu erhöhen.[3] Ihr Haar ließen sie frei herabfallen oder banden es um den Kopf. Der Verlust des Haares galt als die größte Schande, die man nur Ehebrecherinnen zufügte. Verheiratete Frauen bedeckten ihre Haare mit Tüchern oder Schleiern und schlangen und falteten diese verschiedenartig zu Hauben oder Bändern und zogen Mantelkapuzen

---

[1] Burch. dec. 2, 174; Richer. 3, 37; Synode von Gerundum 1078 c. 7.

[2] Die sich hier geltend machende Eitelkeit fand natürlich nicht den Beifall frommer Männer. So erzählt die Legende der sel. Paulina, Stifterin von Paulinzelle: Cum enim nocte quadam in molliori stratu suo quiesceret et sopori membra dedisset, visa est camisia sua mira laxitudine follicata et seculari vanitate brisiata ad sutandum in sole expansa. Et ecce, ante oculos suos quasi nigerrima forma Ethyops apparuit, ad vestem expansam accessit, ubinam posset intrare, nudus et deformis hospes exploravit et quasi legitimum locum introeundi ignorans circa manicas et capicium diutius oberravit; Sigeboto c. 4; Thür. Sächsische Geschichtsbibliothek 1, 55.

[3] In capitio cultum consumit femina linum, ut taceam membris quod facit in reliquis; Conflictus ovis et lini 253.

über den Kopf. Als Schmuck verwandten sie wie früher Gewandnadeln, Fibeln, Ohr-, Hals-, Fingerringe, Haarnadeln. Die schon seit alters herrschende Luxusliebe gewann durch Einfuhr fremder Stoffe neue Nahrung. Besonders stark wirkte das Beispiel der Griechin Theophano, der Frau Ottos II., das den Unwillen frommer Männer erregte, in Frankreich das Beispiel der Italienerin Konstantia, der dritten Frau Roberts des Frommen. Schon der heil. Odo tadelt an den Französinnen seiner Zeit, daß sie das Gesicht schminken, das Haar kräuseln und mit den Augen durch Zwinkern und Rollen Koketterie treiben.[1]

Griechische Sitten beeinflußten mehr und mehr auch die Küche und verstärkten das noch immer nachwirkende römische Beispiel. Die Speisen wurden viel mannigfaltiger und ergänzten sich durch die Ergebnisse der Jagd und des Fischfangs. Eine gewisse Schranke lag aber in dem noch innerhalb gewisser Grenzen bestehenden Verbot des Essens aller Tiere, die erstickt oder gefallen, vom Felsen gestürzt, von anderen Tieren oder in Schlingen getötet worden waren.[2] Sogar gegen das Fleisch der Zugtiere bestand ein Vorurteil. Den Schlachttieren mußte alles Blut entzogen werden, was nicht ohne Grausamkeit abging.[3]

Bereits entwickelte sich ein eigenes Schlächter- oder Metzgergewerbe. In den Städten lieferten die Metzler oder Metzger, deren Namen römisch ist, gute Fleischwaren, namentlich Würste. Auch die Kochkunst machte Fortschritte und verwendete viel ausländische Gewürze. Während Liutprand nicht genug zu klagen wußte über die griechische Verunstaltung der Speisen und der Getränke mit scharfen Gewürzen, geht aus späteren Schilderungen hervor, daß diese Sitte an den Höfen des Westens allgemein herrschte.

Da alle, hoch und nieder, mit den Händen aßen, konnte es vorkommen, daß einer unter seine Nägel Gift steckte, um es in die Pfefferbrühe zu bringen, worin sein Nachbar die Speisen eintunkte.

---

[1] Colorum fuci, crinium compositio, oculorum rotatus; coll. 2, 9.

[2] Gegen dieses besonders von der irischen und griechischen Kirche festgehaltene Verbot trat um 1140 der angesehene Theologe Robert Pulleyn auf: morticina, praecipitio, aquis, bestiis interempta, macello veneuntia aut mensae apposita, sumi possunt nihilo minus, immo potius, quam idolothyta; M. 186, 974; Böckenhoff, Speisesatzungen 1907 S. 120.

[3] Ad. Brem. 3, 55.

Sicher fehlte die Gabel, wenn auch nicht das Messer. Nach einer italienischen Erzählung brach ein Gast, der am Ende der königlichen Tafel saß und fast nur Knochen erhielt, die Beine mit den Händen, schlürfte das Mark aus und warf die Splitter unter den Tisch.[1] Ein italienischer Mönch führt es als eine unerhörte Üppigkeit an, daß die schon oben erwähnte Griechin die Speisen nicht mit den Händen aß, sondern sie zuerst von den Dienern klein schneiden ließ und dann mit einer zweizahnigen Gabel aß. Von Konstantinopel kam die Gabel nach Venedig und von dort am Schluß des Mittelalters nach Deutschland, aber es dauerte noch lange, bis sie sich allgemein verbreitete. Löffel kamen schon früher vor. In St. Gallen reichte der dienende Bruder vornehmen Gästen den Löffel mit dem Handtuche.[2] Auch bekam jeder Gast seinen eigenen Becher, während sonst die Mönche wie die Bauern aus demselben Kruge tranken und aus derselben Schüssel aßen und mit der Hand hineinlangten. Die Speisen mit der Hand zu bearbeiten, hielt niemand für unanständig.




Küche nach dem Bayeuxteppich. Der Aufwärter (Truchseß) rechts richtet mit einer Art Gabel die Speisen zurecht. Die hier nicht vollständig gegebene Überschrift lautet: Hoc coquitur caro et hic ministraverunt ministri.

In Bauernhäusern mochte es oft sauberer hergehen als an Höfen, da hier eine einfachere Kost herrschte; jedenfalls fehlten Künsteleien. Ordensregeln verbieten ausdrücklich Pfeffer und scharfe Gewürze. Freilich hören wir gerade aus einem Kloster das Sprichwort „die Bohnen pfeffern".[3] Im allgemeinen aber folgten die Mönche der guten alten Sitte genau wie die Geistlichen des oströmischen Reiches, deren Vorliebe für Gemüse Liutprand verspottet. Lattich, sagt er, ist der Schluß, Lattich ist des Mahles Anfang.[4] So begegnen uns auch auf besseren Tischen viele Arten von Ge-

[1] Chron. Nov. 3, 21; M. G. ss. 7, 103.

[2] Ekkeh. c. 11, 110.

[3] Ekkeh. c. 1, 16 (ss. 85). vgl. Mart. 13, 5.

[4] Leg. 63 nach Mart. 13, 14.

müsen, Kohl, Salat, Kraut, Rüben, Bohnen, Linsen, Hirse, Habergrütze. In dem Verzeichnis des Anthimus aus dem fünften Jahrhundert kam außerdem vor: Lattich, Endivie, Pastinak, Spargel, Eppich, Porree, Melde, Gurken, Schalotten. Selbst Sauerampfer, Rabunzeln (Ackersalat, Sonnenwirbel) und der Löwenzahn fanden Liebhaber,[1] um so mehr das Obst und Beeren, die auch bei besseren Mahlen zum Nachtisch erschienen. „Der Mai bringt Erdbeeren und Maiwein," heißt es im Gedichte Wandalberts: „der herbere Wein wird mit Kräutern gemildert, und schleichende Übel, entstanden vom Wechsel der Lüfte, werden durch allerlei Tränke beseitigt. Im Juni wird Kohl versetzt, daß er zart zum üppigen Kopfe gedeihe. Lattich, mit lieblichen Kräutern gemildert, Knoblauch und Zwiebel, Kirschen, Pflaumen und Erstlingsbirnen schmücken die Tafel."

Endlich stand eine Fülle von Backwerk zu Gebote; da gab es gesottenes,[2] gesäuertes und ungesäuertes Brot, Aschenbrot, Roggen-, Gerste- und Haberbrot neben Spelt- und Weizenbrot, Salzbrot, Eierbrot.[3] So verschieden wie der Stoff war die Form, das Brot des Volkes hatte die Gestalt eines Leibes mit dicker Rinde oder eines Kipfes oder einer Struzel. Hart ist die Haut des Gerstenkornes und die Kruste des Brotes, sagt Otfried, wer sich aber bemüht, ins Innere zu dringen, der findet Mehl dort und süße Krume.[4] Besseres Mehl enthielten die im Ruodlieb genannten Brotringe,[5] Krönchen, Kringel, Halbmondbrote,[6] ferner die aus den Glossen bekannten Wecken, Waffeln, Strauben, ferner das Schüsselbrot und der Krapfen, der mit Obst, Eiern, Fleisch, Käse gefüllt wurde.[7] Endlich gehören hieher auch die mit fremden Namen bezeichneten Bretzeln, Mutschen und Semmeln.[8] Im Ruodlieb beschwert sich der Knecht der Bauern über das schlechte Brot und die dürftige Roggensuppe; das Brot sei trostlos, voll Kleie, dunkel und bitter. Alte Weiber zerstampfen, hören wir an einer anderen Stelle, die Bohnen zum Brei mit bloßen Füßen statt mit der

[1] Heyne, Nahrungswesen 325.

[2] Panis elixus.

[3] Panis frixus cum sale (Salzwecken?); panis per ova levatus.

[4] III, 7, 23.

[5] Coronella.

[6] Panis lunatus.

[7] Im Norden Pfannkuchen genannt (Weinhold, Deutsche Frauen II, 55).

[8] Braciolum, simula, micha; Heyne, Nahrungssorgen 266, 277.

Mörserkeule. Dagegen rühmt sich der Knecht, er wolle gesiebtes, mit Erbsen und Salz gemischtes Brotmehl bereiten und Krönchen backen. Überhaupt verstehe er aus geringen Kräutern und Mehl mit wenig Milch, Schmalz und Salz gute Speisen herzustellen. Gerste, Haber, Korn sollen die Bauern essen, sagt bei Amarcius der Feinschmecker, der sich aus feinstem Mehl Kuchen backen läßt. Allerdings pflegten die Bauern im allgemeinen nicht zu kargen, aber viele Volksklassen mußten sich mit bloßem Brote und mit Brei begnügen. Außer Brot gewährten auch die freigebigsten Klöster den Armen höchstens einen Tropfen Bier oder sauren Wein.

Die Bauern pflegten namentlich zur Zeit der Aussaat und Ernte nach altgermanischer Sitte ein reichliches Frühmahl und von der Arbeit zurückgekehrt ein Abendmahl zu nehmen. Daneben bestand aber auch die Sitte, die sich namentlich von den Klöstern aus verbreitete, in der Mitte des Tages zur Sext die Hauptmahlzeit zu halten, deren gewöhnlicher Name Prandium darüber nicht täuschen darf, daß sie die reichlichste Nahrung bot. Den Namen Frühstück (déjeuner, breakfast) rechtfertigt der Umstand, daß bis dahin die strenge Nüchternheit dauerte, an Mittelfasttagen bis zur Non, in der strengen Fastenzeit bis zur Vesper. Nur ausnahmsweise sollten Brüder, die im Chore beschäftigt werden, eine kleine Mischung von Brot und Wein einnehmen, die nicht als Fastenbruch gelten konnte.[1] Mit der Zeit erhielten die Mischung aber auch die bei Tisch dienenden Brüder und schließlich alle hart arbeitenden Mitglieder. Aber allgemeine Regel war das Morgenessen keineswegs. Es fiel auf, daß ein Bischof drei Essenszeiten einführte, nämlich Wilhelm von Utrecht.[3] Ebensowenig wollte der Eichstätter Bischof Megingaud morgens nüchtern bleiben; ihm war das Fasten so verhaßt, daß ihn sogar der Name Fastolf an einem Kleriker ärgerte und er ihn in Eßolf umtaufte.[4] Da die Zahl der Kleriker und Laien immer mehr zunahm, die eine Abkürzung des Morgenfastens begehrten, mußte die Zeit für den das Fasten endigenden Gottesdienst

[1] Mixtum; vgl. Reg. Bened. 38.

[2] Mab. a. 4a, 703.

[3] M. G. ss. 5, 283 f.

[4] Ezzolf; M. G. ss. 7, 258. Die Geschichte ist zugleich ein Beweis dafür, daß man die Bedeutung der Eigennamen nicht mehr kannte, denn der Name bedeutete wohl ursprünglich „fester Wolf".

früher angesetzt werden. Ohne Zweifel hatten darauf Einfluß die germanische Sitte, den Magen früh morgens reichlich mit Speisen zu füllen. Umgekehrt bestimmte die römische Sitte, die in Frankreich nachwirkte, den Abend zum Hauptmahl, zur Coena. Diesen Namen legten die Mönche sogar ihren frugalen Kollationen bei.

Das Abendmahl gehörte zu den Hauptvergnügungen und verband sich mit allen Festen und frohen Ereignissen, wie mit Kauf und Vertragsabschluß.[1] Im Ruodlieb gestaltet der Wirt vor Ostern das Mahl zu einem Abbild des heiligen Abendmahles; er zerteilt das Fleisch in kleine Stücke und reicht es als Sakrament, als Eulogie oder Agape unter seine Diener.[2] So hat Ulrich von Lichtenstein später im Kerker eine Art Selbstkommunion gefeiert. Darauf folgt im Ruodlieb das eigentliche Nachtmahl mit Fleisch, Würzwein und Met im kunstvoll geschnitzten Nußbaumbecher, dem Geschenke eines Gastes.

Neben dem Wein und Met eroberte sich das Bier eine unbestrittene Herrschaft, seitdem der Hopfenzusatz es geschmackvoller gestaltete. In Klöstern und Stiften, wo der Anteil der Einzelnen festgestellt war, durfte einer doppelt so viel Bier als Wein trinken. Da muß das Bier entweder sehr gut geworden oder der Wein sehr schlecht gewesen sein. Übrigens war der Geschmack nicht verwöhnt; denn neben dem Gerstensaft spielten auch Haber- und Afterbiere und verschiedene Beerweine, die auch in Ritterburgen Eingang fanden, darunter namentlich der Morat, der Maulbeerwein, eine Rolle.

Bei dem Mahle saßen die Frauen mitten unter den Männern, und Mädchen oder Knaben bedienten die Gäste. Einem lieben Gaste wartete die Frau selbst auf. Im Schloß einer Schwabenherzogin bedienten den Bischof von Konstanz die anwesenden Priester, während der Herrin eine Magd zur Seite stand. Zu jedem Gang trugen die Diener einen neuen Becher Wein auf. Vor der Schlacht von Hastings 1066 schmausten, wie ein normannischer Dichter meldet, die Engländer unbesorgt, tranken, tanzten und sangen die ganze Nacht hindurch: „sie riefen: „Heil" und „zur Gesundheit": laß die Becher kommen und trinke Heil, trinke mir nach und mir zu, trinke voll, trinke halb und ich trinke dir zu."[3] Wie zur Ritterzeit

[1] Kunze, Privatleben 107.
[2] Offas ... pro sacramentis pueros partitur in omnes.
[3] Wace, Roman de Rou 7357 (1274).

pflegten die vornehmen Herren schon damals die Nacht und das Gelage durch gepfefferte Reden zu würzen. Sie rühmten sich, sagt Hermann von Reichenau, ihrer Liebesabenteuer und Siege und zählten auf, wie viele sie verführt haben.[1] Wer solche nicht aufzuweisen hatte, dünkte sich als Schwächling unter seinesgleichen. Schon damals müssen Hunde und Weiber ein beliebter Gesprächsstoff der adeligen Herren gewesen sein, nach der bezeichnenden Zusammenstellung zu schließen, die sich sogar eine so ehrwürdige Versammlung, wie sie ein Bischofskonzil war, erlaubte.[2]

## 2. Spiele und Wirtshäuser.

Mit den Gelagen verband sich das Spiel. Die Spiele waren die gleichen wie in der karlingischen Zeit, zerfielen in Brett- und Würfelspiel, in Gesang, Musik und Tanz, endlich in die Vorstellungen der Spielleute.

Als neues Spiel kam das Schachspiel auf und verdrängte die alten Spiele, so daß bereits das Würfelspiel in Verachtung fiel. Vielleicht gerade weil das Schachspiel den Geist zu sehr anstrengte und die Leidenschaften zu wenig erregte, würzten die Spieler die Stunden mit reichlichen Getränken, weshalb in Italien das Sprichwort aufkam, dem Bacchus und Scachus huldigen. Gerade in Italien übte auch nach dem Aufkommen des Schachspiels das reine Glückspiel noch eine mächtige Anziehungskraft aus und besaß der Würfel einen festen Boden. Die Spieler benutzten hier nur einen Würfel, nannten während des Wurfes eine Zahl von Eins (Aß) bis Sechs. Wer die Ziffer, die fiel, erriet, gewann den Einsatz. In den Romanen erblickten die Deutschen ihre eigentlichen Meister und benannten daher auch die Würfelaugen mit romanischen Namen assi, esse; dûs, taus; tria, drîe; quater; zingo, zinke, ses. Bei einem anderen in Italien gebräuchlichen Spiele hatten die Teilnehmer eine mit Zeichen bemalte Tafel vor sich und warfen den sogenannten Mimus in die Luft. Wer das gewählte Zeichen traf, der hatte gewonnen. Außer dem Brett und der Tafel nennt

[1] Op. ad amiculas, Ztsch. f. deutsches Altertum 1867 (13) 424.

[2] Decimis pascunt canes et geneciarias, Synode von Meaux 845 c. 75. Die gleiche Zusammenstellung hat Regino 1, 132; ebenso Form. Flav. 44, M. G. 481. Canes et meretrices sive latrones, G. Aldrici 17; M. G. ss. 15, 315.

ein Engländer unter den Spielen noch den Monarch, Taliorch, Trikol (Dreiglied), Urio (Filzlaus), die dardanische Schlacht, den Fuchs, die Kreise (orbiculi).[1]

Dem Spiele ergaben sich mehr, als es ihnen anstand, die Geistlichen, wie Ratherius bemerkt. Viele Bischöfe, klagt er, spielen Kreisel und meiden darum auch das Würfelspiel nicht. Sie gehen fleißig mit dem Spielbrette anstatt mit der Schrift, mit der Wurfscheibe anstatt mit dem Buche um. Sie wissen besser, was dich ein Fehlwurf[2] kostet, als was die Heilswahrheit fordert, verbietet oder verheißt und was sie spricht; besser, was der Glückswurf, der Sechser,[3] bringt, als was sie Gott zu danken schuldig sind.



Darstellung aus dem Leben Johannes' des Täufers nach dem Bamberger Evangeliar Ottos III., aus dem das schon S. 348 abgebildete Huldigungsbild stammt. Oben Gastmahl mit dem Tanz der Salome, unten Enthauptung. Salome trägt byzantinische Tracht, der Diener Leibrock, Hose und Strumpfschuhe. Der Tisch mit dem darauf gestellten Fisch und den Broten erinnert an den Abendmahlstisch der altchristlichen Kunst. Die Tischgesellschaft trägt römische Kleidung. Die Burg s. S. 399.

Soweit entwickelt war die Spielleidenschaft in Deutschland noch nicht. Hier ging es noch natürlicher her. Im Ruodlieb ergötzt sich die Burggesellschaft vor dem

[1] Ioh. Salisb. Polic. 1, 5.

[2] Damnosa canicula; prael. 5, 6; M. 136, 291.

[3] Senio, vgl. Mart. 13, 1. Im Unterschied vom Würfelspiel galt bei den späteren Karten umgekehrt das Aß für den höchsten Treffer.

Essen mit Fischfang. Während die Frauen oben auf dem Söller zuschauen, besteigt der Ritter den Nachen, dreht aus dem fabelhaften Kraute Buglossa Pillen und streut sie ins Wasser; die Fische fressen davon, können nicht mehr untertauchen und werden nun vom Nachen aus mit Ruten ans Land getrieben, wo sie der Fischer mit den Händen fängt. Die Frauen, erstaunt über diese Kunst, klatschen in die Hände, und die Herrin ruft: „Einen solchen Fischer, wie Ihr seid, gibt es in der ganzen Welt nicht mehr." Nach dem Essen unterhält sich die Gesellschaft mit abgerichteten Vögeln und lauscht dem Gesange von Harfnern. Ruodlieb ist aber über das Spiel wenig erfreut; er bittet selbst um eine Harfe und schlägt sie auf das kunstvollste, indem er bald mit der rechten Hand, bald mit der linken in die Saiten greift und ihnen süße Melodien entlockt. Nach den Sätzen spielt er auf Bitten der Gesellschaft eine Tanzmelodie; Junker und Fräulein treten einander gegenüber und führen, Hände und Füße kunstvoll bewegend, einen Kontretanz aus. Er umkreist wie ein Falke die schöne Tänzerin, sie aber fitticht wie eine Schwalbe, ihre Bewegungen sind mannigfacher und rascher, aber zierlicher, man könnte glauben, sie schwämme: er verfolgt sie; aber sobald sie sich fassen, gleiten sie aneinander vorüber.[1]

Statt des kunstvollen Tanzes liebte das Volk den Rund- und den Reihentanz, wo die Paare sich an der Hand hielten und unter Gesang ringsum oder gegeneinander sprangen. Ein Lied übte erst dann seine Wirkung, wenn sich eine Tanzbegleitung dazu gesellte. Daher tanzte das Volk alle Arten von Liedern, sogar das Heldenlied und den Totentanz.

Den Kunstgesang und Kunsttanz übten die Spielleute, die in großen Scharen das Land überschwemmten. Auch diese trugen singend und tanzend Lieder und Dramen vor. Förmliche Konzerte führten Musiker, die „Fiedler" oder Geiger auf,[2] beliebter aber waren Körperkünste. Wer etwas verdienen wollte, der mußte die verschiedensten Bedürfnisse befriedigen, auf allen Sätteln reiten und bald die Rolle eines Artisten, bald die eines Sängers, bald die eines

---

[1] Einen ähnlichen Tanz carole mit Annäherung und Entfernung schildert der Roman de la Rose 766.

[2] Folgende Musikinstrumente nennt der Dichter Milo: harpae, lirae, citharae, psalteria, fistula musae, cimbala, sambucae, simphonia, timpana, sistra; De sobrietate 2, 162. Vgl. S. 481 Note 3.

Tänzers übernehmen können. Zwischen diesen verschiedenen Rollen machten die Leute keinen Unterschied und hießen die Körper- wie die Sangeskünstler gleichmäßig Spielleute, Jongleure, Gaukler.[1] Ganz im Anschluß an die ausgehende Römerzeit verlegten sich die fahrenden Leute auf Varietäten, darunter auf Kunststücke, die noch heute den Reiz der Tingeltangel bilden,[2] und zeigten sich im Ringen



Musikdarstellung eines Psalters des zehnten Jahrhunderts. In der Mitte spielt der König David auf einer Zither mittels eines Plektrons. Zu seinen Seiten steht ein Hornbläser und eine Frau mit Cymbeln. Im Hintergrund der Tempel mit dem Bach Cedron. In der unteren Hälfte fällt zunächst eine große Orgel ins Auge, an der drei Männer den Blasbalg treten, von dem ein Schlauch zu den Pfeifen führt. Daneben eine Tänzerin, die sich bis auf das Lendentuch der Kleider entledigte

und Fechten.[3] Karl der Große zählte zu den Vagabunden nackte Menschen, die mit Eisen einherziehen[4] und wie zur Buße sich verwunden und die Menschen betrügen. So gut wie zu allen Zeiten

[1] Von cauculatores — ioculatores. Ratherius nennt die Mimen bromii, thumelici.

[2] Liutp. ant. 6, 9.

[3] Si circensibus quispiam delectetur, si adletarum certamine, si mobilitate hystrionum, si formis mulierum, si splendore gemmarum, vestium metallorum et caeteris huiuscemodi, per oculorum fenestras animae est capta libertas; Ep. Leidradi Mab. anal. 85 (III, 28); M. G. Ep. 4, 541.

[4] Nudi homines qui cum ferro vadunt; Cap. 789, 802; M. G. 1, 61, 104

hatten auch damals die Leute einen Gefallen an halsbrecherischen Übungen; sie sahen sogar gerne etwas Blut fließen; die Bestie, die in jedem Menschen steckt, ließ gerne den Reiz der Grausamkeit auf sich einwirken. So erklärt es sich wohl, daß das Stechen, oder wie ein Mönch in St. Gallen es nennt, das „Picken", an dem sich die Ungarn ergötzten, ein den Alamannen nicht unbekanntes Spiel war;[1] vielleicht haben damit die späteren Spießruten einen gewissen Zusammenhang. Jedenfalls gehörte das gegenseitige Prügeln und Verhöhnen zu den Hauptspässen, mit denen die Spielleute ihre Zuschauer erfreuten. In Italien hieß ein Fahrender, der sich um Geld prügeln ließ, Leibweh, Maldecorpo. An einen fliegenden Mimus erinnerte den Italiener, wie wir oben hörten, jene Puppe, die die Spieler auf ein Zeichenbrett warfen.[2] Einen Spieler, der sich Elster nannte, ließ der Adoptivsohn der Markgräfin Mathilde von Tuscien auf einen Baum klettern und verlangte von ihm, er solle nun auch gleich einer Elster fliegen. Selbst vor einem so frommen Manne wie dem hl. Heinrich ließ sich einmal ein Spielmann mit Honig bestreichen und von einem Bären ablecken. Viel verbreitet war der Seiltanz der Männer und Frauen, der „Seilriesen". Was uns besonders auffällt, waren es besonders Frauen, die Wephari, Wipper, die Tochen (Docken), Ritaskofen, die diese und verwandte Künste ausübten. Eine besondere Gattung von Artisten verstand es trefflich, bekannte Männer zu karikieren, und hieß daher Anterari.[3] Verwandt damit ist der Skern, der Scherzer, der Spottari, Spötter, der Snurrinch, der Schnurrige. Ihr Beruf ging über in den der Schauspieler und Mimen im römischen Sinne, die Lieder und Dramen vortanzten. Die starken Bewegungen, das Gebärdenspiel war ihnen die Hauptsache; kam es doch vor, daß stumme Schauspieler Rollen agierten, die ein Vorleser mit dem nötigen Texte begleitete.[4] Hierher gehören die von den altdeutschen Glossen und Predigten erwähnten Gaukler, die Taumler, die Hlaufo, die Läufer, die Tänzer, die Gampel- und Gungelmänner.

Unter die Zahl der Schauspieler mischten sich immer mehr

[1] M. G. ss. 2, 106.

[2] S. S. 450; Davidsohn, G. v. Florenz 1, 766.

[3] In der Gestalt der volkstümlichen „Usanterer" noch heute erhalten; tocha = oscilla; Schönbach, Studien 1, 75.

[4] Cloetta, Komödie und Tragödie im Mittelalter 38, 127.

Frauen, die selbst das Altertum lange ausgeschlossen hatte. Ihnen fiel namentlich der Kunsttanz zu. Wie aus den Klagen frommer Männer hervorgeht, ließen sie alle Reize spielen, den Silberton der Stimme mit den üppigen Biegungen des Körpers und der Pracht der Gewandung.[1] Als ihre Patronin galt Salome, die Tochter der Herodias, die Viper, die Schlange, wie fromme Mönche sie nannten. „Diese Schlange aus Viperblut erzeugt," sagt ein Dichter, „zischt und ringelt sich, bis sie das unschuldige Vögelein verschlingt; seht, sie zielt nach dem Haupte des Propheten."[2] Der Abscheu vor diesem Gewerbe verhinderte aber nicht, daß die Mönche sie mit einer gewissen uneingestandenen Vorliebe bei Bildern des Gastmahls des Herodes darstellten; denn es fiel ihnen gar nicht ein, ihr eine abschreckende Teufelsgestalt zu geben.



Gastmahl des Herodes mit dem Tanz der Salome. Rechts bringt ein Diener das Haupt des Johannes. Relief der Bernwardsäule zu Hildesheim.

Schon ihre Tracht hob die Spieler von den übrigen Menschenkindern ab. Die einen traten mit wallenden Haaren, andere mit glattgeschorenem Haupte und barfuß auf, darunter die italienischen Trotinge, die wohl den deutschen Tretern zu vergleichen sind. Die einen waren in recht leichte, durchsichtige, knapp anliegende, die anderen in überlange Gewänder gehüllt. Als die Byzantiner sich einmal einem Gesandten gegenüber die lange Tracht als ihr

[1] Ludus de theatro, qui femineis foedisque anfractibus provocat libidinem, actus sordidos repraesentat etc. Bern. ep. 87.

[2] Organicumque melos aptabat filia mortis, vipera vipereo saltatrix germine creta. Sibilat ut serpens, ut regulus, ore volucrem sorbeat, ad caput haec tendit fera bestia vatis. Milo de sobrietate 2, 164.

Vorrecht hinstellten, meinte dieser, sie sei nichts Besonderes, da sie bei ihnen die Spielweiber und Gaukler tragen[1] und als im Gefolge einer Italienerin am französischen Hofe kurzgeschorene bartlose Hofleute mit bunten Beinkleidern und Schuhen erschienen, urteilten die Mönche, das sei eine Histrionenmode.[2] In die Gemächer der Vornehmen drängten sich nach Amarcius Weiber mit Hosen und kurzen Haaren. Unter den armen Reisenden, die einen gewissen Anspruch auf die Gastfreundschaft hatten, verbargen sich immer auch fahrende Schauspieler. Ohne Zweifel befanden sich unter den Peripatetikern, die Bischof Godehard von Hildesheim bewirtete und mit diesem scherzhaften Titel beehrte, fahrende Spielleute und vielleicht auch Lehrer schöner Künste. Auch vermischten sich mit ihnen Pilger, die große Aufmerksamkeit erregten gleich den beiden Simeonen.

Das Hauptarbeitsfeld und die Heimat der Spielleute war Italien. Daher ermahnte auch Alkuin einen jungen Schüler, der nach Italien zog, er möge sich vor den Spielleuten in acht nehmen.[3] Wer Schauspieler und Tänzer in sein Haus aufnimmt, meint Alkuin, der wisse nicht, was für eine Schar unsauberer Geister ihnen folge. Von einem Possenreißer, der in einem Dorfe den Teufel nachäffte, erzählte man, er sei lebendigen Leibes zur Hölle gefahren.[4] Der Teufel erschien oft in der Gestalt der Spielweiber. Denn die Besessenen machten durch ihre Körperverrenkungen oft den Eindruck, als ob sie Contortionisten wären.[5]

Umgekehrt hüllten sich in Byzanz selbst Heilige in die Maske der Fahrenden oder Narren, so Andreas Salos, der an Simeon Salos ein Vorbild besaß. Während aber jener sehr weit ging in seiner verstellten Ausgelassenheit, benahm sich dieser behutsamer. Während jener selbst mit dem Prügelholz umherlief, ließ sich dieser als Narr und Bettler von jedem prügeln und verspotten. Auch der hl. Nilos band einmal einen Fuchsbalg um seinen Kopf und setzte sich dem Gelächter aus. Ebenso erregte das Auftreten des Eremiten Simeon, der an die Apostelgräber wallfahrtete, großes

---

[1] Liutp. leg. 55.

[2] A medio capitis nudati, histrionum more barbis rasi, caligis et ocreis turpissimi; Rad. Glab. 3, 9.

[3] Ep. 289 (281).

[4] V. Amandi 44; M. G. Poetae lat. 3, 600; vgl. Reich Mimus 1b, 795.

[5] Mab. a. ss. 3b, 192.

Aufsehen; das Volk hätte sich ohne Dazwischentreten eines Armeniers an ihm vergriffen. Andreas erniedrigte sich zu den Hunden, soff Wasser aus schmutzigen Pfützen, gesellte sich zu den Weinbrüdern in die Kneipen und zu den Dirnen, um sie zu bekehren.

Die Ausgelassenheit der Spielenden muß groß gewesen sein, da schon die trullanische Synode 692 sie verdammte und sogar Karl der Große gegen sie einschritt. Hieß doch der Spielmann oft geradezu Lotter (Luder), Hurer (Hurewin) und das Spielweib Hure. Wenn schon das Altertum die Schauspieler zu den unehrlichen Leuten rechnete, wieviel mehr das Mittelalter! Einen Spielmann zu erschlagen und ein Spielweib zu notzüchtigen, hatte keine schweren Folgen. Wie anderen unehrlichen Leuten gewährte ihnen der Schwabenspiegel eine Scheinbuße,[1] den Schatten eines Mannes und den Hinterbliebenen den Glanz, den ein blinkender Schild gegen die Sonne wirft.[2]

Da sich ihre Kunst oft nicht lohnte, mußten die Spielenden ein Nebengewerbe treiben; sie versahen sich mit allerlei Kram, Salbbüchsen und Arzneien. Vielfach dienten sie auch als Boten, namentlich als Liebesboten, und verglichen sich selbst mit dem Raben, dem Boten Wodans. In der Volkssage gewinnt der Rabe, der Liebesbote, seinem Herrn Oswald die Liebe der fernen Prinzessin. Aber ihr Vater widersetzte sich heftig ihrem Verlangen. Da drohte das Mädchen, sie werde mit einem Spielmann entfliehen. „Das wird dir schwer fallen," meint ihr Vater, „denn ich habe an dir noch keine Sprünge bemerkt." Rasch besonnen erwiderte die Tochter: „Du brauchst dich darum nicht zu bekümmern; was ich heute nicht kann, lerne ich morgen." In der Tat entflieht sie mit dem klugen Raben und Oswald kann sie heimführen. Darüber vergißt er den armen Raben und dieser klagt: „Mit den Säuen mußte ich essen, sie haben mir mein Gefieder zerstoßen, ich bin nackt und ruppig." Wehe jenen, die den Spielleuten die Gaben verkürzen wollen! Dem Raben muß Oswald versprechen, daß er nach seiner

---

[1] Ebenso den gedungenen Kämpen, Pfaffenkindern u. a. Grimm, Rechtsaltertümer 677.

[2] Nach anderer Auffassung ist der Schatten nicht so unbedeutend; denn nach dem alten Volksglauben widerfuhr das, was im Schatten geschah, dem Manne selbst; Rochholz, Glaube und Brauch 1, 112; Wolf, Beiträge 2, 347; s. dagegen das Brünner Stadtrecht bei Hampe, Fahrende Leute 19.

Rückkehr Koch und Kellermeister hängen lasse, weil sie ihm nicht Speise und Trank verabreicht hätten. In seinen Liedern spielt der Fahrende gern auf seinen Hunger und Durst an; oft benützt er die Spannung der Zuhörer, unterbricht den Vortrag plötzlich in der Mitte und begehrt einen Trunk. Auch mit Kleidern und Geld läßt er sich entlohnen. Kargen Wirten hält er das Beispiel des Königs Oswald vor und erzählt, wie er 12 Stück Fleisch, 12 Stück Brot und 12 Goldpfennige einem einzigen Gaste reichen ließ, so daß selbst die Diener darüber eifersüchtig wurden. Als sie den unzufriedenen Fremden beseitigen wollten, belehrte sie der Herr durch eine derbe Züchtigung, die der Dichter mit vielem Behagen anschaulich schildert, wie Notleidende zu behandeln seien.

Nicht nur Speise und Trank, Geld, Kleidung und Schmuck verlangte der „fahrende" Mann, er buhlte auch um Liebe und Gunst; er richtete seine Augen nach höherem und trachtete nach der Liebe vornehmer Frauen.[1] Was einem Boilas am Kaiserhof gelang, das erreichten auch die Spielleute an kleineren Höfen und in Bürgerhäusern. Die Geschichte vom Schneekinde erzählt: fahrende Spielleute gewannen die Gunst einer Kaufmannsfrau zu Konstanz, deren Gatte sich auf Reisen befand. Nach seiner Rückkehr traf der Kaufmann zu Hause ein Kind an, von dem die Mutter erzählte, sie habe auf einem Spaziergang in den Alpen ihren Durst mit Schnee gelöscht und darauf einen Sohn geboren. Solche pikante Ereignisse würzten damals wie zu allen Zeiten die Unterhaltung der Männer in der Halle. Zu Konstantinopel erregten die Zoten des Narren, des Morio Boilas, die Aufmerksamkeit des Kaisers Konstantin IX., und dieser wandte ihm in einem solchen Grade seine Liebe zu, daß er alles wagen durfte. Er schildert mit allen rohen Einzelheiten, wie er als Sohn einer Kaiserin zur Welt kam, machte vor den Augen des Kaisers seiner Geliebten, einer Alanin, den Hof; ja er richtete seine begehrlichen Blicke bis zu dem Kaiserthron und er hätte seinen Gönner ermordet, wenn sein Plan nicht vorher entdeckt worden wäre.

Des Humors, der Späße, des Spieles kann der Mensch, selbst der ernsteste, sich nicht ganz entschlagen; ja gerade, je stärker die Geisteskraft angespannt und das Gemüt auf weltferne Gebiete ab-

[1] Guiberti v. 3, 16; über nordische Verhältnisse s. Weinhold, Deutsche Frauen 1, 263.

gelenkt wird, desto stärker pflegt die sinnliche Natur sich wieder zu entladen. Daher erklärt sich die Erscheinung, daß selbst die frömmsten Männer an derben Spässen eine merkwürdige Freude bekunden. Etwas Musik, Gesang und Spiel duldete selbst ein so strenger Mann wie der hl. Ulrich zu Festzeiten und die strengsten Äbte und Äbtissinnen gönnten zuzeiten ihren Schutzbefohlenen ein unschuldiges Vergnügen. Daher suchten die Spielleute nicht nur Fürstenhöfe, sondern auch Bischofshäuser und Klöster auf. Klosteräbte ließen die Mahle mit Musik begleiten.[1] Als der deutsche König Konrad im Jahre 911 das Kloster St. Gallen besuchte, drangen mit ihm Spielleute in die heiligen Räume. Die Saiten, sagt Ekkehard, klangen, die Gaukler sprangen; ganz verwundert schauten viele Brüder bei dem ungewohnten Spiel drein, der König aber lachte über ihre verzogenen Mienen. Während das Volk seine Freude an den Mimen bezeugte, blieben heilige Männer immer ernst. Von Ludwig dem Frommen sagt sein Lebensschilderer, er habe im Lachen nie seine Zähne gezeigt, obwohl er schöne weiße hatte.[2] Das gleiche hören wir von Bruno, dem geistlichen Bruder Ottos I. Weniger zurückhaltend benahm sich der hl. Heinrich. Als einmal ein Gaukler sich mit Honig bestreichen und von einem Bären ablecken ließ, machte ihm das großen Spaß.[3] Da aber Heinrich III. bei seiner Vermählung 1043 den Spielleuten jede Aufmerksamkeit verweigerte, rächten sie sich an ihm damit, daß sie den „Schwarzen", wie man ihn hieß, auch als geizig verschrieen.

Um so freigebiger benahmen sich viele Bischöfe und Äbte und vergeudeten, wie schon Beda, Alkuin und Agobard klagten, die kirchlichen Einkünfte an Gaukler.[4] In verstärktem Grade wiederholt diese Klage im zehnten Jahrhundert Ratherius von Verona. Viele Bischöfe, sagt er, ernähren Schauspieler[5] lieber als Priester,

---

[1] Boll. Sept. 7, 333.

[2] Nunquam in risum exaltavit vocem suam, nec quando in summis festivitatibus ad laetitiam populi procedebant themilici, scurri et mimi cum coraulis et citharistis ad mensam coram eo, tunc ad mensuram ridebat populus coram eo, ille nunquam nec dentes candidos suos in risu ostendit; Theg. 19.

[3] V. Popp. 12, ss. 11, 301.

[4] Alcuini ep. 81 (124); Agobard., De dispensatione rei ecclesiasticae; Beda ep. ad Egb. 4.

[5] Thumelici.

Lustigmacher lieber als Geistliche, Säufer[1] lieber als Philosophen, Mimen lieber als Mönche. Die Harfe ist bei ihren Gelagen und die Leier, aber niemand denkt an Gottes Werk. Da gibt es allerlei Konzert und Musiker, Kuppellieder und die Pest der Tänzerinnen. Sie setzen sich auf schäumende Rosse, aufgeputzt mit goldenen Zügeln, silbernen Kettengehängen, deutschen Zäumen, sächsischen Sätteln.[2] So eilten sie zum Ringkampf, zum Wettrennen, zum Bogenschießen und schwangen nach deutscher Sitte den Wurfspieß und jagten das Wild. Mit Spieß und Bogen zog der Jäger aus und erlegte Hirsche, Rehe und Hasen, aber auch Wölfe und Bären, Wildschweine, wilde Pferde, Auerochsen und Wisente.

Mehr und mehr pflegten auch die niederen Geistlichen trotz vieler Verbote die Jagd, besuchten die Wirtshäuser und sahen den Spielweibern zu.[3] Als Gott die Erde verteilte, so erzählt eine altfranzösische Fabel, da erhielten die Edeln den Grund und Boden, die Geistlichen den Zehnten und Stiftungen und die Bauern wurden verpflichtet, für beide zu arbeiten. Nun waren noch zwei Stände unversorgt, die Spielleute und die fahrenden Fräulein. Diese kamen klagend vor Gott, daß er bestimmte, daß jene — die Spielleute — von den Edlen, diese — die fahrenden Fräulein — von den Klerikern ernährt werden sollten.

Schon im sechsten und siebten Jahrhundert verboten die Konzilien den Geistlichen den Besuch der Wirtshäuser und unanständigen Aufführungen; denn Spiele und Wirtshäuser standen miteinander in Verbindung. Die Wirtshäuser waren die liebsten Standquartiere der fahrenden Leute, der fahrenden Weiber und Zauberer. Schon im salischen Gesetze bedeutete das Wort Herberger einen Schimpf; Herbergen waren Hexenküchen. Dort kehrten ohne Zweifel die gewerbsmäßigen Wettermacher ein, die zum großen Haufen der Fahrenden gehörten. Da gab es eine lustige Gesellschaft. Wenn schon der griechische Kaupo und seine Dienerin in schlechtem Rufe stand, wieviel mehr der abendländische! Auf ihren vielen Orientreisen haben übrigens die Abendländer die Sitten und Einrichtungen

---

[1] Bromii.

[2] Prael. 5, 9 M. 136, 294; vgl. über Siegfried von Mainz Gozechini ep. Mab. Analecta 437.

[3] Königer, Burchard von Worms 37.

griechischer Wirthäuser zur Genüge kennen gelernt, vielleicht haben sie davon manches aufs Abendland übertragen.

Die vielverbreitete Legende von Konstantin behandelt mit Vorliebe Helena als Wirtin oder Kellnerin, die Konstantius auf einer Heerfahrt kennen lernte und bald wieder verließ, ohne die Geburt des Konstantin zu ahnen.[1] Nicht ohne Grund spinnen die Legenden die Geschichte vom verlorenen Sohne in dieser Richtung weiter aus und lassen den fahrenden Jüngling mit Dirnen sein Geld in Wirtshäusern verspielen.[2] Das Leben einer Kellnerin schildert Hrotswitha in ihrem Drama „Die Buße der Maria". Maria war von ihrem Pflegevater Abraham dem Einsiedler fromm erzogen, dann aber verführt worden und in einem Hause gestrandet, das gleich dem der hl. Afra in Augsburg zugleich Gast- und Freudenhaus war. Abraham erfuhr ihren Aufenthalt und machte sich dahin auf. Vor dem Wirtshause spielte sich folgendes Gespräch ab. Abraham: Heda, lieber Wirt! Wirt: Wer spricht? Ach, sieh, ein Gast! Sei mir willkommen. Abraham: Hast nicht ein Fleckchen du, wo übernachten könnt' ein müder Wandersmann? Wirt: Versteht sich! Unser gastlich Haus schließt keinen aus. Abraham: Das lob' ich mir! Wirt: Komm nur herein! Gleich soll die Mahlzeit fertig sein. Abraham (in das Gastzimmer tretend): Du nimmst mich freundlich auf, hab großen Dank dafür, doch fordre ich noch etwas Besseres von dir. Wirt: Was wünschest du? Nur frisch heraus! Will dir schon das Begehrte schaffen. Abraham: Da nimm ein kleines Geschenk und sag dem schönen Mägdlein, das du, wie ich vernahm, in deinem Hause hegest, es möge doch mein Gast bei unserm Mahle sein. Der Wirt wundert sich, daß ein so alter, eingeschnurrter Knabe sich an eine so junge Dirne hänge, läßt sie aber kommen, und nun schildert die Dichterin mit dramatischer Lebendigkeit und großer Naturwahrheit, wie Maria sich dem Gaste mit Liebkosungen nähert. „Nicht süße Küsse nur," sagt sie, „will ich dir spenden, die Arme schling' ich auch um deinen greisen Hals, und wieder, immer wieder will ich dir ihn streicheln." Sie setzen sich nun zur Tafel und genießen Speise und Trank. Dabei bemerkt Maria, daß ihr Gast nicht von gewöhnlicher Art sei: ein merkwürdiger Wohlgeruch geht von ihm aus, der sie an die frohe

[1] Heydenreich in d. Z. f. Gesch. 1893 B. 9 S. 15.
[2] Michel-Fournier, Histoire des hoteleries S. 200.

Jugendzeit mit ihrer Unschuld erinnert. In Reue zieht sich das Herz zusammen und sie wünscht den Tod herbei, was den Wirt stutzig macht. Abraham stellt sich so gut er kann und redet sich selbst ein: Wohlauf! die Maske vorgenommen und Wort und Scherz wie sie leichtfertigem Volke zukommen![1] Daß nicht mein Ernst mich ihr verrate, und sie voll Scham in ihre Kammer fliehe! Er bleibt in diesem Tone, bis die Zeit des Abendmahls vorüber ist und er sein Lager aufsucht. Erst in der Schlafkammer bei verriegelter Türe enthüllt sich Abraham der buhlenden Pflegetochter. Maria versinkt wieder in Verzweiflung und Abraham kann sie nur mühsam wieder aufrichten. In schwerer Buße sühnt Maria ihre Schuld.

Von den Wirtshäusern ergossen sich nach den Darstellungen des Böhmen Kosmas alle Übel und Laster über das Land, Mord und Raub, Unzucht und Ehebruch.[2] Später gesellten sich noch die Badestuben dazu. Bezeichnend ist auch die Gleichstellung von Spielhaus (theatrum) mit Hurenhaus. In den Wirtshäusern versammelte sich alles Gesindel, Abenteurer und Betrüger, Sklavenhändler und Kuppler. Alles lief und schlief durcheinander in der gemeinsamen Halle. Wenn es einem Teile einfiel, zu spielen, bis tief in die Nacht, mußten die anderen wachen, ob sie wollten oder nicht.[3]

Wenn schon die römischen Herbergen von Schmutz und Ruß starrten, um so viel mehr die Wirtshäuser des frühen Mittelalters, und wenn wir noch aus dem späteren Mittelalter hören, daß Einzelbettstellen fehlten, so kann man ermessen, welche Behaglichkeit jetzt herrschte; nur darf man nicht vergessen, daß die Leute von ihren eigenen Häusern her nicht verwöhnt waren. Jeder legte sich auf Stroh oder Bänke hin, wo es eben Platz gab, und deckte sich mit dem unentbehrlichen Reisemantel zu.[4] Den festesten Schlaf beunruhigte die Furcht, nachts bestohlen zu werden. Dazu kamen noch andere Gefahren. In der Legende des hl. Polykarp wird erzählt: dieser Heilige habe ein heidnisches Wirtshaus aufgesucht. Als er schläft, weckt ihn ein Engel und bittet ihn, zu fliehen. Er

---

[1] Nunc, nunc est simulandum, nunc lascivientis more pueri iocis instandum.

[2] M. G. ss. 9, 69.

[3] Vgl. das Spiel des hl. Nikolaus bei Fournier et Michel I, 236.

[4] Sagum; damit deckten sich auch die Mönche.

verläßt das Haus; nach einigen Schritten erinnert er sich, daß er einen Vogel zurückgelassen habe, den ihm eine christliche Witwe geschenkt hatte. Er geht zurück, verläßt das Haus ein zweites Mal, aber kaum hat er die Schwelle überschritten, so stürzt das Haus zusammen.[1] Viele zogen es daher vor, im Freien zu übernachten, und sicherten sich vorher durch Reisig.[2] Reiche nahmen ihre eigenen Zelte und viel Lebensmittel mit und bepackten damit ihre Saumtiere nach der Art der Griechen; denn das Wort Säumer ist griechisch.

## 3. Das Reisen.

Die schönste Aufnahme fanden die Reisenden in Klöstern, denen die Regel die Gastfreundschaft zur Pflicht machte. Nun wurden freilich gerade deshalb die Klöster viel überlaufen und sie wehrten sich gegen die allzu starke Ausdehnung der Herbergepflicht. Als gelehrte Mönche von St. Gallen einen irischen Bischof und seinen Neffen, namens Markus und Marcellus festhielten, stießen sie nach der Schilderung Ekkehards auf einen starken Widerstand; nur geht aus seinen Darstellung nicht deutlich hervor, ob der Widerstand von den anderen Brüdern oder, was wahrscheinlicher ist, von der Begleitung des Bischofs ausging. Viel durchsichtiger sind die Gründe, mit denen die Mönche quartiersuchende Adelige und visitierende Bischöfe fernhielten. Wenn es sich um die Abwendung solcher Gäste handelte, wußten sie oft ganz klägliche Töne anzuschlagen. So jammerte der Abt Burkhard von St. Gallen in seinem Brief an den König, seine Mönche hätten kaum für ein Jahr Lebensmittel; wenn Gäste kämen, hätten sie sonst keine Regel mehr als den Mangel.[3]

Jedenfalls nahm die alte Gastfreundschaft ab; sie pflegt überall in demselben Grade zu verschwinden, als sich die Kultur ausbreitet. Schon im elften Jahrhundert begegnet uns eine Warnung, Verwandte nicht gar zu oft mit Besuchen zu belästigen.[4] Wohl suchte

---

[1] Boll. Ian. 2, 700.

[2] M. G. ss. 2, 368 f.; 15, 585; 9, 228.

[3] Ekkeh. c. 11, 101; vgl. Martène A. coll. 1, 295 ff.

[4] Es bildeten sich Sprichwörter: „Dreitägiger Gast ist jedermann zur Last," „den ersten Tag ein Gast, den zweiten eine Last, den dritten stinkt er fast." Tertio dio putrescit piscis et hospes — nisi sit sale conditus, fügte man später bei.

die Kirche und der Staat die alte Sitte zu erhalten. Fromme Erzählungen veranschaulichen den Segen der Gastfreundschaft und den Fluch der Hartherzigkeit. In der Legende des hl. Euthymius nimmt dieser 400 Fremde auf und durch ein Vermehrungswunder gelingt es ihm, sie zu speisen.[1] Die Legende des hl. Furseus läßt den vom Teufel besessen werden, der die Gastfreundschaft verweigert.[2] Wer einen Fremden auf seine Bitte nicht aufnahm, sollte nach dem Kirchengebot ebensoviele Tage Buße tun, als er ihn hätte beherbergen sollen.[3]

Doch ging die Kirche und der Staat am sichersten, wenn sie selbst vorangingen. Die Könige und Fürsten gewährten den Klöstern Vorrechte und Wohltaten gegen die Zusicherung, daß sie die alte Gastfreundschaft ausübten.[4] Viele Bischöfe, denen die Armenpflege am Herzen lag, errichteten selbst Herbergen, wo Klöster fehlten, vielfach in ihrem eigenen Interesse, da sie sie als Absteigquartiere auf Reisen benutzen konnten. In Frankreich besaßen um diese Zeit schon die Bischöfe und die Klöster in bedeutenden Städten ihre Höfe, wie später auch in Deutschland.[5] Viel mehr Verdienst erwarben sich aber die Bischöfe und Äbte durch Errichtung von Herbergen in abgelegenen Orten. Solche Herbergen begegnen uns schon im frühesten Mittelalter in den Alpen, namentlich auf dem großen St. Bernhard. Zur Not genügte jede Hütte,[6] jede Kapelle und Kirche, wo auch Asylsuchende übernachteten.[7] Ohnehin nahmen sich die Pfarrer,[8] sonst aber die Einsiedler, die Klausner der Reisenden an. Daher erklären sich die Namen Klaustal, Klausberg. Mancher heilige Mann zeichnete sich durch Gastfreundschaft aus, z. B. Ulrich und Wolfgang, Heribert, Godehard und Bernward. Auch ganz unheilige Männer fügten sich dem Sinne der Zeit und übten Wohltätigkeit, so namentlich viele deutsche und französische Fürsten. Auf Italien, wo die Liebe kälter, die Verhältnisse freilich auch andere waren, wirkte

[1] Boll. Ian. 2, 308.

[2] Boll. Ian. 2, 42.

[3] Barch. d. 19, 5 (130).

[4] Falk in den Hist.-pol. Blättern 114, 343.

[5] Aulae episcopales; Rev. d. qu. hist. 1894 (55) 15.

[6] In Skandinavien ließen die Könige Schutzhütten errichten; Weinhold, Altnordisches Leben 364.

[7] Transl. Marc. 2, 1; Viti 22; M. G. ss. 15, 242; 2, 583.

[8] M. G. ss. 15, 250 (III, 6); Heinrich von Melk, Priesterleben 69.

günstig ein das Beispiel Bernhards von Menthon, nach dem der Große und Kleine St. Bernhard benannt wurde. In der Volksphantasie aber überstrahlte alle Fremdenfreunde der sagenhafte spanische Fährmann Julianus Hospitator. Die Herberge Julians wurde sprichwörtlich in Frankreich.

Ob einer nach Rom, nach St. Jakob in Spanien oder ins Heilige Land wallfahrtete, überall bestanden Hospize, wenn nicht von Bischöfen und Klöstern, so doch von frommen Pilgern errichtet, die den Fremden Aufnahme gewährten. Es gehörte zu den Ausnahmen, wenn einer im Morgenlande im Freien übernachten mußte, aber zur Regel gehörte es, daß einer viel Hunger und Durst leiden und Hitze und Kälte ertragen mußte. Mit großer Rührung erzählte ein Pilger noch Jahre später von dem Mitleid der Hirten, die ihn mit saurer Milch erquickten. Nicht nur die Griechen, sondern auch die Araber und Türken besaßen Mitgefühl und Gastfreundschaft genug, um die Pilger in der größten Not nicht zu verlassen. Schlägt sich doch noch heute mancher arme Pilger mit Bettel hier durch.

Die Kirche ermahnte ihre Gläubigen, arme Reisende gleich Christus, der in Emmaus einkehrte, anzusehen, und viele beachteten die Mahnung. Dem Wirt im Ruodlieb war jede Fremdeneinkehr ein frohes Osterfest. Als der rothaarige Reisegefährte des Ruodlieb einen Hirten in der Nähe eines Dorfes fragte, wer wohl dort so reich sei, daß er sie aufnehmen könne, erhält er die stolze Antwort: „Viele gibt es dort, die, wie ich wohl weiß, nicht verlegen sein würden, einem Grafen alle Ehre zu erweisen, selbst wenn er mit 100 Schilden einkehrte. Das müßte ein armer Mann sein, der nicht Euch ausreichend bewirten und Euren Pferden Stallung geben könnte. Viele sind gewöhnt, Gastfreundschaft zu üben.“ Von allen aber empfiehlt er ein Haus, das reich und arm immer offen steht. Selbst der Geizhals, bei dem ein Jüngling einkehrt, reicht ihm wenigstens ein Brötchen, und auch wilde Ritter auf einsamen Burgen lassen Wanderer, die sie um eine Erfrischung angehen, nicht ungelabt von dannen ziehen.[1]

Wenn vollends ein lieber angesehener Gast erschien, beeilte sich die geschäftige Sorge, ihm einen guten Empfang zu bereiten. Eines

[1] S. S. 379.

Tages ließ der Bischof Salomo von Konstanz seinen Besuch der Berchta, der Gemahlin Erchangers von Schwaben, auf Diepoldsburg anmelden. Sogleich rüstete diese die Gastkemenate und ließ Wände und Bänke mit Teppichen schmücken. Zwei anwesende Priester gingen dem Bischofe mit dem Evangelienbuche entgegen. Die Burgfrau begrüßte ihn am Tore und bat, seine Hand ergreifend, um den Segenskuß. Darauf ließ sie ihn ins Bad und dann auf sein Zimmer führen, wo die Wirtin mit ihm das Mahl einnahm.

Weniger freundlich war die Aufnahme, die die Mönche von St. Gallen 954 dem vertriebenen Abte Kraloh bereiteten, als ihn der hl. Ulrich zurückführte. Nur dem Bischofe reichte Viktor, der Hauptgegner Kralohs, das Evangelienbuch zum Kusse und wandte sich alsogleich ab. Nun ergriff Ulrich den Mönch am Haupthaar und drehte ihn herum. Viktor warf darauf das Evangelienbuch rückwärts gegen den Bischof und eilte in voller Wut davon. Ulrich hob das Buch auf, streckte es dem Abte hin, der es unter Küssen in Empfang nahm und auf seinem Arm zum Altare trug. Dort erhob Viktor den Antwortgesang: deus qui sedes, aber die Brüder führten ihn in kläglicher Weise zu Ende, gingen in das Kloster zurück und verschlossen die Türen vor den Ankömmlingen. Nur nach vieler Mühe gelang eine Versöhnung. Wie ganz anders herzlich war der Empfang, den 973 im gleichen Kloster mehrere Bischöfe fanden! Vor den Toren des Klosters stimmten die Mönche einen feierlichen Gesang an und der Abt erwartete sie im Sprechzimmer, er erhob sich vor ihnen trotz seiner Schwäche und ging ihnen entgegen. Nachdem ein Abschnitt der Regel gelesen war, boten die Bischöfe dem Abte und den Brüdern den Kuß und drückten ihre Freude und Wünsche in sinnigen Formeln aus. Beim Abschied eines Gastes begaben sich die Mönche in die Kirche; beide Teile beteten für die Scheidenden, sprachen übereinander die Absolution nach dem Confiteor, segneten sich und vollzogen den Abschiedskuß. Manchmal begleitete der Trank der Johannesminne den Abschied. Mit einem Glase hellen Getränkes, erzählt Ekkehard, stellte sich der Gast, ein Bischof, in die Mitte des Saales, und indem er zuerst den Abt und dann die übrigen in heiliger Liebe zu trinken bat, küßte er diesen selbst und die Ersten an den Tischen und schickte durch dieselben allen Küsse zu.

Wenn ein Gesandter an einen Hof kam, empfing ihn der Vicedominus oder der Kämmerer und bestimmte ihm jenachdem eine geheime oder öffentliche Audienz. Ein fremder Gesandter durfte nicht bewaffnet vor den König treten, und manchmal war auch eine besondere Tracht vorgeschrieben. So sollte Johann von Gorze, ein Mönch, als er vor dem Kalifen zu Cordova erschien, seine Haare scheren, ein Bad nehmen und höfische Kleider anziehen. Johann aber weigerte sich, weil es gegen die Regel seines Ordens ginge. Das Geld, das man ihm zum Ankauf von Kleidern gab, schenkte er den Armen. Dem Kalifen, der das vernahm, gefiel der Mönch, und er sagte, er wolle ihn sehen, auch wenn er in einen Sack gehüllt vor ihm erscheine. Johann trat auf, wie er war, nicht als feiner Diplomat, sondern als gerader, offener Mann, und der Kalif nahm seine ungeschminkte Art nicht übel auf. Vielfach gelangten die Gesandten erst nachdem sie eine ganze Reihe von kämpfenden und spielenden Gruppen durchwandert hatten, in die Halle des Herrn. Dort umstanden wohl die Großen des Reiches den Thron. Die Fremden nahen sich mit großer Unterwürfigkeit, entbieten die Dienstwilligkeit ihres Herrn[1] und überreichen ihre Geschenke. Dann erhebt sich der König, nimmt den Hut ab, dankt und verneigt sich. Hat er sich gesetzt, so tragen die Gesandten ihre Botschaft vor. Der König berät sich hierauf mit seinen Getreuen am gleichen oder am folgenden Tage und gibt den Gästen den Bescheid. Durch Aufstehen erklärt der König die Audienz und die Beratung für geschlossen und er zieht sich in sein geheimes Gemach zurück. Zum Abschied erhalten die Gesandten Geschenke und den Abschiedstrunk vom Könige.

Wenn Könige zusammenkommen, sind die Formalitäten noch größer. Sie wählen gerne die Mitte eines Flusses, der die Reiche scheidet, und nahen sich auf Schiffen oder Brücken, so daß jeder auf seinem Grunde zu stehen behaupten kann.[2] Auf beiden Seiten des Flusses werden Zelte für die Vasallen, Grafen und Äbte

[1] Servimen, famulamen et fidi cordis amor; Ruodl. 4, 92, 136.

[2] So schloß Heinrich der erste Sachsenkönig mit Karl dem Einfältigen 921 auf dem Rheine Frieden. 1023 kam so Kaiser Heinrich II. mit Robert von Frankreich auf der Maas zusammen — der Ruodliebdichter hatte diese Zusammenkunft im Auge. Auf Brücken fanden auch Hinrichtungen und Feste statt; Liebrecht, Zur Volkskunde 435.

aufgeschlagen, in einem dieser Zelte wird ein Tisch zu einem Altare gedeckt, darauf die Messe zu halten, auch kommt man abends zur Vesper und zu anderen Stunden dahin.[1] Am Tage der Zusammenkunft hört der König in Eile[2] die Messe und geht dann zur Brücke, wohin einer den anderen bestellt hat. Mit weitläufigen Reden beteuern sie einander ihre Ergebenheit, schwören sich Freundschaft. Dann eilen sie zum Mittagessen[3] und es werden die Geschenke ausgetauscht. Besonders beliebt sind als Geschenke seltsame Tiere, Bücher und Reliquien. In diesen Geschenken suchte ein Teil den anderen zu überbieten, manchmal auch zu übervorteilen und unter Umständen auch seine Geringschätzung auszudrücken.

Als der Erzbischof Hatto von Mainz den Bischof Salomo von Konstanz besuchte, verabredeten sie miteinander ihre Geschenke. Hatto erbat sich ein Wassergefäß aus Erz, flüsterte aber dem Schenken, da dieser zunickte, listigerweise ins Ohr, er möge den in der Nähe stehenden goldenen Becher einpacken. Als Solomo den Betrug merkte, war Hatto schon abgereist; er nahm sich vor, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wozu er leicht einen Anlaß fand. Hatto hatte nämlich seinen Schatz zurückgelassen mit dem Auftrag, ihn zu verteilen, wenn er nicht mehr lebend aus Italien zurückkehre. Nun ließ Salomo durch Kaufleute aussprengen, Hatto sei gestorben, und ergriff Besitz vom Schatze des Bischofs. Wie leicht Mißverständnisse bei solchen Gegengeschenken entstanden, mußte Salomo selbst erfahren, als er die Kammerboten des Reiches bewirtete. Er ließ ihnen gläserne Gefäße überreichen, die sie selbst vorher bewundert hatten. Diese nahmen sie in die Hände, erzählt Ekkehard, aber jeder ließ das seinige nach geheimer Verabredung zur Erde fallen und lachte über die zerbrochenen Stücke. Von allem übrigen hielten sie sich, indem sie dem Bischof tausend Dank zurückgaben, klugerweise ferne. Als endlich der Bischof ihnen den Abschied gegeben hatte und sie zum Kusse zog, sagte er: „Euer Eigentum war es; also hat es euch nicht verdrossen, Trinkgeschirre von solchem Werte zu zerbrechen. Aber euren Seelen konntet ihr viel Heil verschaffen, indem ihr, statt Geldes sie dahingebend, dieselben den Armen

[1] Qua missae regi solet officium celebrari matutinalis et vespertina synaxis cursibus immixtis aliis de more diurnis (5, 11).

[2] Properantius.

[3] Prandium, abends folgt die coena.

geschenkt hättet.“ „Gläserne Freunde,“ entgegnen sie, „sind mit Glas zu beschenken; wir aber, die wir nicht gläsern sein wollen, haben das Glas zerbrochen,“ — und sie schieden fröhlich.

Nicht immer endigte ein gegenseitiger Spott so glimpflich und die Besuche führten oft zu dauernder Feindschaft. Wenn Araber Gesandte an christliche Höfe schickten, kam es nicht selten vor, daß sie in ihre Sendschreiben Schmähungen des Christentums einflochten, und die Christen vergalten mit einer Verhöhnung des Islams. Eben deswegen drohte die obenerwähnte Gesandtschaft des Johannes von Gorze ergebnislos zu verlaufen. Damit hängt wohl die üble Aufnahme zusammen, die Liutprand in Konstantinopel fand. Wie der Bischof von Cremona klagt, behandelten die Griechen die abendländischen Gesandten mit äußerster Geringschätzung, quälten und demütigten sie, wo sie konnten. Während die Griechen sich aufbliesen wie Frösche und der Kaiser sich bei feierlichen Audienzen mit einem unerhörten Nimbus umgab und im Dunkel gottartigen Geheimnisses verhüllte, mußten die Gesandten sich mit der elendesten Herberge begnügen und wurden, was Liutprand besonders ärgerte, bei der kaiserlichen Tafel den schmutzigen Bulgaren nachgesetzt. Ihre Wohnung war ein zerfallener Marmorpalast, in dem man weder vor der Hitze noch vor der Kälte Schutz hatte; zum Lager hatten die Gesandten nicht einmal Heu und Stroh; Wasser fehlte ganz; die Diener und der Aufseher, die man ihnen gab, waren Spitzbuben und hatten den Auftrag, die Gesandten mehr zu bewachen als zu bedienen. Man habe sie gefüttert, sagt Liutprand, wie Löwen in einem Käfig und es sei oft mehrere Wochen angestanden, bis man sie herausgelassen habe. Kein Wunder, daß die meisten krank wurden; Liutprand selbst wurde so schwach, daß er das Mitleid der Hofbeamten erregte. Kaum konnten die Gesandten genügend Nahrung sich verschaffen und erhielten sie nur gegen doppelte, ja vierfache Bezahlung. Mit der Zeit verschärfte sich noch die Bewachung; wer lateinisch mit den Gesandten sprach, wurde von den Wächtern geprügelt, und wenn einer ihrer Freunde ihnen etwas schickte, Brot, Wein und Obst, entrissen sie die Geschenke und schlugen die Überbringer. Die Mahlzeit, womit man die Gesandten am Kaiserhofe bewirtete, sei elend gewesen, so schmutzig sei es zugegangen wie bei Trunkenen, Fischlake habe bei keinem Gerichte gefehlt und alles habe von Öl getrieft.

Auch wenn ein Reisender auf guten Empfang rechnen konnte, gehörte das Reisen nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Fromme Seelen nahmen es als Buße auf sich und pilgerten an heilige Stätten, andere wichen nur der Notwendigkeit des Geschäftes, so die Kaufleute und Spielleute. Wie ungern sich jene auch auf dringende Bitte hin trotz aller deutschen Wanderlust zum Reisen entschlossen, beweist der Umstand, daß die Fürsten oft nur schwer Gesandte bekamen. Als es sich im Kloster Gorze einmal darum handelte, unter den Brüdern einen Teilnehmer für eine Gesandtschaft nach Spanien zu finden, weigerten sich alle hartnäckig; kein einziger verspürte Lust, das fremde Land und seine Eigentümlichkeiten kennen zu lernen. Jeder fürchtete sich vor den Gefahren, die sich gegen früher eher gesteigert als vermindert hatten.

Die Wege waren immer schlechter geworden, die Reichsstraßen waren zu Feldwegen herabgesunken und zwischen Feldwegen und Verbindungswegen bestand kein Unterschied. Manche Sprichwörter spielen auf diese Zustände an. Wenn ein Feldweg noch so schmutzig ist, heißt eines, so biege trotzdem nicht ab, um über die Saaten zu reiten, weil der Besitzer dir Übles zufügen kann. Umgekehrt mahnte ein anderes den Besitzer: Wenn du Saatfelder an einer Straße hast, so mache keine Schutzgräben, damit man nicht noch weiter in die Saat hineingehe; denn die Leute, die einen trockenen Weg suchen, umgehen die Gräben auf beiden Seiten und machen so zwei Wege. Ein drittes Wort riet den Reisenden: „Verachte einen alten Weg so wenig wie einen alten Freund"; denn der alte Weg ist sicherer und von räuberischen Anfällen weniger gefährdet. Zwischen öffentlichen oder Reichsstraßen und Nachbarschaftswegen ließ sich kaum mehr ein Unterschied entdecken. Bei nassem Wetter spritzte der Unrat hier wie dort hoch hinauf bis zum Joch und Sattel. Wenn ein Herr einen Weg besserte, so wußten die Geschichtschreiber dies nicht genug zu rühmen.[1] Viel Verdienst erwarb sich die Kirche, indem sie die Wegbesserung, den Weg- und Brückenbau als ein dem Almosen gleichwertiges gutes Werk empfahl, das die Sünden tilge. Eine großartige Auffassung des Gemeinsinnes, die mit den Zeiten leider verloren ging! Den Bemühungen der Kirche gelang es, leidliche Wege herzustellen, so daß im elften Jahrhundert

[1] M. G. ss. 14, 217; 12, 67; 4, 572 (zu beachten sind hier die Schneeschuhe).

der Verkehr immer mehr zunahm. An den Wegen erhoben sich erbauliche Kreuze aus Holz und Stein und in anmutiger Abwechslung Galgen, den Räubern zur Abschreckung.

Aus allen Schlupfwinkeln drohten Räuber hervorzubrechen. Daher bildete sich mehr und mehr das Geleite aus. Ursprünglich ein der Beherbergung verwandter Dienst des Gastfreundes gestaltete sich das Geleit zu einer Pflicht und einem Recht der Grund- und Landesherren um. Im Orient übernahmen die Hospitalbrüder das Geleit wie die Verpflegung der Pilger; denn allerorten drohten ihnen Krankheiten. Wie viele Opfer forderte der Orient und Italien! Der uralte Kulturboden Italiens war im Mittelalter gefürchtet als Herd todbringenden Fiebers. Als eine bekannte Tatsache setzt das voraus Ekkehard von St. Gallen, nach dessen Angabe selbst ein längerer Aufenthalt in Italien gegen die Ansteckungsgefahr nicht abhärtete.[1] Ganze Heere erlagen der Pest.

Trotz des schlechten Zustandes der Straßen zogen viele, namentlich Pilger, Schüler, Bettler, Missionare zu Fuß dahin und trugen ihre Habseligkeiten in Halsbeuteln oder Seitentaschen mit sich oder versteckten kostbare Gegenstände unter Kleidern an Orten, wo es niemand vermutete. So ließ ein Bischof von Verona vertraute Diener als Pilger verkleiden und ihnen das Geld, das er mitgab, mit kleinen Bändern um die Schienbeine herum befestigen.[2] Ein Reisender, der sich nicht blind allen Strapazen überließ, versah sich mit Lebensmitteln und einer Decke, da er zur Not manchmal im Freien übernachten mußte. Als Odo von Cluny einmal über die Alpen zog, stieß er auf einen armen Wanderer, dessen Felleisen mit fauligem Brot und Gemüse angefüllt war und ringsum die Luft mit Gestank erfüllte. Odo hieß ihn auf sein Pferd steigen und nahm ihm seinen Sack ab. Sein Begleiter, weniger abgehärtet gegen üble Gerüche, hielt sich abseits. Nach einiger Zeit nötigte der Bettler Odo wieder auf sein Pferd zu steigen und wollte ihm seinen Sack abnehmen, dieser aber hing ihn an den Sattelknopf und rief seinen Begleiter: „Komme her, denn wir müssen noch Psalmen singen;“ als sich der Begleiter entschuldigte, er könne den Gestank nicht aushalten, wies ihn Odo zurecht: „Der arme

[1] M. G. ss. 2. 82.
[2] L. c. 81.

Mann muß das tragen und essen und du kannst es nicht einmal riechen?"[1]

Wer es vermochte, der bediente sich eines Esels oder Pferdes und vermied eine Fußfahrt. Jeder ritt, auch die Frau und der Geistliche, und Reiten bedeutete soviel wie Reisen überhaupt. Wer kein Roß aufzubringen vermochte, der galt für sehr arm und erregte bald das Mitleid, so daß ihm wohl ein milder Mann ein Roß schenkte.[2] Unter dem Drucke der Sitte ritten auch Leute, die es nicht zu ertragen vermochten, und da konnte ihnen manches Ungemach zustoßen. Als der Mönch Richer mit einem Genossen und einem treuen Diener eine Reise machte, erhielt er vom Abte ein einziges Packferd, das leistungsfähiger aussah als es war. Die Anstrengungen eines planlosen Rittes in einem Walde, wo die Reisenden verirrten und von einem starken Regengusse überrascht wurden, ermüdeten das Tier so, daß es tot zusammenstürzte. Richer mußte den Diener samt dem Gepäck in finsterer Nacht zurücklassen; überdem fand er kaum eine Brücke über die Seine;[3] endlich gelangte er doch in ein gastfreundliches Kloster, das ihm ein Pferd anbot. Mit diesem schickte er in der Nacht noch seinen Genossen zu dem zurückgelassenen Diener zurück. Beide mußten in einer Hütte übernachten, wo sie aber nichts zu essen fanden. Aus Sorge, erzählt Richer, habe er selbst nicht schlafen können. Anderen Tages endlich kamen die beiden halb ausgehungert und völlig ermattet bei ihm an. Ein Unglück anderer Art stieß dem Dekan Chunibert von St. Gallen zu; auf einer Visitationsreise ritt er mit seinem Begleiter den Dienstmannen voraus, um den Rest des Psalmengesangs zu vollenden. Da es sehr langsam ging, hatte die Nachhut Zeit, sich an Reiterkunststücken zu ergötzen. Als nun der Zelter, auf dem der Dekan saß, die Munterkeit der Pferde hinter sich spürte, schüttelte er den Kopf, bäumte sich auf und warf den alten Mann zu Boden. Nachdem er wieder aufgestiegen war, fiel er ein zweites Mal vom Pferde und erlitt solche Erschütterungen, daß er den Geist aufgab. Übrigens konnte so etwas nicht nur einem Greise zustoßen, sondern auch einem jungen Manne. So warf den erst 33 Jahre

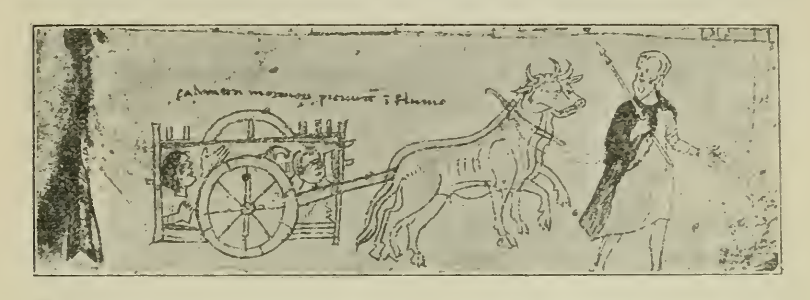
[1] Mab. a. 5, 168.

[2] M. G. s. 7, 534; 11, 41.

[3] H. 4, 50; s. S. 149. Eine ähnlich schlechte Brücke s. M. G. ss. 12, 44.

alten König Ludwig IV. von Frankreich sein Pferd auf einer Wolfsjagd so unglücklich zu Boden, daß er dahinsiechte.

Viel vorsichtiger war der hl. Ulrich. Um mit seinem Kaplan, der neben ihm saß, beten zu können, fuhr der Bischof gewöhnlich zu Wagen, was die Verwunderung der Leute erregte. Der Wagenkasten hing zwischen den Achsen der Räder herab[1] — erst später erhöhte man den Wagenkasten über die Achsen und Langbäume und befestigte ihn mit Riemen und Federn. Diener mußten die vorgespannten Ochsen lenken. Einen Karrensitzer nannte ihn deshalb der vornehme Hugo, der seine Schwester entehrt hatte. Als Hugo



Eine Wagenfahrt nach der italienischen Handschrift des Petrus Ansolinus von Eboli carmen de rebus Siculis. Die Überschrift lautet: cadavera mortuorum proiciuntur in fluvio.

ihm einmal auf dem Wege begegnete, mahnten die Dienstmannen des Bischofs, die vorauszogen, er möge ausweichen, er aber erwiderte, vor jenem Karrensitzer brauche er nicht von seinem Wege abzuweichen. Eine Wagenfahrt war natürlich sehr unbequem; kranke Personen ließen sich daher in Sänften oder „Roßbahren“ tragen, die auf dem Rücken eines Pferdes befestigt waren.[2]

Wer es vermochte, der zog eine Wasserfahrt als angenehmste Art der Beförderung vor.[3] Nur kostete es oft viel Geduld und Mühe, ein Schiff aufzutreiben. Wer in den Orient zog oder von dort

[1] Sedebat itaque in solio, super carpentum compositum, de humerulis plaustri in ferro pendente. Es gab wohl auch zweirädrige Wagen, wie noch heute in Italien und Frankreich. Von Johann VII. von Trier (1581) heißt es g. Trev. 301: currus vel quadrigae usus primus huc introduxit (Wyttenbach 3, 51).

[2] M. G. ss. 10, 332; 15, 883; Kunze, Privatleben 89; Matthäi, Einhards translatio 1884 S. 21.

[3] Vgl. Kunze 90. Einen Schiffbruch auf der Donau s. M. G. ss. 4, 564.

heimkehrte, mußte wohl wochenlang in einer Hafenstadt warten, bis ihn ein Handelsschiff wieder eine Strecke weiter beförderte. Allerdings entstand im elften Jahrhundert ein regelmäßiger Schiffsverkehr von Italien nach Kleinasien und Syrien. Aber zuvor und auch später noch mußten die Pilger oft weite Umwege machen und über Ägypten oder Nordafrika sich befördern lassen.[1] Eine Fahrt von Benevent nach Alexandrien dauerte mindestens 30 Tage, von Jaffa nach Italien 60, sogar von Jaffa nach Alexandrien schon 40 Tage. Zu Pferd legte man täglich nur 4 bis 5 Meilen zurück, so auf den gut begangenen Rheinstraßen.[2] Ein Pilger mußte sich auf mehrere Jahre Reisezeit gefaßt machen. Aber das starke Gottvertrauen und die Gottesliebe half über alle Schwierigkeiten hinweg. Der Himmel ist mein Hut, die Erde mein Schuh, heißt es in einem alten Reisesegen, das Kreuz ist mein Schwert, Jesus mein Weggesell.

## 4. Jugend und Liebe.

An den Reisen jener Zeit hatte der Bildungsdrang nur einen sehr geringen Anteil. Unter den Fremdlingen der Landstraßen spielte der fahrende Schüler noch eine geringe Rolle, eine größere schon der abenteuernde Ritter. Den Germanen, oder richtiger gesagt, den höheren Ständen Europas überhaupt, unter denen die Germanen überwogen, lag die Schulbildung noch wenig am Herzen; sie verstanden sich schlecht dazu, ihre Rücken unter die Zuchtrute des Lehrers zu beugen. Die Jugend tobte sich in der freien frischen Luft, in Feld und Wald aus und schaute, wie Guibert von Nogent berichtet, mit Verachtung herab auf die Schulbank, ja verlachte sogar trotz der Mahnungen frommer Mütter Kirche und Gottesdienst und schlief lange in den Tag hinein. Sogar in den frommen Räumen eines Klosters, wie St. Gallen, überließ sich die adelige Jugend, die mancher vornehme Abt um sich sammelte, mit Vorliebe gefährlichen Spielen. Man glaubt sich in die Zeit der alten heidnischen Germanen versetzt, wenn man liest, daß diese Pagen „nackt" Spiele aufführten; welcher Art diese Leibesübung war, erfahren wir allerdings nicht.[3] Da begreift man leicht, daß Guibert

[1] Baumstark, Palästinapilger 28.
[2] Matthäi a. a. O. S. 22; Ludwig, Reise- und Marschgeschwindigkeit 1897.
[3] Nudi tabulis luserunt, vielleicht ein Kricketspiel; Ekkeh. c. 16, 135.

es nur dem Walten einer besonderen Gnade zuschreibt, daß er diesem Treiben fern blieb, daß er den wilden Wölfen, wie er sich ausdrückt, entging.[1]

Die Unbildung, in der sich die meisten Knappen gefielen, sank erst in Verachtung und galt nicht mehr als rittergemäß, als die Frauen anfingen, sich an der Bildung zu ergötzen. Oft empfingen die Nonnen die Unterweisung von Klerikern und Mönchen und umgekehrt erteilten sie wieder Jünglingen vom geistlichen Stande Unterricht. So lehrte die vornehme Emnilde den Thietmar Latein, eine ältere Nonne unterrichtete den Bardo, einer der vier Ekkeharde führte die Herzogin Hadewig in die klassische Literatur ein. Als der Abt Ruodmann den Ekkehard darüber neckte, erinnerte ihn dieser an den Unterricht, den er einst der schönen Nonne Gotelinde gegeben hatte. Während der heilige Adalbert in Magdeburg den Unterricht des Magisters der Domschule genoß, begleitete er diesen oft in das Frauenkloster und scherzte dort mit den jungen Mädchen. Als ihn später eine sächsische Nonne in Prag antraf, staunte sie über seinen Ernst und sprach: „Einen anderen Adalbert sehe ich nun; warum bist du, der du einst ein so fröhlicher Mensch warst, nun streng wie ein herber Cato?" Adalbert antworte mit einem Seufzer: „Du magst wahrlich wissen, Domina, daß alles, was ich derartiges getan habe, indem ich mit euch scherzte, eine tiefe und herbe Wunde hinterlassen hat, die mir den Mut zerstört."

Aus seinen eigenen Erfahrungen heraus schildert der oben genannte Thietmar lebhaft, wie stark die Frauen ihre Reize wirken lassen. Im Ruodlieb unterhält ein adeliges Fräulein ein Liebesverhältnis zu einem Kleriker und bricht einmal in die leidenschaftlichen Worte aus: „Sag ihm von mir aus treuem Herzen soviel Liebes, als es jetzt Laubes gibt und soviel Vögelwonne es gibt,

[1] Nam cum aequaevi mei passim ad libitum vagarentur, et eis debitae secundum tempus facultatis frena paterent, ego ab huiusmodi per sedulas coercitiones inhibitus clericaliter infulatus sedebam et cuneos ludentium quasi peritum animal exspectabam (v. 1, 5). Trotzdem fiel er später wieder in die alte Gewohnheit zurück. Er schreibt nämlich: Prava ergo libertate potitus, coepi intemperantissime meo abuti imperio, ridere ecclesias, scholas horrere, consobrinulorum meorum laicorum, qui equestribus imbuebantur studiis, affectare sodalitia, exsecrando clericatus signum remissionem criminum polliceri, somno, cuius parva licentia quondam mihi laxabatur, indulgere, ut ex insolita nimietate tabescerem (v. 1. 15).

soviel sag ihm Minne; der Gräser und der Blumen so viele es gibt, soviel sag ihm auch Schönes."[1] In einem Zwiegespräch redet ein Liebeswerber eine Nonne an: „Im wunderschönen Monat Mai, da alle Knospen sprangen, da ist in meinem Herzen die Liebe aufgegangen." Die Nonne fragt, was sie tun solle, worauf er mit erneutem Liebeswerben antwortet: „Erkenne meine Liebe, die Vögel singen jetzt im Walde." Sie lehnt die Berufung auf die Wonne der Natur ab. „Was geht mich die Nachtigall an! Ich bin Christi Magd, ihm habe ich mich gelobt." Aber er läßt nicht ab, in sie zu dringen: „Wenn du meiner Liebe Gehör schenkst, so werde ich dir überdies weltliche Ehre genug geben." Mit Ernst erwidert sie: „Das zieht alles dahin, wie die Wolken am Himmel; Christi Reich allein dauert in Ewigkeit." Die Nonne bleibt standhaft. Eine solche Standhaftigkeit war aber nicht ausnahmslos Regel. So ließ sich selbst eine Schwester des hl. Ulrich, eine Nonne zu Buchau, mit einem vornehmen Manne, namens Hugo, ein.

Während die spätere Sitte der Frau verbot, dem Manne nachzulaufen, gestattete sie es jetzt noch ohne Bedenken und zwang die Ritter noch zu keinem höfischen Frauendienste. Die Frau übte noch keinen sittigenden Einfluß aus, um so weniger als ihr selbst noch keine Anstandsregeln die Art des Gehens, Stehens und Sprechens vorschrieben. Zwar mahnten die Erzieher die Mädchen, mäßig zu lachen, langsam zu gehen und zuchtvoll zu stehen, machte es ihnen aber noch nicht wie später zur Pflicht, nur handbreite Schritte zu machen und zu trippeln oder zu schleichen. In Eile und Aufregung übertreten sie ohne Tadel die engen Schranken des Anstandes. Im Rosengarten springt Krimhilde voll Ärger vom Stuhle, schwingt den Schleier um sich und eilt den Garten entlang, und im König Rother hebt die Junfrau Herlint in froher Eile ihre Kleider lustsam empor fast bis an die Knie und vergißt des weiblichen Ganges. Noch viel weniger machte die Sitte den Männern eine Vorschrift, wie sie gehen und stehen sollen.

Allerdings begannen die Kleriker sich in Artigkeiten zu üben und in schön gesetzten Reden ihre Gefühle zu schildern, wobei sie viele freundliche Beiworte verschwendeten: süß, schön, lieblich, an-

[1] Dic illi tandundem liebes, veniat quantum modo loubes et volucrum wunna quot sint, tot dic sibi minna, die Worte liebes loubes, wunna minna stammen von einem deutschen Liebeslied.

mutig. Die Mädchen hätten keine weiblichen Wesen sein müssen, wenn sie nicht Gefallen daran gefunden hätten. Daher liefen die Kleriker vielfach den Ritter den Rang ab. Es fiel auf, wenn ein Kleriker keine Umgangsformen kannte. Abälard sagt einmal, sein Studium, das ihn ganz in Anspruch nahm, habe ihm keine Zeit gelassen, den Umgang mit edlen Frauen zu pflegen, und so habe er auch die Umgangsformen nicht gelernt. Dafür verstand er es später um so besser, zierliche Liebesbriefe und glühende Minnelieder zu dichten. Er hatte aber zahlreiche Vorgänger im Klerus; der Regensburger Mönch Otloh z. B. hat seine Reimkunst in weltlichen Liedern versucht, ehe er geistliche Gesänge dichtete. Er lebte, wie er selbst bekennt, als junger Kleriker, während er im Kloster und dann bei einem Pfarrer Unterricht genoß, ganz weltlich, benahm sich übermütig und geriet in Streit mit dem Erzpriester Werinhar von Freising.[1] Trotz seiner frommen Erziehung erwachte in dem jungen Guibert von Nogent, als er im Kloster St. Gromer von Fly den Ovid und Vergil las, mit großer Heftigkeit die Sehnsucht und drängte ihn zur Aussprache in viel bewunderten Versen.[2] Von Peire Vidal sagte man: „Er singt ganz offen viel Liebe, aber es stände ihm besser an, wenn er in der Kirche den Psalter oder den Leuchter mit großen brennenden Kerzen trüge." Den gewandten Klerikern gegenüber zogen die Krieger oft den kürzeren. Nicht ohne Grund hatten die Nordgermanen das Besingen ihrer Töchter und Frauen mit dem Tode bedroht und waren bei der bloßen Drohung nicht stehen geblieben. Sie hielten solche Taten für unmännlich, und wie sie dachten viele Deutsche und andere germanische Völker. Daher konnten die Weiberfeinde zu Ehren kommen, wie wir schon früher hörten.

Wer Liebe heischte, der wollte keine langen Umwege machen; er steuerte direkt auf das Ziel los. Der rote Ritter, der zu Ruodlieb stieß, machte einfach der nächsten besten Bauernfrau den Hof. Der spätere Erzkaplan und Bischof Salomo hatte sich in seiner Jugend in einem adeligen Hause in die Stieftochter seines

[1] Vis. 2, 3.

[2] Latenter quippe cum eadem carmina cuderem et nemini aut via omnino meis consimilibus illa prodere auderem, saepius tamen mentito auctore ipsa, quibus poteram, recitabam et laetabar ea a voti mei consortibus collaudari (1, 17) M. 156, 873.

Gastfreundes verliebt, aber dem kurzen Sinnenrausch, der nicht ohne Folge blieb, folgte bittere Reue, die beide ins Kloster trieb. So verliebt sich Ruodlieb als Neffe in der Burg, wo er mit seinem Oheim einkehrte, in das Ritterfräulein. Der junge Knappe ist zwar ganz heruntergekommen und von Buhlerinnen ausgesogen, sein Mantel ist von Schweiß und Alter fuchsig geworden und sein Hemd starrt von Schmutz. Dennoch gewinnt ihn, nachdem er ein Bad genommen, das Burgfräulein sogleich lieb. Die Sitte legte, wie wir oben hörten, den Mädchen noch keine Zurückhaltung auf. Das junge Mädchen springt also sogleich herbei und läßt ihre Stickerei liegen, wenn ein junger Mann in die Burg einreitet. Ihr Erscheinen wird im Ruodlieb dem aufgehenden Mond verglichen. Beide Teile geben ihr Einverständnis durch Winke und sanfte Fußtritte zu verstehen. Sie spielt Würfel und setzt ihr eigenes Leben zum Preis. Sie würden sich sogleich in die Arme fallen, wenn die Mutter nicht wachte.

## 5. Heirat und Eheleben.

Zu einer wirklichen Heirat gehörte eine umständliche Vorbereitung, eine eingehende Beratschlagung im beiderseitigen Familienrat, der sich am Ende oft noch zu einer gemeinsamen Besprechung zusammenfand.[1] Zuerst fragte hier der Freier seine Verwandten, verhandelte dann mit dem Vormunde oder den Verwandten der Braut, oft ohne vorher diese selbst zu verständigen. Doch wahrte die Sitte jetzt das von der Kirche betonte Recht der Braut, gehört zu werden, in der Art, daß der Freier oder vielmehr der Freiwerber sein Anliegen der Braut im Kreise ihrer Verwandten vorbrachte. War alles einig, dann verpflichtete sich der Freier, oder in dessen Namen der Werber, durch Ring und Eid zur Verlobung, die bald darauf folgte. Bei der Verlobung steckte der Bräutigam der Braut den Fingerring an das vierte Glied; ein Ringtausch fand nicht statt, wie heute noch in vielen Ländern.

Im Ruodlieb geht alles rascher vor sich, da der Neffe schon seiner Braut sicher ist. Der Oheim Ruodlieb selbst läßt die Braut mit deren Mutter in sein Haus kommen und beruft dann seine Verwandten zusammen zu einer Besprechung, der der Neffe, nicht aber

---

[1] Thietm. 4, 26.

die Frauen beiwohnen. Nach echt deutscher Sitte beginnt die Versammlung mit einem Mahle oder Trank.[1] Ist dies vorüber, so werden die Tische weggetragen, das Zimmer wird gut verschlossen und durch kräftige Männer bewacht. Nun beginnt die Beratung, die umständliche Förmlichkeiten umgeben. Der die Versammlung entboten, bittet um Gehör und trägt seine Sache vor. Die Hauptsorge dreht sich um Stand und Besitz, da gegen ungleiche Ehen von jeher starke Bedenken sprechen. Sind die Fragen günstig beantwortet, so stimmt die Versammlung bei und der Vorsitzende dankt ihr nach Gebühr. Ebenso dankt der junge Mann und bittet die Anwesenden, Zeugen zu sein, wenn er und seine Braut sich wechselseitig der Sitte gemäß begaben.[2] Darauf werden die drei Frauen geholt: die Braut, die Mutter der Braut und die des Bräutigams. Das Fräulein geht züchtig voran, sie spielt jetzt die Schüchterne, die Spröde, nachdem sie kurz zuvor die Vermählung kaum hatte abwarten können. Nun fragt der Vorsitzende den Jüngling und die Jungfrau, ob sie sich wollen. Die Jungfrau sagt neckisch: „Soll ich wirklich einen im Spiel gewonnenen Sklaven nehmen, den ich mit den Würfeln besiegt habe? Er soll mir beharrlich dienen bei Nacht und bei Tag.“ Über die schelmische Antwort lachen alle Anwesenden. Darauf folgen symbolische Handlungen; sanft tritt der Bräutigam der Braut auf den Fuß, der Muntwalt der Braut überreicht dem Bräutigam Schwert und Hut, manchmal auch einen Ring; damit bekommt der Bräutigam die Muntschaft.

Die Übergabe der Braut durch den Muntwalt schließt die Ehe entscheidend ab. Vielleicht gerade weil sie sich von selbst versteht, erwähnt unser Gedicht sie nicht einmal, vielmehr zieht ohne weitere Vermittlung der Bräutigam das Schwert aus der Scheide und fährt damit über den Hut. Dann nimmt er einen goldenen Ring auf dem Schwertgriff, reicht ihn der Braut und sagt zu ihr: „Wie der Ring den Finger von allen Seiten umfaßt, so verpflichte ich

[1] Infolge dieser löblichen Gewohnheit wurde die Brautschau oder, wie man auch sagte, die Besicht (das Besehen) der Braut zu einem sehr kostspieligen Akte, der Freier mußte die ganze Sippschaft der Braut freihalten.

[2] Im Ring des H. Wittenweiler wird bei dieser Gelegenheit über den Freier ein Brautexamen gehalten, er muß das Pater noster, das Ave Maria und Credo hersagen, wird hierauf ausführlich über den christlichen Glauben belehrt und erhält eine Reihe von Lebens- und Wirtschaftsregeln. Sogar Gesundheitsregeln geben ihm die Genossen.

dich zu fester und unwandelbarer Treue, die du nur bewahren mußt oder das Leben verlieren." Sie aber antwortete ziemlich spröde und trotzig, ohne Schwert und Ring zu nehmen: „Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Warum soll ich dir bessere Treue bewahren als du mir? Adam hatte nur eine Eva, so soll der Mann nur ein Weib haben. Du läßt dich mit Buhlerinnen ein, und willst doch nicht, daß ich eine sei. Ich werde mich hüten, auf diese Bedingung einzugehen; geh, leb wohl, und sei so liederlich, wie du willst, aber ohne mich. Es gibt viele in der Welt, die ich so gut heiraten kann wie dich." Er aber sagte ziemlich kleinlaut, er wolle es nicht mehr tun; wenn er es tue, wolle er Gut und Leben verlieren, er sei froh, die Buhlerinnen los zu sein. Auf diese Bedingung hin erklärt sie sich bereit und küßt ihn auf den Mund. Die Anwesenden stimmten den Hochzeitsgesang an gemäß einer regelmäßigen Sitte bei Verlobungen. Zum Schlusse wechselt das Paar Geschenke, ein gewappnetes Pferd, Stecknadeln,[1] Armspangen und Pelzgewänder.[2]

Die eigentliche Heimführung folgte nach einiger Zeit.[3] Der Bräutigam sammelt seine Freunde um sich, wählt die besten und sendet sie der Braut, entbietet ihrem Vater, daß er seine Fahrt beginne. Dieser eilt, die „Magd" zu schmücken: sie wird gebadet, in Weiß gekleidet und geziert mit Borten, goldenen Spangen und Halsketten. So schreitet sie zum Empfang hervor. Glänzend und licht steht sie da vor allen Leuten, die nie so etwas Herrliches sahen. Der Bräutigam bietet ihr die Hand, umhalst und küßt sie und führt sie wohl reitend nach Hause an der Spitze einer Schar, die singt und scherzt, daß es eine Lust ist. In Italien begleiteten den Zug die gewerbsmäßigen Lustigmacher, die Mimen, die Trotinge, deren löbliches Amt und schlimme Hochzeitslieder bis in das graueste Altertum hinaufreichen. Erst dann folgte, aber nicht immer und notwendig, die kirchliche Einsegnung.

Allerdings hatte im griechischen Reiche der Kaiser die Gültigkeit der Ehe von der Einsegnung abhängig gemacht, aber im Abendlande drang diese Anschauung nicht durch, und Nikolaus I. erklärte

---

[1] Spinthra, quae velent pectora pulchra.

[2] Pellicium, crusina (Kursen).

[3] Nach der „Hochzeit", einem Gedichte des zwölften Jahrhunderts, Kunze 44.

den Bulgaren ausdrücklich, daß die Ehe auch ohne Einsegnung gültig und keine Sünde sei, wie die Griechen sagen.[1] Im Abendlande hatte die Einsegnung nur die Bedeutung, die schon vollzogene Trauung zu bestätigen und mit der kirchlichen Gnade auszustatten. Die Segnung war noch ganz mit der Messe verwoben; die Messe



Hochzeitszug mit zwei Tänzerinnen, von denen die eine ihre Körperbewegungen mit Cimbelschlägen, die andere mit Fackeln begleitet. Der Knabe seitwärts scheint mit Fackeln zu leuchten. Griechische Handschrift Oppians aus dem zehnten Jahrhundert.

nahm sowohl in der Opferung als in der Präfation Bezug auf die Trauung; die wichtigsten Segensgebete aber gingen der Kommunion voraus, die das anwesende Paar empfing, und folgten ihr nach. Zuvor küßte der Priester den Bräutigam und dieser die Braut. Die gleiche Brautmesse wurde am dreißigsten Tage und am Jahrestage der Eheschließung wiederholt.[2] Nach dem Ende der Brautmesse folgte die Bekränzung des Paares.

---

[1] Peccatum autem esse, si haec cuncta in nuptiali foedere non interveniant, non dicimus quemadmodum Graecos vos adstruere dicitis, praesertim cum tanta soleat arctare quosdam rerum inopia, ut ad haec praeparanda nullum his suffragetur auxilium; ac per hoc sufficiat solus eorum consensus de quorum coniunctione agitur. c. 3.

[2] Rietschel, Liturgie 2, 224.

Zu Hause erwarteten den Zug die Verwandten und begrüßten die Brautleute mit Gesang und dem Spruche der Kinder. Nun fand das Hochzeitsmahl statt mit großem Gepränge, mit Musik, Gesang und Vorstellungen der Spielleute.[1] Nach dem Mahle führte der Vater oder nächste Verwandte die junge Frau in die Brautkammer. Am anderen Morgen reichte der Mann seiner Frau die Morgengabe und am nächsten Sonn- oder Feiertage zogen die beiden Eheleute gemeinsam in die Kirche, um ihre Vermählung bekannt zu geben.

Alle diese Gebräuche, die uns im zehnten und elften Jahrhundert begegnen, gehören ihnen natürlich nicht ausschließlich an, sondern reichen weiter zurück und dauern länger fort. Das Mittelalter war in diesen Dingen ungeheuer konservativ; es hielt fest nicht nur an den Ideen, die es aufgenommen hatte, sondern auch an den entsprechenden Formen. Alle wichtigen Ereignisse mußten in den angemessenen Formen vor sich gehen, mochten sie auch viel Zeit erfordern. Denn an Zeitmangel litt das damalige Geschlecht nicht; es hatte keinen Grund, sich zu übereilen. Gerade das Ehe- und Familienleben bot der Langweile und Beschwerden genug.

Nachdem die Ehe geschlossen war, pflegt der Vorhang über das Familienleben zu fallen. Die Eheleute gingen, heißt es im Ruodlieb, nun miteinander zur Kirche, zu Tisch und ins Bett. Ein andermal überläßt der Dichter das Paar seinem Schicksal mit folgendem Spruche: „Was kümmert's mich, wie sie sich vertragen!" So wird auch damals wie zu allen Zeiten der ewige Wechsel zwischen Glück und Unglück, Frieden und Streit, Achtung und Mißhandlung die Ehe erfüllt haben. Zarte und weiche Gefühle gediehen selten in der harten Zeit, viel eher herrschte eine gewisse Kälte, wie aus Dichtungen und Legenden hervorgeht. In dem schon öfters erwähnten Gedichte vom Einochsen behandeln die drei Dorfherren ihre Frauen gleichgültig und schlachten sie unbesonnen, als ein Bauer ihnen weis macht, er besitze ein Zauberhorn, womit sie sich schöner wieder zum Leben erwecken lassen. Die Frau fand nur zu oft einen Tyrannen, einen rohen Gebieter an ihrem Mann, statt eines Genossen.

[1] Timpana cum citharis stivisque lirisque sonant hic, ac dedit insignis dux premia maxima mimis, M. G. ss. 12, 368.

Die Stellung der Frau litt ohne Zweifel stark an der Fortdauer der auch von der Kirche geduldeten formlosen Ehe, des Konkubinates. Geistliche und weltliche Gesetze stellten nur zu häufig Frau und Konkubine gleich und verboten nur, daß ein Mann nicht beides zugleich sich halte.[1] Das englische Recht spricht von gesetzmäßigen Konkubinen,[2] und noch Waldemar II. von Dänemark anerkannte 1240 ein Konkubinat als Ehe, wenn es drei Jahre gedauert hatte. Solche Verhältnisse glichen nur zu oft Probeehen und erleichterten den Wechsel. Es verstand sich gleichsam von selbst, daß ein Mann, bevor er zur feierlichen Ehe schritt, sich eine Beischläferin hielt. Sowenig als ein Romandichter wie der Verfasser des Ruodlieb machten Theologen viel Aufhebens davon. In dem Tadel, den Hermann von Reichenau ausspricht, liegt der Nachdruck auf den Weiberscharen, die die gesetzliche Gattin ablöst.[3] Mit einer gewissen Gleichmütigkeit erzählt Hinkmar mehrere Fälle. So bekannte ein gewisser Stephan, ein Mann von Adel, nach Hinkmars Bericht sogar vor einem Konzil, der allgemeinen Sitte gehuldigt zu haben. „Als nun aber die Zeit kam," führte Stephan aus, „wo ich mich nach Sitte meiner Vorfahren in den gesetzlichen Ehestand zu begeben dachte, fiel mein Auge auf die Tochter des Grafen Raimund und ich verlobte mich mit ihr. Bald danach aber kam mir zum Bewußtsein, daß meine Verlobte mit meiner früheren Konkubine verwandt sei. Der Beichtvater, an den ich mich wandte, erklärte unter diesen Umständen die Ehe für unmöglich. Der Graf Raimund aber zwang mich zur Vermählung und ich mußte dem Zwange gehorchen, weil ich zudem mit meinem Oberherrn in Streit geraten war. Ich hätte entweder den Tod oder die Verbannung wählen müssen. So feierte ich die öffentliche Hochzeit, rührte aber die angetraute Frau nicht an aus Gewissensbedenken. Daher bitte ich um Lösung der Ehe."[4] Wie es scheint, handelte es sich dem Stephan darum, bei den Bischöfen einen Schutz zu finden gegen den Zwang, den Raimund auf ihn ausübte.

Ohne Zweifel waren es nicht rein religiöse Bedenken, die

[1] M. G. Cap. 1, 202, 376; 2, 45, 189 f.; conc. Rom. 1059 c. 12.

[2] Legitima; Bracton 3, 2, 28 ed. Trav. Twiss. 1879 II, 482.

[3] Post concubinarum agmina tandem putat, legaliter quod ducat uxorem miser (Ad amiculas 1292 a. a. O. 420).

[4] Ep. 22, M. 126, 132.

Stephans Sinneswechsel verursachten, sondern es hatte die Enttäuschung, die ihm seine zweite Frau bereitete, einen Anteil daran. Die hohen Herren waren um Gründe nicht verlegen, wenn sie sich einer ungeliebten Gattin entledigen wollten. Bald beriefen sie sich darauf, daß ihre Gattin eine Konkubine, daß sie nicht rechtmäßig angetraut sei, bald auf eine nahe Verwandtschaft oder auf irgend ein anderes Ehehindernis. An Ehehindernissen bestand kein Mangel. Unter diesen Umständen war keine Frau sicher vor den Launen ihres Gebieters. Gegen die Wandelbarkeit eines Mannes pflegte nun ein vorsichtiger Schwiegervater sich dadurch zu sichern, daß er für seine Heimsteuer eine „Widerlegung“ forderte. Im Falle der Untreue konnte die Frau sich auf ihr Wittum zurückziehen. Dies ist offenbar der Sinn der altgermanischen Widerlegung, wenn er auch nicht immer so klar hervortritt wie in einer spanischen Verpfändung im Jahre 1055: hier mußte ein Graf von Katalonien dem Schwiegervater vier Schlösser einhändigen, die ihm verblieben, wenn er eine Untreue beging.[1] Unter Umständen konnte freilich ein Schwiegervater auch sein Recht zur Qual des Schwiegersohnes mißbrauchen. Also erging es dem frommen Gottfried von Kappenberg, der sich samt seiner Frau dem Klosterleben gewidmet hatte; wohl hatte diese sich nicht ganz freiwillig dem Entschlusse ihres Gatten gefügt, aber ihr Vater verfolgte über Gebühr den armen Gottfried und dieser mußte viel leiden, bis ihn eine göttliche Fügung von seinem Dränger befreite.[2] Es konnte jedoch auch umgekehrt gehen, daß eine mißhandelte Frau nach dem Tode ihres Vaters umsonst nach ihrem Rechte strebte. Selbst mächtigen Frauen gelang es nicht immer, Wittum und Widerlegung herauszubekommen. So mußte die vom König Robert von Frankreich verstoßene Frau Susanna um ihr Recht Krieg führen. Um die zur Widerlage angewiesene Burg Montreuil in ihre Gewalt zu bekommen, baute sie in der Nähe eine andere Festung und suchte von hier aus alle Zufuhr von der See aus abzuschneiden, was ihr freilich nicht gelang.[3]

Die Ehe mit Susanna, der Tochter Berengars von Italien, die früher Rozala geheißen hatte, mußte freilich unglücklich ausfallen, da Robert an Jahren viel jünger war. Aber noch unglück-

[1] Baluzii Cap. Francor. app. 2 Nro. 148 (ed. Paris 1780 p. 1551).

[2] V. Godef. c. Cappen. 7.

[3] Richer. 4, 87.

licher endigte die zweite kirchlich eingesegnete Ehe mit Berta, der Tochter des Grafen von Chartres, die auf einer wirklichen Neigung beruhte. Aber diese Neigung hatte sich nicht gekümmert um die leibliche und geistliche Verwandtschaft, die zwischen beiden bestand. Daher fand sie die Mißbilligung der römischen Kirche. Es bedurfte des Aufgebots der schwersten Kirchenstrafen, um ihn dieser Ehe zu entziehen. Kurz nach seiner Trennung heiratete er Konstantia, die Tochter einer Frau aus dritter Ehe, die ebenfalls nicht aller Bedenken entbehrte.[1] Konstantia hatte eine schwierige Stellung, die durch ihren heftigen Charakter vollends unerträglich wurde. Berta besaß noch einen festen Platz im Herzen des Königs und am Hofe, wo ihre Anhänger eine starke Partei bildeten. Da glaubte Konstantia sich nur dadurch retten zu können, daß sie ihre Freunde zur Ermordung ihres Hauptgegners anstiftete. Diese Umtriebe, meinte nun Robert, genügten hinlänglich, um eine Scheidung zu erwirken, aber er drang mit seinem Wunsch zu Rom nicht durch und mußte noch eine Reihe von Jahren mit dem bösen Weibe leben und bekam mehrere Kinder, die sie gegen ihn selbst aufhetzte.

Wie zu aller Zeit brachte die Ehe meist eine große Enttäuschung, zumal wenn ein Mann eine vergnügte Jugend hinter sich hatte. Wenn er nun keine Befriedigung fand, verfiel er unter dem Drucke des herrschenden Aberglaubens leicht auf den Gedanken an eine Verzauberung. Entweder mußten frühere Geliebten oder Schwiegermütter schuld sein an dieser Kälte.[2] Leider bot ihnen die Kirche selbst eine Handhabe dazu. Schon in der bekannten Eheirrung des Königs Lothar II. tauchte die Ansicht auf, Waldrada, seine Geliebte, habe durch Zauber sein Herz gegen die rechtmäßige Gattin abgestumpft. Hinkmar von Reims widersprach dieser Auffassung nicht und erzählte zu ihrer Bestätigung selbst eine Geschichte, die in einer seiner Pfarreien vorkam. Ein junger Adeliger, der zuvor eine Konkubine besessen hatte, entbrannte in Liebe zu einem vornehmen Fräulein und führte sie mit Willen ihres Vaters, aber mit Widerstreben ihrer Mutter als Gattin in sein Haus. Nach kurzer Zeit

[1] Ihre Mutter hatte in zweiter Ehe den König Ludwig V. zum Manne gehabt und sah sich eines Tages von ihm verlassen; Richer. 3, 92.

[2] Cum primum intellexerint, quod amatores eorum legitimas uxores voluerint accipere, tunc quadam arte malefica libidinem virorum extinguunt, ut legitimis prodesse non possint, neque cum eis coire; Burcard. d. 19, 5 (181).

jedoch überfiel ihn der Ekel und Überdruß und nach zweijähriger Ehe bat er den Bischof um die Scheidung. Wenn er ihn nicht befreien könne, stellte er ihm vor, so möge er ihm gestatten, daß er sich durch ein Schwert freie Bahn schaffe. Der Bischof aber, der die Fallstricke des Teufels kannte, erinnerte sich an den Spruch Ezechiels: „Grab durch die Wand und betrachte die Greuel, die sie hier verüben — und siehe, da waren allerlei Gebilde von Würmern und Götzenfiguren — und 70 Männer räucherten das Haus aus." Mit Hilfe Gottes gelang es auch dem Bischofe, der Zauberei Herr zu werden. Nachdem das Ehepaar Buße getan, erwachte erst die bräutliche Liebe, die, wie Hinkmar beifügt, noch jetzt anhält.[1] Länger dauerte die Verzauberung in einem anderen Falle. Guibert, der 1053 geboren wurde, berichtet, daß seine Mutter mit Hilfe des Bösen geschwächt worden sei, so daß sein Vater an eine Ehescheidung dachte. Erst nach sieben Jahren der Prüfung verschwand der Teufelszwang und die Ehe trieb Sprossen.[2]

Der Glaube an eine solche Verzauberung war allgemein verbreitet. Nachdem Hinkmar von Reims das Beispiel gegeben hatte, folgten viele andere nach. Gerade auf Hinkmar stützte sich Ivo von Chartres, als er unter die Fälle der die Ehe trennenden leiblichen Unfähigkeit die impotentia ex maleficio aufnahm, und Gratian schloß sich ihm an. Eine solche unglückliche, nicht vollzogene Ehe durfte, wenn Gebete und Beschwörungen nichts halfen, getrennt werden, wenigstens in Frankreich und Deutschland, und der unschuldige Teil, in der Regel die Frau, durfte wieder heiraten, während die römische Kirche, die in Ehesachen immer strenger war, die Gatten ermahnte, zu leben wie Bruder und Schwester; sie behandelte solche Ehen, die sogenannten Josephsehen, als wirkliche Ehen, da sie das Hauptgewicht auf die Willensvereinigung, nicht auf den Vollzug der Ehe legte; mit Nachdrack wies sie hin auf die vielen Heiligen, die solche Ehen führten, auf die heil. Cäcilia, auf den hl. Makarius, namentlich aber auf den hl. Alexius, dessen Legende sich damals stark verbreitete. Ein besonderer Verehrer des hl. Alexius war Kaiser Heinrich II., der mit seiner Frau

[1] Concubitus in anteriore concubina cum delectatione possibilis, et cum legaliter sortita impossibilis, post poenitentiam et medicinam ecclesiasticam. iuveni est cum uxore possibilis redditus; De div. Loth. int. 15; M. 125. 717.

[2] Guib. vita 1, 12.

Kunigunde nach der späteren Darstellung eine solche Josephsehe führte. Besser bezeugt ist die Tatsache bei Konrad, dem Sohne Heinrichs IV., bei König Eduard dem Bekenner von England und bei Emrich, dem Sohne des hl. Stephan von Ungarn. Auch Mathilde von Tuscien, die Freundin Gregors VII., die zweimal vermählt war, lebte völlig enthaltsam.

Bei der Ehe Kunigundes lag wahrscheinlich der eigentliche Grund der Enthaltsamkeit in einer leiblichen Unfähigkeit, um derentwillen Heinrich sie nach den duldsamen Gesetzen der nordischen Kirche hätte entlassen und eine andere Frau heimführen dürfen.[1] Daß er es nicht tat und, der Mahnung der römischen Kirche folgend, mit ihr lebte wie ein Bruder mit seiner Schwester, gereichte ihm zur höchsten Ehre. Die Nachwelt pries seine Stärke und Treue um so mehr, als sein Nachfolger Heinrich IV. in einem ähnlichen, wahrscheinlich von ihm erdichteten Falle sich sehr unmännlich benahm. Da den Kaiser Heinrich II. der Teufel nicht an der Sinnlichkeit fassen und den ehelichen Frieden stören konnte, bereitete er ihm nach einer ebenfalls späteren Darstellung eine andere Versuchung; er reizte seine Eifersucht. Bösartige Menschen verdächtigten Kunigunde der ehelichen Untreue und versetzten Heinrich in eine rasende Wut. Als Kunigunde das Geheimnis ihrer Jungfräulichkeit verriet, soll sie Heinrich roh geschlagen haben. Sie mußte sich nach der Legende durch ein Gottesurteil



Feuerprobe der hl. Kunigunde; von zwei Bischöfen geleitet, schreitet sie über glühende Pflugscharen, während Heinrich in der vorgeschriebenen Haltung eines Richters (die Hand am Kinn, die Füße übergeschlagen) daneben auf dem Faltstuhle sitzt. Hinter ihm steht der Schwertträger. Umschrift: Iudicium vomerum, Cunegundis virgo probatur. Aus der Handschrift Vita Henrici des Diakon Adelbert (1146) Bamberg.

[1] In diesem Sinne ist wohl zu deuten der Satz Glabers ex qua etiam cernens non posse suscipere liberos und die andere Deutung zu verwerfen, als ob ein vorausgehendes Gelübde ein Hindernis gebildet hätte: Sägmüller, Theolog. Quartalschrift 1905 S. 91; 1907 S. 570.

von der Anschuldigung ihrer Feinde reinigen. Wäre ihr das nicht gelungen, so wäre die Ehescheidung eingetreten und Heinrich hätte sich unter Umständen wieder verheiraten können. Denn nach einer immer noch nicht überwundenen Anschauung löste der Ehebruch das Band und öffnete die Türe zu einer neuen Verbindung. Die römische Kirche verbreitete eine strengere Auffassung und ließ nur den Irrtum, den Zwang, das Unvermögen und besonders schwere Fälle von Ehebruch als trennende Ehehindernisse gelten.[1]

Das Sinnliche am Eheleben erschien der Kirche wie ein notwendiges Übel und sie suchte es möglichst zurückzudrängen. Dies erhellt schon daraus, daß sie der Frau, in deren Leben die sinnliche Seite am stärksten zur Geltung kommt, eine gewisse Zurückhaltung auferlegte, deren Einzelheiten hier nicht erörtert werden können. Sie schloß daher die Frauen von dem Altardienste aus, verbot ihnen, den Chor zu betreten und die heiligen Gefäße zu berühren.[2] Die Auffassung der Kirche vom Eheleben stützte sich auf die Kirchenväter und auf die von Augustinus vertretene Meinung, daß gerade in dem Geschlechtstriebe sich die Erbsünde besonders wirksam erweise.[3] Hatte doch auch der Opfertod Jesu geheime Beziehungen, die bisher wenig beachtet wurden,[4] und war der Tag des Opfertodes, der Freitag, bei den Alten und noch bei den Mohammedanern ein Tag der Ausschweifung, wie Alvarus von Cordova richtig bemerkt. Dieser Zusammenhang, der sich noch weiter verfolgen ließe, gab gewiß der Kirche eine gewisse Berechtigung. Die heutige Verherrlichung und

[1] Die römische Auffassung des Wortes Christi von der die Ehe lösenden Unzucht war, trotzdem sie Karl der Große anerkannt hatte (s. S. 55), nicht allgemein durchgedrungen, wie ein Kanon (16) der Synode von Bourges und Limoges 1031 beweist; vgl. Burc. d. 17, 10 ff.; Fahrner, Ehescheidung 335; Schnitzer, Eherecht 348.

[2] In diesem Zusammenhang mag auch die Erzählung von der Jugend des hl. Ulrich erwähnt werden, wonach ein Priester von seiner Mutter verlangt, daß sie ihn bälder entwöhne, als es sonst Sitte war. Es will mir beinahe scheinen, als ob diese Erzählung einen ungünstigen Einfluß auf die Kinderpflege in Schwaben ausgeübt habe, so daß ein späterer Nachfolger auf dem Bischofsstuhl Ulrichs sich veranlaßt sah, auf die gegenteilige Pflicht aufmerksam zu machen.

[3] Daher schrieb einmal der hl. Odo: oft sterben unschuldige Kinder ohne Taufe und büßen für die Schuld, die die Eltern verüben hora conceptionis (coll. 2, 24). Darauf folgt der schon oben S. 325 N. 1 mitgeteilte Satz.

[4] Kultur der alten Kelten und Germanen 57, 60, 170.

Verklärung des Geschlechtstriebes verschleiert die trübe und dunkle Seite dieses Instinktes, der die Phantasie mit Trug erfüllt. Alle Kenner stimmen darin überein, daß das Leid die Lust überwiegt. Die Menschen binden sich selbst die Ruten, mit denen sie sich züchtigen, und zwar trifft die Geißel um so schwerer, je mehr der Trieb von dem naturgemäßen Wege abirrt. Daher begreifen wir wohl, daß die Kirche sich mit aller Macht dem Triebe entgegenstellte. „Schämen wir uns," sagt der hl. Odo, „eine gemeine Bank der Lust zu sein. Wenn wir noch so alt werden, was bleibt übrig von fortgesetzten Vergnügungen? Wenn das Vergnügen aufhört, meint man, man habe es gar nie genossen."[1] Der Trieb täuscht uns, wir meinen uns geistig zu erheben, glauben in den Himmel zu fliegen, stürzen aber herab nach Art der Tiere.[2] Die sinnliche Lust, führt Odo aus, schwächt nicht nur den Körper und macht ihn früh altern, sondern stumpft auch den Verstand ab und tötet die Seele. Wer immer nur an sinnliche Dinge denkt, verliert den Glauben an das Unsichtbare.[3]

Mit diesen Mahnungen hatte Odo allerdings zunächst Geistliche und Mönche im Auge, die zur Keuschheit verpflichtet waren, aber die Tragweite der Worte geht doch weiter. Wie aus vielen Bemerkungen hervorgeht, betrachteten die frommen Männer auch den ehelichen Umgang mit Mißtrauen;[4] der eheliche Umgang sollte frei sein von jeder unordentlichen Lust; er soll überhaupt nur so weit gepflegt werden, als er notwendig ist, das Menschengeschlecht zu erhalten. So viele als möglich sollten ganz keusch leben. Vom hl. Bernhard hören wir, er sei der Schrecken der Mütter und jungen Frauen gewesen; jene haben ihre Kinder, diese ihre Männer, die Freunde ihre Freunde versteckt, weil sie fürchteten, er möchte sie ihnen entreißen.[5] Alle seine Brüder, fünf an der Zahl, hatte er durch Schmeichelei und Drohung für den Klosterberuf gewonnen. Der älteste, Veit

[1] Statim ut cessavit, non fuisse videtur. Coll. 2, 16.

[2] Qui enim carne labitur in luxuriam, more iumenti prosternitur: qui mente extollitur, quasi alta petit ut avis (2, 14).

[3] Coll. 2, 15. Cum illa invisibilia sentire per experimentum rei non valent, iam dubitant utrumne sit aliquid quod oculis corporeis non videtur; coll. 3, 29.

[4] Vgl. I. Band 231 N. 3.

[5] Vita I, 17; Boll. Aug. 4, 261.

lebte in glücklicher Ehe und besaß liebliche Kinder. Auf die Aufforderung Bernhards hin sprach er sogleich seine Zustimmung, aber auch seine Befürchtung aus, sein Entschluß werde seine Gattin erschrecken. Darauf erwiderte Bernhard schroff: „Wenn deine Gattin der Gnade widersteht, so wird Gott, dem die Krankheit und der Tod zur Verfügung stehen, wohl das Mittel kennen, sie nachgiebig zu machen; vor Ostern wird sie freiwillig oder gezwungen einwilligen." In der Tat befiel die Frau Krankheit, als sie nicht sogleich einwilligte. Dadurch gewitzigt, überließ sie den Mann ihrem Schwager und zog sich selbst in ein Kloster zurück. Ähnlich machte einen anderen Bruder, der lange widerstrebte, die Krankheit mürbe. Im Angesichte des Todes rief er: „Ich bin ein Mönch, ich bin ein Mönch von Citeaux." Den Eltern eines Freundes hatte Bernhard, als sie ihn vom Kloster hatten zurückhalten wollen, die Worte entgegengeschleudert: „Genügt es euch nicht, daß ihr Sünder den Sünder in der Sünde erzeugtet; müßt ihr ihn auch dem Schiffbruch, dem Feuer, der Beraubung aussetzen? Ihr seid nicht Eltern, sondern Mörder, sein Tod ist euer Trost."[1]

Der hl. Odo und Bernhard waren nicht die einzigen, die so dachten und handelten. Eine große Zahl von Heiligen, ein Ulrich von Celle, eine Paulina von Schwarzburg, die Gründerin von Paulinzelle, u. a. folgten ihren Spuren. Nur widerwillig trug Paulina das Joch der Ehe, das ihr zweimal von ihren Eltern auferlegt wurde. Um so eifriger sorgte sie dafür, daß ihre Kinder den geistlichen Stand liebgewannen.[2] In der Tat erwählten drei Töchter, die letzte noch bei Lebzeiten ihres Mannes, das Ordenskleid. Mit Sehnsucht wartete sie auf den Augenblick, der ihr selbst die volle Freiheit wiedergab. Zwar wünschte sie nicht, wie der Mönch Sigeboto schreibt, den Tod ihres Gemahls, aber sie dachte immer im stillen an das Ende ihres Ehestandes.[3] Nachdem sie

[1] Ep. 111.

[2] Sed quia deo vacare non potuit, ut voluit, quippe quam regula legitimi thori domesticis negociis deservire coegit, in augmentum divine servitutis duas pietate indolis filias suas celestibus disciplinis imbuendas in loco, qui Gerinrode dicitur, ad titulum sancti Cyriaci deo obtulit, sacro velamine celesti sponso intromissas consignavit; Sigeboto c. 10. Thür. Sächs. Geschichtsbibl. 1, 40.

[3] Estuabat magis magisque in dies vinculis absolvi coniugalibus et eternorum desideriis attracta necessariis curis obluctari cogebatur. Nec tamen

selbst den Schleier genommen hatte, folgte auch ihr Vater und dann ihr Sohn ihrem Beispiele. Gottfried von Kappenberg zog seine Gattin zum Klosterleben, sein Bruder Otto die viel begehrte Erbtochter eines befreundeten Herrn. Wie die Kinder von ihren Eltern, sagten sich die Eltern von ihren Kindern los oft in beinahe schroffer Weise, so Heinrichs IV. Mutter und die hl. Elisabeth. Die Landgräfin von Thüringen betrachtete ihre zärtlich geliebten Kinder nur noch wie Fremde.[1] Als Guiberts Mutter den Beruf zum Ordensstande in sich fühlte, folgte sie diesem inneren Triebe, obwohl sie sich sagen mußte, daß ihr Sohn dringend ihrer Sorge bedürfte, und obwohl der Kummer um ihn ihr Herz zernagte, und als sie zum Sterben kam, lehnte sie den Besuch ihres inzwischen bekehrten Sohnes ab, um nicht in den Gedanken an Gott gestört zu werden.

Daraus folgt freilich nicht, daß das damalige Geschlecht gefühllos gewesen wäre, keinen Familiensinn besessen hätte. Das Gegenteil beweisen vielmehr zahlreiche Beispiele der Eltern- und Kindesliebe. In vielen Sagen kehren die Seelen toter Mütter zu ihren Kindern, zu ihren jammernden Männern zurück und erquicken sie in den dunkeln Stunden der Nacht, bleiben aber oft auch die lichten Tage hindurch und gebären Kinder.[2] Der Mutterliebe wußte der weltabgewandte Mönch Otfrid einen rührenden Ausdruck zu geben. „Eine Herzensseligkeit wird das Kind für dich sein," läßt er den Engel zu Zacharias sprechen. Als das Jesuskind zur Welt kam, da, erzählt er, wußte die Mutter vor großer Freude nicht, was sie zuerst tun solle; er schildert, wie sie das Kind pflegte, zudeckte, in ihren Schoß setzte, hin und her bewegte, einschläferte und an ihre Seite legte, wie sie ihm dann voll Lust, ohne sich zu schämen, die keusche Brust bot. „O wohl der Brust, die der Heiland geküßt," ruft er aus. Gerade weil die Mutter ihr Kind so innig liebt, fühlt Otfrid mit der vorschauenden Mutter die Schmerzen voraus, die ihr der Martertod des Sohnes bereiten

hoc eius desiderium mariti de hoc mundo transitum eam optare coegit, sed, quomodo ad serviendum deo se expediret, cogitare. Tandem propiciante omnium patre deo, apud quem omne desiderium nostrum est, maritus eius fide integra catholicus Christiane religionis ope subnixus, rebus suis rato testamento dispositis et ordinatis viam universe ingreditur carnis et ancilla Christi diu desiderata libertate donatur. Sigeboto c. 12: a. a. O. S. 43.

[1] Dicta ancillarum 3 (Mencken 2. 2022).

[2] Uhlands Schriften 8, 459.

mußte. Eine Vorahnung bot der bethlehemitische Kindermord: „Der Jammer der Mütter, ihr Weinen," schreibt der Mönch, „hallte zum Himmel empor und heiße Tränen entströmten ihren Augen, sie entblößten ihre Brüste und rauften ihre Haare aus." „Nie hat ein Mensch je wieder solchen Jammer erlebt!" ruft er aus; „das Kind wurde aus der Wiege, aus der Mutter Schoß, von der Brust weg mit dem Schwerte entrissen, und wenn auch die verzweifelnden Mütter ihr eigenes Leben darboten, um es für ihre Kinder hinzugeben, keine Gnade wurde geübt." So half der Mutter Jesu, meint Otfrid, kein Klagen; sie fühlte schon zuvor, wie in ihren Lebensnerv die scharfen Waffen dringen und beißende Peinen sie verwunden werden. Als Jesus seine Mutter am Kreuze hängend dem Johannes empfahl, fügt der Dichter hinzu: „So mögen auch wir unserer Mutter gedenken."

Das Vorbild der heiligen Familie hielt die Kirche fortwährend den Gläubigen vor, sie hatte, wie wir oben sahen, oft Gelegenheit, auf die Josephsehe hinzuweisen. Eine Stufe niederer, als Jüngling und Jungfrau, aber immer noch hoch genug stand in der Achtung der Vater, die Mutter. Die Mutter mit dem Kinde stellte das zweite Ideal nach der Jungfrau dar. Die Mutterschaft priesen Mönche und Ritter. Der Mönch Guibert, der in dieser Hinsicht sogar beredt wird, meint, die leibliche Schönheit sei ein Spiegel der ewigen Schönheit.[1] Im Ruodlieb nimmt die Mutter den Ehrenplatz, den Hochsitz ein. Sonst fühlte sich überall der Mann als Herr des Hauses. Eine Frau, die keine Kinder bekam, hatte nach einer tief im Volke steckenden Anschauung ihren Beruf nicht voll erfüllt.[2]

Wenn Kinder ausblieben, machten sich Männer und Frauen große Sorgen und beteten eifrig zu Gott, opferten, wenn sie reich

[1] Laudatur itaque in idolo cuiuslibet materiei partibus propriis forma conveniens, et licet idolum ab Apostolo, quantum spectat ad fidem, nil appelletur (I. Cor, 8, 4) nec quidpiam profanius habeatur, tamen illa membrorum apta diductio non abs re laudatur ... Quod temporaliter speciosum est, aeternae illius speciei quasi speculum est. Guiberti vita 1, 2.

[2] Um des Kindes willen opferte man, wenigstens später, ohne Bedenken das Leben der Mutter und wandte den Kaiserschnitt an, der in älterer Zeit nur an toten Frauen (M. G. ss. 2, 120), im 14. Jahrhundert nachweisbar an einer schwangeren Verbrecherin verübt worden war (letzteres schrieb schon das römische Gesetz der zwölf Tafeln vor). In jenem Sinne zu verstehen sind die Eigennamen Nonnati, die uns schon in älterer Zeit begegnen. Eine Art

waren, Gold und Silber in Gestalt eines Kindes und riefen die Hilfe der Heiligen an, namentlich die Schützerinnen der Ehe, Verena und Gertrud.

Der Kinder wegen schätzten auch Männer, die der Ehe sonst nicht sehr hold waren, sie als eine heilige Einrichtung. Besonders deutlich zeigt sich dies bei den spanischen Goten, die, von den Mauren auf enge Grenzen zurückgedrängt, immer an Leutemangel litten. Eben um ihn zu beseitigen, gewährten ihre Gesetze den Verheirateten Vorteile, deren die Ledigen entbehrten,[1] begünstigten das lose Konkubinat, ordneten das Ammenwesen[2] und entzogen den Vätern das von der römischen Zeit ihnen noch gebliebene Recht, die Kinder beliebig zu verkaufen.

Indem die Kirche die Aufmerksamkeit der Eheleute von der sinnlichen Seite mehr abzog und zu Gott hinlenkte, gelang es ihr, die Familie selbst mit tief christlichem Geiste zu durchdringen. In solch christlichen Ehen wuchsen Kinder heran, die das Entzücken der ganzen Umgebung und die Freude der Menschheit bildeten. Heiligmäßige Eltern wurden mit noch heiligeren Kindern beglückt. Diesen Zusammenhang, der der heutigen Welt ganz verloren ging, erkannten die Juden im Mittelalter wohl und suchten demgemäß ihren Eheunterricht zu gestalten. So erklärte Nachmani in seiner Schrift über die Heiligung der Ehe, durch Läuterung der Phantasie werde der Urgeist herabgezogen und vollkommenere Menschen erzeugt.[3]

Der christliche Sinn gestaltete auch Ehen, die ein heutiges Geschlecht für unerträglich hielte, zu ganz erträglichen Verhältnissen und half über viele Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten hinweg. Besonders waren es die Frauen, die durch ihre Sanftmut auch die rauhesten Männer bezwangen. Eine solche Gattin stellt uns die Kaiserchronik in der Lukretia dar. Spät in der Nacht kehrt einmal

---

Kaiserschnitt an einer Lebenden, den ein Bischof Paulus von Merida, von Geburt ein Grieche, von Beruf ein Arzt, im sechsten Jahrhundert ausführte, schildert die Schrift: De vita et miraculis patrum Emeritensium 4, 10, Florez, España sagrada 13, 347, Madrid 1782; Häser, Gesch. der Medizin 1, 803.

[1] Wer keine Frau hatte, konnte weder Zeuge sein noch einen Bürgen oder Zeugen vor Gericht nötigen. Die Caballeros waren nach der Verehelichung ein Jahr lang frei von der Pflicht, ins Feld zu ziehen; s. S. 233.

[2] Gab die Amme schlechte Milch, so traf sie die Strafe des Mordes; Schäfer, Gesch. Spaniens 2, 448.

[3] Grätz, Geschichte der Juden 7, 53.

ihr Gatte mit einem Gaste zurück. Freudig springt sie aus dem Bette, eilt ihnen entgegen und sorgt für ihre Erquickung durch Speise und Trank. Und als ihr Mann, um sie auf die Probe zu stellen, ihr den Wein ins Gesicht schüttet, geht sie ohne ein Wort des Unwillens oder der Klage in ihre Kammer, kleidet sich schöner als zuvor und bedient liebevoll ihre Gäste weiter.[1] Noch viel Härteres läßt die später noch viel verbreitete Sage die arme Griseldis erdulden, die längere Zeit mit einem vornehmen Manne in formloser Ehe lebte, bis sie nach langer Probe zum Range einer rechtmäßigen Gattin erhoben wurde. Nicht ohne Grund setzt die Sage solche Vorkommnisse voraus; denn die wirkliche Geschichte bestätigt diese Voraussetzung. Heinrich IV. hegte gegen Berta, mit der er schon im Kindesalter verlobt war, in den ersten Jahren der Ehe eine unüberwindliche Abneigung und er dachte sogar sich scheiden zu lassen, aber in den schweren Tagen von Kanossa, wo ihn alle verließen, hielt sie treu bei ihm aus und gewann dadurch seine dauernde Liebe. Den Gerhard von Roussillon pflegte seine Frau Berta mit unermüdlicher Geduld und unwandelbarer Treue, obwohl er ihre Schwester bevorzugte, und rettete ihm das Leben.[2]

### 6. Die Untreue der Männer und Frauen.

In karlingischer Zeit sind, wenn Hinkmar nicht übertreibt, die Männer vor dem Morde ungeliebter Frauen nicht zurückgeschreckt, wobei ihnen ihre Kebsweiber behilflich waren. Inzwischen hatte sich die Sitte wesentlich gemildert; wenn die Dichtung etwas ähnliches wie Hinkmar berichtet (man denke an die Geschichte des Einochsen),[3] so geschieht es mit einem gewissen Humor. Doch hatte die Vielweiberei wenig abgenommen. Nur die Armen, sagt Hermann von Reichenau, begnügen sich mit einem Weibe, die Reichen nahmen ungescheut Konkubinen.[4] Sie sahen sich in erster Linie unter der Zahl ihrer Mägde um nach einer Gefährtin. Mägde, nicht Sklavinnen, muß man sie heißen; denn die Stellung dieser Dienerinnen hatte sich in demselben Maße gehoben, als die Sklaverei überhaupt verschwand.

[1] V. 4463.

[2] Fauriel Hist. de la poesie provencale 3, 46.

[3] S. oben S. 482, dazu S. 57, 23.

[4] Ad amiculas (de octo vitiis) 1275.

Bereits der Dichter des Ruodlieb erließ eine Warnung, den Dienerinnen nicht zu viel Gunst zuzuwenden, da sie sich sonst leicht über die Ehefrauen erheben. In der Tat litt manche Gattin bitteres Weh durch die Zurücksetzung ihres Mannes, und manche mußte sich sogar vor dem ausgesprochenen oder geheimen Kebsweibe demütigen. So erging es der frommen Mutter des Guibert von Nogent. Als der Vater Guiberts keine Befriedigung in seiner Ehe fand, hielt er sich ein Kebsweib, das ihm einen Sohn gebar, der aber gleich nach der Geburt ohne Taufe starb, ein Unglück, das die arme Frau fast mehr beunruhigte als die Untreue des Mannes. In Italien und Frankreich bedeutete der Beiname eines Bastards gar keinen Schimpf, viele trugen ihn ihr Leben lang als Kennzeichen. An dieser Sitte trugen eine starke Mitschuld die Geistlichen, besonders die höheren; beinahe handgreiflich sehen wir das an Enguerrand de Boves, an dem Neffen des Bischofs von Laon. Seine Ausschweifungen hinderten ihn nicht, daß er einen gewissen kirchlichen Eifer an den Tag legte und sich in Kirchenangelegenheiten einmischte. Er gehe nur in die Kirche und mache Vigilien mit, erklärte Johannes von Soissons, um schöne Frauen zu sehen.[1] Die Weiber, meint er, sollten eigentlich bei Christen Gemeineigentum sein, was in der Tat viele im dunkeln schleichende antinomistische Sekten aus der Hl. Schrift beweisen zu können glaubten. Nach der Erklärung des Konzils von Orleans 1022 behaupteten die Anhänger des Kaplans Heribert die Unschädlichkeit der sinnlichen Ausschweifungen. Solche Lehren griffen die adeligen Herren Südfrankreichs begierig auf, weshalb sich der hl. Bernhard veranlaßt sah, sich zum Lobredner der Ehe aufzuschwingen. Wo die kirchliche Ehe fehlt, meinte Bernhard, nehmen die geheimen Sünden überhand.[2]

Ein ergiebigeres Feld für Liebesabenteuer eröffnete sich den jungen Herren in Frauenhäusern, wo allerlei leichtes Jagdvolk sich zusammenfand, scheuten sie sich doch oft nicht einmal vor Nonnenklöstern.[3] Wie wir schon aus karlingischer Zeit wissen, besaß jeder

[1] Pulchras, ait, mulieres, quae istic coexcubant, libenter attendo (Guib. v. 3, 16).

[2] Tolle de ecclesia honorabile connubium et torum immaculatum; nonne reples eam concubinariis, incestuosis, seminifluis, mollibus, masculorum concubitoribus et omni denique genere immundorum? Serm. 66 in cantic.

[3] Herm. Contr. ad amiculas 1322, s. S. 300 N. 3.

Hof, ja auch manches Kloster sein Frauenarbeitshaus, das bezeichnend genug den griechischen Namen Gynäceum trug, und hausten darin die Weberinnen, Näherinnen und Wäscherinnen — letztere waren besonders verrufen —. Nun verloren allerdings diese Frauenarbeitshäuser ihre Bedeutung, als die Fronhofverfassung sich auflöste und der Eigenbetrieb zurückging. Dafür erhielt aber jede Burg ihre Kemenate, ihren Pfiesel, und zwar in einem abgelegenen Winkel der Burg.

Auf die Abschließung der Frau hatte das byzantinische Vorbild gewiß einen Einfluß, der zur Zeit der Kreuzzüge sich wieder stärker geltend machte. Die griechischen Gynäceen hatten sich selbst wieder unter der Einwirkung arabischer Sitten in förmliche Harems umgewandelt.[1] Übertrafen doch manchmal die byzantinischen Heere sogar die arabischen durch ihre Sittenlosigkeit.[2] In welchen Ansehen die Byzantiner standen, beweist die Bemerkung Guiberts von Nogent, der Kaiser verurteile aus jeder Familie, die drei oder vier Töchter habe, eine zum Bordell, und begünstige die Eunuchenwirtschaft.[3] In diese Frauenhäuser gelangten auch Germaninnen und Slavinnen, deren weiße Hautfarbe andere Schönheitsfehler verdeckte. Auf den uralten Handelsweg entlang den Ufern des Dnjepr und der Wolga holten sich die Griechen, namentlich aber die Araber germanische und slavische Sklavinnen neben Pelzen und Bernstein, wie die vielen Münzfunde beweisen.[4] Umgekehrt gelangten Südländerinnen in die Frauenhäuser des Nordens.[5]

Im Norden fehlten Frauenhäuser keineswegs, so wenig in Deutschland als in England. Seit Tacitus hatten sich in dieser Hinsicht die Sitten gewaltig geändert. Als einmal Mönche eines

[1] Schlumberger, L'épopée 3, 363.

[2] Wenn Prokopios einmal die Niederlagen, die die Griechen durch die Germanen erlitten, aus ihrer Unzucht erklärt, so wiederholt der spätere griechische Geschichtsschreiber Kedrenos die nämliche Erklärung bei den Niederlagen durch die Sarazenen (Comp. hist. Paris 1647 p. 728).

[3] Ecce qui habet tres aut quatuor filias, una earum ad lupanar exponitur, et de eo ipso tam putenti lucro, quod infelicium illarum est passione quaesitum, pars nescio quota miseri imperatoris defertur ad fiscum; pars in sumptus eius quae turpiter admeruit, retinetur. Gesta dei per Francos 1, 2.

[4] Hruschevsky, G. d. ukrainischen Volkes 307; Lebon, La civilisation des Arabes 608. Vgl. Pet. Dam. op. 47, 4.

[5] Kultur der a. Kelten u. Germanen 235.

englischen Klosters ihren Abt aus dem Leben zu räumen unternahmen, beschlossen sie, seine Leiche vor ein Frauenhaus tragen zu lassen, um den Schein zu erwecken, als sei er hier aus Eifersucht in einem Aufruhr erschlagen worden.[1] Daß es in der Tat vor den Frauenhäusern stürmisch hergehen konnte, wußte selbst eine Nonne wie die sächsische Hrotswitha. Sie schildert das Leben und Treiben vor und in den Frauenhäusern mit auffallender Vertrautheit in dem Drama „Die Bekehrung der Thais". Am Beginn des Stückes berichtet ein Schüler dem Paphnutius von den Leidenschaften, die sie erweckt. Nicht allein leichte Knaben verschwenden ihre geringe Habe, um sie zu beehren, sondern auch gewaltige Herren verschleudern eine große Menge kostbarer Dinge, sie damit zu beladen zu ihrem eigenen Schaden. Scharen von Liebhabern strömen zu ihr und schmähen einander im Wahnsinn, wenn sie streiten, wer sie zuerst besuchen soll. Das ist ein förmliches Kämpfen vor dem Hause! Bald schlagen sie sich mit den Fäusten die Gesichter wund, bald gehen sie mit Waffen aufeinander los. Paphnutius geht vor das Haus der Buhlerin und weiß sie durch seine kräftige Ermahnung rasch zur Bekehrung zu vermögen. Umgeben von ihren ehemaligen Liebhabern, legt sie ihre goldenen Geschmeide, den Sündenlohn, auf den Scheiterhaufen nieder und wird Rekluse in der Wüste.

Mit viel mehr Liebe als die Sünden ihres Geschlechtes zeichnet indessen Hrotswitha die Standhaftigkeit und den Heldensinn der Frau wie in ihren Dramen so in Gedichten, vor allem im Gedicht von der hl. Agnes. Agnes bewahrt allen Anforderungen zum Trotz die Reinheit und weist ihre Liebhaber von sich. Zur Strafe wird sie in ein Lupanar gesperrt. Doch Christus verläßt seine Braut nicht, ihr bleibt die Schmach erspart, denn ihre Haare wachsen in einem Augenblick bis zum Erdboden herab und hüllen den nackten Körper vollkommen ein. Und als sie hineingeführt wird in das Haus der Schmach, tritt ihr Hüter, der Engel, zu ihr und reicht ihr ein Kleid von strahlender Weiße. Dem Landpfleger Dulcitius wurden drei vornehme Töchter überliefert, weil sie den christlichen Glauben nicht verleugnen wollten. Der Richter, ein geiler Wollüstling, will die Jungfrauen im Kerker vergewaltigen, Gott aber schlägt ihn mit Blindheit, so daß er die rechte Tür verfehlt, in das

[1] Mon. h. Brit. 1, 494.

Gemach gerät, wo die Köche ihre Geschirre aufbewahren, und Töpfe, Kessel und Pfannen für die Mädchen hält. Die drei Schwestern schauen ihm durch einen Ritz der Scheidewand zu und erzählen auf der Bühne im einzelnen, wie er an die Geräte Küsse und Umarmungen verschwendet. Er wird so beschmutzt, daß ihn seine Soldaten nicht mehr erkennen und die Türhüter des kaiserlichen Palastes ihn die Treppe hinunterwerfen. Ein anderer Mann, Calimachus, war in Drusiana, die Frau eines Christen und Freundin des Apostels Johannes, sterblich verliebt. Drusiana fürchtet den Liebesbewerbungen des Calimachus nicht widerstehen zu können und bittet Gott um den Tod. Sie stirbt, Calimachus aber, von einem Diener dazu angereizt, dringt in ihr Grabmal mit schändlichen Absichten ein. Ehe er sie jedoch berührt, stürzt er mit dem Diener tot zu Boden. Johannes erweckt ihn wieder, nicht aber den schuldigen Diener, und bekehrt ihn zu Christus.

Solche Nachstellungen gehörten, wie Hrotswitha wohl wußte, nicht ausschließlich der Vergangenheit an, sie wiederholten sich alle Tage. Die sinnliche Begier machte nicht Halt vor dem Eheglück des Freundes, des Herrn, des Nachbarn.[1] Auch verheiratete Frauen sahen sich beständig der Verführung ausgesetzt. Während der langen Jahre der ehelichen Entfremdung zwischen dem Vater und der Mutter Guiberts von Nogent und während seiner späteren Abwesenheit mußte die brave Mutter unzählige Versuchungen erleiden, schlimme Einflüsterungen von falschen Freunden, Nachstellungen, verführerische Träume, in denen der Teufel sie zur Lust reizte.[2] Nach den Volkssagen haben sich abgewiesene Liebhaber dadurch gerächt, daß sie die Gattinnen bei ihren Männern des Ehebruchs beschuldigten, dasselbe also taten, was Potiphars Frau im umgekehrten Falle gewagt hatte. So erging es der Sibilla, der Gemahlin Karls des Großen. Mit knapper Not entging sie dem Feuertode, mußte aber in die

[1] Nec sat est, in liberas si hinniat mulierculas, aliena coniunx sternitur, propinqua et ipsa perditur, Herm. Cont. l. c. 1317.

[2] Subito vigilanti illi ipse inimicus incubuit, et gravissimo pene usque ad exstinctionem pondere iacentem oppressit. Vita 1, 12. Zu den Ausnahmen muß es aber doch gerechnet werden, wenn ein Mann wie der übelberüchtigte Johannes von Soissons seiner Frau nachts einen Parasiten schickte, während er sich selbst anderwärts vergnügte. Quae cum non esse comitem ex corporis qualitate sentiret (erat enim comes foede pruriginosus), suo quo valuit nisu et pedissequarum auxilio scurram dure cecidit; Guiberti v. 3, 16.

Verbannung ziehen. Noch auf dem Auszuge nahte sich ihr Verführer und Verleumder, sie wies ihn aber siegreich zurück und empfing später den Lohn für ihre Treue. Die umgekehrte Rolle von Potiphars Frau spielte die angebliche Gattin Ottos III., der bekanntlich unvermählt starb. Da Amulo, der Herzog von Modena, zu dem sie in heftiger Liebe entbrannte, ihre Leidenschaft nicht erwiderte, bezichtigte sie ihn der Notzucht. Kaiser Otto ließ ihn hinrichten, aber sein Weib, dem er die Wahrheit geoffenbart hatte, bestand für ihn siegreich die Eisenprobe, worauf Otto seine eigene Gattin zum Feuertode führen ließ.[1] Diese Sage ist ohne Zweifel die Nachdichtung einer wirklichen Geschichte, die sich am Hofe Konstantins des Großen zutrug. Konstantin ließ die schuldige Gattin ersticken, nachdem er zuvor den unschuldigen Stiefsohn hatte voreilig töten lassen.

Gewiß war die Untreue nur eine Ausnahme, die Treue die Regel. Freilich die Klagen der Zeit sind hart und bewegt. Wer diesen Klagen vollen Glauben schenken würde, müßte annehmen, nur eine Minderzahl sei standhaft geblieben, doch steckt sicher viel Übertreibung darin. Eine große Zahl von Sprichwörtern dreht sich um die Untreue der Frau. So heißt es: Ein wahrer Schiffbruch ist ein untreues Weib.[2] Achte nicht auf des Weibes Eid, du wirst es bereuen. Selten sind Weiber gut, doch findest du eins, halt's in Ehren.[3] Ein nordischer Spruch lautet: Den Worten eines Mädchens traue niemand, noch dem, was zu dir spricht ein Weib; denn

[1] Muratori, Annalen 996 (5, 650).

[2] Naufragium rerum mulier male fida marito.

[3] Femina quod iurat, errat qui credere curat. — Femina raro bona sed quae bona digna corona. — Non mutare valet innatum femina morem. Eine ältere angelsächsische Rätselfrage, die schon bei Beda und Alkuin vorkommt, heißt: Drei Männer wollen über einen Fluß, jeder mit seiner Schwester, der Kahn faßt nur zwei Personen, keine der Schwestern soll ohne den Schutz des Bruders unter den fremden Männern weilen. Im zehnten Jahrhundert erhielt diese Frage folgende charakteristische Gestalt: „Zwei Männer und drei Gattinnen wollen über einen Fluß; es können aber in dem Kahn jeweilen nur zwei Personen Platz finden. Die zwei Gattinnen, deren Männer zugegen sind, fürchten, wenn sie sich von ihnen entfernen, würden sich diese eine Untreue mit der dritten, die ohne ihren Mann dabei ist, zuschulden kommen lassen. Sie müssen also dafür sorgen, daß je eine Gattin bei den Männern bleiben und sie überwachen kann. Die Auflösung ist nun diese: Zuerst gehen zwei Frauen hinüber und eine kehrt zurück, dann gehen wieder zwei Frauen

wie ein Rad drehen ihre Herzen sich und Wandel ist in ihre Brust gelegt.

So konnte es der Verfasser des Ruodlieb als allgemein anerkannte unbestrittene Wahrheit voraussetzen, daß alle Frauen zur Untreue neigen; er erzählte zum Beweise dieses Satzes zwei verschiedene Geschichten von leichtsinnigen Frauen. Ein Knecht wußte sich zuerst bei seinem geizigen Herrn und dann bei seiner Frau einzuschmeicheln und heiratete diese nach dem Tode ihres Mannes. In ein viel frevleres Spiel ließ sich der Rotkopf, der rote Ritter, ein falscher Freund Ruodliebs, ein. Während Ruodlieb auf der Wanderschaft in ein Haus einkehrte, wo die Frau alt und der Mann jung war, suchte sich der Rotkopf umgekehrt ein Haus aus, wo die Frau jung war. Hier gebärdete er sich, wie wenn er ein Recht dort hätte, durchbrach das Hoftor, klopfte an der Haustüre und fuhr die Knaben an: „Kennt ihr mich denn nicht," sprang vom Rosse und ging, ohne den Hut herunterzuziehen und das Schwert loszugürten, zu dem nahestehenden Herrn mit den Worten: „Es wundert mich, daß Ihr verschweigt, wer ich bin, Eure Frau ist meine Nichte." Der Alte will nicht verstehen, rascher versteht ihn sein lustiges lüsternes Weibchen, er lacht, sie lacht ihm entgegen, und das Einverständnis ist fertig. Kaum ist er mit ihr allein, so malt er ihr die Flucht verlockend vor, er wisse ihr einen stattlichen Jüngling, weiß wie Semmelbrot und rot von Wangen. Morgen werde dieser mit der Trompete blasen, das solle das Zeichen der Flucht sein. Zum Scheine stellte sich der Rote, wie wenn er gleich wieder abreisen wollte, und täuschte damit auf einen Augenblick den alten Mann, tat aber sonst seinen Gefühlen keinen Zwang an. Der Alte, ein häßlicher, haariger, krummbeiniger Mann, merkt bald das Einverständnis und wehrt ihren Späßen: es sei unverständig, sagt er, daß sie in seiner Gegenwart so vertraulich seien; er tut, wie wenn er auf das geheime Gemach ginge und sieht durch die Türspalte, wie der Rotkopf seine Frau umarmt. Dann folgt eine heftige Szene, die beiden Männer schlagen sich und der Alte wird zum Tode getroffen. Flugs holt man den Pfarrer, dieser kommt, fragt den Kranken,

---

und eine kommt wieder, dann geht ein Mann fort, ein Mann und ein Weib kehrt zurück, zwei Männer fahren, eine Frau kehrt zurück, zwei Frauen fahren, ein Mann kehrt zurück und endlich fährt ein Mann und ein Weib hinüber." (Hagen, Antike und mittelalterliche Rätselpoesie 31.)

ob er glaube und seine Sünden bereue. Nachdem er beides bejaht, reicht er ihm den „Leib des Herrn“.[1] Andern Tages versammelt sich das Dorfgericht und der Ortsrichter vor der Kirche, um über den Vorfall Untersuchung anzustellen. Des Toten Kinder, die Frau und der Rotkopf werden gerufen. Der Rote schiebt alle Schuld auf die Frau, die ihn verführt habe. Die Frau ist ganz zerknirscht: „Wenn ihr mich am Baume hängen wollt,“ sagt sie, „schneidet mir das Haar ab und flechtet es zu einem Stricke, damit ich durch das leide, womit ich oft schuldig geworden bin, aber nach drei Tagen nehmt den Leib herab, verbrennt ihn und werft die Asche in das Wasser, damit nicht durch mich Hagel und Mißwachs entstehe. Wenn ihr wollt, will ich mich gerne in einen feurigen Ofen und in eine Kloake werfen lassen, ich bin dieser Strafe würdig.“ So „richtet sie sich selbst“, das gefällt dem Richter, den Geschworenen und dem Umstand. Alles Volk weint und ruft, es sei nicht nötig, daß sie sterbe. Die Geschworenen geben den Spruch: „Wir schenken ihr das Leben, wenn sie ihre Tat bereut.“ Auch die Stiefsöhne werfen sich zu Füßen des Richters und wollen, daß sie Herrin des Hauses sei wie bisher. So wird ihr die Strafe geschenkt, während der Rote hingerichtet wird. Die Frau kehrt nach Hause, verstümmelt sich selbst, kleidet sich in ein russiges Gewand, schläft ferner nur auf einer Bank, ißt nur einmal abends ein schwarzes Aschenbrot und betet die Psalmen. Sie kommt immer zuerst in die Kirche zur Matutin und verläßt sie erst, wenn es Tag wird, geht dann einen Augenblick nach Hause, sich zu waschen und kommt dann zum Hauptgottesdienst, der um neun Uhr beginnt.

Da Ruodlieb sich vor der Untreue der Frauen fürchtet, sträubt er sich mit aller Kraft gegen eine ihm zugedachte Heirat. Nachdem sein Neffe verheiratet war, drangen in ihn die Verwandten mit der Zumutung, er solle ein adeliges Fräulein[2] aus der Nachbarschaft ehelichen. Ruodlieb aber gedenkt der Worte seines weisen Königs, eine ehrbare Frau zu wählen und auf den Rat der Mutter zu hören. Er kommt hinter die Geheimnisse der Auserwählten. Sie hatte eine Liebschaft mit einem Kleriker unterhalten und er

[1] „Credo“ gemebundus ait; si crebro poeniteat, vel eum rogitat, mala quae faciebat? Nutibus et verbis se poenituisse docebat. Per domini corpus fit ab omni crimine mundus.

[2] Dominella, die Braut des Neffen hieß herilis.

bekam Liebespfänder in die Hände. Diese weiß er geschickt dem Boten beizubringen, die er auf den Willen der Mutter zur Werbung abschickt. Das Fräulein nahm den Boten sehr erfreut auf und sandte ihm einen leidenschaftlichen Gruß. Aber wie rasch war sie enttäuscht, als er merkte, Ruodlieb wisse um ihr Geheimnis! Sie selbst noch kann dem Boten sagen, sie wolle nichts von einer Heirat wissen.

In ihrer Legende vom hl. Gangolf läßt die Nonne Hrotswitha sein buhlerisches Weib mit einem Kleriker Ehebruch treiben. Der milde Gottesmann, der sich durch ein Gottesurteil von ihrer Schuld überzeugt, begnügt sich, den Verführer aus dem Lande zu entfernen, die treulose Gattin aber muß seinen Umgang meiden. Doch der Verderber der Menschheit ruht nicht, er treibt das verbrecherische Paar, sich an dem Geweihten des Herrn selbst zu vergreifen, Gangolf fällt durch das Schwert des Frevlers. Doch dieser kann der Rache des Himmels nicht entrinnen und kommt so um den Lohn seiner ruchlosen Tat.

Auf seinen Schülerfahrten kehrte der hl. Bernhard einmal auf einer Burg ein. Die junge Burgherrin verliebte sich in den Edelmann und drang in sein Schlafgemach ein; Bernhard aber rief voll Geistesgegenwart „ein Dieb, ein Dieb", worauf die Bedienten herbeistürzten, ohne aber etwas zu entdecken. Als am anderen Morgen seine Genossen sich über den Dieb lustig machten: sagte Bernhard: „Höret auf mit euren Spässen, der Dieb war keineswegs ein eingebildetes Wesen; unsere Wirtin weiß etwas davon; übrigens hatte man es nicht auf mein Leben abgesehen, sondern auf meine Ehre."

Wie heftig mußte die Sinnlichkeit lodern, wenn eine Frau alle Furcht vor der harten Strafe, zu der ein betrogener Ehemann berechtigt war, vergaß und ihr zeitliches und ewiges Heil wegen eines Augenblickes aufs Spiel setzte! Noch immer hatte, trotzdem die Kirche es verabscheute, das Volksrecht seine Geltung, daß eine Ehebrecherin sowie ihr Buhle auf frischer Tat getötet werden konnten. In Spanien traten arabische Anschauungen noch verschärfend hinzu. Wer die Ehebrecherin nicht tötete, der verlor seine Ehre. Als einmal ein spanischer Caballero einen anderen beim Ehebruch ertappte, begnügte er sich, ihn zu entmannen. Darauf verklagten die Verwandten den Beleidigten beim König und dieser

ließ ihn hängen, weil er seine Frau geschont hatte. Denn nur dann, heißt es in der Entscheidung, wenn er seine Frau tötet, gilt er nicht für einen Gehörnten, einen Hahnrei.[1]

Auch von Frankreich, Deutschland und England berichtet die Geschichte von vielen Ehebrüchen, die den traurigsten Ausgang nahmen. Bald waren es Diener und Beamte, bald höher gestellte, bald niedere Knechte, bald Kleriker, bald fahrende Spielleute, mit denen sich die Weiber einließen. Da wundern wir uns freilich nicht, wenn alle Männer mißtrauisch waren. Selbst Gatten, denen fromme und brave Weiber beschieden waren, ließen sich nur allzu leicht von Verleumdern beschwatzen, ihre Frauen betrügen sie mit ihren Beichtvätern, ihren Kammerdienern. Die Sage weiß von vielen derartigen Vorgängen zu berichten, so vor allem jene schon oben berührte Sage, die aus Schillers Gang nach dem Eisenhammer bekannt ist. Da machen die Verleumder ihre Herren darauf aufmerksam, wie die schuldigen Jünglinge, die Fridoline, ihren Blicken ausweichen, scheinbar den bösen Atem vermeiden. Hierher gehört auch die Geschichte der verstoßenen Sibilla, die in einer italienischen Erzählung Weißblume heißt.[2] Nach Jahren der Prüfung gelang es ihrem Vater, sie wieder zu Ehren und zu ihrem Rechte zu bringen. In der verwandten Erzählung der deutschen Kaiserchronik reinigte sich die unschuldige Frau durch die Feuerprobe: das Hemd brannte über ihren Körper zusammen, ohne ihr zu schaden.[3] Mit einem frohen deo gratias begrüßten die Bischöfe den glücklichen Ausgang. Was die Sage meldet, das bestätigt die Geschichte: wir wissen von Richarda, der Frau Karls des Dicken, und der Witwe Emma, der Mutter Eduards des Bekenners, daß sie eine Feuerprobe siegreich bestanden, wie sie auch Kunigunde nach der Legende bestehen mußte, indem sie über glühende Pflugscharen dahinschritten. Seltsame Probemittel waren die Feueröfen, denen die treuen Fridoline entgingen.

---

[1] Cuernero.

[2] Biancifiore, s. S. 498 (415). Der Sage liegt wahrscheinlich ein von Fredegar erwähnter Vorgang aus der Langobardengeschichte zugrunde. Gegen den grausamen König Adaloald verschworen sich danach die Herzöge und erhoben seinen Schwager Charoald auf den Thron. Nun schwärzte aber ein gewisser Adalulf die Frau Charoalds bei diesem an und dieser warf sie ins Gefängnis, wo sie drei Jahre schmachtete, bis sich ihrer Chlotar annahm, mit dem sie verwandt war (Fred. 49).

[3] V. 15418.

Durch die Abendmahlsprobe rechtfertigte der Bischof von Regensburg nach dem Tode der Herzogin Jutta von Bayern diese und sich selbst. In der feierlichen Messe wandte er sich vor der Kommunion an die Gemeinde, schilderte die Verdienste der Verstorbenen und sagte dann: „Wenn die Verstorbene das Verbrechen, wegen dessen sie verleumdet ist, jemals begangen hat, so lasse der Allmächtige das heilsame Gnadenmittel des Leibes und Blutes seines Sohnes mir zum Gerichte werden und zur verdienten Verdammnis, ihrer Seele aber zur ewigen Erlösung." Und darauf genoß er, rein an Körper und Geist, das alleinige Heilmittel aller Gläubigen.

Allen üblen Nachreden vorzubeugen, glaubten viele strenge Männer, den Geistlichen jeglichen Umgang mit Frauen untersagen zu müssen, und sie verboten die Übernahme von Gevatterschaften, ja sogar den Zutritt zu Nonnenklöstern.[1] Dagegen meinte ein so frommer Mann wie Rather von Verona, weiblicher Umgang sei für einen Bischof nicht ganz zu umgehen. Gewiß beschränkten die Kirchengesetze diesen Umgang, dennoch würde man unrecht tun, den Bischof zu bestrafen, ihn wohl gar zu entsetzen, wenn man ihn mehr, als ihm erlaubt sei, mit Frauen umgehen sähe. Er könne das ja in der Absicht tun, sie zu bekehren. So haben die ägyptischen Einsiedler schlimme Nachreden nicht gefürchtet, wenn sie unglückliche Geschöpfe vom Untergang retten wollten. So sei auch das Schwelgen den Bischöfen verboten; aber ihr Verkehr mit Schwelgern könne auch einen guten Zweck haben.[2]

Andere aber dachten viel strenger und malten die Gefahren der Versuchung in abschreckender Weise aus und erzählten Geschichten, wie furchtbar die Unenthaltsamkeit bestraft wurde. Ein Priester, erzählt Odo, sündigte freventlich auf Gottes Barmherzigkeit, wallfahrtete aus Avranches in Frankreich neunmal nach Rom, aber Gott verwarf seine Buße und rief ihn ab von der Erde mitten in der Sünde.[3] Reinbald, Bischof von Fiesole, ließ, wie Petrus Damiani erzählt, nicht ab von seinen Gelüsten, auch nachdem ihn der Brand aufs Todbett geworfen hatte; da sagten die Frommen, das

---

[1] Richer 3, 35; vgl. die Bemerkung des hl. Nilos Boll. Sept. 7, 330.

[2] Prael. 4, 6 (M. 252).

[3] Coll. 2, 26. Eine schreckliche Strafe für leichtfertige Auffassung der Pollution, ib. 26; M. 133, 570; vgl. Cassian. coll. 2, 23; Hincm. div. Loth. int. 12; M. 125, 692; Burc. d. 17, 40.

höllische Feuer wüte schon bei Lebzeiten in seinen Eingeweiden.[1] Zwei Nonnen, die sich verheirateten, nahmen beide ein übles Ende, die eine starb in kürzester Frist an einem geschwollenen Arm, die andere erlag den Geburtswehen.[2]

Allerdings gestanden auch die frömmsten Männer gerne, daß die Enthaltsamkeit nicht leicht sei; es sei vielmehr ein Opferleben, ein wahrer Kreuzweg, führten sie aus,[3] und mancher habe schon ein Leben lang sein Gelübde gehalten und sei am Ende doch noch gefallen, weil er nicht demütig blieb.[4] Obwohl die Kirchenschriftsteller die Macht des Triebes zugaben und das Recht der natürlichen Schönheit nicht unterschätzten, suchten sie doch nach Möglichkeit die Sinne gegen den Reiz abzustumpfen. Da fanden sie denn oft kaum Worte genug, um die Häßlichkeit der Sünde zu schildern, und wie es immer zu gehen pflegt, die Häßlicheit der Sünde verdunkelte auch das Weib. Nicht umsonst hatten schon die Kirchenväter die Schattenseiten der Frauennatur hervorgehoben, in der Folge überboten noch mehr Theologen ihre Schilderungen. So hat der Verfasser des Ruodliebromans mit derber Realistik die Verheerungen aufgezählt, die eine kurze Spanne Zeit an den schönsten weiblichen Formen hervorbringe. Der hl. Odo ging noch weiter. „Die weibliche Schönheit," sagt er, „besteht nur in der Haut; wenn die Menschen das, was unter der Haut steckt, sehen könnten, wie man sagt, daß die böotischen Luchse ins Innere zu schauen vermögen, würde es Erbrechen verursachen, Weiber anzuschauen. Der ganze Reiz setzt sich zusammen aus Schleim, Blut, aus der Feuchtigkeit und der Haut. Wer beachtet, was zwischen der Nase, im Schlunde, im Bauche liegt, wird nur Schmutz finden. Da wir nicht einmal mit den äußersten Fingerspitzen Schleim und Kot anrühren mögen, warum begehren wir so eifrig das Schmutzgefäß selbst zu umfassen.[5] Obwohl Gott den Menschen mit Würde

---

[1] Lib. grat. op. 6, 18; M. G. (libelli de lite) 1, 44.

[2] Od. coll. 3, 21.

[3] Crucem vere baiulat, qui corde et corpore castus carnis curam in desideriis nequaquam facit; coll. 2, 11.

[4] Coll. 2, 14.

[5] Et si nec extremis digitis flegma vel stercus tangere patimur, quomodo ipsum stercoris saccum amplecti desideramus? S. Odon. coll. 2, 9; M. 133, 556. Über diesen Vergleich hat die Neuzeit keinen Grund, sich sittlich zu entrüsten; sie kennt noch viel schlimmere Vergleiche.

geziert hat, ließ er ihn doch vieles Unwürdige dulden, um den Stolz des Fleisches zu zähmen. Darum ekelt uns ein Menschenhaar in einer Speise, in einem Tranke; wir können wohl Sandflöhe ansehen, aber wir haben einen Abscheu vor dem aus der Unreinlichkeit der Haut entstandenen Ungeziefer. Alle Schönheit des Körpers stammt nicht vom Fleische, sondern von der Seele. Wenn die Seele entweicht, flüchtet auch die Schönheit, ein Leichnam flößt nur Schrecken ein." „Die Schönheit der Seele ist frei und grenzenlos, die Körperschönheit eng begrenzt."[1] Daher sollen wir uns bemühen, die Seelenschönheit zu fördern, und darauf verzichten, die Körperschönheit zu steigern. Alle Mühe, die die Frauen aufwenden, durch Schminken, Frisieren, durch Wechseln der Kleider die Körperreize zu erhöhen, helfen nicht viel. Die höchste Tugend ist es, sage der hl. Martin, nicht gesehen werden zu wollen.[2]

### 7. Gesundheitsverhältnisse und Tod.

Trotzdem die Leute noch naturgemäßer lebten als später, starben sie doch früh. Nicht als ob die Zustände sich verschlimmert hätten! In den Urzeiten aller Völker starben die Menschen verhältnismäßig früh und niemand machte ein besonderes Aufheben von dem Tode der Jugend; denn die kräftigsten Männer fielen in den häufigen Fehden, andere überließen sich der Ausschweifung und Unmäßigkeit. Thietmar tat den Ausspruch, es sei nicht gut, wenn einer lang lebe. „Wehe denen," schreibt er, „die auf dieser Pilgerfahrt lange einherwandeln und diese Zeit durch schlimmes Tun verlieren. Die schlecht handeln, vergrößern nur desto mehr ihre Strafe, je länger sie leben; die dagegen, denen ihr irdisches Dasein abgekürzt wird, büßen schnell das Begangene ab."[3] Den Frommen und Gottesfürchtigen aber, meint Odo von Cluny, müsse ein früher Tod deshalb willkommen sein, weil so die freigewählte Mühsal bald ein Ende finde; das Leben habe Gott mit Leiden oder mit Arbeit angefüllt — die Arbeit galt ja auch als Buße —, aber Gott habe

---

[1] Pulchritudinem corporis certis quibusdam et naturalibus terminis deus clausit; animae autem pulchritudinem liberam fecit et nulla sub necessitate conclusit. S. Odon. coll. 2, 9.

[2] Summa virtus est nolle videri.

[3] Chron. 6, 47 (ss. 3, 828).

dafür gesorgt, daß die Mühen nur kurze Zeit, die Freuden hingegen endlos dauern.[1]

Zwar wurden die alten Leute nicht mehr wie in den heidnischrn Zeiten von ihren herzlosen Verwandten dem Hungertode überlassen oder gewaltsam getötet, aber schlecht genug ging es ihnen doch, weshalb die kirchlichen Schriftsteller die jungen Leute mahnten, ihre Eltern zu pflegen. Sie halten ihnen das Beispiel des Wiedehopfes vor Augen. Wenn die Jungen sehen, heißt es im Physiologus, daß die Alten nicht mehr fliegen können und ihre Sehkraft getrübt ist, so ziehen sie ihnen die alten Federn aus, benetzen ihre Augen und wärmen sie so lange unter ihrem Gefieder, bis sie neue Federn erhalten und das Augenlicht wiederkehrt. Auf jede Weise suchen die Jungen die auf sie in der Jugend verwandte Liebe und Sorgfalt zu vergelten. Wenn die unvernünftigen Tiere ihren Eltern so die Sorgen und Mühen vergelten, wie können vernünftige Menschen ihren alt gewordenen Eltern das tägliche Brot verweigern?

Auch wo kein solches Übel die älteren Leute befiel, machte sich doch der Einfluß der feuchten Wohnungen und des harten Lebens früh bemerklich. Selbst die höchststehenden Männer erreichten doch nur ein niederes Alter.[2] Viele rafften die häufigen Epidemien und Hungersnöte weg, in erster Linie die Hungersnöte, die in keinem Jahrhundert fehlten, besonders häufig aber im zwölften Jahrhundert auftraten. Zur Zeit der Not aß das arme Volk, was ihm unter die Hände fiel. Hunde, Katzen, Esel und Pferde galten als Leckerbissen und Haberbrot schmeckte gar nicht schlecht. Viele mußten sich mit Wurzeln und Kräutern, Gras- und Baumrinde, Fröschen und Schlangen ernähren. Wiederholt berichten die Annalen, daß die Not zum Kannibalismus, zur Menschenfresserei führte.[3] Da trotzdem die Leute massenhaft hinwegstarben, konnten sie nicht mehr ordnungsmäßig begraben werden, und es entstanden daraus

---

[1] Hoc enim providit deus, ut haec vita laboris quidem esset, sed tamen ipsa brevis vita, ut labores cito finiantur, meritorum praemia sine fine durent, ut qui deum timet, sicut scriptum est, cito sit securus. S. Odon. coll. 3, 31.

[2] Der Kanzler Bruno, Bruder Ottos des Großen, starb mit 40, Thietmar, Bischof von Merseburg, mit 43 Jahren, die meisten französischen Könige, die Richer anführt, zwischen 30 und 40 Jahren.

[3] Curschmann, Hungersnöte 59.

ansteckende Krankheiten, ganz abgesehen von den üblen Folgen, die eine schlechte Nahrung mit sich führte.

In anderen Jahren schwelgte man im Überfluß. Die Schwelger aber befiel die Glieder- und Fußsucht, und den Körper bedeckten Geschwüre aller Art. Die Lungen- und Schwindsucht raffte Unzählige dahin.[1]

Den Krankheiten wirkte man, so gut es ging, durch natürliche Mittel entgegen, vor allem durch fleißiges Baden. Dieses war um so notwendiger, als man in jener Zeit den häufigen Wechsel der Leibwäsche nicht kannte, und als die Art und Weise des Wohnens und der Nahrungsaufnahme viel Schmutz erzeugte, gar nicht zu reden vom Reiseschmutz. Daher erhielt ein Fremdling, wo immer er einkehrte, auch der Abenteurer und Bettler, zuerst ein Bad bereitet. Offene Badestuben bestanden noch kaum, sie gehörten damals noch mehr als die Herbergen einzelnen Herren oder Stiften an und bildeten gleichsam einen Bestandteil der Armenpflege, teilten also deren Schicksal. Wie diese meistens grundherrlich geworden war, so gehörten die Badeeinrichtungen auch Grundherren an.

Von dem Grafen Ansfrid von Löwen erzählt Thietmar, er habe täglich 72 Arme gespeist und für die Schwachen und Kranken Bäder in hohem Alter noch zur Buße mit eigener Hand bereitet. Zu diesem Zwecke trug er, hören wir, das Schaff vom Flusse zur Höhe, pflegte die Badenden und reichte ihnen Kleider. Nach St. Gallen kam eines Tages ein dicker Welscher, der sich lahm stellte und auf einem Karren gefahren wurde. Ein Klosterbruder geleitete ihn ins Bad und der Badediener richtete ihm das Schaff her. Da war ihm das Badewasser zu heiß und er rief romanisch: cald, cald est! Der Diener verstand: es ist zu kalt und schüttete immer mehr heißes Wasser aus dem Kessel, je mehr jener schrie cald est. Da vergaß jener auf einmal seine angeborene Lahmheit, sprang heraus, lief zur verschlossenen Tür und arbeitete am Riegel. Als der Diener sah, daß er ein Betrüger sei, nahm er ein Scheit vom Feuer und prügelte ihn wacker durch.

Auch wer in anständiger Gesellschaft zu Abend essen wollte, wusch sich vorher den Leib, und viele badeten, d. h. wuschen sich alle Tage nach dem Aufstehen. Daher schlossen sich die Badezimmer

---

[1] Heyne, Körperpflege 114.

regelmäßig an die Schlafräume nach dem Plan von St. Gallen an. In dem italienischen Kloster Farfa lag im Fremdenhause bei jedem der 40 Männerbetten und der 30 Frauenbetten ein eigentümlicher Raum, der verschiedenen Zwecken dienen konnte, wie aus der Bezeichnung latrina hervorgeht, die schon bei den Römern einen Doppelsinn hatte. Doch überwog offenbar die harmlosere Verwendung; denn auch den Dienern standen 12 solch gewölbte Räume mit ebensovielen Waschkufen zur Verfügung.[2] Genau ebenso besaßen in St. Gallen nicht nur die Schüler und Kranken, sondern auch die Diener ihre eigene Badestube. Wenn mit der Abt- und Fremdenwohnung kein eigenes Badehaus zusammenhängt, so liegt die Ursache darin, daß es hier genügte, in ein Zimmer das Badeschaff zu stellen.

Die Badenden lagen nicht wie später in langen Wannen, sondern saßen oder hockten in runden Gefäßen, Schaffen, Kufen, Bottichen; so wird auch das Taufbad noch im neunten Jahrhundert dargestellt.[3] In den St. Gallener Badehäusern umstanden vier solche Schaffe den Herd. Während der Badende in der Kufe saß, schöpfte ein Diener das Wasser vom Herdkessel und übergoß ihn, oder der Badende stieg in das schon gefüllte Gefäß. Da die Seife noch nicht allgemein im Gebrauch stand, wurde dem Wasser



Kamm des hl Herlbert von Köln, zehntes Jahrhundert.

[1] S. S. 254.
[2] Latrinae cryptae, M. G. ss. 11, 547; Kulturg. d. r. Kaiserzeit 1, 62.
[3] S. S. 105.

meist eine scharfe, durch Abguß über Asche gewonnene Lauge beigemischt. Noch im Wasser ließ sich der Badende, wenn er es nicht selbst tat, von Dienern oder Dienerinnen säubern, striegeln, kämmen, scheren. Ein Kamm oder Badewedel gehörte zur notwendigen Ausstattung eines Waschzimmers. Als der Bischof Adalbert von Augsburg das Kloster St. Gallen besuchte, ließ er als Geschenk an ehernen Ketten Kämme aufhängen, die durch ihre Größe und kunstfertige Gestaltung auffielen.[1] Ob schon Bademäntel und Ruhebetten im Gebrauch standen, läßt sich nicht feststellen, jedenfalls aber fehlte nirgends Kamm und Schere. Später gehören jene Stücke ebenso zur Ausstattung eines Warm- als eines Schwitzbades.

Noch höher als das Warmwasserbad schätzte man das Schwitzbad in der „Stube", wo Wasser auf den glühenden Herd gegossen und der Schweiß mit warmem Wasser abgeflößt wurde. Die Slaven, die nur diese eine Art des Bades kannten, schrieben ihm die Wirkung zu, alle Krankheitsstoffe aus dem Körper zu entfernen. Die viel verbreiteten Seuchen des Mittelalters haben auch allmählich die Bauern gezwungen, in jedem Dorfe eine Badestube zu errichten und fleißig zu baden.

Bei diesem großen Eifer für alle Arten von Bädern blieben die Mineralbäder und Gesundbrunnen nicht unbeachtet. Schon früh machten die Mönche auf sie aufmerksam, da sie nach jedem Mittel griffen, den armen Kranken zu helfen. So haben schon im neunten Jahrhundert Benediktiner von Weißenfels das in der Völkerwanderung zerstörte Baden-Baden, das schon die Römer kannten, wiederhergestellt. Zu den am frühesten genannten Heilbrunnen gehörten die den Klöstern gehörigen Bäder von Kissingen und Pfäfers, Langenschwalbach, Burtscheid und Moyen-Moutier.[2]

Mit dem Warmbad verband sich häufig der Aderlaß, den die Germanen von den Römern gelernt hatten, wie schon der griechische, aber etwas mundgerecht gemachte Ausdruck Fliodema, entstanden aus Flebotomia, beweist. In St. Gallen lag neben dem Badehaus ein Aderlaßraum. Mit einer gewissen Feierlichkeit schritten die Mönche zur Blutentziehung, nicht ohne ein Gebet vorauszuschicken. Wer sich der Kur unterzog, durfte drei Tage lang auf Schonung

[1] Meyer von Knonau, Ekkehards IV. Kasus (1878) S. 224.

[2] Das von Kolumban gegründete Kloster Luxeuil lag in der nächsten Nähe einer Heilquelle; vgl. Lersch, Balneologie 141; Martin, Badewesen 265 ff.

rechnen und erhielt ein reichlicheres Mahl, wie aus den Regeln der strengen Cluniacenser hervorgeht.[1]

Dagegen fehlten öffentliche Krankenhäuser fast ganz. Die Kranken suchten höchstens Zuflucht in den Herbergen, den Xenodochien. Aus diesen gingen, wie schon der Name beweist, die Hospitäler des Mittelalters hervor. Nicht einmal eigene Zimmer standen den Kranken zur Verfügung; nur die Aussätzigen hatten eigene Wohnungen, besser gesagt, elende Hütten. Denn die Aussätzigen setzte, wie schon ihre Benennung verrät, das harte Geschlecht aus, gab ihnen ein Horn in die Hand, damit sie durch Blasen ihre Nähe verrieten; daher nennt sie schon Otfrid Hornbrüder.[2]

Im übrigen aber fanden die Kranken meist eine gute Verpflegung; denn der fromme Sinn des Mittelalters rechnete es sich sich zur Ehre an, Kranke zu bedienen. Selbst hochgestellte Männer, Bischöfe, Fürsten und noch mehr fromme Frauen ließen sich herbei, den Armen zu Hilfe zu kommen, den Fieberkranken Kühlung zuzufächeln, Bäder zu bereiten, Aussätzige zu reinigen. Sogar von einem Manne, von dem wir es am wenigsten erwarten, nämlich von Heinrich IV., schreibt sein Lobredner: „Bei der Tafel selbst schauderte er nicht vor dem Eiter und Geruch des Geschwürigen, während der, der den Tisch bediente, vor dem Übelriechenden die Nase in Falten zog oder verschloß. In seinem Schlafgemach lagen Blinde, Lahme und allerhand Kranke, die er selbst entschuhete, niederlegte, bei Nacht sich erhebend bedeckte, ohne selbst die Berührung dessen zu scheuen, den seine Krankheit zur Verunreinigung des Lagers nötigte." Noch weit übertroffen wurden die Männer von den Frauen, die Laien von den Geistlichen, die sich mit Vorliebe auf die Arzneikunde warfen und sogar Operationen ausführten.[3] Wo immer Urzustände herrschen, nicht nur bei den Wilden, sondern auch in Rußland z. B., wenden sich die Kranken an weise Frauen und Priester um Mittel gegen ihre Leiden.

Mit den Frauen stimmten die Geistlichen und Mönche überein in der Anwendung von Naturheilmitteln, in der Bereitung von Gesundtränken. Jedes Kloster besaß daher eine Kräuterkammer, d. h. eine Apotheke, ein Wort, das die alten Glossen mit Krauthaus, Spezerei-

[1] D'Achery Spic. 1, 673.

[2] Vgl. dagegen Konzil v. Clermont 549 (21), Lyon 583 (6).

[3] Heyne, Körperpflege 172.

gadem übersetzten. Unter den Heilstoffen begegnen uns manche, die bei den alten Römern eine große Rolle spielten, der Theriak und der Alantwein, paulinischer Trank genannt mit Bezug auf die bekannte Timotheusstelle vom schwachen Magen, dem der Wein aufhelfe. Der Markgraf Liuthar von Brandenburg hatte in der Krankheit zuviel vom „paulinischen Tranke" genossen und starb plötzlich im Rausche (1013).[1]

Genau wie zur Römer- und Germanenzeit vertraute fast niemand auf natürliche Heilmittel allein; mindestens mußte ein Zaubersegen oder ein Weihgeschenk nachhelfen. Selbst bei der gebildeten Bürgerschaft Italiens fanden noch im zwölften Jahrhundert Arzneien nur dann einen Zuspruch, wenn der Käufer versicherte, daß die Heilkräuter unter Beobachtung geheimnisvoller Gebräuche gepflückt und mit Beschwörungen ausgestattet seien.[2] Auch die Arzneikunst, soweit sie inbetracht kam, nahm darauf Rücksicht; denn die Germanen betrachteten jeden Arzt als Zauberer und nannten ihn deshalb Lachenäre.

Die berufsmäßige Arzneikunst hatte ihren Sitz in Italien, Griechenland und Spanien. Die hier gebildeten Ärzte, archiatri, genossen ein höheres Ansehen; der nach diesem Ausdruck gebildete Name Arzt verdrängte die älteren Bezeichnungen dieses Standes. Wahrscheinlich stammt der Ausdruck aus der berühmten Schule von Salerno, die aus griechischen Anregungen herauswuchs (erst im dreizehnten Jahrhundert wirkte die arabische Wissenschaft ein). Die Ärzte waren Laien, keine Kleriker; denn früh traten auch Töchter der Ärzte und Frauen als Ärztinnen auf.[3] Doch stand die Schule immer in freundlichen Beziehungen zum benachbarten Kloster Monte Cassino, das ihre Wissenschaft wohl zu schätzen wußte. Schon der hl. Heinrich nahm in einer Krankheit zu den Mönchen von Monte Cassino seine Zuflucht; in der Tat befreite ihn der hl. Benedikt, wie die Legende meldet, in der Nacht von seinem Steinleiden. Auch in anderen Gegenden traten berühmte Ärzte auf, in Frankreich der große Gerbert von Aurillac und Fulbert von Chartres. Kaum zurück stand hinter ihnen der St. Gallener Arzt Notker Pfefferkorn, der Arzt oder Physikus schlechtweg genannt, und der in Corvey

[1] Thietm. 6, 52.
[2] Davidsohn, Geschichte v. Florenz 1, 773.
[3] Pagel, Handbuch d. Gesch. d. Medizin I, 639.

gebildete Kleriker Thiedegg, der in den Dienst des böhmischen Königs Boleslaw trat.[1]

Mit den geistlichen Ärzten wetteiferten erfolgreich die weltlichen, darunter namentlich jüdische und bald auch arabische Ärzte. Obwohl der Wettbewerb noch keine enge Reibung schuf, fehlte es doch nicht an Eifersucht, die weniger der Brotneid als der Ehrgeiz schürte. Die Eifersucht verbitterte die Gegner wohl so stark, daß sie einander nach dem Leben trachteten. So erzählt Richer von einem Salernitaner Arzt, daß er an der königlichen Tafel seinem Gegner, dem Bischof Derold, Gift unter die Speisen mengte, das er unter dem Fingernagel verborgen hatte. Derold verspürte sogleich das Gift, nahm ein Gegenmittel und vergalt seinem Gegner bei der nächsten Tafel Gleiches mit Gleichem. Dieser hatte kein so gutes Gegengift zur Verfügung, er mußte sich in diesem sonderbaren Duell für überwunden erkennen und kam, da ihm der Bischof zu Hilfe eilte, mit einem kranken Fuße davon. Wie es scheint, wurde die Erzählung verbreitet, um die Leute von dem übereilten Vertrauen zurückzuhalten, das sie zu den fremden Ärzten trieb. Von den Arabern glaubte das Volk allgemein, daß sie ihre Kunst der Hilfe teuflischer Mächte verdanken. In den französischen Romanen haben die Zauberer in der Regel ihre Studien zu Toledo gemacht; sie verstehen mittelst ihrer Zauberkünste dem Menschen jede erwünschte Gestalt zu geben, ihn zu verjüngen, zu veraltern, ihn häßlich oder schön zu machen.

Wenn einer den Tod herannahen fühlte, dachte er nach der Ordnung seiner irdischen Angelegenheiten vor allem daran, seine Seele zu bestellen, er legte ein Bekenntnis seiner Sünden ab, nicht selten noch öffentlich vor allen Umstehenden. Der Mönch Wolo in St. Gallen, der von einer getäfelten Decke unmittelbar vor dem Altare der Jungfrauen herabstürzte und sich den Hals brach, konnte eben noch ein Bekenntnis ablegen, rief dann mit Andacht „die heiligen Jungfrauen“ an und sagte: „Diese wissen, daß ich, obwohl sonst ganz ruchlos, doch nie ein Weib erkannt habe.“

Auf das Bekenntnis folgte die Kommunion, die Wegzehrung, wie sie sinnvoll genannt wurde, und zwar unter der Messe, die nach alter Sitte in der Nähe der Krankenzimmer gelesen wurde.

[1] Ekkeh. c. 14, 16; M. G. ss. 2, 136. 147; Thietmar. 7, 41.

Von Odo, dem Stifter von Cluny, berichtet seine Lebensbeschreibung, wie er einmal zu Rom in der Frühe eines Festtages von St. Paul, wo er wohnte, in die Abteikirche auf dem Aventin eilte, um dort auf die Bitten des Konventes hin das Hochamt zu halten. Schon hatte er das Meßgewand angezogen, da überkam ihn eine Ahnung, daß zwei sterbende Brüder zu St. Paul seinen Beistand bedürften. Er eilte dahin, las die hl. Messe und spendete den Sterbenden die Wegzehrung. Viele Sterbende ließen sich deshalb in ein Gotteshaus tragen und empfingen hier die Absolution und Kommunion (das geschieht sogar heute noch in der griechischen Kirche). So starb der hl. Wolfgang vor dem Altare eines Heiligen, umgeben von einer Volksmenge.[1]

Auch nach der Kommunion legten die Sterbenden das Bußgewand, das sie zur Beicht angelegt hatten, nicht ab; die meisten erwarteten als Büßer den Tod in einem härenen Gewande mit Asche bedeckt oder über einem Aschenkreuz oder auf Stroh am Boden liegend, bestellten sich Seelenmessen, spendeten zur Tilgung ihrer Sünden reichliches Almosen und errichteten fromme Stiftungen. So verteilten Ulrich, Mathilde und Bruno all ihren Besitz an Arme und Kirchen.[2] Als der altersschwache Bischof Hatto von

---

[1] M. G. ss. 4, 504.

[2] In seinem letzten Willen bedachte Bruno alle Kölner Kirchen mit Stücken aus seinem Schatze. Das meiste aber bekam St. Pantaleon: in dieser Hinsicht heißt es in seinem Testament: 300 Pfund vermache ich zur Erweiterung der Kirche und 100 Pfund zur Vollendung des Klosters. Außerdem bestimme ich für den hl. Pantaleon einen goldenen Becher, eine Petschaft und eine griechische Schüssel, die ich bei mir habe, ferner die Leuchter, die ich in täglichem Gebrauch habe, einen silbernen Reiter, ein Geschenk des Erzbischofs von Mainz, die zehn besten Pallien, zehn silberne Gefäße von den besseren, einen größeren Vorhang, drei Tafeldecken, drei Teppiche, ebensoviele Bankdecken, desgleichen alle unsere Stuten, mit Ausnahme derer, die in der Kirche selbst schon vor mir waren, von Dörfern aber, die ich für unsere Kirche erworben habe, Langel am Rhein, Werebetti, Heingelon, Lidron, Wessem, das von der Maas bespült wird (oberhalb Roermond), außerdem das Haus unseres Vetters, des Bischofs von Metz, und das Dorf Havinga. Auch soll zum Unterhalt der Mönche der dritte Teil der diesjährigen Früchte, die für unseren Gebrauch bestimmt waren, verwendet werden. Ein Hospital für alte Männer soll an geeignetem Orte nach dem Gutdünken des Abtes nicht weit vom Kloster errichtet werden. Für dieses gebe ich mein Eigentum in Deutz, Leresfeld in Sachsen und die frühere Besitzung des Bonner Propstes, Geveharb an der Mosel. M. G. ss. 4, 274.

Mainz nach Italien zog, kehrte er bei dem Bischof von Konstanz ein und hinterließ ihm seinen Besitz zur Verteilung für den Fall, daß er nicht mehr lebend zurückkomme. Ein frommer König machte drei oder vier Teile und übergab einen den Armen, einen zweiten der Kirche, einen dritten seinen Dienstmannen und je nachdem einen Teil seinen Verwandten.[1]

Während des Todeskampfes und nach dem Verscheiden sprangen die Umstehenden der armen Seele bei mit Gebeten, Weihwasser und Weihrauch.[2] In den Klöstern rief ein Schlag auf das Brett oder ein Glockenzeichen die Brüder zusammen, wenn der letzte Augenblick zu kommen schien: die Brüder beteten dreimal den Glauben, der Abt segnete den Sterbenden, wobei der Kantor das Buch, der Sakristan den Stab und andere Brüder das Kreuz, die Lichter, das Weihrauchfaß und den Weihwedel hielten.

Trotz des Verbotes der Kirche erhoben nach dem Verscheiden die Umstehenden ein großes Geheul, rauften sich die Haare und schlugen sich an die Brust und sprachen wohl sogar ein heidnisches Totenlied, die Burdikatio, deren die Bußbücher gedenken. Nachdem die Leiche gewaschen und in das rauhe Bußhemd, das viele schon auf dem Todbette getragen hatten, oder in ein reines Leichenkleid gehüllt war, hielten die Freunde die Totenwache und trugen sie bald zur Bestattung auf einem Brette oder in einem Sarg. Bei dem Hinaustragen vermieden abergläubische Christen den natürlichen Ausgang durch Türen oder Fenster, rissen Löcher in die Wand,[3] zerbrachen einen Wagen und trugen die Leiche mitten hindurch.[4]

Bis zum Grabe blieb die Leiche unbedeckt, auch wenn sie in einem Sarge lag, und oft wurde sie unbedeckt zugeschüttet. Auch kam das Gegenteil vor, daß eine Leiche ohne Sarghülle beigesetzt und sie nur mit einem Brett, einem „Nasendrücker“, bedeckt wurde.[5] Vielfach wurden den Toten nach alter Sitte Lieblingsgegenstände und immergrüne Pflanzen mitgegeben zum Hinweis auf das ewige

[1] Thietm. 3, 14.

[2] Thietm. 6, 45; Durand. ration. 7, 35 (38).

[3] In Italien hatten die Häuser vielfach eigene Öffnungen und Türen für die Toten.

[4] Burch. dec. 19, 5. Schwangere gingen durch geteilte Wagen hindurch. Deshalb wird die Handlung auf die Wiedergeburt gedeutet. Liebrecht, Zur Volkskunde 349.

[5] Binterim, Denkwürdigkeiten VI·3, 192.

Leben; zur Bekleidung wurde die Amtstracht gewählt, das Priesterkleid, der Nonnenschleier, der Fürstenmantel, der Ritterpanzer. Vornehme Leichen nahmen Stein-, Marmor-, Metallsärge von viereckiger oder hausartiger Form auf; an die letztere Form erinnern die Reliquienschreine. Manchmal wurde das Grab als Gruft ausgemauert und der Verstorbene ohne Sarg, liegend, sitzend oder kniend bestattet, in der Art der alten Heidengräber, so der Halberstädter Bischof Sigemund.[1] Die Eingeweide wurden manchmal gesondert bestattet, zumal wenn die Leiche weit fortkam.

Alle Leichen wurden bestattet, nur bei den heidnischen Nordgermanen und Slaven noch manchmal verbrannt.[2] So verbrannten die Gauten den toten Helden Beowulf und häuften einen großen Hügel über seinen Aschenresten. Das Verbrennen der Leiber seiner Helden rechtfertigte im zehnten Jahrhundert ein russischer Waräger einem Araber gegenüber[3] mit folgenden Worten: „Ihr Araber seid töricht, ihr bergt die Leiche in der Erde, wo sie die Würmer fressen, wir verbrennen sie schnell, damit die Seele unmittelbar ins Paradies gelange.“ Selbst die Totenklagen, die die altheidnischen Germanen ihren großen Helden widmeten, verstummten nicht ganz, trotzdem die Kirche sie mit Mißtrauen betrachtete und auszurotten suchte. Bei den Nordgermanen erhielten sie sich ohnehin bis ins hohe Mittelalter und auch in Deutschland finden sich Spuren von Klagen und Ehrenreden.[4] So berichtet Ulrich von Lichtenstein von einem Totenliede auf den Babenberger Friedrich II. Die Kirche setzte den Totenklagen ihre Gedächtnisfeier und Leichenreden entgegen.

Hatte das Grab auch einen Toten aufgenommen, so hörte nicht jede Beziehung zu den Lebenden auf. War es ein frommer Mann gewesen, so erhofften die Hinterbliebenen von ihm Hilfe und Beistand; hatte er aber Sünden begangen, so bekümmerten sich seine Freunde ängstlich um sein Los. Wie wenige hatten in ihrem Leben Buße getan! Wer aber hienieden nicht Genugtuung geleistet hatte, der mußte im Jenseits seine Sünden abbüßen. Die Strenge der

---

[1] M. G. ss. 3, 741; 6, 595.

[2] Abraham Jakobsen, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, X. Jahrhundert 5, 145.

[3] Nämlich Ibn Foszlan.

[4] Schönbach, Das Christentum in der altdeutschen Heldendichtung 106.

Strafe stand dem damaligen Geschlechte um so mehr vor Augen, als die alte harte Bußzucht noch nicht ganz dem Gedächtnis entschwunden war. Wohl ließ diese Zucht mehr und mehr nach, aber die Prediger versäumten nicht, den Ernst der Strafe einzuschärfen, die den erwarten, der hienieden nicht in sich gegangen war. Je mehr es sich herausstellte, daß diese Ermahnungen wenig fruchteten, desto stärker malten sie die Strafen aus, desto weniger scheuten sie sich vor Übertreibungen. So erscheint der hl. Norbert nach seinem Tode, wie seine Lebensbeschreibung erzählt, einem seiner Schüler und berichtet von der Angst, die er vor dem ewigen Gericht durchgemacht habe; wohl sei er jetzt, meint er, geborgen, aber er habe das Angstgefühl noch nicht völlig verloren. An demselben Tage mit dem hl. Bernhard starb ein englischer Kanonikus, der seinen verweltlichten Bischof warnte und erzählte, mit ihm seien am gleichen Tage 30000 Seelen gestorben, davon habe der Himmel nur ihn und den hl. Bernhard, das Fegfeuer drei andere Seelen aufgenommen, alle übrigen habe die Hölle verschlungen. Durch Erzählungen solcher Vorfälle suchten die Prediger nicht nur die Lebenden zur Buße zu gewinnen, sondern auch zur Hilfeleistung für die armen Seelen aufzufordern. Thietmar erzählt, daß ihm einmal ein verstorbener Bruder im Traume erschien und ihm einen Vorhalt machte, daß er für ihn nicht das Psalterium gesungen und keine Seelenfeier begangen habe.[1]

Die Seelenruhe Verstorbener bekümmerte nicht bloß Verwandte und Freunde, sondern auch Bruderschaften, deren Zahl sich immer stärker vermehrte. Neben die großen Gebetsbruderschaften und Meßbündnisse traten Gilden, in denen sich Bauern und Handwerker vereinigten. Infolge davon mehrten sich die Messen und Meßstiftungen und mit den Messen die Priester und die Priester lasen des Tages öfters Messe. Es kam so weit, daß sie entgegen aller kirchlichen Ordnung Tag für Tag Totenoffizien hielten. So erzählt schon Petrus Damiani: „An Stelle des vorgeschriebenen Stundengebetes verrichtete ein Mönch nur das Totenoffizinm. Als er starb, klagten ihn vor Gottes Richterstuhl die Teufel an, daß er das Kirchengesetz übertreten hätte. Da erschien aber die Mutter Gottes und der ganze Chor der Heiligen und riefen: »Dieser war unser Kaplan und Diener; denn da er sich immer dem Offizium für

[1] Chron. 7, 24.

die Verstorbenen weihte, hat er ohne Zweifel uns gedient.« Und die arme Seele wurde in den Himmel aufgenommen."[1] Später begegnen uns noch mehr solche Geschichten von Priestern, die nur Totenmessen hielten.

Mit den Totenmessen verknüpften sich vielfach Totenmahle und Armenspenden, deren schon wiederholt gedacht wurde, und später Seelbäder. Vermutlich erhielt sich durch diese Totenmahle eine heidnische Sitte, deren Bedeutung aber dem Gedächtnis entschwand, so daß sie selbst in den Cistercienserklöstern Eingang fand. Hier wurden nämlich beim Mahle für die Verstorbenen drei Schüsseln aufgestellt, aus denen sich nach Beendigung des Mahles die Armen sättigten.[2] Die Armen vertraten gleichsam die Stelle der Verstorbenen, deren Kleider sie auch erhielten, und galten als Abbilder der armen Seelen.

Während viele Verstorbene reichlich mit Messen versorgt wurden, gingen andere Tote leer aus, und deren Schicksal erregte das Mitleid. Ihnen weihte nun die Kirche das allgemeine Totenfest, das weit hinaufreicht. Die griechische Kirche feierte ein allgemeines Totenfest am Donnerstag vor Pfingsten und ein Allerheiligenfest am Sonntag nach Pfingsten. Isidor von Sevilla erwähnt ein Totenopfer am zweiten Tage nach Pfingsten.[3] Nun führte Odilo von Cluny 998 das noch heute bestehende Allerseelenfest am 2. November ein, wohl sich anlehnend an eine keltische oder germanische Sitte. Während bei den Römern die meisten Totenfeste auf den ungesunden Februar fielen, bevorzugte der Norden den Spätherbst und Winteranfang.[4] Eine Zeitlang schien sogar die römische Sitte im Norden die Oberhand zu gewinnen, wie die Bezeichnung Solmonat für den Februar bei den Angelsachsen beweist. In Rom selbst hatte aber inzwischen Petri Stuhlfeier die heidnische Totenfeier verdrängt,[5] und so konnte ein neues Totenfest aufkommen.

---

[1] Op. 34 (II), 5.

[2] Consuetudines 76, Nomasticon Cisterciense, Paris 1670 S. 179.

[3] Regula monachorum 24.

[4] Kulturgesch. d. r. Kaiserzeit 7 f.; Kultur d. alten Kelten u. Germanen 174.

[5] An den Zusammenhang mit der Caristien erinnert die Bezeichnung Festum S. Petri epularum. Über Sol und Seelchen s. Bilfinger, Beilage zum Staatsanzeiger f. Württemberg 1903 S. 94.

## LVIII. Jenseits und Diesseits in den Vorstellungen des frühen Mittelalters.

---

Das Schicksal der Toten beschäftigte die Phantasie im frühen Mittelalter wie kaum in einer anderen Zeit. Für einen nüchternen Verstandesmenschen besteht keine Verbindung zwischen den Verstorbenen und den Lebenden, jede Brücke scheint abgebrochen, die Entschlafenen befinden sich in einer völlig fremden Welt. Ganz anders dachte das Mittelalter und denkt das Volk noch heute, wo das Mittelalter nachwirkt. Die aufgeklärte Welt hat keine Ahnung von der Sorge, die sich der einfache katholische Christ um das Jenseits macht, wie sein ganzes Sinnen und Denken sich um die Leiden und Freuden der Ewigkeit dreht, wie die Seelennot ihm auf dem Herzen brennt. Ganz erfüllt, durchdrungen von diesen Sorgen verachtet der eifrige Christ die irdischen Dinge, er lebt ein inneres Leben und bewegt sich fortwährend in einer anderen Welt.

Viele, mit besonders lebhafter Phantasie ausgestattete Seelen glauben in fortwährendem Umgang mit den Toten zu stehen, nehmen Gestalten wahr, sehen Dinge und hören Worte, die ihnen wie Offenbarungen vorkommen und auch ihre Umgebung erbauen. Die nähere Art und Weise dieser Offenbarungen verrät freilich, daß sie nur Reflexe irdischer Erfahrung und irdischen Wissens sind. Die Toten beweinen ihre Fehler und freuen sich über ihre und ihrer Hinterbliebenen guten Taten und frommen Werke. Die Kinder dieser Welt brennen im Feuerpfuhl. Der Reichenauer Mönch Wettin z. B. schaute, wie Kaiser Karl für seine Sinnenlust in empfindlicher Weise büßen muß, wie die Grafen des Reiches wegen ihrer Parteilichkeit und Bestechlichkeit, ihrer Raubgier und Härte gezüchtigt

werden, er sah, wie die Welt voll ist von unnatürlichen Lastern und wie die Menschheit sich im Schmutze wälzt.[1]

Ein Mönch von St. Gallen erzählt von dem Haushofmeister Liutfrid, der die Armen und Arbeiter um ihren Verdienst brachte, ein Armer habe in einem Traume gesehen, wie der Teufel ihn wegführte.[2] Der Teufel hatte die Gestalt eines ungeheuren Riesen, der ein großes Kamel mit Schätzen beladen über die Furt zog. Auf Befragen des Träumers, was er tue, antwortete er: „Ich will den Liutfrid oben auf diese Ladung setzen." Der Kaiserin Theophano erschien nachts der hl. Laurentius, am rechten Arme verstümmelt, und sprach, nachdem sie ihn länger betrachtet: „Warum fragst du nicht, wer ich bin?" worauf sie antwortete: „Ich wage es nicht, o Herr!" Er aber fuhr fort und sagte: „Ich bin" — und nun nannte er ihr seinen Namen. „Was du jetzt an mir siehst, das hat dein Ehemann[3] mir angetan, indem er dazu verführt war von dem, durch dessen Schuld eine große Menge von Christi Auserwählten in Zwietracht liegt."[4] Aber auch Theophano gab ein schlimmes Beispiel durch ihre Eitelkeit und ihren Kleiderluxus. Daher mußte sie nach der Ansicht des Mönches Otloh nach ihrem Tode wandern: so zeigte sie sich einmal in einem kläglichen Anzuge traurig und leidend, weil sie nach Deutschland griechische Unsitten gebracht hatte.

Geistliche bejammerten es, daß sie im Leben dem Kleiderluxus und der Vergnügungssucht gehuldigt, und himmlische Gesichte tadelten den nachlässigen Gottesdienst, den schlechten Gesang und das oberflächliche Gebet.[5] Selbst Bischöfe und Päpste verkündigen im Gesichte ihre Höllenqualen, so Benedikt VIII., der auf einem schwarzen Rosse dahinsauste, und Benedikt IX., dessen Seele halb die Gestalt eines Bären, halb eines Esels wegen ihrer Ausschweifungen trug, und klagte, daß sie beständig durch schmutzige, stinkende, brennende Gegenden dahinrasen müsse.[6] Nur den Sonntag über genossen die

[1] In quantis vitiorum sordibus volutatur humanitas (M. G. Poetae latini II, 272).

[2] Mon. Sang. 1, 31.

[3] Senior.

[4] Thietm. 4, 8.

[5] Cur ita negligenter has laudes cecinistis vespertinas? Numquid putatis me labiorum solummodo motu delectari (Pez. thes. ancd. III 2, 591).

[6] Dam. opusc. 19, 3; Ioh. chron. Angliae 47.

Verdammten die Sabbatruhe. In einem Vorgebirge unweit Puteoli tauchten, wie Petrus Damiani erzählt, jeden Samstagabend aus den Wassern abscheuliche Vögel empor und erfreuten sich bis zum Montag einer Ruhezeit; sie aßen nicht und waren nicht zu fangen. Montag früh aber stürzte ein geierartiger Rabe auf sie los, und sofort verschwanden sie im Meere.

Mit Vorliebe hüllte sich der Teufel in die Gestalt eines Tieres, eines Raben, Adlers, eines Drachen, Wolfes, Bären, Schweines, einer Maus, eines Hundes, eines Pferdes. Gleich dem Affen hat der Teufel nach dem Physiologus keinen Schwanz, sondern eine abscheuliche Rückseite. Er macht es wie der Fuchs, stellt sich tot, daß sich ihm ahnungslos die Seelen nahen und verschlingen lassen, er verschluckt wie der Walfisch groß und klein, stiehlt gleich dem Igel Trauben und raubt gleich dem Rebhuhn fremde Eier, d. h. fremde Seelen; wenn aber die Küchlein die Stimme der rechten Mutter hören, folgen sie ihr sogleich. Der Teufel macht häßliches Geräusch. Am Grunzen, Brummen, Bellen, Miauen, Zischen, Pfeifen, Seufzen, Schlürfen, Klopfen erkannten die Mönche den Bösen.[1] Oft erschienen ganze Heere von Dämonen, warfen mit Sand und verbreiteten Nebel, klirrten mit Ketten und Waffen. Nicht selten erschien der Teufel in der Gestalt eines Menschen; wenn er in dieser Form auftrat, war er rabenschwarz, nackt und hatte eine runzliche Haut wie von der Elephantiasis bedeckt. Nach der Schilderung der Schriftsteller sieht er bald aus wie ein Ungar, bald wie ein Sarazene oder Maure oder wie ein schwarzer Äthiopier. Am geläufigsten war die Darstellung des Satans als eines unförmlichen Drachen mit Schuppenpanzer, worin die Erinnerung an ausgestorbene Tierarten fortlebte: dieser erscheint daher in zahlreichen Bildwerken an Säulen und Portalen. Sogar Fahnen mit Drachenfiguren, wie sie die alten Germanen mitgeführt hatten, duldete die Kirche bei festlichen Aufzügen.[2]

Schöne Frauen, Sirenen, dargestellt als Fischweiber, versinnbilden in den Werken der Kunst die Reize teuflischer Schönheit und Pferdemenschen, Kentauren, des Teufels Gewaltherrschaft.[3] Der Teufel selbst nahm Weibsgestalt an und verführte fromme

[1] V. Norberti 13; Thietm. 1, 7; s. S. 522 Note 1.
[2] Ducange s. v. draco; Maury Legendes 232.
[3] Piper, Mythologie 1, 383, 395.

Männer als Succubus. In dieser Weise quälte er den hl. Johannes von Parma, er tanzte vor ihm und löschte das Licht aus; da ihm der Mönch nicht zu willen war, schreckte er ihn durch Löwengebrüll, Bärengebrumm, Pferdegewieher.[1] Einem französischen Laien nahten sich nachts zwei Weiber; als er in die Kirche floh, fand er sie gar angefüllt von einer ganzen Schar von Frauen. In seiner Verwirrung läutete er die Glocke; als die Nachbarn zusammenströmten, in der Meinung, es liege ein Notfall vor, entdeckten sie einen auf dem Boden liegenden Mann. Entrüstet hieben sie ihn durch, bis er ihnen sein Gesicht enthüllte.[2] Viel häufiger als in Frauengestalt hüllte sich der Teufel in ein Mannsbild, in einen Incubus.[3] Als Mann nahte er sich wiederholt nachts einem Mönche zu Merseburg, wie Thietmar erzählt, flehte ihn zuletzt fußfällig an und versprach ihm, wenn er zu Willen sei, einen hohen Lohn. Jener aber verlangte, erst solle er ihm den verheißenen Preis zeigen und dann seine Antwort hören. „Ich will," sprach der Teufel darauf, „dir, wenn du in mein Begehren willigst, mit einem ähnlichen Geschenke lohnen, wie ich ihn meinem Diener im Westlande gewährt habe." Als er aber diesen Antrag gemacht hatte, trieb ihn der würdige Priester, wie er oft vorher getan durch das Zeichen des heiligen Kreuzes mit zornigem Schelten von hinnen und als er hinterher erfuhr, daß ein Geistlicher im Westlande wegen großer Schandtat am Galgen gestorben sei, erzählte er allen Brüdern die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende. Wunderbar ist es, fügt Thietmar bei, daß der Böse jemand zu versuchen gewagt hat, da doch alle Sonntage das wahre Kreuz Christi in das Schlafhaus getragen wird.

Besonders viel zu schaffen machte sich der Teufel in französischen Klöstern, wo es wohl manchmal lustig herging. Daher konnte Glaber viele Teufelsgeschichten erzählen. Eines Morgens vor dem Frühgottesdienst wälzte sich der Teufel vor seinem Bette als schwarzes Ungeheuer in menschlicher Gestalt: fahl war sein Gesicht, schwarz die Augen, nieder die Stirn, ungeheuer der Mund, die Lippen geschwollen, am kurzen Kinn hing ein Bockbart, Brust und Rücken hatte einen Höcker. Grinsend mit seinen Hundszähnen

[1] Mab. a. 5, 721.
[2] Od. coll. 3, 19.
[3] S. oben S. 498 N. 2.

schüttelte er das Bett und rief: „Du wirst nicht lange hier bleiben." Ein andermal sah er den Teufel, wie er einem Novizen von leichtem Charakter nachjagte. Ein drittes Mal sah er ihn in der Abtei Moutiers wieder morgens, da die Glocke zum Aufstehen rief. Träge Mönche schliefen noch weiter, und als Glaber aufwachte, hüpfte oben an der Stiege ein Teufel und schrie, die Hände auf dem Rücken: „Ich bin es, ich, der bei denen bleibt, die bleiben."

Der Kaiserin Agnes entfuhren einmal in ihrer Ungeduld darüber, daß ihre schlafende Genossin trotz öfteren Rufens nicht erwachte, die Worte: „Steh auf, du Teufel!" und im selben Augenblicke war er in der Gestalt der Schlafenden da und begann mit der Kaiserin zu psallieren.[1] — Als der gelehrte Notker einmal die Non versäumte, sah er auf dem Balken der getäfelten Decke den Teufel sitzen und mit einem Griffel auf eine Wachstafel schreiben. Auf das Anrufen Notkers, was er tue, antwortete er: „Die Non schreibe ich auf, die du Schurke heute versäumt hast." Als nun Notker sich auf die Erde streckte, um das Versäumte nachzuholen, warf der Teufel die Tafel nach ihm. Notker wich aus und sprang auf; der Teufel aber triumphierte: „So habe ich doch bewirkt, daß du vor mir aufstehst."

Gingen die Mönche auf den Chor, so warteten viele Dämonen auf sie und störten sie im Gebete, wie der Abt Richalmus von Schöntal erzählt.[2] So störte einmal ein knurrender Hund den Notker, als er in der Krypta der Kirche betete, und zerrte an seinen Kleidern. Er aber ergriff den Krummstab des hl. Kolumban und schlug auf ihn ein, so daß dieser in barbarischer Sprache rief: „Au weh, weh mir." Einem frommen Bischofe, der gewohnt war, vor Hochfesten Arme und Kranke zu baden und zu reinigen, näherte sich ein Teufel in der Gestalt eines heruntergekommenen Bettlers im letzten Augenblick, bevor er zur Kirche eilte. Voll Mitleid säuberte ihn der fromme Mann von seinem Schmutze und rasierte ihn eigenhändig. Kaum aber war der Bart auf einer Seite gefallen, so wuchs er ihm auf der anderen Seite mit unheimlicher Geschwindigkeit wieder. Wenn er nicht beizeiten den Trug erkannt hätte, wäre er nicht fertig geworden und hätten die

---

[1] Damiani opusc. 47, 4.

[2] De insidiis daemonum 3.

Gläubigen umsonst auf ihn geharrt.[1] Wo er konnte, verhinderte der Teufel die Leute, daß sie nicht zur Kirche gingen; er wartete an Brücken, vor den Kirchentüren, auf den Marktplätzen, um die Leute vom Gottesdienst abzuhalten. Nur ausnahmsweise überfiel er die Leute bei der Arbeit.[2]

Besonders gerne fanden sich die Dämonen an Todbetten ein. Den Kaiser Ludwig den Frommen bedrängten sie so, daß er erregt ausrief: „Huz, huz," hinaus, hinaus. Wenn es frommen Männern so erging, um wieviel mehr den lauen Christen! Einem sterbenden Ritter nahte er sich in Begleitung einer Frau mit Ketzergesinnung; er rief dem Sterbenden zu: „Kennst du mich nicht, ich bin der Mächtigste der Mächtigen, der Reichste der Reichen; glaube an mich und ich werde dich dem Tode entreißen, du wirst lange leben." Nach dem Berichte Peters des Ehrwürdigen von Cluny fühlten verheiratete Priester auf dem Totenbette schon die Nähe des Höllenfeuers. Der Teufel machte den Glauben wankend bei Geistlichen und Laien, plagte dieselben mit Unglauben und Aberglauben, mit Zweifeln aller Art, theoretischen und praktischen; so schob Otloh seine Zweifel an Gottes Dasein den Dämonen in die Schuhe.

Ein Teufel war es, der nach der Meinung eines späteren Mönches die hl. Kunigunde bei ihrem Gemahl anschwärzte. Mit Hilfe eines Teufels trieb der Bischof von Hamburg Alchemie. Welche Macht die Teufel über schlimme Menschen errangen, läßt sich leicht denken. Die Hexen, Männer und Frauen, vermochten mit ihrer Hilfe die wunderbarsten Dinge hervorzubringen, die Saaten zu vernichten, Krankheiten und Sterben über Landschaften heraufzubeschwören. Nur schüchtern wagte die Vernunftkritik manche dieser Volksanschauungen anzuzweifeln. Die stärksten Ausgeburten dieses Wahnes von unzweifelhaft heidnischem Charakter haben verschiedene Synoden (563, 585, 692, 745, 785, 829, 1022) bekämpft. Am unentwegtesten trat ihnen entgegen Agobard von Lyon, er sagte, die Torheit der Welt sei so groß geworden, daß jetzt die Christen so einfältige Dinge glauben, wie sie früher niemand einem Heiden hätte beibringen können. Auch Regino von Prüm und Burkhard von Worms wiesen die abenteuerlichsten Gedanken zurück, namentlich die Nachtfahrten der Hexen, ließen aber doch allzuviel unangetastet,

[1] Mon. Sangall. 1, 21; s. S. 90.

[2] V. Norbert. 15.

so den Glauben, daß der Zauber eine das Eheband auflösende Unfruchtbarkeit erzeuge, von dem schon oben die Rede war.

Hoch über dem Teufelreich, dem Nebelheim, steht in Himmelsklarheit das Lichtreich. Schwarz wie Raben, so boshaft ist der Teufel, sagt der Ire Herve, aber licht wie Tauben sind die Engel. Taube und Rabe streiten nach bretonischen Liedern um die Seelen der Verstorbenen. Auch der Adler, der Löwe bedeutete Gutes; denn Christum selbst versinnbildet der Löwe, der Hirsch, das Einhorn, der Phönix. Zu Christus gesellen sich viele freundliche Asen und kämpfen gegen den schwarzen Erbfeind der Menschheit. Die Bewohner des Lichtreiches, die Engel und Heiligen, gleichen den Vögeln des Himmels, den lieblichen Tauben, sie fliegen, wie der Heliand sagt, in Federnkleidern leicht beschwingt hin und her.

Den Himmel selbst stellte sich die Phantasie vor als eine verklärte Landschaft, als ein unendlich schönes Gotteshaus, als einen ins Erhabene gesteigerten Fürstenhof. So sah die fromme Hathumod im Traume ein großes Feld mit herrlichen Frühlingsblumen prangen, worin sie sich mit ihren Schwestern erging; aber auf einmal schien es ihr, als ob alles in Flammen aufginge. Ein andermal hatte sie das Gefühl des Fliegens: in den Lüften dahinschwebend sah sie alle Gebäude ihres Klosters abgedeckt und nichts entging ihr, was sich darin zutrug. In der Kirche erblickte sie eine große Kluft, die ihre künftige Wohnung, d. h. ihr Grab bezeichnete, dazu klang ein Chor: „Dies ist meine Ruhestätte in Ewigkeit, hier will ich wohnen, weil ich mir sie erwählt habe.“ In anderen Gesichten endlich entrollt sich die Himmelspracht in großartigen Bauwerken ganz im Anschluß an die Offenbarung Johannes'; sprechen doch auch die Dichter von des Himmels Pfalzwohnung, von der hehren Schildburg.

Vom hl. Anno erzählt das ihm geweihte deutsche Lied: „Des Nachts träumte er einmal, daß er träte in einen fürstlichen Saal, zu einem Gestühl, gar wunderbar, wie es des Himmels würdig war. Da schien es ihm in seinem Gesicht, als wär' alles mit Gold behangen; es leuchtete rings von Edelgestein; Gesang und Frohsinn belebte die Reihen der Bischöfe, die in großer Zahl, wie die Sterne glänzend, saßen im Saal. Da stand auch ein noch leerer Ehrenstuhl; Sankt Anno war erfreuet, denn zu seiner Ehre sah er ihn bestimmt: nun preist er Gott, daß es so geschah. O, wie gern

hätte er jetzt schon sich darauf gesetzt, wie gerne am Betasten des Stuhles sich ergötzt! Doch das wollten die Fürsten nicht gestatten, da am Kleid einen Fleck sie bemerkten, den zu tilgen er zur Erde zurückkehrte."

Ein griechischer Mönch, dem eine Himmelswanderung zuteil wurde, schildert zuerst einen herrlichen Park mit den wundersamsten Pflanzen und Tieren voll der entzückendsten Düfte. Bunt gefiederte Vögel saßen auf allen Zweigen und ihr Gesang floß zu einer süßen Harmonie zusammen. Ein kühlender Strom schlang sich durch die weitgedehnten Auen. Während den Seher diese Reize gefangen nahmen, erblickte er auf einmal ein strahlendes Kreuz in den Wolken, die hier rot, dort weiß schimmerten, umgeben von einer Schar himmlischer Spielleute. Da hob ihn der Geist in einen höheren Rang. Zwei Kreuze standen im zweiten Himmel und drei im dritten und leuchteten immer strahlender. Endlich gelangte er in das Allerheiligste, wo der Sohn zur Rechten des Vaters sitzt. Eine goldene Taube mit Purpurbrust und Feuerflügeln schwebte voran. Christus saß auf dem Throne im Purpur und Byssus gehüllt; sein Antlitz leuchtete wie die Sonne, so daß der Seher den Anblick nicht ertragen konnte. Worte wuchtig wie Donnerrollen und doch mild und süß wie Honig gingen aus seinem Munde. Sanft herniederschwebend, gelangte der Mönch zu seinem Ausgangspunkte zurück und empfing von den Engeln heilsame Belehrung.[1]

Einer ähnlichen Vision wurde der hl. Heinrich nach einer späteren Legende auf dem Berge Gargano gewürdigt. Er sah, wie eine große Schar von Engeln, die leuchteten wie die Sonne, in die Kirche eintraten und wie ein Paar den Hochaltar schmückte. Darauf folgte ein Zug hoher Geister, die strahlten wie der Blitz, in ihrer Mitte der Erzengel Michael, der Bannerträger des Himmelsheeres. Gott selbst erschien endlich mit großer Macht und Herrlichkeit, und es begann die himmlische Liturgie. An deren Schluß trat ein Engel mit dem Evangelienbuch vor den Herrn und ließ es küssen, und auf Gottes Wink reichte der Engel das Buch auch dem anwesenden Kaiser, dem alle Glieder vor heiliger Erregung zitterten. Als das der Engel sah, berührte er sanft seine Hüfte,

[1] Boll. Mai 6, 232.

so daß sie vertrocknete, und von dieser Zeit an hinkte er.[1] Es ging ihm also wie Jakob, der mit dem Engel gerungen hatte.

Es ist dem Menschen Bedürfnis, sich über die gemeine Wirklichkeit zu erheben. Auch der heutige Mensch ergeht sich in Phantasieschöpfungen und lustwandelt im weiten Reiche der Dichtungen. Bei vielen steigert sich die Phantasietätigkeit so weit, daß sie Traum und Wirklichkeit verwechseln und glauben, was sie wünschen.[2] Im allgemeinen freilich hindert daran der bittere Ernst, die schroffen Ansprüche des Lebens, der harte Kampf ums Dasein. Im Mittelalter aber, wo sich die Menschen weniger näher rückten und sich in ihren Illusionen störten, konnte einer leicht sich seinen Träumen überlassen. In enger Wechselwirkung damit steht der überschwengliche Idealismus und die einseitige Vorliebe für die teleologische Weltbetrachtung, wovon schon öfters die Rede war. Eben weil die Idee alles galt und weil der Zweckgedanke alles beherrschte, fanden auch die Visionen leicht einen Glauben, wenn sie nur eine Idee rein ausprägten und einem guten Zwecke dienten. Eben darum sahen die Menschen auch viel mehr Wunder, die Wirklichkeit schien ihnen viel flüssiger, viel beweglicher, weniger spröde als den heutigen Menschen. Nicht als ob der heutigen Welt das Übernatürliche unzugänglich, das Reich des Ideals verschwunden, das Geistesreich versunken wäre! Zu allen Zeiten äußert sich das Göttliche in außerordentlichen Erscheinungen. Wer an einen persönlichen Gott glaubt, kann auf die Möglichkeit der Wunder und Offenbarungen nicht verzichten. In der Tat gibt es auch Wunderberichte und Offenbarungen genug, die die Gewähr der Wahrheit in sich tragen und die ihrerseits wieder den Gottesglauben stärken. Gott läßt sich nicht unbezeugt einem Menschen, der aufrichtig nach ihm strebt, der sich ihm selbstlos hingibt. Doch birgt gerade die Sucht, das krampfhafte Streben nach Wundern und Offenbarungen keine Gewähr in sich, daß der Wunsch auch in Erfüllung gehe. Der

---

[1] M. G. ss. 4, 818.

[2] Gesellt sich noch dazu ein scharfer Verstand, so entsteht eine extrem subjektivistische Erkenntnislehre, wie sie z. B. Taine ausbildete: danach sind Halluzinationen, Projektionen innerer Vorgänge der normale Zustand eines Menschen. Die sogenannten wirklichen Wahrnehmungen unterscheiden sich von den anderen Sinnesempfindungen nur dadurch, daß sie in sich folgerichtiger sind.

Wundersucht verschließt sich das Tor, wenn sie auch noch so heftig pocht. Nun beherrschte aber gerade das frühe Mittelalter eine krankhafte, nicht ganz selbstlose Gier nach Außerordentlichem. Dies haben schon damals verständige Männer getadelt.[1]

Jeder suchte sich so weit emporzuschwingen, daß er des Göttlichen in Gesichten inne wurde. Gesichte gehörten gleichsam zum täglichen Brot eines frommen Mannes. Das Sehen wirkte wahrhaft ansteckend. Wem keine Gesichte zuteil wurden, der baute wenigstens auf Träume, und Träume führte man oft künstlich herbei durch Getränke und aufregende Erzählungen.[2] Den Träumen sieht man gewöhnlich auf den ersten Blick an, wie sie die Seelenstimmung des Tages widerspiegeln. Sie sind in der Regel ganz verflochten mit irdischen Interessen und Rücksichten. Erst später löste sich die Mystik davon mehr los, schüttelte den Erdenstaub ab und gab sich sogar Mühe, aller sinnlichen Bilder sich zu entschlagen, das Ewige bildlos anzuschauen, ein Bemühen, das freilich fehlschlug und fehlschlagen mußte, weil der Mensch nicht zum reinen Geiste wurde. Solange der Mensch Mensch bleibt und die Schranken der Endlichkeit nicht durchbricht, vermag er das Jenseitige nur unter sinnlichen Vorstellungen zu erfassen. Das Übernatürliche äußert sich überhaupt in irdischen Bildern, in vergänglichen Zügen, und die übernatürlichen Einwirkungen bewegen sich innerhalb der Naturgesetze. Ebendarum ist es sehr schwer, Offenbarungen und Gesichte zu beurteilen, zwischen Echtem und Unechtem zu wählen. Das Entscheidende ist schließlich die geistige Wirkung, der sittliche Charakter; es hängt alles davon ab, ob eine Offenbarung den Menschen erhebt oder ob sie ihn mit wilder Leidenschaft erfüllt, ob sie ihn befreit oder knechtet und entmenschlicht.

Gewiß enthalten sehr viele Visionen des frühen Mittelalters ein reiches Maß von Schönem und Gutem, sie erhoben und trösteten die Menschen, bewährten sich durch ihren erbaulichen Gehalt, durch ihren praktischen Zweck, durch ihre heilsamen Folgen. Sie geben Zeugnis von dem übersinnlichen Drange und Sehnen der Seele, von dem eine ganz im Sinnlichen verlorene Welt kaum noch eine Ahnung hat. Sie geben den bewußten Seelenregungen keine neue Richtung,

[1] Vgl. libri Carolini 3, 25. Über des Agobard, Alkuin, Paulus Diakonus Stellung s. Hauck, Kirchengeschichte 2, 682.

[2] Adam. Brem. 3, 38.

sondern bestätigen nur die meist schon gefaßten Beschlüsse und eröffnen dem gemeinen Menschen eine frohe Aussicht. Nur scheinbar hängen Wendungen des Geschickes von Gesichten und Träumen ab. Oft ist es deutlich nur die Darstellung, die diesen Schein erweckt. Dies zeigt sich namentlich in der Lebensbeschreibung Guiberts von Nogent, die ganz von Träumen durchwoben ist.

Als der junge Guibert einem Lehrer übergeben werden sollte, dachte die Mutter an einen bekannten Grammatiker, der sich nur auf einen Traum hin entschloß, ihrer Bitte zu willfahren. Ein ehrwürdiger Greis im Silberhaar erschien ihm und führte ihn dem jungen Zögling zu mit den Worten: „Gehe zu dem Jungen, er wird dich lieben." — Die Mutter Guiberts führte ein einzogenes christliches Leben schon während ihrer Ehe, viel mehr noch nach dem Tode ihres Mannes, dessen ungebüßte Sünden sie viel beunruhigten; sie suchte durch strenge Bußübungen ihrem Manne zu Hilfe zu kommen und war bereit, das Opfer einer Rekluse auf sich zu nehmen. Der Traum eines Hofmeisters, der im Schlafe ihre Hochzeit sah, entschied sie dazu, eine mystische Hochzeit mit dem Lamme zu feiern. Wohl hielt sie die Sorge um ihren noch unerzogenen Sohn zurück, sie wußte, wie die Dämonen um seine Seele rangen, aber sie sah auch in einem himmlischen Gesichte, wie die heilige Jungfrau die Dämonen vertrieb. Mönch geworden, vertiefte sich Guibert allzusehr in heidnische Dichter. Da war es aber seine Mutter und sein alter Lehrer, die ihn durch die Erzählung der nächtlichen Träume störten. Die Mutter erzählte ihm, wie der Vater im Fegfeuer litt, wie er im Hüftenschmerz für seine Sinnlichkeit büßte und wie ihn der Jammerruf des ungetauften Bastards mit Weh erfüllte.

Ähnlich wie Guibert erzählt auch Thietmar, Bischof von Merseburg, viele Gesichte. Die meisten aber betrafen nicht ihn selbst, sondern andere, und er kennt sie nur vom Hörensagen. Der Deutsche war viel objektiver, wenn auch ebensowenig kritisch wie der Franzose. Das einzige vorbedeutende Gesicht, das Thietmar berichtet, worin er die Zahl 5 mit Tinte geschrieben sah, hat etwas Künstliches und blieb auch ohne deutlich sichtbaren Einfluß auf sein Leben.[1] Nach fünf Monaten fürchtete er zu sterben, er wurde aber

[1] Chron. 6, 31.

um diese Zeit Bischof. Ebenso läßt ein späterer Geschichtenschreiber den hl. Heinrich von der Zahl 6 träumen und bemerkt, statt des Todes, den Heinrich fürchtete, sei die Kaiserkrönung nach sechs Jahren eingetreten. Wenn Thietmar tote Genossen und versuchende Dämonen im Traume erblickte,[1] so erklären sich diese Vorstellungen als einfache Widerspiegelungen bewußter Seelenregungen. Andere Erscheinungen waren Halluzinationen. Die erregte Phantasie verlegte hinter starke Geräusche und unvermutete Lichter überirdische Wesen. So glaubte einmal der Bischof Bardo von Mainz, als ihn besonders zutrauliche Vögel umflatterten, in ihnen verbärgen sich gute Geister.[2] Wenn ein Regensburger Mönch in der Luft ein Drachengebilde erblickte, so verrät den Ursprung des Gesichtes die Bemerkung, daß ihm ausgebildete Gliedmaßen fehlten.[3] Daß sich vieles natürlich erklären lasse, kam selbst den Zeitgenossen in den Sinn. Der kranken Hathumod gegenüber, die ein heftiges Tosen hörte und über dessen Bedeutung nachgrübelte, fühlte sich selbst ihr Lobredner, ihr eigener Bruder, versucht, diese Erscheinungen für die Folgen ihrer schweren Krankheit zu erklären, was ja öfters vorkomme. Aber die wahren Gesichte, die er zuvor erzählt, meinte er, müssen uns seine ernste Auffassung nahelegen.[4] Und doch verraten gerade diese deutlich ihre Quellen.

Oft gehen Traum und Erlebnis merkwürdig ineinander über. Die Lebensbeschreibung des Bischofs Elphegus von Canterbury erzählt, wie die Dänen diesen frommen Mann quälten, ins Gefängnis warfen und zum Tode bestimmten. Da sah er nachts einen Engel, der ihn mit Hinweis auf Petrus und Paulus zur Flucht zu überreden suchte; der eine, sagte er, habe sich in einem Korbe über die Stadtmauer hinabgelassen, der andere sei einem Engel gefolgt, der die Kerkertüre öffnete. So solle er ihm nachgehen. In der Tat folgte Elphegus der Ermahnung, aber auf einmal verschwand die Gestalt und er befand sich in einer sumpfigen Gegend, und er erkannte, daß ihn ein böser Geist irregeführt hätte. Doch siehe da! ein wahrer Engel Gottes erschien, stärkte ihn mit Worten, wie sie einst die Christen an ihre Blutzeugen gerichtet

[1] Chron. 7, 24; 8, 8.
[2] M. G. ss. 11, 337.
[3] M. G. ss. 4, 563.
[4] V. 18.

haben mochten, und führte ihn ins Gefängnis zurück, wo ihn der Martertod erwartete.

Wenn sich ein Seher nur einigermaßen innerhalb der Grenzen der Wahrscheinlichkeit hielt und einem guten Zweck diente, glaubte alles an die Gesichte, an die er selbst glaubte. Zu einem guten Zwecke durfte sich ein Mann auch einer List, wenn man so sagen will, des frommen Betruges[1] bedienen, ohne seinem Ansehen zu schaden. So erzählt die Lebensbeschreibung des hl. Ulrich von Cluny, daß er, um einen sündigen Mönch vor Schande zu bewahren, den Kelch, den jener gestohlen hatte, vergrub und dann im Kapitel erklärte, ein Gesicht habe ihm geoffenbart, wo der Kelch liege.[2] Als der kräftige Mönch Tuotilo einmal den giftigen Schleicher Sindolf im Dunkeln nach Kräften durchprügelte, stellte er sich, als wenn er es mit dem Teufel zu tun hätte. Er bat die herbeieilenden Brüder, das Licht herzuhalten, damit er sehen könne, in wessen Gestalt er den Teufel festhalte. Als Sindolf zum Vorschein kam, jammerte er, daß er an eine Vertrauten des Abtes die Hand gelegt hätte.

Zu Konstantinopel verstellten sich viele als Dämonische, sogar ein Heiliger, wie Andreas Salos, um den Menschen die Wahrheit zu lehren, andere, um sich wichtig zu machen, und wieder andere, um der Arbeit oder den Nachstellungen zu entgehen. So spottete einmal ein Mann im Mönchsgewand über den Kaiser, der einen Feldzug unternommen hätte, um seine eigenen Verwandten aus dem Leben zu schaffen. Der Kaiser wollte ihn töten lassen, aber das Volk nahm ihn in Schutz und sagte, er sei wahnsinnig und vom Dämon getrieben, und so entging er der Strafe. Die trullanische Synode gebot, den, der sich dämonisch stellte, mit den gleichen Kasteiungen zu belegen, wie den wirklich Besessenen. Wenn man den angeblich Besessenen einige tüchtige Hiebe versetzte, berichtet Agobard vom Abendlande, dann hörte ihre Besessenheit sogleich auf.

[1] Pia frans.

[2] Vita Udal. c. 15; Mab. a. VIb 788, vgl. v. Adalb. 11. M. G. ss. 4, 585, v. Popponis 19: hier heißt es: Argentinae interea civitatis episcopatum, regis Cuonradi iussione sibi praescriptum, tam callide quam humiliter declinavit; quia occasionem declinandi regi dictavit, dissimulate videlicet se clerici dicens filium, canonicisque sanctionibus huiusmodi fieri obnoxium. si pontificii temere praesumpsisset officium; M. G. ss. 11, 304.

Selbst unter den Brüdern des hl. Norbert zu Prémontré fanden sich Betrüger. Der Biograph des Heiligen meint, sie hätten sich, verführt durch den Teufel, dem Betruge zugewandt. Viele ganz ungebildete Männer haben auf einmal einen auffallenden Weissagungsdienst entwickelt und jedem, der sich an sie wandte, die Zukunft vorhergesagt, aber daneben geraten. Zu Bischof Heriger in Mainz kam einmal ein Betrüger, der Hölle und Himmel durchwandert haben wollte; die Hölle, erzählte er, sei mit lauter dichten Wäldern bedeckt gewesen und im Himmel habe er Christus mit allen Heiligen beim Mahle sitzen sehen. Johannes der Täufer habe den Mundschenk gemacht. Lachend sagte Heriger, er wolle seinen Schweinehirten mit seiner Herde in die unterirdischen Wälder auf die Weide schicken und es sei gut, daß Christus den Johannes zum Schenken gemacht habe, da er in seinem Leben nie Wein trank; Heriger fragte dann jenen, was er denn im Himmel gegessen hätte. Der Betrüger gestand, er habe den himmlischen Köchen ein Stück Lunge gestohlen. Für diesen Diebstahl ließ Heriger den Schwindler mit Ruten streichen mit der Bemerkung, wenn Christus ihn zum Mahle einlade, solle er sich hüten zu stehlen. Einen anderen Fall, der in Savoyen sich abspielte, erzählt Glaber. Ein Reliquienhändler gab vor, jede Nacht den Besuch eines Engels zu empfangen, der ihn emportrug, ohne daß seine Frau es bemerkte. Durch allerlei Fragen suchte man ihn in die Enge zu treiben, aber die Einfältigen glaubten doch an ihn, bis Mönche und Kleriker aus der Kapelle, wo die von ihm erworbenen Reliquien unter dem Altare ruhten, schwarze Teufel in großer Schar hervorstürzen sahen.

Wenn auch gelegentlich Zweifel an der Echtheit dieser oder jener Erscheinung, dieses oder jenes Wunders auftauchten, so zweifelte doch niemand an der Möglichkeit überirdischer Erscheinungen und diese Überzeugung erschütterten einzelne Täuschungen keineswegs, denn der Glaube wurzelte viel zu fest im Volksgemüte, er reichte weit zurück in die graueste Vorzeit. Die Heiden stimmten in dieser Hinsicht überein mit den Christen; es handelte sich bloß darum, ob vom Christengott mehr zu erwarten war als von den Heidengöttern und ob von einem guten oder einem bösen Gotte Erscheinungen und Erlebnisse ausgingen. Wenn es dem Christen im Kampfe mit dem Heiden bös ging, dann tauchten sogleich Zweifel auf. Als das fränkische Heer durch die heidnischen Sachsen eine große Niederlage

erlitten, sangen die Spielleute: „Welche Hölle wäre groß genug, um all die Toten aufzunehmen.“[1] Da einmal ein frommer Mann durch einen Schwiegervater viel gequält wurde, sprach ein schwäbischer Fürst: „Wenn dieser nichtswürdige Räuber unter den Sterblichen mehr vermag als unser Gott, dann werde ich hinfort weniger gern meinem Gott dienen, der eine solche Beleidigung seines Namens nicht hat abwehren wollen. Dennoch kann ich nicht daran zweifeln, daß in jenem Streite Gott der Sieger sein werde.“[2] Zur Zeit der Kreuzzüge haben die Niederlagen der Christen viele Gemüter wankend gemacht und das naive Vertrauen erschüttert. Diese Erschütterung hatte aber auch wieder ihr Gutes, denn sie diente dazu, den Glauben wieder zu läutern und den Blick mehr von außen nach innen, vom Diesseits aufs Jenseits zu lenken. Bis dahin erwarteten die Christen viel zu einseitig von ihrem Glauben irdische Güter; ebendarum mischte sich dem Glauben viel Aberglaube, viel Wahn bei, wie wir in der Folge noch sehen werden. Lange und schmerzliche Erfahrungen mußten die Menschen erst belehren, daß das Reich Gottes etwas Inwendiges ist, daß Gott nicht kommt in Sturm und Siegesgepränge, sondern im milden Wehen der Gnade. Die Menschen mußten sich die leidenschaftliche Wundersucht abgewöhnen, sich im schlichten Gebetsgeiste demütigen, und so wurde die Religion selbst innerlicher.

[1] Widuk. 1, 23.

[2] V. Godef. c. Cappen. 7.

## Nachträge und Berichtigungen.

S. 1 N. 1. Woher dieser dem Papste Johann VIII. zugeschriebene Satz stammt, konnte trotz fortgesetzter Nachforschungen nicht festgestellt werden.

S. 8 N. 2. Es soll heißen der Ruf Montjoie vgl. S. 229.

S. 10 N. 1. Gaston Paris S. 450.

S. 25 u. I, 274. Die grausamen Strafen waren nach den Anschauungen der Nordgermanen und Slaven römisch, nicht germanisch, Ad. Br. 4, 6. Herb. v. Ott. 2, 26. Nach einer römischen Synode von 898 sollte die Buße der weltlichen Strafe nachfolgen. Ebenso galt in Schweden die Kirchenbuße als Nebenstrafe neben der weltlichen Sühne; Gummerus, Zur Geschichte des Beicht- und Bußwesens in der schwedischen Kirche 1, 61.

S. 26. Vgl. die Schrift von Königer über die Sendgerichte 1907.

S. 34 Z. 1. Die Waffe des Eishere heißt übrigens hasta.

S. 39. Uneingeladen durfte selbst der König nicht das Immunitätsgebiet betreten.

S. 49 Z. 7. Die Sache ist zwar schwer vorstellbar, aber es heißt so im Texte.

S. 53 Z. 1. Alkuins Briefe werden zitiert nach der Ausgabe von Jaffé.

S. 56 Z. 9. M. G. Poetae latini 2, 271.

S. 58. Vgl. M. G. Cap. 2, 419.

S. 60. Vgl. Hist. Welf. Weingart. 7.

S. 63. Bei den Griechen besorgt vielfach der Diakon noch heute die Schule.

S. 71. Der Ost- und Westchor wurde je nachdem für den Tages- und Nachtgottesdienst verwendet. Zur Andacht des Volkes diente auch der Kreuzaltar.

S. 84. Die Priester unterschieden sich von den Mönchen durch ihre weiße Tracht, den Chorrock, auf den sie ein Vorrecht hatten. Daher unterscheiden die Griechen noch heute den schwarzen und den weißen Klerus.

S. 85. Auch Asylsuchende und Fremde, die keine Herberge fanden, hielten sich Tag und Nacht in der Kirche auf (S. 464, N. 7). Der Bischofssitz in der Apsis wurde aufgegeben und durch einen Chorstuhl an der Seite ersetzt.

S. 89. Nach Mab. annal. 2, 333 speiste das Kloster St. Riquier (St. Richarii Mon. Centulense) 300 Männer und 150 Frauen, eine wohl etwas übertriebene Zahl. — Note 2: ein Scheffel zu 68 Liter gerechnet, ist wohl etwas zu hoch; vgl. S. 137 N. 5.

S. 90 N. 3. Lies: M. Sang. 1, 21 (S. 524).

S. 96. Über die Einführung des Sonntags bei den Ungarn s. Horn St. Etienne 94.

S. 97 N. 1. Über die Entstehung des Gloria aus verschiedenen Doxologien vgl. Laacher Stimmen 73, 43. Die jetzt gebräuchliche Form stammt aus dem 11. Jahrhundert.

S. 98. Ein Priester Alberich stahl Opfergaben und versteckte sie unter das Corporale, Martène, Nov. Coll. 1 a. 39. — An den Ritus der Kinderoblation erinnert der von Burkhard erwähnte Brauch, den toten Kindern in die eine Hand eine wächserne Patene mit einer Oblate, in die andere Hand einen wächsernen Kelch mit Wein mitzugeben (d. 19, 5, 180).

S. 100. Statt der Matutin kam die Frühmesse auf; in diesem Sinne ist wohl auch die 1, 319 erzählte Geschichte aufzufassen, um so mehr als sie übereinstimmt mit der späteren Sitte der Jagdmessen, Mab. a. 4b, 275.

S. 101 N. 1. Vgl. Synode von Aachen 801 c. 8.

S. 109 N. 2. M. G. ss. 4, 560 u. ll. 1, 366.

S. 110. Geschriebene Beichtzettel sind erwähnt in der vita Segolenae, Iohannis Elemosynarii, Thietm. 8, 7.

S. 112. Der hl. Ansgar beichtete dem Herrn und erhielt in einem Gesichte die Absolution v. 3, 8.

S. 113. Eiserne Gürtel für Büßer erwähnt bei Mab. a. 3b, 234, 500.

S. 116. Vgl. die eigentümliche Sitte S. 518.

S. 117 bezw. 1, 81. Die Hochäcker sind nach den neuesten Forschungen von Frank das Werk der germanischen Markgenossenschaften; Deutsche Gaue 1907, VIII, 45, 137.

S. 120 N. 4. Die Stelle steht in der Alfred dem Großen zugeschriebenen englischen Übersetzung von Augustins Soliloquien.

S. 137 Z. 10. Lies: „Wie zur Römerzeit".

S. 144. Das ferramentum einer Mühle (1, 218) zu stehlen, war ein großes Verbrechen, Mab. a. 4a, 188.

S. 147. An römische Denkmäler erinnern die im Mittelalter zu Mainz gebräuchlichen Ausdrücke: Ageduch, Racheden, Dietmark, Küstrich; vgl. Falk, Mainzer Zeitschrift 2 (1907) S. 37. Ein Kapitol wird genannt v. Meinw. 161.

S. 149 N. 4. M. G. ss. 1, 275; 2, 452. — Die angeführte Urkunde stammt aus einer Zeit vor 802, vgl. Schannat Trad. Fuld., n. 101.

S. 150 Z. 7. Die Christophlegende stammt aus dem späteren Mittelalter, älter ist die Julianuslegende S. 465.

S. 150 N. 1. Vgl. M. G. ss. 2, 33, 658. — N. 4. Der Peitschenknall ist noch nicht alt; auf Miniaturen tragen die Treiber einen bloßen Ochsenstecken.

S. 155. S. S. 388 N. 1.

S. 158 Z. 12. Nach der Interpretation von Hilliger, D. Ztsch. f. Gesch. 1903 S. 210.

S. 194. In Oberbayern sind die Ausdrücke Slavinsker und Celten für sonderbare Menschen gebräuchlich.

S. 195. Über den Vergleich der Russen mit Hasen vgl. S. 430 N. 1.

S. 198. In Bosnien sagen die Bauern, der deutsche Pflug reiße alles Unkraut heraus und es gedeihe dann keine Brachweide.

S. 205 Z. 21. Lies: „Cholin" s. S. 337 N. 1.

S. 208 Z. 12. In neuerer Zeit besuchen die russischen Bauernsöhne fleißig die Näh- und Strickschule, laufen aber dabei selbst in Lumpen herum und verstopfen ihre Löcher nicht, wenn es auch noch so leicht ginge.

S. 209. Vgl. Archiv für Religionswissenschaft 1906 S. 276.

S. 211 Z. 7. Simargl wird erklärt aus Sem und Herakles, Mokosch aus Malakia; Archiv für slav. Phil. 5, 6.

S. 214 N. 1. Die Stelle steht im a. Archiv 5, 688.

S. 248 Z. 3. Lies: Desenberg. Beizufügen ist Salzburg in Franken; vgl. Piper, Burgenkunde, 2. Aufl. 119.

S. 257 N. 2. Die angeführte Gleichsetzung (Hemina = 1 Pfund) steht bei Migne 102, 875 im Kommentar zur reg. Bened. c. 40; die gleiche Erklärung hat Hildemar in seinem Kommentar der Regel. Unter dem angegebenen Pfund ist aber nicht das Vollpfund von 12 Unzen zu verstehen, sondern nur ein solches von 10 Unzen (270 gr.), so daß etwa ein Viertelliter herauskommt, wie schon 1, 145 gesagt wurde; vgl. Benediktinerstudien 1884 I, 52.

S. 272 N. 1. Beizufügen S. 499 N. 3.

S. 293. Es entstand in den Klöstern eine scharfe Scheidung zwischen den illiterati, idiotae und den gebildeten Mönchen und dieser Unterschied fiel allmählich zusammen mit dem zwischen conversi (Laienbrüdern), die erst später eintraten, und den oblati, nutriti — eine vollständige Verkehrung der ursprünglichen Ordnung!

S. 294 Z. 6 v. u. Der Italiener Gunzo tadelt zwar an St. Gallener Mönchen ihre Sorge für das Äußere, lobt aber ihre gute Zucht, obwohl er in feindlicher Absicht schreibt; s. S. 364 N. 3.

S. 299 N. 2. Lies: III, 293.

S. 311 Z. 4. Gellert im Bakonywald, Günter im Bayrischenwald.

S. 337 Z. 11 v. u. Lies: Stockerau bei Wien statt Melk.

S. 337 Z. 5 v. u. Herb. v. Ott. 3, 20, v. Gunteri 12 (M. G. ss. 11, 279).

S. 345 Z. 1. Dazu kam Posen 968, Gnesen 1000.

S. 375 Z. 4. Beizufügen ist Wettin (P. l. 2, 371). — N. 2. ss. 4, 571.

S. 376 Z 5. Vgl. Konzil von Meaux 845 c. 49.

S. 383 Z. 11. Den Beleg s. 460 N. 2.

S. 384. Das hohe Alter der bayrisch-österreichischen Leineweberei beweist die Erwähnung der panni Norici schon im Jahre 972, s. S. 441 N. 3.

S. 389 N. 4. Vgl. die merkwürdige Erzählung bei Thietmar. 7, 33 (8, 47).

S. 399 u. 408. Nicht ohne Grund stellt sich Wettin die Hölle unter dem Bilde einer Burg vor (P. l. 2, 370).

S. 401 Z. 11 v. u. Lies: Heinrich **I.**

S. 428 Z. 4. Vgl. v. Bardon. 19.

S. 430. S. die Tauben S. 525, 530.

S. 436. S. Nachtrag zu S. 399.

S. 437. Die Erzählung aus Ekkehard ist hier wiedergegeben nach der Übersetzung von Meyer von Knonau.

S. 438. Über die Aborte von Farfa vgl. S. 509.

S. 439 A. 3. Pez ist hier zitiert nach der Bändezahl, richtiger ist III2.

S. 441 Z. 6. Lies: Samtkrägen.

S. 442. Amarcius ist zitiert nach der Übersetzung von Manitius, Mären und Satiren aus dem Lateinischen S. 111. Der lateinische Text ist ungedruckt und fehlt bei Büdinger und Grunauer, Älteste Denkmale der Züricher Literatur 1866. Die Stelle stimmt überein mit Richer 3, 37: Nam tunicas magni emptas plurimum cupiunt, quas sic ab utroque latere stringunt, manicisque et giris diffluentibus diffundunt, ut artatis clunibus et protensis natibus potius meretriculis quam monachis a tergo assimilentur.

S. 446. Die Gabel wird zuerst abgebildet in einer Handschrift Rotharis in Madrid; vgl. Kemmerich, Allg. Ztg. 1907 Nro. 298.

S. 447 Z. 18. Lies Laibes.

S. 452 Z. 1 v. u. Lies S. 482 A. 1.

S. 454 Z. 23. Lies: Antarari.

S. 464. Das schönste Beispiel eines derartigen Klausners bietet die Lebensbeschreibung Günters (ss. 11, 236, 277).

S. 464 Z. 2 v. u. Vgl. Adam Br. 3, 38 und S. 511.

S. 472. Peter Damiani erzählt, wie ein jagender Graf einmal zwei verirrte Frauen auf sein Roß sitzen ließ und wie ihm diese Tat die Sterbestunde erleichterte; Op. 47, 5.

Die Aufnahme des ersten Bandes war eine günstige; die Rezensenten wußten nichts Ernstliches auszusetzen. Was sie einwandten, wird vielleicht später Gelegenheit geben zu einer Auseinandersetzung, wobei dann auch die Besprechungen früherer Werke in philologischen Wochenschriften und im Polybiblion (Gaidoz) mit ihren Übertreibungen und Unwahrheiten eine Beleuchtung erfahren werden. Vorläufig soll nur die lächerliche Zumutung zurückgewiesen werden, daß bei jeder Wundergeschichte des Mittelalters eine Warnungstafel hätte angebracht werden sollen. Als ob das heute noch notwendig wäre! Diese schlechten Psychologen, die von einer „naiven Gläubigkeit" des Verfassers reden! Viele verwechseln eben ihre eigene Naivität, ihre eigenen Vorurteile mit denen ihrer Gegner!

Bei dem vorliegenden Bande haben freundliche Beihilfe geleistet die Herren Dr. Glauning und Dr. G. Wolff, beide in München, Dr. Zeller in Tübingen, wofür ihnen herzlich Dank gesagt sei.

---

# Register.

# Preß-Urteile

über

## den ersten Band des vorliegenden Werkes.

—

**Hochschul-Nachrichten 1907.**

Grupps Kulturgeschichte des Mittelalters, in der neuen Auflage auf drei Bände berechnet, verspricht nach dem fertig vorliegenden ersten Bande eine reiche, schöne Fundgrube für alle Geschichtsfreunde zu werden, die nicht berufsmäßig zu den Quellen selbst vorzudringen haben, und selbst Fachleuten manchen wertvollen Wink und Fingerzeig zu bieten. Eine kurze Anzeige, wie sie hier nur Platz findet, kann nicht das Einzelne nachprüfen und noch weniger von dem mannigfachen Inhalte des auf umfassenden Studien beruhenden Buches eine sei's noch so gedrängte Übersicht geben. Aber das darf dem Autor zuversichtlich bezeugt werden, daß er von der in diesem ersten Bande behandelten Zeit ein lebendiges, fesselndes, in allen wesentlichen Zügen treues und sprechendes Gemälde entworfen hat Gewiß vielen zur Freude, zur Anregung und zur Belehrung, wie es der Schreiber dieser Zeilen von sich dankbar bezeugen darf.

**Academia 1907 Nr. 12.**

Was von materieller und geistiger Kultur, von kirchlichem und staatlichem Leben in den schriftlichen Quellen und in den Denkmälern uns erhalten ist, hat der Verfasser gesammelt, und man muß dabei seine geradezu erstaunliche Belesenheit bewundern. Er weiß alles in die richtige Beleuchtung zu stellen und mit der ihm eigenen, gerade für diese Art der Geschichtsschreibung gewiß nicht leichten Kunst elegant und flüssig darzustellen, so daß sich das Buch sehr angenehm liest. Der Verfasser ist kein Panegyriker, er zeigt Licht und Schatten, wo er sie findet; man merkt es dem Buche ordentlich an, daß der Verfasser sich strenger Objektivität befleißigt hat. Aber immer leuchtet der Einfluß der Kirche und des Christentums durch. Treffend ist die Würdigung Gregors des Großen, schön ist die Schilderung von der Heiligkeit und Wohltätigkeit im Frankenreiche. Doch wir wollen weitere Einzelheiten nicht aufführen. Der Leser möge selbst urteilen.

**Zwanzigstes Jahrhundert 1907 Nr. 19.**

Manches, was Grupp in seiner fließenden Sprache uns vorschreibt, liest sich bei ihm in vollkommen neuem Gewande und gewisse Tatsachen, die ja auch aus anderen Schriften bekannt sind, erhalten durch ihn eine ganz eigenartige, oft geradezu überraschende Beleuchtung. Wo das Verständnis es erfordert, finden wir Hinweise auf frühere oder spätere, zuweilen sogar auf die neueste Zeit. Die Sprache ist klar und bestimmt, aber doch stets wissenschaftlich gehalten und überall leicht verständlich, der Text im weitesten Maße auf die entsprechenden Literaturangaben gestützt. Grupp weiß seine Leser auch in weniger ansprechenden und trockenen Kapiteln durch seine oft humorvolle Sprache zu fesseln. Was an seinem Werke besonders angenehm berührt, ist die gerechte Beurteilung der Absichten und Verdienste des Christentums, seiner mittelalterlichen Vertreter und seiner Einrichtungen, welchen der Verfasser, ohne etwaige Mängel

an dem Einzelnen zu schonen oder gar einen konfessionellen Standpunkt einzunehmen, warme Anerkennung zuteil werden läßt. Die Liebe zum Stoffe, welche ihm offensichtlich die Feder führte, überträgt sich unbewußt auf den Leser, der fast auf jeder Seite Anregung zu eigenem Nachdenken findet. Das verwandte Bildermaterial bietet eine wohlgelungene Illustration zum Text.

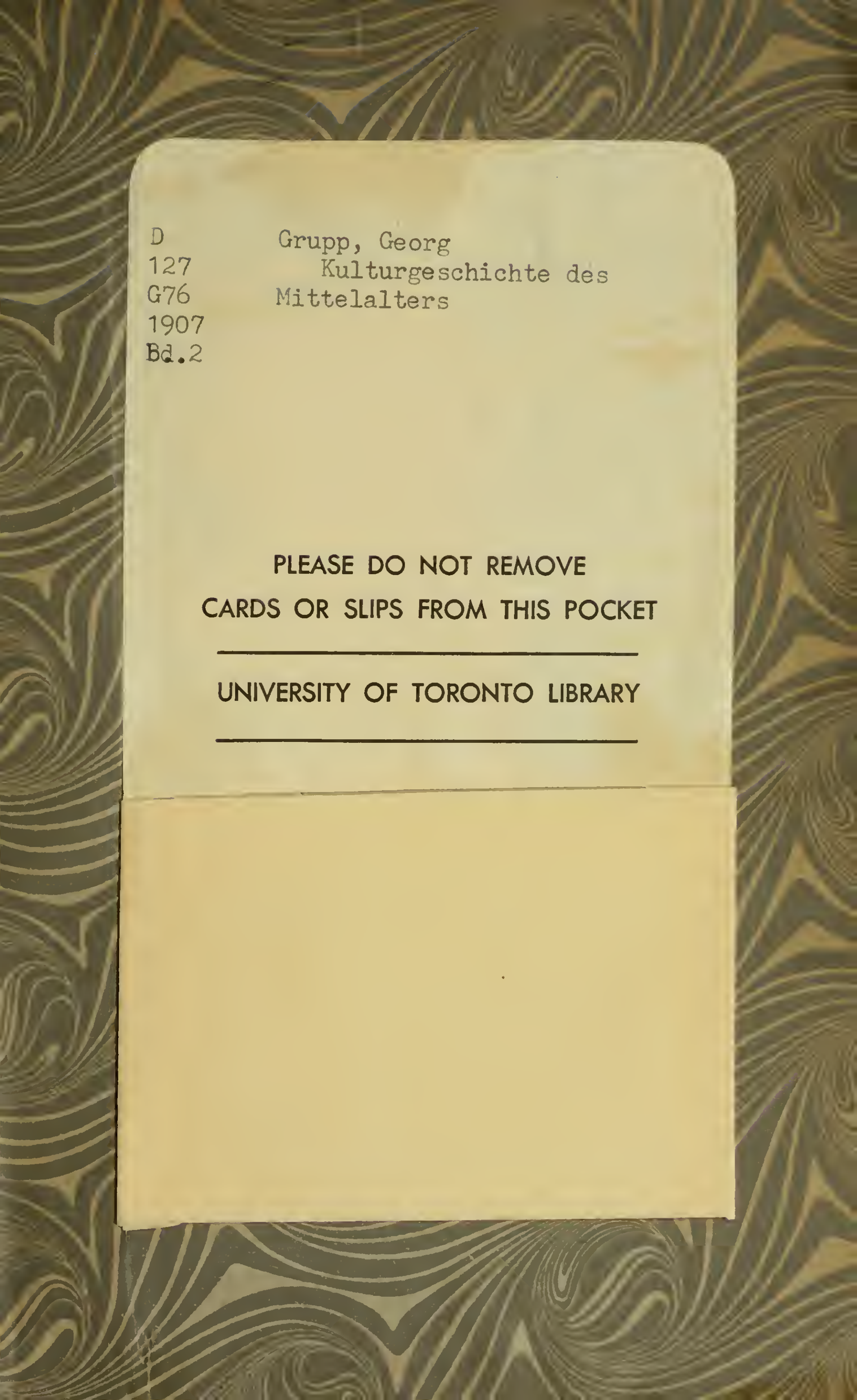
## Beil. z. Augsb. Postzeitung 1907 Nr. 18.

Grupps Kulturgeschichte zeichnet sich aus durch eine staunenswerte Belesenheit und Vertrautheit mit der gesamten Literatur und den fließenden Quellen. Ganz besonders wertvoll ist die Vergleichung der Zustände früherer und späterer Zeiten, wodurch zahlreiche neue Gesichtspunkte in ihren entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhängen zutage gefördert wurden. Ein weiterer Vorzug ist die große Belebtheit, die anziehende Art und Weise der Darstellung, die farbenreiche Anschaulichkeit des gediegenen Inhalts. Der Kenner des mittelalterlichen Kulturlebens wird viele neue Momente, Tatsachen, Gedankengänge vorfinden, welche ihm das Verständnis dieser Kultur-Epoche mehr und mehr erschließen. Wer den kulturgeschichtlichen Teil der Geschichte des Mittelalters näher sich besehen will, findet eine glänzende, gründliche, mit zahlreichen fesselnden Einzelheiten durchsetzte Schilderung wissenschaftlichen Lebens. Die Gesamtdarstellung zeichnet sich aus durch strenge Objektivität, welche an weltlichen und geistlichen Erscheinungen Lobens- und Tadelnswertes in verdientem Maße hervorhebt. Grupp hat einen ziemlich hohen Wert auf die sozial- und namentlich die wirtschaftsgeschichtliche Seite seines Werkes gelegt, ein Umstand, der das Buch in der Vielseitigkeit seiner Veranlagung erkennen läßt. Das infolge eines klaren und spielenden Stiles sehr anziehend geschriebene Buch wird in seinem Genusse und in seiner Wirksamkeit noch wesentlich erhöht durch zahlreiche, durchgehends trefflich reproduzierte Abbildungen, welche den Text begleiten. Alles in allem besitzen wir an Grupps Kulturgeschichte ein Werk, nach welchem die bisherigen zahlreichen Freunde seiner Schriften mit Vergnügen wieder greifen werden, welches sich aber besonders in seinem erneuten Gewande noch mehr Freunde einer gediegenen Kulturgeschichtschreibung erwerben wird.

## Monatsschrift f. christl. Sozialreform 1907 Nr. 8.

Grupp hat die schwierige Aufgabe gelöst, aus dem reichen Material, das gerade in der letzten Zeit so angewachsen, das Bedeutendste zu wählen und dasselbe zu einem Bild der Kultur Europas in der Zeit der Völkerwanderung zu gestalten. Wir möchten aus den einzelnen Kapiteln besonders die Würdigung des Gotenreiches in Italien und die treffende Charakteristik Theodorichs des Großen hervorheben. In „Justinian und die byzantinische Kultur" entfaltet Grupp auf Grund sorgfältiger Detailstudien ein Bild des kaiserlichen Byzanz, welches einen so großen Einfluß auf die jungen Staaten, die aus Völkerwanderungen hervorgingen, ausüben sollte. Mit Recht wird dem wirtschaftlichen Leben besondere Aufmerksamkeit geschenkt und versteht es Grupp, den Gegensatz zwischen der städtischen Hyperkultur des untergehenden Roms und den Sitten der germanischen Markgenossen mit ihrer Weidewirtschaft dem Leser nahezubringen. Die fatale Verbindung römischer Sittenlosigkeit und germanischer Wildheit in der fränkischen Kultur wird in ihren Hauptträgern gezeichnet. In den lichten Gestalten der Heiligen Radigunde und Balthildis zeigt sich auch jenen dunklen Tagen die weltüberwindende Kraft des Kreuzes. Die vielumstrittene irische Kirche findet eine objektive und erschöpfende Darstellung, was beim entscheidenden Einfluß, den die Kuldeer auf die Entwicklung der frühmittelalterlichen Kultur ausgeübt, wohl begründet ist. In 45 Abbildungen wird der Leser mit Wohnung, Kleidung, Schmuck, Tempel und Heiligtümern bekannt gemacht.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 26 04 13 005 0